CONCORDIA UNIVERSITY
PT2374.A11921 C001 V005
SAMTLICHE WERKE LEIPZIG
3 4211 000084602

Gottfried Keller

Sämtliche Werke

Dreizehnter Teil

Gottfried Keller

Sämtliche Werke in vierzehn Teilen

Herausgegeben von Conrad Höfer

Dreizehnter Teil

Martin Salander.

Leipzig / Hesse & Becker Verlag

Martin Salander

88.883

Roman

von

Gottfried Keller

STUDENTS LIBRARY
CONCORDIA TEACHERS COLLEGE
RIVER FOREST, ILLINOIS

Leipzig / Hesse & Becker Verlag

CONCORDIA COLLEGE RIVER FOREST LIBRARY

833.88
K29
V.5

STUDENTS LIBRARY
CONCORDIA TEACHERS COLLEGE
RIVER FOREST, ILLINOIS

PT
2374
.A1
1921
v.5

34449

+4320

1

Ein noch nicht bejahrter Mann, wohlgekleidet und eine Reisetasche von englischer Lederarbeit umgehängt, ging von einem Bahnhofe der helvetischen Stadt Münsterburg weg, auf neuen Straßen, nicht in die Stadt hinein, sondern sofort in einer bestimmten Richtung nach einem Punkte der Umgegend, gleich einem, der am Orte bekannt und seiner Sache sicher ist. Dennoch mußte er bald anhalten, sich besser umzusehen, da diese Straßenanlagen schon nicht mehr die früheren neuen Straßen waren, die er einst gegangen; und als er jetzt rückwärts schaute, bemerkte er, daß er auch nicht aus dem Bahnhofe herausgekommen, von welchem er vor Jahren abgefahren, vielmehr am alten Ort ein weit größeres Gebäude stand.

Die reichgegliederte, kaum zu übersehende Steinmasse leuchtete auch so still prächtig in der Nachmittagssonne, daß der Mann wie verzückt hinsah, bis er von dem Verkehrstrubel unsanft gestört wurde und das Feld räumte. Aber der erhobene Kopf, die an der Hüfte gelind sich hin und her wiegende Reisetasche ließen erkennen, wie er vom Schwunge der Gedanken bewegt, von Genugtuung erfüllt dahinschritt, um Weib und Kinder aufzusuchen, wo er sie vor Jahren gelassen. Jedoch vergeblich forschte er zwischen der rastlosen Überbauung des Bodens nach Spuren früherer Pfade, die sonst zwischen Wiesen und Gärten schattig und freundlich hügelan geleitet hatten. Denn diese Pfade lagen auch weiterhin unter staubigen oder mit hartem Kies beschotterten Fahrstraßen begraben. Obgleich das alles seine Bewunderung stetig erhöhte, war er endlich doch angenehm überrascht, als er unvermerkt, um eine Ecke biegend, sich in einen Häuserwinkel versetzt fand, den er augenblicklich an seiner verjährten ländlichen Bauart wiedererkannte. Die vorspringenden

Dächer, das rote Balkenwerk, die kleinen Vorgärtchen waren die nämlichen, wie seit Menschengedenken.

„Da ist ja der Zeisig!“ rief der Wandersmann, indem er stillstand und mit warmem Heimatgefühl die alte Lokalität betrachtete, „wahrhaftig der Zeisig! Im Zeisig, heißt es hier! Wer kann sagen, warum einem eine solche Sache und ein solches Wort während sieben Jahren nicht ein einziges Mal eingefallen ist, und haben wir doch als Schüler hier so schönen Apfelmost getrunken, wenn wir einen Batzen besaßen! Und der alte Brunnen steht auch noch, mit welchem man den Zeisigbauer aufzog, daß er Most und Milch daraus speise!“

In der Tat sprudelte aus der uralten Holzsäule das klare Bergwasser in denselben Trog, wie ehemals, und zwar durch den gleichen abgesägten Flintenlauf, der statt einer eisernen Brunnenröhre darin steckte. Diese Entdeckung erregte dem Mann eine neue Begeisterung.

„Sei mir gegrüßt, ehrwürdiges Zeichen friedlicher Wehrkraft!“ dachte er halblaut; „dies Rohr, das einst Feuer gesprüht, spendet das lautere Quellwasser für Mensch und Tier! Aber schon hängt in jedem Hause, wie ich vernehme, das gezogene Gewehr und harrt der ernsten Prüfung; möge sie der Heimat lange erspart bleiben!“

In diesem Augenblicke näherte sich ein Trupp spielender Kinder dem Brunnen, kleines Volk von zwei bis sechs Jahren. Letztern Alters konnten zwei Knaben und überdies Zwillinge sein, weil sie genau dieselbe Größe, ganz ähnlich runde Köpfe mit dicken Backen, und vor den Bäuchen aus gleichem Wachstuch geschnittene, mit Blümchen bedruckte Schürzen aufwiesen, offenbar ebensowohl als Auszeichnung wie zum Schutze der Kleider. Etwas seitwärts stand einsam ein bleicher Junge, der seinen achten Sommer zählen mochte, und Anlaß zu einer kleinen Begebenheit bot, welche die Aufmerksamkeit des heimkehrenden Mannes von dem alten Flintenlauf ablenkte.

Einer der beiden Schurzträger rief nämlich den einsamen Jungen hochmütig an:

„Was tust du denn hier? Was willst du?"

Als der Angerufene nicht antwortete und nur melancholisch herüberblickte, trat der andere Zwilling, die Hände auf dem Rücken, den beschürzten Bauch vorstreckend, näher hin und sagte patzig:

„Ja, auf was wartest du hier?"

„Ich warte auf meine Mutter!" erwiderte nun der Junge, unsicher werdend, ob er das Recht habe, dort zu stehen. Der andere aber versetzte trocken und verächtlich wie ein Alter: „So, du hast eine Mutter?" während sein Bruder laut auflachte und schrie:

„Ha ha! Der hat eine Mutter!"

Sogleich sang der ganze Kinderchor mit drollig nachgeahmtem Gelächter:

„Der hat eine Mutter!"

Und nie hörte man ein fröhlicheres Lachen so kleiner Leute. Als ob das lustigste Ereignis sie königlich erheitere, holten sie immer ein neues „Hahaha" aus der Tiefe ihrer arglosen Kinderherzchen herauf und standen dabei im Kreise beisammen, innerhalb dessen ein zweijähriges Watschelbübchen, indem es sich mit den fetten Händchen die Seiten hielt, wiederholte:

„O! eine Moder hat der!"

Als dies Vergnügen, wie alles hienieden, allmählich sein Ende erreicht, fragte der mit der Reisetasche, der es wohl beobachtet hatte und nichts davon verstand, mit freundlichen Worten:

„Warum lacht ihr Kinder so darüber, daß der Knabe eine Mutter hat? Habt ihr denn keine Mutter?"

„Nein! Wir sagen Mama!" erklärte der eine Rädelsführer der Kleinen, und gleichzeitig nahm er einen Tonscherben von dem Boden, schöpfte Wasser aus dem Brunnenbecken und schleuderte es auf den Inhaber einer Mutter. Der verlor aber die Geduld. Er sprang herbei, um den bösen Zwilling ein weniges zu zausen, worauf beide Brüder zu zetern und „Mama! Mama!" zu schreien begannen.

„Isidor! Julian! Was gibt's denn, was habt ihr wieder?" ließ sich eine Stimme vernehmen, und aus einem der Häuser kam eine rüstige Frau, unzweifelhaft vom Waschzuber weg. Die feuchte Schürze war zurückgeschlagen, auf der einen Faust hielt sie einen modisch mit Blumen und Seide aufgeputzten Strohhut vor sich hin, während sie mit dem andern rotbraunen Arm den Schweiß von der Stirn zu wischen suchte und der ihr folgenden Putzmacherin schmälend zurief, der Hut sei nicht geraten, die Blumen stellten nichts Rechtes vor, sie wolle ebenso schöne und große, wie andere Frauenzimmer, und weiße Bänder, statt der braunen. Sie wüßte nicht, warum sie nicht ebensogut weiße Bänder tragen dürfte wie diese und jene, und wenn sie auch keine Rätin sei, so werde sie dereinst vielleicht eines oder zwei solcher Stücke zu Schwiegertöchtern bekommen!

Die Modistin, welche ihr den Hut inzwischen abgenommen, versetzte bescheiden schnippisch, es sei gut, daß die Bänder nicht schon weiß gewesen, sonst würden sie von den nassen Händen der Frau bereits verdorben sein, und es frage sich, ob diese befleckten braunen sauber herzustellen seien. Sie wollte sehen, was die Meisterin dazu sage. Hiermit legte sie den Hut wieder in die Schachtel, in der sie ihn hergetragen, und begab sich verdrießlich hinweg, indessen die Waschfrau ihr nachrief, sie solle nur machen, daß sie den Hut bis nächsten Sonntag erhalte, denn sie wolle damit zur Kirche gehen. Dann sah sie endlich nach ihren Buben Julian und Isidor, welche zu schreien nicht aufhörten, obgleich der fremde Knabe sich an seinen Standort zurückgezogen hatte.

„Was ist denn mit euch? Wer tut euch was?" rief sie, worauf jene schrien: „Der dort will uns hauen!"

Nun aber mischte sich der stets aufmerksame Wandersmann in den Handel und belehrte die Frau, die beiden Jungen hätten den andern zuerst mit Wasser begossen und ihn ausgelacht, weil er nur eine Mutter und keine Mama besitze.

„Das ist nicht schön von euch!" sagte die Frau mit milder Zurechtweisung zu ihren Sprößlingen; „er ist nicht schuld,

wenn er arme oder ungebildete Eltern hat, und ihr könnt Gott danken, daß es euch besser geht!"

Der mit der Reisetasche konnte sich nicht enthalten, zu fragen, ob es denn hierzulande ein Zeichen von Armut oder Verwahrlosung sei, wenn unter dem Volke die Eltern noch Vater und Mutter genannt werden, und er tat diese Frage mit anständiger Wißbegier, ohne Spott, gewärtig, schon wieder etwas Neues, vielleicht Günstiges und Rühmliches zu erfahren. Die Frau aber sah ihn groß an, besann sich ein wenig, bis sie zu erkennen glaubte, daß es sich um einen unvorgesehenen unbefugten Angriff handle, und erwiderte alsdann mit geschärfter Betonung:

„Wir sind hier nicht Volk, wir sind Leute, die alle das gleiche Recht haben, emporzukommen! Und alle sind gleich vornehm! Und für meine Kinder bin ich die Mama, damit sie sich nicht vor dem Herrenvolk zu schämen brauchen und einst aufrechten Hauptes durch die Welt gehen dürfen! Jede rechte Mutter hat die Pflicht, dafür zu sorgen, weil es Zeit ist!"

„Was machst du denn für einen Lärm, Frau?" sagte der hinzugekommene Mann derselben; er setzte einen großen Korb voll gelber Rübchen neben den Brunnen nieder, indem er beifügte: „Da ist Gemüse zu waschen! Ich will gleich das Beet umgraben und wieder ansäen; die Buben können das Zeug abspülen! Damit sie das Wasser im Trog nicht verunreinigen, gib ihnen einen Zuber, Frau, und achte doch darauf, daß dem Vieh das Trinkwasser nicht immer getrübt wird von den Kindern!"

Hierdurch schien die wackere Frau, in Gegenwart des Fremden, noch gereizter zu werden. Die Knaben seien jetzt ordentlich angezogen und sollen sich nicht schon wieder versauen! Sie wolle die Rübchen nachher schon abspülen, wozu noch alle Zeit sei, denn sie würden erst am nächsten Morgen geholt.

Und die Zwillinge riefen ihrerseits: „Vater, die Mama

sagt, wir dürfen uns nicht versauen! Was sollen wir nun tun? Können wir laufen, wo wir wollen?"

Ohne die Antwort abzuwarten, sprangen sie mit den andern Kindern davon; der Fremde aber, statt ihrem Beispiel zu folgen, blieb immer noch stehen, in Nachdenken verloren über die neue Tatsache, daß der Mann der Mama doch ein einfacher Vater sei vor seinen Kindern, dabei freilich auch nicht so viel zu gelten schien wie jene.

In diesen Gedanken unterbrach ihn der Landwirt oder Gemüsegärtner und fragte: „Und was ist's mit dem Herrn hier, was wünscht er?"

„Er wird wohl nichts zu wünschen haben!" rief die Frau dazwischen; „er hat uns bloß Volk genannt und sich verwundert, wieso die Buben mir Mama rufen sollen!"

„Das war nicht so gemeint!" sagte der Fremde lächelnd, „ich habe mich ja im Gegenteil über die Verfeinerung der Sitte hierzulande gefreut, über die zunehmende Gleichheit der Bürger; gewahre nun aber doch, daß das Familienhaupt noch Vater genannt wird und nicht Papa! Wie darf ich mir nun das wieder erklären?"

Die Frau blickte ärgerlich auf ihren Mann, der ihr in diesem Punkte genugsam Verdruß gemacht haben mochte, und verhielt sich im übrigen still. Der Mann seinerseits betrachtete den Fremdling nun ebenfalls mit prüfendem Blicke, wie vorhin die Frau, und als er dessen offenes und gutmütiges Gesicht wahrnahm, ließ er sich zu einer vertraulichen Rede herbei:

„Seht, guter Freund! Das ist eine Sache, wovon manches zu berichten wäre! Die Gleichheit ist allerdings vorhanden, und alle streben wir aufwärts. Am eifrigsten sind die Weiber dahinter her; eine nach der andern nimmt jenen Titel an, wogegen wir Mannsleute bei unserer Hantierung dergleichen Zierat nicht brauchen können. Wir würden uns selbst auslachen, wenigstens einstweilen noch, und dann, was die Hauptsache ist, so würde man uns die Steuern hinaufschrauben, wenn wir den Papatitel annähmen. So hat der Herr

Pfarrer in der Schulpflege zu verstehen gegeben, wo die Sache zur Sprache kam, weil ein Schulmeister einen Teil der Schüler mit Papa und Mama traktierte, wenn er von ihren Eltern zu sprechen hatte. Es waren dies natürlich solche Kinder, die schöne Geschenke brachten. Bei den Frauen, sagte der Pfarrer, habe das nicht so viel zu bedeuten, weil ihre Eitelkeit bekannt sei; wenn aber die Mannsbilder sich Papa rufen ließen, so urkundeten sie hiermit, daß sie sich zu den Wohlhabenden und Fürnehmen rechnen, und da sie ohnehin zu wenig versteuern, so würde man sie bald höher einzuschätzen wissen. Es wurde dann auch sofort allen sechs Lehrern strengstens befohlen, in der Schule von Gleichheits wegen das Wort Papa zu vermeiden und bei reich und arm nur Vater zu sagen!"

Die Frau war schon bei Anfang dieser Rede zornig in ihre Küche zurückgelaufen; der Landmann ging auch hastig seiner Wege, indem er sich besann, daß er noch genug zu tun und schon zu lang geschwatzt habe, und der Fremde stand allein auf dem stillen Platze. Erst jetzt las er an dem alten Hause die Inschrift „Gemüsegärtnerei und Milchwirtschaft von Peter Weidelich". Also Weidelich heißen diese Leute, sprach er vor sich hin, ohne selbst darauf zu achten. Er rieb sich sacht ein wenig die Stirne, wie einer, der nicht recht weiß, wo er sich im Augenblick befindet, bis er sich besann, daß er ja noch höchstens zehn Minuten zu gehen brauche, um die Seinigen zu sehen. Doch wie er sich wandte und den Fuß ansetzte, fiel ihm eine Hand auf die Schulter und eine Stimme fragte:

„Ist das nicht der Martin Salander?"

Er war es wirklich; denn er kehrte sich wie der Blitz um, da er auf dem heimischen Boden zum erstenmal seinen Namen hörte und nun auch das erste bekannte Gesicht erblickte.

„Und du bist der Möni Wighart, wahrhaftig!" rief er. Beide schüttelten sich die Hände, einander aufmerksam, aber nicht unerfreut betrachtend als gute alte Freunde, von denen

keiner dem andern etwas zu danken oder je etwas von ihm gewollt hatte. Das ist immer eine gute Begegnung an der Schwelle jeglicher Heimat.

Der genannte Möni oder Salomon schien um zehn Jahre älter als Herr Martin Salander, sah aber noch so frisch und sauber mit seinem Schnurr- und Backenbärtchen aus wie ehemals, und trug denselben Rohrstock mit vergoldetem Hundekopf, wie vor zwanzig Jahren. Mit allen ordentlichen Leuten stand er auf Du und Du, obgleich keiner deutlich wußte, seit wann. Trotzdem hatte er nie einen Feind; denn er war für jeden, der ihn traf, ein Ruhepunkt und eine Pause in den Sorgen und Gedanken, die ihn bewegten, oder auch, wenn der Betreffende just zerstreut dahintrieb, ein kommlicher Anhalt zur Sammlung.

„Martin Salander! Wer hätte das gedacht! Und seit wann bist du wieder im Land? Oder kommst du erst?" fragte er abermals.

„Soeben komm' ich vom Bahnhof!" war die Antwort.

„Was du sagst! Ich komme doch auch daher, trinke alle Tage meinen Kaffee dort und sehe, wer abgeht und ankommt, und habe dich nicht bemerkt! Der Tausend noch einmal! So so, da ist der Martin Salander wieder! Nicht wahr, du kommst gradenwegs aus Amerika?"

„Aus Brasilien, d. h. ich habe mich sechs Wochen in Liverpool aufgehalten in etwas Geschäften. Nun aber ist's Zeit, daß ich meine Frau aufsuche, habe seit einem halben Jahre keine Nachricht von ihr und meinen drei Kindern, sie müssen mich längst erwarten. Hoffentlich steht es gut mit ihnen!"

„Ja wo sind sie denn? Hier oben auf der Höhe?" Diese Frage tat der alte Freund nur mit halber Sicherheit seiner Stimme, und der andere schien auch etwas betreten, indem er erwiderte:

„Ei freilich, sie hat ja seit Jahren eine kleine Sommerwirtschaft und Fremdenpension auf der Kreuzhalde gepachtet, es kann nicht sehr weit von hier sein!"

Bei sich selbst dachte er: Nun weiß der nichts davon oder

tut wenigstens so; ein Zeichen, daß er nicht ein einziges Mal dort war, der ewige Spaziergänger und Schoppenstecher! Es muß also nicht glänzend gehen, und jedenfalls hat die arme Marie keinen vorzüglichen Wein zu verzapfen!

Die kleine Verlegenheit überspringend, ergriff Wighart die Hand, welche Salander zum Abschiede bot, und hielt sie fest.

„Ich würde gleich mitkommen; das geht aber natürlich jetzt nicht gut an bei euerem ersten Wiedersehen, da kann man keine Störer und Gaffer brauchen! Allein zehn Schritt von hier, um die Ecke, hat der alte Friedensrichter Hauser im ‚Roten Mann' einen Letztjährigen, der trinkt sich wie Himmelsluft. Ich nehme bei schönem Wetter täglich ein Schöppchen davon. Nun tu' ich es nicht anders, Meister Martin, du mußt zum Willkomm eine Flasche mit mir leeren! In einem halben Stündchen, in zwanzig Minuten ist es getan, und der Nachmittag ist noch lang! Komm! Mach' keine Umstände! Ich will durchaus das erste Glas mit dir trinken und verspreche, dich nicht lange aufzuhalten!"

Martin Salander, dessen Hand der gute alte Freund nicht fahren ließ, sträubte sich ernstlich, vom Verlangen nach Frau und Kindern beseelt, denen er so nahe war; als ein so Weitgereister jedoch, der oft größere Umwege und Aufenthalte vergeblich gemacht und den sieben Jahren seiner Abwesenheit leicht eine Viertelstunde hinzufügen durfte, um der unverhofften Begegnung eine Ehre anzutun, gab er endlich nach. Er wußte zwar, daß es den geselligen Herrn vornehmlich gelüstete, in aller Eile etwas Näheres von seinen Schicksalen zu erfahren und nebst der Ankunft abends als der erste in der Stadt erzählen zu können; aber auch er selbst empfand jetzt plötzlich ein Bedürfnis, über die Dinge in der Heimat von dem stets unterrichteten Manne Vorläufiges zu vernehmen. So wandte er sich denn, statt den Weg in die Kreuzhalde fortzusetzen, mit dem Möni Wighart in anderer Richtung hinweg und folgte diesem nach dem „Roten Mann", einem Bauerngute, wo ein altangesessener reicher

Landwirt nebenher sein reingehaltenes Eigengewächs ausschenkte.

Der Platz um den Brunnen war nun gänzlich still und leer; nur in einer Ecke stand noch der Knabe, der auf die Mutter wartete und das jüngste Kind Salanders war, der eben hinweggegangen.

2

Die beiden Männer hatten in der Tat nicht weit zu gehen, bis sie das hinter Obstbäumen verborgene Haus fanden. Die Wohn- und Gaststube des Wirtes war leer, als sie eintraten; eine Frauensperson, irgendwo beschäftigt, kam auf Wigharts Klopfen herbei.

„Wo haben wir den Herrn Friedensrichter?" fragte er, zugleich eine Flasche Wein bestellend.

„Sie sind alle in den Reben," gab die Magd zur Antwort, während sie eine weiße Flasche aus dem Schranke nahm, sie ins Wasser des blanken Kupferkessels tauchte, auf welchem ein halbmondförmiger geschuppter Fisch getrieben war, zu beiden Seiten die Namenszüge eines Vorfahren und darunter eine Jahrzahl aus dem achtzehnten Jahrhundert. Jene ging, den Wein frisch im Keller zu holen, indes die Gäste sich an den breiten Nußbaumtisch setzten.

Martin Salander schaute sich um, holte tief Atem und sagte: „Wie ruhig und still ist es hier! Seit sieben Jahren bin ich nicht hinter einem Tisch wie dieser gesessen!"

Durch die Fenster sah man nur Grünes, Apfelbäume, Wiesen und statt der blauen Luft, soweit der Blick zwischen den Stämmen und Ästen den Weg fand, im Hintergrunde den ansteigenden Weinberg, dessen Erde soeben sorgfältig gelockert wurde. Nur hie und da sah man von den gebückten Werkleuten einen Kopf aus dem Laube emportauchen, und man glaubte die sonnige Ferne selbst zu erblicken, in die er hinausschaute.

„Sieben Jahre, bei Gott! Ist es schon so lang, daß du fort bist," sagte Wighart.

„Und drei Monate!"

Die Magd brachte den Wein und ein paar Schnitte gutes Roggenbrot, und als die Gäste nichts weiter verlangten, ging sie wieder an ihre Arbeit. Wighart schenkte beide Gläser voll.

„Also sei willkommen!" begrüßte er, mit ihm anstoßend, wiederum den Heimkehrenden, der noch nicht ganz zu Hause war und vor der Zeit die Ruhe kostete; „auf deine Gesundheit! Aber gut siehst du ja schon aus, wirklich wie die Gesundheit selber! Also laß uns annehmen, es sei dir gut gegangen und alles wohl gelungen!"

„Auf jede Art ist es mir gegangen; doch habe ich mich gewehrt und getummelt und wenig geschlafen, das kann ich dir sagen, und endlich mich von dem Schlag erholt, der mich damals so schmählich getroffen hat. Es dauerte freilich länger, als ich meinte, daß es gehen würde!"

„Wenn ich nicht irre, so bist du durch eine Bürgschaft ins Unglück gekommen? Ich war zu jener Zeit auf Reisen, und als ich wiederkam, hieß es, du seiest fort."

„Freilich, die Geschichte mit dem Louis Wohlwend!"

„Richtig! Jeder nahm teil an deinem Mißgeschick, aber allgemein wurde auch gefragt, wie du dein Vermögen durch eine so unbedachte Handlung aufs Spiel setzen konntest?"

„Ich habe nichts aufs Spiel gesetzt, ich wollte nichts gewinnen, sondern einfach ein Gebot der Freundespflicht erfüllen, d. h. — ich glaubte eben nicht, daß es zum Zahlen käme, war vielmehr der Meinung, soviel mir noch vorschwebt, die Suppe würde wohl nicht so heiß gegessen werden, wie sie gekocht sei, und jeder wahre Freundesdienst sei mit einem Wagnis verbunden, sonst wäre es keiner. Wir waren im Lehrerseminar schon gute Freunde. Er lernte schwer und hielt sich deshalb an mich, dem es leichter ging; vor den anderen schien es eher, als ob ich von ihm lernte, Gott weiß,

wie es zuging! Es machte mir jedoch Spaß; denn er war sehr drollig, zutraulich und gescheit, und wo zwei beieinander standen, trat er hinzu, selbst unter den Lehrern und Professoren. Mit diesen wußte er sich sehr ergötzlich zu benehmen, wenn die Jahresprüfungen da waren. Er forschte nicht etwa, worüber sie ihn besonders fragen würden, sondern wußte ihnen geradezu beizubringen, was er wollte, daß sie ihn fragen sollten, worauf er sich die bezüglichen Gegenstände extra von mir eintrichtern ließ oder wie ich es nennen soll. Es war, wie wenn er eine Gabe hätte, die Gedanken der Menschen mit wenig Wörtchen zu reihen, hin und her gehen zu lassen und aufzulösen, und doch war er nicht imstande, selbst eine dauernde Gedankenordnung festzuhalten. Aber alles war, wie gesagt, spaßhaft, und jeder ließ ihn gewähren. Er erhielt auch richtig die Verweserei einer ländlichen Elementarschule, wo es herrlich und in Freuden ging; als er aber Realklassen übernahm, d. h. den Unterricht der größeren Kinder, begann er bald von Ort zu Ort zu rutschen und gab in kurzer Zeit das Schulmeistern auf. Ich hatte mich indessen noch zum Sekundarlehrer ausgebildet und ordentlich Fleiß darauf verwendet; auch verwaltete ich die Schule, an die ich gewählt wurde, nicht allein mit der üblichen Begeisterung, sondern auch mit einigem Pflichtgefühl und bemühte mich redlich, die Schüler so durchgehend als möglich emporzuarbeiten. Ich freute mich schon der späteren Tage, wo ich manchem Landmann zu begegnen hoffte, der es mir danken würde, wenn er eine richtige Berechnung anstellen, ein Stück Feld ausmessen, seine Zeitung besser verstehen und etwa ein französisches Buch lesen könnte, alles ohne die Hand vom Pfluge zu lassen! Allerdings hab' ich es nicht erlebt; denn die Buben schwanden einem vorweg aus den Augen und verkrochen sich in alle möglichen Schreibstuben. Keinen sah ich je wieder auf dem Feld und an der Sonne!"

Salander hielt inne und besann sich; dann tat er einen leichten Seufzer und redete weiter:

„Aber hab' ich es denn besser gemacht? Bin ich nicht selbst vom Pfluge weggelaufen?"

„Du meinst, als du den Lehrerberuf aufgabst?" sagte Wighart, da der andere ein Weilchen wieder verstummte; „wie bist du denn dazu gekommen?"

„Vater und Mutter starben mir in der Heimat in derselben Woche an einem bösartigen Fieber. Im Stall war ihnen ein krankes Kälbchen zugrunde gegangen, das haben sie oberhalb des Hauses in der Wiese vergraben, unfern unserer guten Brunnenquelle, und sich so das Wasser in aller Unschuld vergiftet. Knecht und Magd entrannen dem Tode mit Not. Die Ursache ward erst später entdeckt. Mir aber wandelten sich Schreck und Trauer bald in eine große Unruhe, als ich mich im Besitze des elterlichen Vermögens sah, das nach dem Verkaufe des Hofes für einen Schulmeister artig genug ausfiel. Ich heiratete meine Frau, die mir schon länger in die Augen gestochen, und auch sie besaß bare Mittel. Da wurde es mir plötzlich zu eng in der friedlichen Schulstube, in der entlegenen Landschaft; ich zog hierher, in die Stadt dort hinter den Bäumen, wollte mitten im Verkehr stehen, unter Erwachsenen, auf Freiheit und Fortschritt ausschauen, ein Geschäftsmann, ein Muster von Brotherrn sein, ja sogar noch den Militärdienst nachholen und Offizier werden, um meinen Mann zu stellen. Denn ich glaubte alles schuldig zu sein, weil ich etwas Vermögen besaß, das im Grunde doch kein Reichtum zu nennen war.

Zunächst beteiligte ich mich an einer bescheidenen Gewebefabrik, die von einem kundigen Manne geleitet wurde; daneben übernahm ich einen herrenlosen Handel mit Strohwaren; nun, das ist dir ja bekannt, es ging gar nicht übel. Ich hielt mich fleißig und aufmerksam an die Sache, ohne der Welt den Rücken zu kehren. Da war denn auch der Louis Wohlwend; der betrieb ein Kommissionsgeschäft, wie du auch weißt, nebst einigen Agenturen und war immer noch der gleiche zutuliche und vertrauliche Gesell und Hans in allen Gassen, von dem jeder den Eindruck empfing, daß

es ihm gut gehe und er wohl wisse, was er wolle. Auch zu mir hielt er sich fleißig, so oft er Zeit fand, und bald stand ich im Rufe seines Spezialfreundes und wehrte mich nicht dagegen, obschon mir im stillen manches auffällig war, was ihm anhaftete. In einem Gesangverein, in den er mich einführte, bemerkte ich, daß er immer falsch sang; ich dachte aber, er könne nichts dafür, und nachher beim Glase Wein war er um so kurzweiliger und beliebter, und er behauptete sich, trotzdem der Übelstand offenkundig, im zweiten Tenor. Das ärgerte mich zuletzt ernstlich; er tat aber, als ob er keine Ahnung hätte, und am Ende sagte ich mir, das sei eigentlich auch ein Idealismus, wenn ein armer Teufel, der kein Gehör habe, durchaus singen wolle.

Als ich eines Abends in der Weihnachtswoche an meinem Rechnungsabschlusse saß mit dem Vorsatze, bis nach Mitternacht zu arbeiten, kam er, mich in seinen Verein abzuholen, wo Christbaum- und Hauptvergnügen sei. Ich wollte nicht mitgehen; er gab nicht nach, und da meine Frau mich ebenfalls zu gehen bat, mir die Erholung gönnend, tat ich es. Dies war der Unglückstag.

Unterwegs kaufte ich zum Überflusse auch noch eine Gabe für den Christbaum, ein artiges Bildungsbuch in Goldschnitt, und erhielt bei der Verlosung dafür einen westfälischen Schinken. Als das Essen, das folgte, vorüber und die Rennbahn für die komischen Sänger, die Deklamanten und Travestanten eröffnet war, bestieg auch Louis Wohlwend das Podium, den Vortrag der Schillerschen Ballade ‚Die Bürgschaft' ankündigend und sogleich beginnend. Er wußte das Gedicht zu meiner Verwunderung auswendig und trug es mit einer gewissen Erregung oder Überzeugung, mit halb zitternder Stimme vor, aber mit durchgehend so verflucht falscher Betonung, daß die Wirkung mehr verdrießlich als lächerlich war. Unbewußt sprach er in jenem Tone ungebildeter Leute, welche klagend oder keifend ein Schriftstück vorlesen, dabei auf den Tisch klopfen und aus Leidenschaft die Rede verzerren, die Worte auseinanderdehnen und wie

aus Wut die Nebensilben beschreien, da ihnen die Hauptsilben nicht ausreichen. Gleich den Schluß der ersten Strophe gab er mit steigenden Noten so an:

Die Stadt vom Tyrannen befreien!
Das sollst du am Kreuze bereuen!

dann schloß er die zweite Strophe:

Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn' ich, erwürgen.

Ganz heillos klang es, wie er fortfuhr:

Da lächelt der König mit arger List,

und dazu wirklich ein Lächeln und eine arge Gesinnung auf seinem Gesichte zu mischen suchte. Das Ende des Gedichtes klang dagegen gemütlich aus:

Ich sei, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte.

Es sind jetzt sieben Jahre her und die Dummheiten mir dennoch so genau im Gedächtnis, als wären sie gestern abend geschehen.

Ich war sehr verstimmt, als Wohlwend, von seinem erhöhten Aufenthalte heruntergestiegen, sich wieder neben mich setzte, und da es bereits auf Mitternacht ging, erhob ich mich, um Hut und Mantel zu suchen, und begab mich hinweg. Kaum war ich aber auf der Straße, so holte er mich ein, lief neben mir her, räusperte sich, als wolle er ein neues Stück rezitieren. Ihn unterbrechend, fragte ich, was er für eine Freude daran finde, ein Gedicht, überhaupt eine Rede, so schlecht herzusagen, so aufgeregt und zugleich so grundfalsch zu deklamieren?

Ja, antwortete er mit immer noch nachzitternder Stimme, aufgeregt sei er und schön werde er allerdings nicht deklamiert haben, weil er selbst derjenige sei, der den Bürgen suche, und auf einem kritischen Wendepunkt schwebe.

Mit ganz veränderter, ganz vernünftiger Stimme gab er

unverweilt seine Angelegenheit kund. Er hatte eine folgenreiche Unternehmung gewagt, welche bedeutenden Kapitaleinsatz verlangte, während sein Bankkredit durch das laufende Geschäft schon vollständig in Anspruch genommen war und ferner genommen wurde. Auf keiner Seite durfte er rückwärts gehen ohne Schaden an Gut und Ehre; das Vorschreiten aber konnte beides nur mehren; kurz, es handelte sich um Öffnung eines neuen Kredits gegen Bürgschaft, die mit drei Unterschriften zu leisten war. In fünfzehn Minuten hatte ich als solidarischer Bürge und Selbstzahler die erste Unterschrift auf ein in Wohlwends Hause bereitliegendes Dokument gesetzt und ging gleich darauf schlafen. Die zwei andern Unterzeichner habe ich nie gesehen; es waren ein paar stille ordentliche Männer und Nichtzahler, welche sich vor der Katastrophe ruhesam verzogen, nicht ohne ihrerseits selbst verschiedene Bürgen oder deren Gläubiger geschädigt zu haben, insofern solche wirklich etwa bezahlten.

Gut also, vor Ablauf eines Jahres erklärte Louis Wohlwend sich zahlungsunfähig, und was gleich mit Beginn der Konkursverhandlungen voll und unweigerlich gedeckt werden mußte, war der Betrag meiner Bürgschaftsleistung. Sie fraß auf, was ich und mein Weib besaßen, und zugleich liquidierte sich mein eigenes Geschäft ebenso rasch als reinlich, dank der guten Ordnung, die darin herrschte, und ich konnte gehen, wo ich wollte! Ich war für einmal fertig! Jetzt wäre es Zeit gewesen, in die Schulstube zurückzukehren; aber ach, es lag mir ferne! Wohlwend aber lebte noch Jahr und Tag in und von dem Konkurse, der im Sande verlaufen sein soll, ich weiß nicht auf welche Weise."

„Aber wie mochtest du dein Frauenvermögen so preisgeben?" unterbrach ihn Wighart, „die Frau konnte es ja nach Recht und Gesetz an sich ziehen!"

„Die Frau wollte nicht," sagte Salander, „wegen der Zukunft der Kinder, denn ich wäre bankerott geworden. Wir waren jung und glaubten an unsere Zukunft, die wir nicht verderben mochten!"

„Aber warum nahmst du die Familie nicht mit oder holtest sie nachträglich, als es dir gut ging?"

„Weil ich im Vaterlande leben und sterben will, ich bin kein Auswanderer! Und dann hätte ich mich nicht drehen und tummeln können, wie ich tun mußte; hatte auch zweimal das Fieber und bezahlte sonst genug Lehrgeld, fing wiederholt von vorn an. Als ich hinüberging, nahm ich einige Kisten Strohhüte mit, die man mir anvertraute; etwas leichtere Seiden- und Baumwollsachen bekam ich auch mit, und so machte sich notdürftig ein Anfang, mit dem ich bescheiden am Ufer hinsteuerte, bis ein junger Mensch, den ich zu mir genommen, mich bestahl und durchging, während ich wehrlos im Fieber lag. Notgedrungen trat ich in den Dienst eines größeren Hauses und bereiste die brasilianischen Provinzen mit Kauf und Verkauf. Ich lernte dadurch den dortigen Binnenhandel, den ich in der Folge auf eigene Rechnung betrieb, natürlich nach Verhältnis meiner Mittel. Nun, ich bin jetzt durch und habe den Schaden ersetzt, mehr wollte ich nicht, und kann die Arbeit hier bei den Meinigen und in meinem Lande wieder aufnehmen. Hier habe ich Mosen und die Propheten!"

Er schlug auf seine trefflich gearbeitete Reisetasche, rief jedoch, sich endlich besinnend:

„Sieh einmal, das ist eine schöne Heimreise! Sechs Wochen in Liverpool, und hier, fünf Minuten von der Frau, bleib' ich noch hangen! Trink die Flasche allein fertig, Freund, du wirst wohl noch sitzen bleiben! Der grüne Schattenwinkel hier ist wirklich zu gelungen!" Der alte Freund hingegen, auf die Tasche zeigend, hielt ihn auf.

„Du hast gewiß," sagte Wighart, „gute Papiere bei dir? Solltest du etwa das eine oder andere schöne Inhaberstück abgeben wollen, so bitte ich, mir die Gelegenheit zu gönnen, du weißt, man hat in diesen papiernen Zeitläuften immer etwas zu besorgen oder besserzustellen!"

„Nichts Derartiges ist da!" versetzte Salander; „in der letzten Zeit ließ ich alles Erworbene bei der Atlantischen Ufer-

bank in Rio de Janeiro zusammenlaufen, einem kräftig sich entwickelnden jungen Institut, und trage nun den Wert meiner nicht ganz drei Dutzend Contos de Reis in einer Anweisung bei mir, bar zehn Tage nach Sicht!"

Abermals schlug er vergnügt auf die Tasche.

„Donnerwetter, ein saftiger Wechsel!" meinte Wighart.

„Seit zwei Monaten oder länger aviſiert, wie ich denke!" der andere.

„Bei welchem Hause? Gewiß beim ‚großen Kasten'! Oder der ‚alten Kommode'? Oder bei der ‚neuen Kommode'? Das sind nämlich die neuesten Scherznamen unserer Banken."

„Xaverius Schadenmüller & Komp. heißt's; wart', ich hab's im Carnet!"

Er zog das Büchlein aus der Seitentasche seines Rockes.

„Ja, Schadenmüller, Xaverius, & Komp."

Wighart sah ihn mit weit aufgesperrten Augen an, bis er das Wort fand.

„Schadenmüller, sagst du? Weißt du, wer das ist?"

„Jedenfalls eine rührige Firma, wenn auch vor sieben Jahren noch unbekannt!"

„Unglücksmann! Es ist Louis Wohlwend und kein andrer!"

Martin Salander erhob sich langsam hinter dem Tische, ganz fahl und blaß geworden, setzte sich aber gleich wieder und sagte:

„Es scheint, daß jeder Mensch einen Olgötzen hat, der allerorts wieder dasteht und ihm entgegenglotzt. Denkst du am wenigsten dran, so ist er da. Das ist mir jetzt eine angenehme Lage! Wer sagt indessen, daß er nicht zahlen werde? Er wird sich erholt und emporgeschafft haben, wie, kann mir gleich sein! Meine Atlantische Uferbank ist doch auch nicht von Stroh und weiß, was sie tut. Am Ende will das Schicksal, daß ich wieder zu meinem früheren Vermögen gelange, wenn der Bursche so zu Kräften gekommen ist!"

„Unglücksmann noch einmal! Der, welcher Schadenmüller heißt, ist schon vor zwei Jahren fort, sein Nachfolger,

Wohlwends Gesellschafter, vor sechs Monaten, und vom jetzigen alleinigen Vertreter der Firma, Wohlwend, heißt es seit gestern, er habe wieder einmal eingestellt, die Proteste regnen nur so und das Kontor sei geschlossen!"

Salander sprang auf und mitten in die Stube, wo er unentschlossen sich umschaute, seine Reisetasche rückend. Er ermannte sich bald ein wenig und seufzte: „Die arme Frau! Ich hatte ihr verlornes Weibergut so vergnüglich ausgeschieden in meinem Buche und um die Zinsen vermehrt, um es sofort nach der Heimkehr sicherzustellen! Nun hat's der Wohlwend zum zweitenmal! Ein Kerl, der so falsch singt und noch schlechter deklamiert!"

Der gute Mann wischte sich ein paar bittere Tränen von den Augen. Wighart, von Teilnahme und Entrüstung ungewöhnlich bewegt, stand bei ihm und redete ihm zu, keine Zeit zu verlieren.

„Vor allem," sagte er, „mußt du stehenden Fußes in die Stadt hinunter, Wohlwends Kontor aufsuchen und dich überzeugen, wie's dort steht. Es ist in der Winkelriedsgasse."

„Wo ist denn die? So eine gab es früher nicht."

„Es ist eine vornehme, stille Seitenstraße im Westend; keine Verkaufsläden, nur blanke Metallplatten an den Haustüren und daneben, da wirst du Schadenmüller & Komp. gleich finden. Ich würde mit dir gehen; allein es wird vielleicht besser sein, wenn ich unterdessen deine Frau von deiner Ankunft benachrichtige und auf irgendeine zweckmäßige Weise vorbereite."

Salander ergriff ihn beim Arm. „Nein!" rief er, „gehe nicht hin! Ich muß es selbst über mich nehmen. Seit ich in Europa bin, habe ich der Frau nicht geschrieben, weil ich sie immer überraschen wollte und nicht dachte, so lange in England hingehalten zu werden, wo ich noch einiges zu ordnen und Zukünftiges einzuleiten hatte. Nun kann ich es nicht über mich bringen, die arme Frau einer fremden Mitteilung auszusetzen. Es wird besser sein, wenn sie mich zuerst nur einmal wiedergesehen hat."

„Wie du willst! Dann komm' ich aber mit dir und führe dich zum Notar, wenn es nötig ist, wie ich glaube; denn das nächste wird sein, für den Protest zu sorgen. Am Ende hast du den Regreß auf deine Ozeanische Uferbank, oder wie sie heißt. Die Notariatskanzlei befindet sich nämlich auch nicht mehr, wo sie vor sieben Jahren gewesen. Es nimmt mich nur Wunder, woher sie in Rio so bedeutend mit Wohlwend in Verkehr stehen!"

Hierauf rief Wighart die Wirtsmagd, bezahlte die kleine Zeche, und die Männer eilten abwärts nach dem schönen Stadtteil mit der Winkelriedsgasse.

3

Während der Zeit hatte der Knabe im sogenannten Zeisig noch eine Weile auf die Mutter gewartet und war dann wiederholt ihr eine Strecke entgegengegangen, aber immer wieder auf seinen Standpunkt zurückgekehrt, aus Furcht, sie zu verfehlen; denn der kürzeste Weg von der Kreuzhalde nach der Stadt führte eigentlich nicht hier durch, weshalb die kleine Familie von den Leuten im Zeisig auch nicht gekannt war.

Frau Salander hatte zum ersten Male diesen Weg genommen, weil am andern Wege der Bäcker wohnte, welchem sie zum ersten Male die aufgelaufene Monatsrechnung nicht berichtigen konnte, und das eine der Töchterchen, welches sie nach Brot geschickt, unverrichteter Dinge heimkam. Das hatte sie, nachdem sie in stündlicher Erwartung des Gatten sich schon lange kärglich beholfen und gespart, wie ein Schimpf getroffen, und die harte Not war plötzlich gleich einem einsilbigen Gerichtsboten eingekehrt.

So unversehens war der schweigende Gast da, daß sie den Kindern am heutigen Tage nichts als etwas leere Milch zu verteilen imstande gewesen, am frühen Morgen; sie selbst hatte noch nichts genossen. Und heute gewärtigte sie dazu die

beinah einzige Familie, welche bei schönem Wetter zuweilen noch gegen Abend kam, um den Kaffee im Freien zu trinken. Andere Gäste hatte sie seit Wochen nicht gesehen, und sie besaß deshalb auch kein bares Geld mehr. Anstatt dieser Tatsache lange nachzusinnen, brauchte sie ihre Gedanken, mit den Kindern durch den Tag zu kommen, weil die andere Tatsache, die Ankunft des Mannes, auch bevorstehen mußte.

Sie lief daher nicht, von ihrem beweglichen Besitztum zu verkaufen oder verpfänden, sondern ging zum bekannten Kleinbäcker in die Stadt, von welchem sie sonst die Semmeln und dergleichen Gebäck bezogen hatte, und dem sie nichts schuldete. Ohne viel Worte zu verlieren, erhielt sie den gewünschten Vorrat von Brötchen und Hörnchen, ebenso beim Krämer ein Dütchen gerösteten Kaffee und den dazu erforderlichen Zucker, bei einem andern ein Stück guten Schinken und ein halbes Pfund frische Butter, und überall war sie wohl angesehen, weil sie eine stille zurückgezogene Frau war, die sonst nie borgte. Nur der Bäcker in ihrer Nähe hatte nicht mehr getraut, weil er am Wege wohnte und sah, daß fast niemand mehr hinaufging, und klüglich das Ende bedachte.

Trotz des willigen Entgegenkommens der Leute in der Stadt nahm sie aber nicht ein Lot mehr von den Sachen, als das augenblickliche Bedürfnis erheischte, obgleich es in einem hingegangen wäre, wenn sie sich auf einige Tage versehen hätte. In diesem unscheinbaren Zuge mochten drei Dinge sich vereinigen: ihre redliche Bescheidenheit, die Gewohnheit des Vertrauens auf die nächste Sonne und wahrscheinlich nicht am wenigsten ein feiner, wenn auch unbewußter Sinn, den nächsten Zweck zu schonen.

So kam denn Frau Marie Salander, einfach und sauber gekleidet, ohne Blumen auf dem Hut und eher schmal als breit, den Korb am Arme, endlich den Weg über den Zeisig herangegangen.

„Gelt, du hast lange warten müssen, Arnold!“ rief sie dem Knaben entgegen, der sehnlich aus dem Scheunenwinkel

hervorsprang, wo er schließlich sich auf ein Mäuerchen gesetzt hatte. „Ich habe die Eßwaren erhalten, wenn ich sie auch nicht bezahlen konnte. Nun wollen wir schnell heimgehen, damit wir bereit sind, wenn wirklich Leute kommen! Gott sei Dank muß ich heute noch nicht sagen, es sei nichts mehr im Hause!"

„Aber wenn sie alles aufessen," sagte der Knabe, „müssen wir dann weiter hungern?"

„Ei, sie essen ja nie alles, sie nehmen höchstens die Hälfte zu sich, und mit dem übrigen müssen wir uns bis morgen begnügen, wo ich ja dann etwas Geld habe! Kommen sie aber nicht, so trinken wir lustig den Kaffee und essen, soviel wir mögen, und morgen ist auch ein Tag!"

Bald erreichten sie die höher gelegene Kreuzhalde, wo sich die Aussicht auf die Stadt und die weite Landschaft öffnete, in der sie lag oder liegt. Sogleich kamen die beiden Schwestern Arnolds herbei, Setti und Netti, der Mutter den Korb abzunehmen; sie waren zehn und neun Jahre alt, von derselben feinen Bläße wie der Bruder, nämlich der Bläße gesunder Kinder, welche von einem unwilligen Kummer befallen sind, der ihnen unerklärlich ist. Doch glänzten die Augen der Mädchen ungeduldiger und gieriger als die des Knaben, der gelassener Art zu sein schien.

Frau Salander ging den Kindern voran ins Haus und sie folgten höchst neugierig. Ohne Verzug entledigte sie sich des Hutes und legte eine reine weiße Schürze um, worauf sie den Korb auspackte, das Brotgebäck auf einem größeren Teller aufbaute, die Butter auf einen kleineren legte, den Schinken schnitt und eine Schüssel damit bekleidete, daß sie sich als reichlich gefüllt darstellte. Dies alles, ohne daß sie einen einzigen Bissen nach dem Munde zu führen sich vergaß, um den armen Kindern, welche die Ellenbogen rings auf den Tisch gestützt zuschauten, nicht ein böses Beispiel zu geben.

„Frisch, Kinder!" sagte sie mit einem leidlich muntern Lächeln, „nehmt euch zusammen, habt Geduld! Alles nimmt

ein gutes Ende, wenn der Vater kommt! Jetzt müssen wir noch ein Weilchen zusehen, wie andere essen; wir wollen doch für den Spaß probieren, ob wir trotzdem etwas tun können! Habt ihr die Ferienaufgaben wirklich fertig, nichts mehr zu rechnen, zu schreiben oder auswendig zu lernen? Nehmt einmal euere Bücher vor! Ich glaube fast, die Sprüche und Liederverse bleiben euch gerade wegen dieses merkwürdigen Hungertages besser im Gedächtnis als sonst!"

Die Mädchen wollten vom Lernen nichts hören; Setti nannte das Hohlgefühl ihres Leibes altklug einen Magenkrampf; Netti fürchtete Kopfweh zu bekommen, und beide wollten lieber häkeln, wenn sie durften, da jedes für den Vater einen Geldbeutel angefangen hatte. Nur Arnold faßte ein tapferes Vertrauen zu der Schwindelei der guten Mutter und erklärte, die Gelegenheit zu benutzen und sein schweres Lied für die nächste Kirchenlehrstunde in Angriff zu nehmen; es enthalte vier Verse von je zehn Zeilen, von denen jede sich so lang strecke, daß sie keinen Platz habe und das Ende umgebogen sei, wie die Schlingen für die Krammetsvögel. Die Mutter billigte alles und eilte in die Küche, den Milchvorrat bereitzustellen, den sie am Morgen streng abgeteilt und für alle Fälle weggeschlossen hatte. Dann holte sie aus dem Schranke den Honigtopf hervor, der infolge der schlechten Begangenschaft leider nur zu viel der Süßigkeit enthielt. Sie füllte daraus eine hübsche Kristallschale, und zugleich fiel ihr bei, daß ein Löffel des dicken kräftigen Saftes den Kindern ihr junges Leiden für eine kurze Zeit wohltätig verhüllen dürfte. Gedacht, getan, ging sie mit dem Topfe von einem Kinde zum andern, hieß es den Mund aufmachen und strich den Honig hinein.

Ermüdet ließ sie sich endlich auf einen Stuhl nieder und überblickte mit einem Seufzer die sonderbare Anstalt, mit der sie das dunkelwaltende Schicksal bestreiten oder wenigstens aufhalten wollte. Nicht nur in Feindesheeren, Erdbeben und Gewitterstürmen und allgemeinen Notausbrüchen fährt ja dasselbe einher; auch in den unscheinbarsten Vor-

gängen im stillen Leben eines Haushalts tritt es jählings zerstörend, ehrenrührig hervor. Wenn die heutige Vorsorge scheitert oder am Ende doch eine Beschämung herbeiführt, kann sie alsdann die Vorspiegelungen wiederholen, daß sie eine wohlversehene Wirtin sei? Schon vor so vielen Wochen muß das Schiff, das ihren Mann und sein Gut trägt, abgefahren sein; wenn es nun untergegangen ist? Mit diesem bloßen Gedanken vergaß sie sich selbst und ihr Geschick, einzig und allein das dunkle Bild des lang entbehrten Gatten suchend. So in sich selbst versunken wie auf dem Grund eines Meeres, schrak sie auf, als draußen Stimmen hörbar wurden und die Gartenglocke erscholl, auch die Kinder schon an die Fenster liefen und verkündeten, daß die Professorsfamilie da sei.

Auf dem Hof- oder ehemaligen Gartenland der Wirtschaft war von einem nun verschwundenen Hain großer Bäume eine einzige Platane stehen geblieben, welche mit ihren ausgebreiteten Ästen einen letzten Tisch überschattete. Eine Familie, bestehend aus einem weißhaarigen Herrn und seiner Matrone nebst zwei ältlichen Töchtern, hatte bereits am Tische Platz genommen. Die Kinder am Fenster aber riefen: „O weh, es ist noch einer dabei, ein langer Fremder, der gewiß den Schinken aufißt!“

Und wirklich war so ein langer Überzähliger noch herangestiegen, bis Frau Marie unten anlangte und die Herrschaft begrüßte.

„Wie geht es Ihnen, Frau Salander?“ empfing sie der alte Herr, „Sie sehen, wir bleiben Ihnen treu, solang noch ein Baum dasteht! Bringen Sie uns den üblichen Kaffee samt Butter wie Elfenbein und dem flüssigen Bernstein! Dies für die Damen!“

„Papa meint mit dem Bernstein den schönen Honig, den Sie uns das letzte Mal vorsetzten!“ belehrte die Frau Professor die Wirtin, welche diese Erklärung ebenso oft gehört hatte als das Gleichnis, allein dermalen aus Zerstreutheit zu lächeln vergaß.

„Sodann, was uns Männer betrifft," fuhr der Herr Professor fort, „so trinken wir allenfalls zusammen eine Flasche jenes süß abgekelterten roten Fünfundsechzigers, der durch dies Verfahren zwar kein Goethe, wohl aber ein Schiller geworden ist und angenehm prickelt, sobald er das Theatrum der menschlichen Zunge betreten hat, um seine Spiele aufzuführen. Dazu nehmen wir der Beschäftigung halber einige Schnitten geräucherter Rindszunge, wenn Sie davon noch so zarte besitzen wie neulich."

„Zunge ist leider nicht mehr da," sagte die Frau leicht errötend, „dafür könnte ich mit Schinken aufwarten."

„Auch gut, bringen Sie uns Schinken!"

Sie eilte ins Haus, Kaffee und Milch zum Kochen aufzusetzen, und übertrug die Aufsicht den Mädchen, während sie mit weißem Zeug und Geschirr den Tisch so sauber deckte, als wäre das Haus im besten Flor. Bald standen auch die Speisen einladend dazwischen, nur noch der Wein fehlte. Im Keller bewahrte Frau Salander noch die letzten zwei Flaschen des erwähnten Weines, sonst war überhaupt kein Getränke mehr vorhanden, als ein halbes Dutzend Flaschen abgezogenen Bieres, von welchem sie nicht wußte, ob es noch trinkbar sei. Den Wein hingegen hatte sie für den Mann beiseitegelegt, auf den sie harrte. Mit einem Seufzer nahm sie eine der Flaschen und trug sie auf, ersorgend, daß nicht nur die zweite, sondern auch eine dritte verlangt werden könnte und so eine neue Gefahr erwuchs der Offenbarwerdung ihres Unvermögens. Dann trug sie den dampfenden Kaffee hinaus und versäumte nicht, eine Flasche lauteren kühlen Wassers vom Brunnen zu holen.

Schon aber führte die Sorge sie ins Haus zurück, um die Kinder, welche aus der Türe kamen, dort festzuhalten und in die Stube zu bannen; denn sie befürchtete, die ärmsten würden sich mit gierigen Blicken um die Gäste herumstellen und den gesprächigen Herren, sowie der kritischen Neugier der Frauen ihren Hunger verraten. Doch konnte sie nicht hindern, daß die Kinder Kopf an Kopf durch das Fenster schau-

14,320

34449

ten und keinen Blick von dem Tische der sich rüstig erfrischenden Leute verwandten. Sie sahen, wie die Frauen ihre Butterbrötchen schnitten und bestrichen, zu Munde führten und im eifrigen Gespräche das gleiche Geschäft immer von neuem vornahmen. Mit mehr Wohlgefallen bemerkten sie, daß der alte Herr seinen Teller bald zurückschob, um seine Zigarrentasche auszukramen; aber mit Schrecken sahen sie, wie der lange Unbekannte mit dem breiten Maule und dem Bocksbarte in den Speisen herumwütete und eine förmliche Fabrik von Schinkenbrötchen betrieb, die er auf seinem Teller im Kreise nebeneinanderlegte und dann eines nach dem andern ganz in den Mund steckte. Die Kinder schauderten, und auch der Mutter wurde es nicht wohler, als durch die Schuld des Unheimlichen die Weinflasche früh leer stand und der Professor nach der zweiten rief.

Ein neues Unheil tat sich in einer Kinderschar auf, die lärmend, mit abgerissenen Zweigen und Ruten, über den offenen Hofraum gezogen kam und alsbald vor dem Tische der kleinen Gesellschaft gaffend anhielt. An der Spitze der Truppe standen die Zwillinge Isidor und Julian, die Hände auf dem Rücken und ihre beschürzten runden Bäuchlein vorstreckend; sie beschauten sehr aufmerksam den Tisch, und die Blicke saßen auch auf den Schinkenbrötchen und fuhren mit ihnen in den Rachen des Breitmäuligen hinunter, bis dieser mit dem Geschäfte zu Ende war. Der Professor stach mit der Gabel von dem Vorrat in der Schüssel ein Scheibchen heraus und hielt es dem Zwilling Isidor vor die Nase, mit den Worten: „Mund auf, Augen zu!“ Dieser gehorchte unverweilt und erschnappte den Bissen samt dem Brothäppchen, das jener ihm dazu in den Mund steckte. Das gleiche geschah mit dem kleinen Julian und so abwechselnd mit beiden, die immer zuvorderst standen, bis der letzte Rest des Schinkens verschwunden war. Mit den übrigen Kleinen machten es die zwei Fräulein ebenso, indem sie ihnen Butterbrötchen in den Mund steckten und sich über die drolligen Gesichter freuten, die sie dazu machten. Binnen kurzem waren alle

Teller rein und nichts Eßbares mehr auf dem Tische zu erblicken.

Frau Salander stand hinter ihren Kindern am Fenster und sah, wie auch hier der Welt Lauf erging und die einen verschlangen, was den andern bestimmt war. Es dunkelte ihr vor den Augen, was indessen auch davon herrührte, daß eine Regenwolke unvermerkt heranzog und einzelne Tropfen bereits gegen die Scheiben schlugen. Und im Laube der Platane rauschte ein unwirscher Luftzug. Die Gesellschaft erhob sich sehr eilig. Der alte Herr pochte mit dem Stock auf den Tisch und verlangte von der herbeieilenden Frau schleunige Rechnung. Ehe sie antworten konnte, rief er: „Nun habe ich auch noch die Börse vergessen oder gar verloren!" Vergeblich in allen Taschen suchend, nahm er den langen Gastfreund in Anspruch: „Herr Doktor! Helfen Sie uns aus der Not! Sind Sie vielleicht mit Spießen bewehrt?"

Der war aber schon so vielfach, kreuz und quer, in einen gelblichen Plaid eingewickelt, daß er mit großer Mühe suchte, zu seinem Geldtäschchen zu gelangen. Es dauerte dem Alten zu lange.

„Lassen Sie," rief er, „wir müssen springen, wenn wir noch den nächsten Droschkenplatz erreichen wollen! Ich bezahle das nächste Mal, liebe Frau, Sie kennen uns ja!"

„Bitte, Herr Professor, das macht ja gar nichts, kommen die Herrschaften nur gut nach Hause!" sagte Frau Marie Salander mit guter Haltung, jedoch die Leute, die sich nicht mehr umschauten, mit etwas unsichern Schritten bis zum Ausgange des Grundstückes begleitend.

Zurückkehrend sah sie noch, wie die Zwillinge die Zuckerbüchse vollends ausräumten und mit ihrem Gefolge gleichfalls davonstoben. Der Honig war auch ausgelöffelt.

Ihre eigenen Kinder hatte sie vorhin eingeschlossen und den Schlüssel eingesteckt; so stellte sie jetzt ohne deren Hilfe das sämtliche Geräte auf das große Kaffeebrett, legte das Tischtuch ordnungsgemäß zusammen, nahm es unter den Arm, trug das Brett mit einigem Klirren ins Haus und

LIBRARY
Concordia Teachers College
RIVER FOREST, ILL.

ging dann zu den Kindern hinein, die an einem Häuflein standen.

Als sie sahen, daß die Mutter mit Kummer auf einen Sessel sank, unterdrückten sie den Ausdruck ihrer kindlichen Ansprüche auf die Vorsorge und den Schutz der Mutter, die sich heute zum ersten Male als unzuverlässig erwiesen. Ihr leises Weinen wurde durch das Rauschen eines tüchtigen Regenschauers übertönt, der jetzt herniederfiel und die Luft verdunkelte, und so blieb es eine gute Weile still in dem dämmernden Gemach. Frau Marie benutzte den Augenblick, ihre Lebensgeister zu versammeln. Sie beschloß, bis zuletzt auszuhalten und mit den Kindern für diesmal lieber ungegessen schlafen zu gehen, als den Ruf des heimkehrenden Mannes durch weiteres Verraten ihres zerrütteten Zustandes zu gefährden.

Der Himmel selbst schien ihr zu Hilfe zu kommen, denn es ward heller um sie her; die sinkende Sonne beherrschte wieder das Feld und hatte die Regenwolke den Berghang hinauf an den Waldrand getrieben, wo sie als eine dunkle graue Wand hängen blieb, auf welcher der breite Fuß eines Stückes Regenbogen sehr kraftvoll leuchtete, indem er auf einer frisch betauten funkelgrünen Waldwiese stand. Es war ein so starker Farbenschimmer, wie man ihn nur wenige Male im Leben sieht und dann fast immer im Gedächtnis behält. Da die Erscheinung ziemlich nah aufglühte, sah man links und rechts ein paar schlanke Birken oder Eschenbäumchen sich abheben und deren Kronen in dem bunten Glanze verfließen.

Ohne langes Überlegen benutzte die Mutter sofort das schöne Farbenspiel, die Gedanken der Kinder womöglich von ihren Kümmernissen abzulenken und zu beschäftigen, bis vielleicht die Dunkelheit heranschliche und nochmals den lieben Schlaf brächte. Für diesen Fall wollte sie zugleich die Kinder mit den Schilderungen einer herrlichen Schmauserei unterhalten und ihre Phantasie ganz damit anfüllen, weil sie schon hatte sagen hören, daß hungernde Leute, wenn sie

im Schlafe von guten und leckern Dingen träumten, die Nacht so weit ganz leidlich durchkommen; und sie hoffte sogar selbst ein bißchen mitzuschmausen.

„Seht doch, welch ein schöner Regenbogen!“ rief sie und weckte damit die Kinder aus ihrem Brüten. Sie guckten auf und staunten die Pracht mit großen Augen an, die darüber trocken wurden.

„Die haben's dort jetzt besser als wir, wenn das Märchen wahr ist!“ rief sie wieder.

„Wer denn? Wer denn?“ die Kinder.

„Nun, die kleinen Leutchen aus dem Berge! Habt ihr noch nichts davon gehört? Die Erdmännchen und -weibchen, die so alt werden, daß sie eine kleine Unsterblichkeit auf ihren Buckelchen haben, natürlich nur im Verhältnis; denn sie sind nicht größer als ein mittlerer Finger. So um tausend Jahre herum sollen sie alt werden. Wenn sie nun merken, daß ihr Geschlecht ausstirbt in einer Gegend, so kommen die letzten hundert Leutchen in den besten Feierkleidern zusammen und halten ihren ewigen Abschiedsschmaus unter einem Regenbogen oder vielmehr im Erdgeschoß desselben, das ein wahrer Zaubersaal ist. Seht nur, ihr könnt's von außen merken, wie das inwendig in allen Farben glitzern muß! Auch noch aus einem andern Grunde sollen sie einen solchen Abschied feiern; nämlich wenn das große Volk im Lande anfängt auszuarten und dumm und schlecht zu werden und die gescheiten Leutlein unten ein betrübtes Ende voraussehen, dann beschließen sie auszuwandern und dem Ende aus dem Wege zu gehen. Auch dann kommen sie in vielen Regenbogen zusammen und sind noch ein Stündchen vergnügt. Sei dem, wie ihm wolle, so weiß ich nicht, welchen Anlaß wir hier vor uns haben. Es wird sich wohl um ein Aussterben handeln, und da sind es, wie gesagt, höchstens hundert Männlein und ihre Frauen, die dort sind. Den ganzen Tag haben sie in ihren Felsstuben, im Waldesdickicht und an den verborgenen Bachquellen gebacken und gebraten und gebraut

und alles Gute vorausgeschickt, und nun sind sie hineinspaziert, jeder sein goldenes Schüsselchen in einem seidenen Säcklein mit einem Quästlein auf dem Rücken tragend, für uns nicht größer als ein alter Batzen, für Zwerglein aber ein gehöriger Teller. Lange Tische sind mit dem feinsten Tuche bedeckt, das über einige Dachschindeln gespannt ist. Da ziehen sie in feierlichem Zuge herum. Voran marschieren zehn geharnischte Ritter in rotgesottenen Krebsnasen als Brustpanzer und die übrigen Schalenringe als Arm- und Beinschienen umgelegt; als Helme haben sie zierlich gewundene Schneckenhäusel auf den Köpfen. Sie tragen die alten Silber- und Goldkannen und andere Kleinode des Geschlechtes. Wie die Erdleutchen nun um die Tische herumgehen, zieht jeder seine Schüssel aus dem Säcklein, legt sie an seinen Platz und setzt sich dahinter, und jeder schüttelt seinem Nachbar ernsthaft die Hand. Freilich folgt nun ein desto fröhlicheres Essen, daß die goldenen Teller, die feinen Messer und Gabeln nur so klingen. Zuerst kommt der delikateste Reisbrei mit Rosinchen, belegt mit kleinen Bratwürstchen, die aus Feldlerchen und zartem Ferkelfleische gemischt und gehackt sind. Herrlich sind diese Würstchen geröstet. Je drei oder vier Mann haben zusammen eine Bowle vor sich, nämlich einen prächtigen reifen Pfirsich, aus welchem der Kern genommen, das dadurch entstandene Loch aber mit Muskatwein gefüllt ist. Ihr könnt euch denken, wie sie mit ihren Löffelchen da hineinbohren!"

So fuhr sie mit eifriger Mühe fort, nicht nach den Geboten der Wahrscheinlichkeit, sondern nach ihrer Kenntnis der kindlichen Gelüste das Bankett der Wichtelmännchen auszumalen, bis sie nichts mehr wußte und darum den Schluß herbeiführte, zumal der Regenbogen verblichen war und der letzte Abendschein der Dämmerung wich.

„Haben sie nun genug gegessen und getrunken und von ihren jungen Tagen, mittleren Jahren und alten Erfahrungen gesprochen, so stehen sie unversehens alle miteinander auf, schütteln sich abermals, und zwar durcheinander gehend, die

Hände und sprechen etwas kleinlaut: ‚Wünsche wohl gespeist zu haben!‘

Plötzlich aber suchen sie das Loch, wo sie hereingekommen sind, und fangen an, hinauszudrängeln, sich auf die Fersen zu treten und in den Rücken zu knuffen, bis alle verschwunden sind und die Tische im Saal mit allem, was darauf steht, verlassen sind. Ein einziges lediges Weiblein, das allerjüngste von etwa zweihundert Jahren, was bei unsereinem einer Person von ungefähr zwanzig Jahren gleichkäme, ist noch dageblieben. Es hat die Pflicht, das ganze Geschirr zu reinigen, trocken zu reiben und in eine eiserne Truhe zu verschließen, die sie an der Stelle, wo der Regenbogen stand, in den Boden vergräbt. Hierbei helfen ihr die zehn Ritter, die mittlerweile draußen noch zurückgeblieben sind und ihre Pfirsichbowlen ausgeschlafen haben. Und wie Bauern, wenn sie Marksteine setzen, vorher rote Ziegelscherben als sogenannte Zeugen in die Grube legen, so werfen sie die Krebsschalen mit hinein und gehen dann auch fort, sich schlafen zu legen. Was tut aber nun das letzte Weiblein? Es nimmt das Säcklein, worein es sein eigenes Goldschüsselchen gesteckt, auf den Rücken, einen Stecken zur Hand und wandert seelenallein in die Ferne, um einem andern Volk dieser Art das Gedächtnis des ausgestorbenen zu überbringen. Es soll schon vorgekommen sein, daß eine solche Person sich in der Fremde noch glücklich verheiraten konnte bei einem jüngeren Geschlechte.“

Hier schwieg Frau Marie Salander, doch etwas betroffen über die Flunkerei, die sie den Kindern vorgemacht, während diese sich noch ein Weilchen still verhielten und dem Märchen nachschauten, das wie der Regenbogen verduftete. Kaum sahen sie noch das letzte Fräulein mit Stab und Schüsselchen in Gras und Ackerfurchen dahinziehen.

Da richtete sich die Mutter auf; von einem Einfall ergriffen, schritt sie rasch auf ihr Kommodenschränklein los, öffnete die Türlein, zog die Lädchen und aus einem derselben eine kleine Schachtel hervor, welche etwas Goldschmuck ent-

hielt. Als Brautgeschenk ihres Mannes war der bescheidene Hort unantastbar und nicht das, was sie suchte. Aber unter anderm Kleinzeug lag auch ein Papierwickelchen dabei, das sie packte und aufmachte. Ein glänzendes, goldenes Regenbogenschüsselchen trat zutage, nämlich eine uralte Hohlmünze, Brakteat genannt. Solche Münzaltertümer wurden ehedem gern in wohlbestehenden Familien aufbewahrt und als besondere Gunst nur etwa zu Patengeschenken verwendet. Auch Marie Salander hatte das Stück, das sie in Händen hielt, bei der Taufe ins Wickelband bekommen und nun sich unvermutet an dessen Besitz erinnert. Auf den vertieften Grund war ein unvollkommener Mannskopf geprägt und neben dem Bilde in zerstreuten Zeichen die Inschrift Heinricus rex. Auf dem Papierschnitzel stand von der Hand Salanders die Notiz geschrieben, der Goldwert betrage zehn Franken, der Verkaufswert könne aber auf das Zehnfache und höher steigen.

Sie wunderte sich, daß sie nicht früher an diese Zuflucht gedacht. Beinahe kam sie sich vor, als ob sie das ausgewanderte Erd- oder Bergweibchen wäre, das im fremden Lande ein Trüppchen Kinder erworben hat und nun die ererbte Goldschüssel verkaufen muß, um sie füttern zu können.

„Nun ist's gut!" sagte sie zu ihnen, „noch diese kurze Nacht heißt es gefastet oder vielmehr geschlafen; morgen früh aber reisen wir in die Stadt, verkaufen den Denkpfennig und leben wie an der Kirchweih!"

Die Kinder blickten sie zweifelhaft an; sie mochten die Rede für eine Fortsetzung des Märchens halten, dessen Glaubwürdigkeit mit dem wieder erwachenden Hunger abzunehmen schien.

Da klang die Hausglocke. Es war Martin Salander, der nach allen Umtrieben wegen seines Vermögens noch seine Reisekoffer und Kisten auf dem Bahnhofe geholt und durch zwei Männer hatte herbringen lassen, um nicht ganz ohne Habe bei den Seinigen zu erscheinen; eine seltsame, aber verzeihliche Selbsttäuschung.

Noch ehe die Frau Licht angezündet hatte, stand er in der offenen Stubentüre und sagte in das Halbdunkel hinein, in welchem er nur undeutliche Gestalten erkannte, mit bewegter, nicht lauter Stimme: „Guten Abend!“

Seinen Ton erkennend, erhob die Frau die Arme und ging ihm, vom Schreck gelähmt, langsam entgegen und fiel ihm um den Hals, nicht lange danach vor Freude weinend.

„Ach, mein lieber Mann!“ sagte sie mit halb erstickten Lauten, „kommst du? Bist du endlich da?“

„Ja, meine gute Marie! und ich fühl' es, eh' ich dich sehen kann, du bist meine treue, liebe Hälfte, jeder Zoll mein Weib!“ sagte er, als er sie fest in den Armen hielt und ihre Schultern, ihre Arme streichelte und die schönflächigen Wangen.

Sie schloß ihm den Mund mit Küssen und rief, ohne den Mann fahren zu lassen: „Kinder, zündet doch die Lampe an, damit der Vater euch sieht!“

Das taten die beiden Mädchen, und als es hell wurde, standen sie mit dem Bruder in der Reihe. Die Mädchen waren zur Zeit der Trennung zwei und drei Jahre alt gewesen und besaßen noch ein schwaches Erinnerungsbild des Vaters; sie erkannten ihn deshalb bald mit Hilfe ihres kindlichen guten Willens. Traulich und neugierig schauten sie ihn an. Der Knabe Arnold hingegen war erst einjährig gewesen und konnte den Vater nicht erkennen, soviel die Mutter von ihm erzählt hatte. Er schlug daher verschüchtert die Augen nieder und blickte dann doch wieder von der Seite auf den fremden Mann, der ihm jetzt entgegenschritt, ihm das Kinn aufhob, dann den Töchterchen, eh' er alle in die Arme nahm und abküßte, sie immer von neuem betrachtend.

„Du gute Frau,“ flüsterte er, sie abermals umarmend, „wie liebe, hübsche Kinder hast du mir da herangezogen! Und wie froh bin ich, auch noch etwas mithelfen zu dürfen!“

„Sie sind auch brav!“ sagte sie ihm ins Ohr und voll Vertrauen, nachdem sie ihn während der Kindererkennung

bei Licht gesehen, wie er von der Tropensonne wohl gebräunt, aber kaum älter erschien als vor sieben Jahren, und nichts Fremdes an ihm haftete.

Die Männer, welche das Gepäck gebracht, klopften an der Türe, ihre Abfertigung begehrend. Frau Salander wies den Platz für die Sachen an, der Mann lohnte sie ab und entließ sie, worauf er in veränderter Gedankenrichtung, doch in guter, fast vergessensfroher Laune rief:

„Aber nun, Frau Wirtin! Was hast du etwa zu essen und zu trinken für deinen Mann? Ich habe Hunger wie ein Wolf und seit heut morgen nicht viel genossen!"

„Wir alle haben heute, aber gewiß zum erstenmal, noch gar nichts gegessen!" sagte die Frau mit einem Lächeln, das ihm die Bitterkeit versüßen sollte; „wir sind just, eh' du kamst, vollständig abgebrannt; allein sei sicher, wir haben noch keine Schulden gemacht, als für einen Monat Brot-Milchgeld!"

Mit starren Augen maß er Frau und Kinder der Reihe nach, sprachlos, doch innerlich seufzend: Das kommt immer besser! bis er rief:

„Aber um des Himmels willen, Marie, warum hast du mir denn seinerzeit geschrieben, ich solle dir kein Geld mehr schicken, du könnest es machen?"

„Weil ich es früher auch konnte," erwiderte sie, „und weil ich wünschte, daß du allen deinen Erwerb zusammenhalten und um so wirksamer damit schalten möchtest!"

„Das kann uns jetzt nichts helfen, wir müssen essen, vor allem die Kinder und du! Ihr habt also nichts im Hause?"

„Nicht einen Bissen!"

„Dann wollen wir augenblicklich in die Stadt, ein gutes Wirtshaus aufsuchen und ein Nachtessen bestellen. Ihr armen Tröpfe, jawohl! Eilt euch, zieht an, was nötig ist! Haben die Kinder Jacken und Hütchen?"

Schon flogen sie hinaus und kamen bald mit Sonntagskittelchen, Krägelchen und Hüten zurück. Die Mutter setzte

auch den besseren Hut auf, schlug ein Tuch um und zog Handschuhe an.

„Gelt, das geht uns heut noch besser, als wir gedacht!“ sagte sie froh gerührt zu den Kleinen, die sie fröhlich zu atzen hoffte. Dann ergriff sie den Arm des Mannes, die Kinder voranschickend. Als er aber auf dem Flur die gebrauchten Eß- und Trinkgeräte vom Nachmittage stehen sah, sagte er, einen Augenblick stehenbleibend:

„Da ist jedoch gegessen und getrunken worden, oder woher kommt denn das Geschirr?“

„Ja, es wurde gegessen und getrunken, aber wir haben zugesehen! Komm, ich will dir morgen erzählen, was ich für eine Wirtin bin!“

So gingen sie aus dem Hause; die Mutter schloß die Türe, und lebhaft ging es den Bergweg hinunter, so matt sie sich eben erst gefühlt hatten. Die Frau freilich stützte sich tüchtig auf den Arm des Mannes, von dessen Mühsalen sie nichts ahnte. Indessen steuerte er nach einer Gegend, wo er mit Henne und Hühnchen ungestört zu sein hoffte; als sie aber an einem großen, hell erleuchteten Garten vorüberkamen, in welchem Musik gemacht wurde und viele Leute saßen, gelüstete es die Kinder, ihren Hunger unter Geigen- und Flötenklang zu stillen; denn sie standen still und schauten sehnsüchtig durch das Gitter, wo sie übrigens auch überall an gedeckten Tischen essen sahen.

„Sie haben recht!“ sagte der Vater zur Frau, „warum sollen sie heute nicht eine Tafelmusik haben? Bleibe hier einen Augenblick mit ihnen stehen, ich will sehen, ob ich nicht einen Winkel für uns finde, wo wir unter uns sind!“

Er ging in das Haus und fand im Erdgeschoß des Gebäudes einen Saal mit offenen Fenstern, in welchem einige Leute saßen; ein kleineres Nebenzimmer jedoch war ganz leer, obgleich ein gedeckter, runder Tisch darin stand. Sogleich holte er Frau und Kinder herein und ließ sie den Tisch einnehmen, über welchem ein Gasleuchter hing.

O wie zufrieden blickten die Kinder nun drein, als sie die

Hände auf dem Tischtuche übereinanderlegten, zuweilen mit den Fingern ein wenig trommelnd.

Martin Salander gab seiner Frau, die neben ihm saß, die Hand, dann über den Tisch reichend auch den Kindern, einem nach dem andern. Er sagte nichts dazu und war glücklich, alles andere vergessend. Ein Kellner kam, nach dem Begehr fragend.

„Marie, befiehl du, was du wünschest und für die Kinder gut ist! Ich werde dann mit Erlaubnis hintendrein schon nachbessern, wenn du zu knauserig bist!" sagte Salander.

„Warme Suppe ist jetzt wohl nicht da?" fragte sie den Kellner.

„O ja, an Konzertabenden werden nach Belieben ganze Soupers serviert!" versetzte jener.

„Das ist ja ganz unser Fall," meinte Salander, „da brauchen wir uns nicht die Köpfe zu zerbrechen, nicht wahr, Marie?"

„Ich bin sehr zufrieden!" antwortete sie, froh, des weiteren enthoben zu sein. Schnell legte der Kellner die Gedecke auf, die übrigen Zubehörden glänzten in blankem Christoffel schon auf dem Tisch. Bald erschien er auch mit der Schüssel, in welcher eine würzige Suppe dampfte.

„Setzen Sie das Ding nur auf den Tisch!" sagte Salander, „und beeilen Sie sich auch mit den übrigen Speisen nicht, wir wollen uns Zeit lassen! Es soll nicht Ihr Schade sein!"

„Sehr wohl!" empfahl sich der Kellner und ließ die Herrschaft vorderhand mit der Suppe allein. Als Salander bemerkte, daß die Gattin so wohlig im Stuhle zurücklehnte und sich eben aufraffen wollte, die Teller zu füllen, hielt er sie zurück und schöpfte an ihrer Stelle die Suppe, welche wie Ambrosia duftete. Und wie sie die Löffel zur Hand nahmen, fiel im Garten draußen das Orchester mit einem gewaltigen Musikstück ein, daß die Kinder in dem Posaunen- und Paukengewitter die ersten Löffel mit einer seltsamen Mischung von Heißhunger und Herzensjubel zum Munde

führten. Auf den anfänglichen Lärm folgte jedoch bald ein Pianissimo, dem das Publikum im Garten lautlos lauschte; die drinnen löffelten achtlos fort, ein „Sch!" zischte draußen, worüber Frau Marie erschrak, die Kinder lachten und Martin Salander das Fenster schloß.

„Eßt fort, kümmert euch nicht darum!" mahnte er. So geschah es, und als eine kleine Stunde vorbei, vergnügten sich die Kinder wohlgesättigt an dem ungefährlichen Nachtisch. Jedes hatte ein Glas Wein bekommen, die Mutter aber deren drei getrunken, und nun dünkte der Mann sich im Paradiese zu sitzen, als die aufblühenden, leicht sich rötenden Antlitze mit frohen Augen ihm entgegenglänzten, wohin er blickte, als wollten sie ihm sagen, was das Glück sei, eine Art Kräutlein Kommnichtum!

Wenigstens sagte er sich in seinen Gedanken: Dies, was ich sehe, ist die Wahrheit, und nicht das, was ich weiß!

Die Kinder wurden immer munterer; Arnold hatte sich dicht an die Seite des Vaters geschmuggelt und sagte plötzlich: „Aber Vater, weißt du nicht, daß ich dich heute schon gesehen habe, bei dem Brunnen, wo die Weidelichbuben mich auslachten, daß ich nur eine Mutter und keine Mama habe!"

Salander hatte über den nachherigen Ereignissen den Auftritt und das Gesicht des Knaben gänzlich vergessen; er nahm es jetzt in die Hände und rief:

„Bei Gott, es ist ja wahr! Wo hab' ich nur meine Gedanken! Hätt' ich doch gewußt, daß ich meinem Blute so nah' war!" Erstaunt schaute Frau Marie auf.

„Bist du denn nachmittags schon hier in der Nähe gewesen und nicht zu uns gekommen?" fragte sie, fast bekümmert. Er fühlte jetzt, daß seine üble Lage doch eine Wirklichkeit war, faßte sich jedoch, weil es sein mußte und er das neue Unglück nicht hier und zu dieser Stunde verkünden konnte. Er gehörte zu denen, welche dergleichen lieber verschweigen möchten, wie ein Vergehen, das ihnen selbst und nicht fremder Schlechtigkeit zur Last fällt.

„Freilich," sagte er, „bin ich schon um zwei Uhr oben gewesen, auf dem Wege zu euch! Im Zeisig traf ich einen alten Bekannten, den Möni Wighart, der schleppte mich mit Gewalt in den ‚Roten Mann', dort fiel uns ein, wir wollten mein Gepäck auf dem Bahnhof holen, damit das abgetan sei; dann mußte ich die Verzollung besorgen, wobei sie mir Umstände machten; dann wechselte ich unterwegs englisches Geld aus, das ich bei mir hatte, auch kamen noch andere herzu, kurz, wie es geht, die Zeit verzettelte sich und es wurde Abend. Aber nimm es nicht ungut auf, es geschah von selbst, wie der ganze Weltlauf!"

Sie war schon lang zufrieden und im Innern froh, daß der Weltlauf sich so gefügt, der Mann nicht zu ihrer sonderbaren Bewirtung kam und die Fremden zu unwillkommenen Zeugen des Wiedersehens wurden.

Erst gegen elf Uhr traten sie den Rückweg nach der Kreuzhalde an. Der Mond war inzwischen aufgegangen, und in seinem hellen Scheine zogen sie dahin, die Kinder voran, welche bald zu singen anfingen, zur Erbauung des Vaters mit gutem Ton und Gehör und frischen Stimmen. Die Frau verließ den Arm des Mannes nicht, fragte, erzählte, plauderte und überließ sich ganz dem Genusse einer freundlichen Schicksalswendung.

Aber je näher sie dem Hause kamen, desto schwerer wurde dem Manne wieder das Herz; denn der Augenblick nahte, wo er die arme Frau aus ihrem Himmel reißen mußte.

Nein, heute nicht mehr, sagte er sich, sie soll diese Nacht noch einen guten Schlaf in Glück und Sorglosigkeit tun, den sie so lang verdient hat! Morgen ist ein neuer Tag!

Das Haus lag im Mondschein still vor ihnen; sie schlossen auf, die Kinder sprangen wieder voraus und machten Licht, und die Stube ward so belebt, wie lange nicht zu dieser Stunde. Die Mutter sah ihr Regenbogenschälchen im Papierchen am Boden liegen, hob es unbemerkt auf und machte sich am Schränkchen zu schaffen, um es im stillen wieder zu verwahren. Es tat ihr im Glücke wohl, an das artige

Besitztum und Abenteuer einen kleinen Aberglauben zu heften, daß es auch künftig vielleicht Heil ankündigen möge, solange es dasei.

„Nun macht, daß ihr zu Bett kommt, Kinder! Morgen beizeiten müßt ihr ausfliegen und für den Vater und uns das Frühstück herbeischaffen. Späterhin reis' ich selber aus."

Hiermit trieb sie die aufgeregte Jugend in die Kammer, wo sie mit den Kindern zu schlafen pflegte. Der Vater kam mit, um zu sehen, wie sie hausten, und ihnen die Decken über die Nasen zu ziehen. Es sah nicht aus wie bei Leuten, die soeben nichts mehr zu beißen hatten, sondern alles war in reinlicher guter Ordnung, noch mehr in dem Zimmer daneben, wo die Frau das Lager des Mannes schon seit Monaten bereithielt.

„Wenn du heute nicht gekommen wärst," sagte sie scherzend, „so hätte ich morgen mit deinem Bette den Anfang gemacht und es als überflüssig verkauft, das siehst du wohl ein!"

„Vollkommen! Hättest du's nur schon früher getan, anstatt solche Teufelei und Hungersnot anzustellen! Aber ich wollte schon ein paarmal fragen," fuhr er fort, aus dem offenen Fenster auf das mondhelle Umgelände hinausdeutend: „Wo sind denn nur die vielen schönen Bäume hingeraten, die sonst vor und neben dem Hause standen? Hat sie der Eigentümer abschlagen lassen und verkauft, der Tor? Das war ja ein Kapital für die Wirtschaft!"

„Man hat ihm das Land weggenommen oder eigentlich ihn gezwungen, Bauplätze daraus zu machen, da einige andere Landbesitzer den Bau einer unnötigen Straße durchgesetzt haben. Nun ist sie da, jedes schattige Grün verschwunden und der Boden in eine Sand- und Kiesfläche verwandelt; aber kein Mensch kommt, die Baustellen zu kaufen. Und seit die guten Bäume dahin sind, ist auch mein Erwerb dahin!"

„Das sind ja wahre Lumpen, die sich selbst das Klima

verhunzen. Nun wollen wir aber auch zur Ruhe. — Du, Marie!"

„Was, Martin?"

„Eines, will ich wetten, hast du gewiß vergessen!"

„Was denn?"

„Meinen alten Stiefelknecht!"

„Hier ist er!"

Sie zog ihn unter dem Fußende des Bettes hervor.

4

Salander hatte nach allen Bewegungen und Erregungen des vergangenen Tages endlich dem Schlafe nicht widerstanden. Doch mit dem ersten Frühscheine, der am Himmel heraufkam, weckte ihn die schwere Sorge, die keineswegs eingeschlafen war. Er sah seine Gattin, die im tiefsten Frieden lag und schlief, jeder Zug ihres Gesichtes in seiner Ruhe und Zufriedenheit der Herold einer wohlgeborgenen Seele. Und diesen Frieden sollte er mit einem Worte von Grund aus zerstören; die Stunde war unwiderruflich da.

Das neue Unglück schien ihm erst jetzt wirklich geboren, und er bereute bitter, daß er gestern nicht stehenden Fußes wieder geflohen oder mit der bösen Nachricht gleich ins Haus gefallen war.

Als er, von dem alten guten Bekannten geführt, das Haus Schadenmüller & Komp. gefunden, hatte er bemerkt, daß an diesem Hause wirklich Arnold von Winkelried mit den Speeren im Arm auf Goldgrund gemalt, prangte, nebst einer Inschrift: „Sorget für mein Weib und meine Kinder!" Das Haus gehörte dem Herrn Louis Wohlwend, der auch das Bild malen ließ, aber nicht bezahlte, wie sich später zeigte.

Salander hatte seinen Begleiter mit Dank verabschiedet, weil er doch lieber allein vor seinen alten und mutmaßlich neuen Schuldner treten wollte. Er stieg die Treppe hinan

und stieß gleich im ersten Stockwerk abermals auf ein Schild mit „Schadenmüller & Komp.“, dabei aber auch eine Visitenkarte mit „Louis Wohlwend“. Er zog die Klingel an, es schlürfte jemand in schlechten Pantoffeln herbei, und als die Türe aufging, stand ein schäbiger, unreif aussehender junger Mensch vor ihm, einen Gummipinsel in der Hand, und fragte, zu wem er wolle?

„Ist der Herr des Geschäftes hier?“ fragte Salander entgegen.

„Das Geschäft ist zur Zeit geschlossen, Herr Wohlwend ist da, wie ich glaube; wen soll ich anmelden, wenn er zu sprechen ist?“ erwiderte mißtrauisch der junge Mann.

„Führt mich nur gleich hinein, wo er ist, er wird mich schon kennen!“ sagte Salander etwas barsch, indem er den Menschen drehte und vor sich herschob.

Der ging ihm in eine leere Kontorstube voran, bat ihn, da zu warten, und begab sich in das Kabinett des Herrn Wohlwend. Salander sah sich inzwischen etwas um und gewahrte, daß man hier beschäftigt war, Abzüge eines unordentlich autographierten Zirkulars zu falten, in Umschläge zu stecken und mit Gummi zu verkleben. Es dauerte einige Minuten, bis der junge Mensch zurückkam und ihn ersuchte, in das Kabinett zu treten. Salander klopfte zweimal, bis jemand „Herein!“ rief. Als er eintrat, sah er an einem breiten Schreibtisch von Mahagoni, in einen großblumigen Schlafrock gekleidet, einen Mann sitzen, der ihm den Rücken zuwandte und eifrig zu schreiben schien, ohne sich aufzurichten.

„Herr Wohlwend?“ sagte Salander, um sich bemerklich zu machen.

„Stehe gleich zu Diensten,“ sagte jener, immer fortschreibend, schaute dann aber einen Augenblick auf, kehrte sich wie der Blitz wieder ab, drehte sich abermals um und warf dem Fremden einen stechenden Blick zu, wie man es einem Todfeinde gegenüber tut und auch dann nur, wenn man selbst bös ist. Doch ebenso schnell nahm er sich zusammen, erhob

sich, ging einen Schritt vorwärts und stellte sich, als ob er erst jetzt nach und nach seinen Besucher erkennen würde.

„Irre ich nicht? Ist das nicht der Martin Salander?“ Martin mußte sich den Mann im Schlafrock auch erst ein wenig betrachten, um ihn zu erkennen, obschon in dessen Aussehen, außer einer ganz leisen Verwitterung, fast keine Änderung eingetreten war, als daß er in dem früher glatten Gesicht einen Schnurrbart hatte stehen lassen, der sich nicht am Platze fühlte und mit seinen Härchen sich nach allen Seiten sperrte und um sich stach. Durch diesen einzelnen Gegenstand aber erschien das Gesicht urplötzlich ungeheuer leer, unwirtlich und trostlos, für den, welchem der Schnurrbart neu war.

„Jawohl bin ich's!“ sagte Salander.

„Ei der Tausend, so sei willkommen,“ sagte der andere, die Hand hinhaltend und den unwillkommenen Ankömmling prüfend anblinzelnd, eher wie ein kritischer Gläubiger, als wie ein böser Schuldner; „es ist lange her, seit wir uns zuletzt gesehen haben. Und was führt dich für ein guter Stern her?“

„Dies!“ erklärte Salander kurz, von der tollen Manier beleidigt. Er hielt ihm die aus der Brieftasche gezogene Anweisung hin.

Wohlwend empfing sie mit zwei Fingern, wie einen Krebs, zog die Augenbrauen in die Höhe und las den Zettel.

„Ah!“ sagte er, „die Atlantische Uferbank in Rio. In der Tat, wir stehen mit derselben im Verkehr!“

„Ist es etwa nicht angezeigt worden?“

„In der Tat, ich erinnere mich an etwas dergleichen, habe aber nicht beachtet, wen es betrifft. Unsere Geschäfte haben sich leider durch zu raschen Aufschwung so sehr ausgedehnt, daß ich den Überblick momentan nicht zur Verfügung habe. Die Bank hat ein bedeutendes Guthaben bei uns; indessen, wir stehen in Gegenrechnung und ich müßte nachschlagen. Sapperment! Hundertsechzigtausend Francs! Du machst ja große Geschäfte, Freund!“

„Es ist so ziemlich, was ich in sieben Jahren aufgebracht habe! Aber es wäre mir lieb, wenn du nachschlagen wolltest!"

„Das kann ich augenblicklich nicht, guter Martin! Du mußt wissen, daß wir uns in einer unversehens hereingebrochenen Krise befinden, welche hoffentlich vorübergehend ist!"

„Wer sind denn die Wir?"

„Nun, die Firma und ich, deren Inhaber! Früher war ein gewisser Schadenmüller dabei. Kurz, die Bücher liegen auf der Kanzlei, und da begreifst du, daß ich jetzt nicht nachschlagen kann!"

„So schreibe wenigstens auf das Papier, daß es von dir eingesehen wurde!"

„Nichts schreibe ich darauf, bis ich orientiert bin!"

Dieses Benehmen brachte Salander etwas auf, so sehr er an sich hielt.

„Es ist jetzt das zweite Mal, daß du so zu mir stehst, und du scheinst dir nichts daraus zu machen, mich womöglich auch diesmal um alles zu bringen!" sprach er mit strengerem Blick. Allein Wohlwend ließ sich nicht beirren.

„Bitte, nicht schimpfen!" sagte er mit gehobener Stimme, „noch bin ich nicht fallit! Und nie gewesen! Und wenn ich es wäre, so stehe ich in der Hut der Gesetze und des Rechtes und ist überall mein Haus meine Burg!"

Salander fiel vor Erstaunen und wie erschöpft auf einen mit Plüsch bezogenen Armsessel, der mit kopfgroßen Rosen bedruckt war. Wohlwend setzte seine Rede mit begütigter Stimme fort:

„Lieber alter Freund! Mach' es wie ich, behalte den Kopf oben! Sieh her, in meiner unfreiwilligen Muße bin ich nicht müßig, grüble nicht über Unabwendbares; ich werfe mich auf Wissenschaft und Kunst. Hier treibe ich Heraldik, mit Einbeziehung der bäuerlichen Hauszeichen, der Handwerksinsignien und verwandter Dinge!" Ein paar abgegriffene Wappenbücher, wie sie die Petschaftstecher und Löffelgra-

veurs an den Messen und Jahrmärkten vor sich aufgeschlagen halten, lagen auf dem Schreibtische, dabei eine Farbenschachtel, wie die Knaben sie brauchen, wenn sie Bilderbogen illuminieren, und einige Papierblätter mit ganz kindisch nachgemalten Wappenbildern. Auch eine verworrene Skriptur machte sich breit.

„Hier lassen sich alte Fäden politischer und kultureller Entwickelung offen legen und neue anknüpfen im Sinne einer neuen Verteilung der Volksehren —"

Martin Salander hörte nicht länger auf die nachfolgenden Reden des Mannes; er griff nur noch mechanisch nach einem schmierigen aufgeschlagenen, aber auf dem Bauche liegenden Buche, mitten auf dem Tische des Kaufherrn und Mäzens. Es war ein uralter Räuberroman mit dem Zeichen einer Leihbibliothek, offenbar die eigentliche Lektüre des Possenreißers in seiner unfreiwilligen Muße.

Er nahm seine brasilianische Anweisung dem guten Freunde aus der Hand, steckte sie sorgfältig ein, unterbrach die Rede und fragte nur noch: „Bist du verheiratet, Louis Wohlwend?"

„Wieso fragst du das? Nein!" erwiderte dieser.

„Ich meinte nur wegen des schönen Winkelriedspruches, der an dein Haus gemalt ist! Du bist wohl im allgemeinen ein Beschützer der Witwen und Waisen oder solcher, die es werden könnten?"

„Du weißt, daß ich von jeher einem idealen Zuge nachgehangen bin, und die Wohnhäuser freier Bürger mit edlen Sinnsprüchen historischen oder moralischen Gehaltes zu schmücken und dazu Anregung zu geben, dünkt mich lobenswert!"

Nach diesem Spruche Wohlwends setzte Salander seinen Hut mitten in der Stube auf den Kopf und verließ ohne ein weiteres Wort das Haus.

Er rief eine Droschke herbei und ließ sich nach der städtischen Notariatskanzlei fahren. Der Notar las die Anweisung,

die ihm Salander nach Mitteilung der Umstände vorlegte, rückte die Brille zurück und sagte:

„Sind Sie selbst der Herr Martin Salander? Ja? — Es ist eben eine böse Sache! Morgen erscheint die amtliche Publikation der Konkurseröffnung mit den üblichen Fristen, soweit haben Sie noch alle Zeit. Ich will auch heute selbst noch hingehen und den Mann amtlich einvernehmen bezüglich Ihrer Forderung."

„Das Dringendste," warf Salander ein, „scheint mir zu sein, daß schleunigst die Verwahrung an die Bank in Rio abgeht! Ich bin bereit, die Kosten der nötigen Kabeldepeschen zu hinterlegen!"

„Das ist leider Gottes nicht mehr das Nächste für Sie, Herr Salander!" erwiderte der Notar mit ernster Teilnahme, „vorgestern lief die sichere Nachricht ein, die Atlantische Uferbank in Rio de Janeiro zahle nicht mehr, gestern kam der Nachtrag, die Direktoren seien verschwunden und die Angestellten auseinandergelaufen. Hiesige Häuser haben schon vor zwei Wochen schlimme Berichte erhalten, und was das Schlimmste ist, man hält bereits die aufgeflogene Bank und was drum und dran hängt, für ein ausgebreitetes Raubgeschäft. Ich fürchte, viele anvertraute Gelder sind ins Wasser gefallen, wo es am tiefsten ist."

Salander mußte sich am Pulte des fleißigen Mannes halten und sagte nichts.

Der Notar sah nach der Uhr.

„Ich werde mit Ihnen zum Gerichtspräsidenten gehen, es ist gerade noch Zeit; denn es ist für alle Fälle nötig, daß Sie eine gerichtliche Beschlagnahme des Guthabens der Bank auswirken, welches die Anweisung angeblich decken soll."

„Ich habe unten eine Droschke stehen," sagte Salander. Sie fuhren hin und erhielten die gewünschte Verfügung, welche freilich kaum einen greifbaren Wert vorfand.

Solch ein trauriger Bericht wartete auf Marie Salanders Erwachen, und als das wachsende Frührot am wolkenlosen Himmel ihr schlummerndes Gesicht wie ein glückseliger

Traum zu beleben schien, verschob der Mann abermals das Gericht seines Leichtsinns, dessen er sich nun beschuldigte, bis die Kinder zum Einkauf der Lebensmittel ausgesandt worden, dann wieder, bis das Frühmahl eingenommen wäre. Er wollte nicht, daß die Frau am ersten Morgen der Wiedervereinigung in Tränen am Herde stehen sollte.

5

Die Kinder gingen und kamen, die Frau bereitete das Frühstück und nahm es inmitten der Ihrigen mit an sich haltendem Frohmut ein, während die Kinder so lustig waren, daß sie auch den Vater aufheiterten und seine Sorge noch ein Morgenschläfchen tat, obgleich es auf allen Türmen sieben schlug. Da fielen ihm auch die Geschenke ein, die er in England in freigebiger Laune beschafft hatte. Stracks öffnete er die Koffer und kramte aus, Ledersachen mit Stahlgeräten, merkwürdig hübsche Bilderbücher, deren englischen Text er gleich zum ersten spielenden Unterricht benutzen wollte, feine Tücher und Spitzen für die Frau und die Mädchen, und einen ganzen Haufen vermischtes Backwerk, das überall zum Ausfüllen in die Kisten gestopft war.

Das alles gab eine herrliche Kurzweil und Bestätigung des Anbruches eines goldenen Zeitalters, spornte aber zugleich die Hausmutter an, die solchem Wandel gemäßen Pflichten zu erfüllen. Sie ging hinweg, sich für die nötigen Geschäftsgänge anzukleiden, was den guten Martin plötzlich an die Gewißheit erinnerte, daß sein Unglückshandel jetzt bereits stadtbekannt sein müsse; denn nicht nur hatte Freund Wighart jedenfalls gestern seinen Abendgang durch ein paar Kaffeehäuser gemacht und die Neuigkeit mit allem Anteil verkündet, sondern auch die Beamten hatten keinen Grund, in einer offenen Konkurssache mit so ungewöhnlichen Vorfällen geheim zu tun. Er durfte es nicht darauf ankommen lassen, daß die Frau sozusagen auf offener Gasse von dem

Gerücht überfallen wurde. Hastig gab er den Kindern eines der Bücher und eine Handvoll englischen Biskuits und riet ihnen, sich im Freien unter dem Platanenbaum anzusiedeln, was ihnen gleich einleuchtete.

„Du, Netti! unser Vater gefällt mir, dir nicht auch?" sagte im Hinausgehen das altkluge Setti zu seiner Schwester, die nachahmend und überbietend erwiderte: „O, ganz gefällt er mir! Und ich finde, daß er sich gut für unsere Mutter schickt! Du nicht auch?"

Arnold, der still hintendrein ging, hörte diese weisen Aussprüche und verstand mehr davon, als die klugen Schwestern dachten; denn er empfand es als ein geheimnisvolles Glück, daß die Eltern gut füreinander paßten, und glaubte gern daran, sagte aber kein Wörtchen dazu.

Der Vater war indessen schon in die Schlafstube getreten, wo Frau Marie eben ihr Oberkleid angelegt hatte und die Brustteile zuzuknöpfen begann.

„Marie," sagte er, „du hast mir nie geschrieben, daß der Louis Wohlwend wieder eine Handlung angefangen habe, sogar eine Art von Bankgeschäft?"

Die Frau hielt inne und sah ihn groß an:

„Davon wußte und weiß ich ja gar nichts! Woher sollt' ich es wissen, da ich nicht unter die Leute komme auf meiner Einsiedelei?"

„Auch von dem Haus Schadenmüller & Kompanie hast du nichts gehört?" fragte er weiter, immer noch zögernd.

„Nein doch! Wer ist das wieder?"

„Das ist die Handlung, auf welche ich mit meiner, mit unserer ganzen Ersparnis angewiesen bin, die ich in Rio bar einbezahlt habe. Warte!"

Er lief nach einer der geöffneten Kisten und holte das in Brasilien abgeschlossene Hauptbuch herbei, aus einem dunkeln Instinkte, daß die größere Anschaulichkeit den Vorgang erleichtern könnte.

Auf dem letztbeschriebenen Blatte stand mit schön gemalten Zahlen der Saldo seines Vermögens eingetragen, über einem

mittelst eines Lineals vergnüglich und tadellos hergestellten Federstriche, und unter diesem war zu lesen: „Von obigem Saldo ist abzurechnen die Summe von 25000 Fr. eidgenössischer Währung als Guthaben meiner Ehefrau Marie N. N. aus ihrem mir zugebrachten Vermögen.“

Das aufgeschlagene Buch legte er auf den kleinen Tisch, der dastand, und legte den Finger auf den Rechnungsabschluß.

„Siehst du, das sind sechsunddreißig Contos de Reis, etwas über zweimalhunderttausend Franken nach unserm Geld! Um Lebens und Sterbens willen habe ich dein Zugebrachtes daruntergesetzt, wie du es da lesen kannst! Vom Ganzen aber übergab ich drei Vierteile einem angesehenen Bankhause in Rio und erhielt dafür eine Anweisung auf Schadenmüller & Komp. dahier, wo ich das liebe Geld bar in Empfang nehmen sollte. Woraus besteht aber diese Kompanie Schadenmüller? Aus einem einzigen Mann, und der heißt Louis Wohlwend, und bezahlt nichts; denn er ist wieder einmal im Konkurs und kommt heute im Amtsanzeiger. Und hier ist schon der Bericht eingelaufen, daß auch das Haus oder die Gesellschaft in Rio de Janeiro verschwunden sei! Bis jetzt kann keine Seele wissen, wo das Geld geblieben ist, ob es in Rio schon beseitigt wurde, oder ob es der Wohlwend erwischt hat.“

Dies alles brachte er mit trockener, zuweilen stockender Stimme vor. Frau Marie, zuerst nur halb neugierig, sah bald auf das Buch, bald in sein Gesicht, was ihr die Hauptsache war und ihre Aufmerksamkeit am meisten erregte, bis sie zuletzt totenblaß wurde; ohne etwas zu sagen, heftelte sie mit zitternder Hand das Kleid vollends zu, und begann dann erst einzelne Fragen zu stammeln und sich nach und nach in dem Unstern zurechtzufinden. Geduldig und fast demütig fügte sich Martin in die geringe Ordnung ihrer Rede und wiederholte die gleichen Aufschlüsse und Bestätigungen, bis ihr alles klar und deutlich war.

Erst jetzt brach sie händeringend in heiße Tränen aus,

indem sie ausrief: „O du armer Mann! Wo sind unsere sieben Jahre der Trennung und der Sorge?"

Plötzlich ging das erstickende Weinen in einen leidenschaftlichen Zornausbruch über.

„Unsere letzte Jugendzeit hat er vernichtet, der Hund! Wo ist er hin damit, der Blutegel? Kann man ihm kein Salz auf den Rücken streuen? Kann man ihn nicht zusammenpressen, den Schwamm, der alles auffaugt? Dieser verfluchte Landschaden! Wart', Mann! Wenn du ihn nicht bändigen kannst, so will ich den Sohn für ihn erziehen, daß er ihm einst den Lohn gibt! Jetzt weiß ich auch, warum mich immer eine Art Ahnung beschlich, wenn ich den Marder sah mit seinem glatten Balg. Ist es möglich, daß ich soeben noch glücklich und gesund war wie eine Lerche, und jetzt so elend, ja so krank!" Sie schritt wie verzweifelt im Zimmer umher, öffnete ein Fenster und blickte hinaus.

„Was für ein schöner Tag!" rief sie; „welch liebliche Sommerluft ist uns vergällt! Also so geht's, so geht's, so geht es! So, so!" fügte sie mit halb singendem Tone hinzu, vom bittersten Schmerze hervorgehaucht, schloß das Fenster und setzte sich in einer Ecke auf den Boden, den Kopf auf die Arme legend.

Martin Salander erstaunte in allem Elend über die Rauheit einer Leidenschaft, die er an der Frau noch nicht gesehen; an der leisen Hand des Mitleidens gelang es ihm, sich über die Stimmung der Gattin und zugleich über sein Schuldgefühl zu erheben. Er trat vor sie hin.

„Liebe Marie!" sagte er mit weichem Ernste, „sei nicht so untröstlich! Es ist ja nur Geld! Soll dies das Einzige und Höchste sein, was wir haben und verlieren können? Besitzen wir nicht uns selbst und unsere Kinder? Und soll dieser Trost auf einmal ein leerer Gemeinplatz sein, sobald es uns und nicht andere Leute angeht? Komm, kauere nicht wie ein Kind auf dem Boden, so tiefe Trauer ist das ganze Geld samt dem Wohlwend nicht wert! Zwar seh' ich an deinem leidenschaftlichen Gebaren, daß du noch jung genug bist, trotz

der Klage über die verlorenen Jahre, und das dünkt mich so lieblich wie die schöne Sommerluft draußen; aber steh dennoch auf, trockne deine Tränen und laß die Kinder nichts merken, so wirst du dich von selbst fassen! Du hast wohl überhört, daß ich einen Teil des Vermögens gerettet habe, ich trage es in guten Papieren bei mir, die Wohlwend nichts angehen, und so stehe ich doch ungleich besser da als vor sieben Jahren, dazu um nützliche Erfahrungen und Kenntnisse reicher. Komm, mache dich vollends schön, wir wollen jetzt unsere Gänge machen, ich in die Kanzleien, und du für die Küche, und nachmittags unternehmen wir einen tüchtigen Ausmarsch mit den Kindern. Wenn wir uns nur ganz gelassen benehmen, so wirst du sehen, daß wir den Ausweg schon wiederfinden!"

Er reichte ihr die Hand, und sie richtete sich an derselben auf. Es war in der Tat beinahe die Beschämung eines Kindes, mit der sie die Augen zu ihm aufschlug, aber ebenso kurz andauernd, da ein Strahl bessern Mutes und Vertrauens das Gesicht überflog. Denn sie sah den Mann seiner Lage gewachsen und imstande, sie, die Gattin, zu ermahnen und aufzurichten; auch war seine Demut, die sie am meisten beängstigt, in schicklicher Weise, ohne Aufsehen in den Hintergrund getreten. In einer halben Stunde waren sie bereit, miteinander in die Stadt hinabzuwandern. Setti mußte sich der Mutter anschließen, die beiden andern Kinder wurden zu ihren Schulbüchern in das Haus verwiesen. Als Salander sich auf dem öden Kiesplatze umsah und mit Ärger bemerkte, wie auch weiterhin eine Menge von Fruchtbäumen verschwunden, die ehemals die Wege beschatteten, fiel ihm auch die Holztafel ins Auge, die über der Haustüre hing und die Inschrift „Pension und Gartenwirtschaft zur Kreuzhalde" aufwies.

„Halt," sagte er, „die Tafel muß weg, und zwar gleich jetzt."

Mit Hilfe eines Stuhles hob er das Brett aus den Haken und stellte es hinter die Türe.

„Nun bist du erlöst von der betrübten Herberge!“ sagte er; „wir wollen auch sofort einrücken lassen, daß sie geschlossen sei!“

Die Befreiung aus ihrer wunderlichen Zwangslage, auf Gäste warten zu müssen, die nicht kamen und denen sie nichts mehr vorzusetzen gewußt hatte, wenn sie kamen, erleichterte der Frau das Herz, sowie auch das Einkaufsgeld, das sie endlich wieder in ausreichendem Maße in der Tasche führte, ihren Schritten die frühere Sicherheit zurückgab; nur das Gesicht wollte bei aller Gelassenheit seinen Ernst nicht verlieren, weil die seit kaum vierundzwanzig Stunden erlebten Übergänge ihr Gemüt erst jetzt im Innern zum Schwanken brachten, da sie das Ende nicht absehen konnte. Aber dies stille Schwanken verstärkte nur ihren Willen, aufrecht zu bleiben und treu zu den Ihrigen zu halten.

Mann und Frau trennten sich bald mit der Abrede, zur Mittagsstunde wieder beisammen zu sein. Martin Salander begab sich in die Notariatskanzlei. Die gerichtliche Bekanntmachung war soeben in den Blättern erschienen. Dem Notar hatte Wohlwend rundweg abgeschlagen, auf Salanders Anweisung irgendeine Erklärung zu unterzeichnen, und in diesem Sinne auch bei der Versendung eines nichtssagenden Rundschreibens an seine „Geschäftsfreunde“ den beraubten Freund übergangen.

Auf den Rat des Notars hatte Martin am Vormittage einen angesehenen Rechtsanwalt aufgesucht und ihm die Wahrung seiner Sache mit gehöriger Vollmacht übergeben, derselbe ihm dagegen aufgetragen, beglaubigte Buchauszüge und Korrespondenzen über seinen Verkehr mit der Bank in Rio de Janeiro beizubringen. Jedenfalls stand eine langwierige Abwicklung des ganzen Prozesses in Aussicht. Die Sache stehe so, meinte der Advokat, daß es noch der glücklichere Fall wäre, wenn es auf förmlichen Betrug hinausliefe, wo man mit Verhaftung und Strafuntersuchung einschreiten und den zur Seite geschafften Raub auffinden

könnte, während in einem gewöhnlichen Fallîment das anvertraute Gut unter allen Umständen verloren ginge.

Hiermit hatte Martin Salander sich einstweilen zu beruhigen und volle Muße zum Überlegen dessen, was er inzwischen beginnen sollte. Demgemäß fand er sich gefaßt und gewissermaßen zufrieden beim Mittagessen ein, das die Frau ohne jeglichen Aufwand, aber gut und nahrhaft bereitet hatte. Wein sei keiner mehr da, sagte sie, der Mann möge selbst bestimmen, was etwa anzuschaffen wäre; für heute müßten sie sich mit frischem Wasser begnügen, sie denke, wenn man nachher ein bißchen ausfliegen wolle, so werde Martin ohnehin etwa mit ihnen Einkehr halten, wo es zu trinken gäbe, und wenn es nur im „Roten Mann" wäre.

Diese Anspielung machte sie mit einem kleinen Lächeln und ganz gemütlich; allein sie würde sie ohne die heutigen Enthüllungen doch nicht gemacht haben. Auch verstand er sie wohl und antwortete ungesäumt, sie habe vollkommen recht, ihn daran zu erinnern; er werde trachten, ein Fäßchen von jenem Weine zu erhalten, der ihr gewiß schmecken solle. Mit diesem Vermeiden einer logischen Erörterung war hinwieder die Frau zufrieden, da sie das Geständnis seines Fehltrittes darin sah, fast vor der Haustüre noch mit Fremden in ein Wirtshaus zu gehen. Zur Versöhnung erklärte sie übrigens, daß sie sich danach sehne, einige Stunden ins Grüne zu wandern; sie sei niemals nur in den Wald hinaufgekommen, selbst zur Zeit nicht, wo sie noch Dienstleute gehalten habe.

Sie zogen also miteinander aus, in den Wald hinauf, der sie mit seinem durchsichtigen Schatten empfing. Die lange nicht genossene Luft solchen Kulturgehölzes machte dem Familienhaupt wohl zumut; die alte Lehrhaftigkeit erwachte in ihm, so daß er Frau und Kindern von dem Unterschiede zu erzählen begann zwischen den Urwäldern des Westens, wo nur Kampf und Ausrottung herrsche, und den von erquickender Luft durchwehten Forsten der Alten Welt, wo der Wald gebaut und gepflegt würde fast wie ein Hausgarten. Und

wie auch da noch Gegensätze zu treffen seien, zeigte er ihnen, indem er hier an dem reinlichen Boden und den sauber und licht gehaltenen Stämmen eine Staats- oder Genossenschaftswaldung, dort an Gestrüpp, Wucherzeug und kränklichem Holze den Besitz nachlässiger Bauern erkennen wollte. Auch prüfte er die Kinder, ob sie hie und da eine blühende Pflanze zu benennen wüßten oder den Vogel kennten, der soeben gepfiffen habe. Sie wußten aber nichts, und er sagte zur Frau: „Das ist's eben; die Kinder sind zu einsam!"

„Aber lieber Mann," erwiderte sie, „die Kinder sind ja das Jahr hindurch unter hundert andern, und in ihren Schulstuben sind alle Wände voll Bilder, auch viele Vögel, die sie bei Namen kennen! Was die lebendigen Vögel betrifft, so habe ich als Mädchen gerade durch meine Unkenntnis etwas erlebt, das mir immer noch nachgeht. Eines Sonntagabends, nach der Singstunde, spazierte ich ganz allein über eine Anhöhe nach Hause und saß oben ein Weilchen nieder. Gegenüber lag ein anderer bewaldeter Hügel, in dessen Bäumen verborgen ein mir unbekannter Vogel sang, so schön, so schön durch die stille Luft und Einsamkeit, daß es mir wahrhaftig das Herz bewegte und ich feuchte Augen bekam. Ich erzählte zu Hause davon und hätte gar zu gern gewußt, was das für ein Vogel mochte gewesen sein. Die Leute rieten hin und her, ein Bursch, der manche Vogelstimmen nachahmen konnte, gab diesen und jenen Ton an und nannte den betreffenden Singvogel; allein keine der Weisen glich dem, was ich gehört. Jetzt, nach so viel Jahren, höre ich in ruhigen Augenblicken noch den unsichtbaren Sänger und bin froh, daß er mir unbekannt geblieben ist und auf die Art mir die Feierlichkeit jener Abendstunde stets in Erinnerung blieb."

„Du hast mir das auch schon erzählt," sagte Salander lachend, „und es ist artig genug, ich will es nicht bemängeln! Allein, wenn es ein Argument gegen das Kennenlernen der Dinge sein soll, so muß ich dich zur Ordnung rufen, Frau Jesuitin! Verkünderin des Mysteriösen und Unbekannten!"

„Geh, du weißt wohl, daß es nicht so gemeint ist, du Schulmeister!“

Der neckische Ton verwandelte sich in ein ernsteres Gespräch über Ziele und Grenzen des erzieherischen Verkehrs mit den Kindern, welches die wackere Frau mit aufmerksamer Teilnahme in allen Ehren bestand. Beide Gatten, indem sie die Kinder vor sich herspringen sahen, vergaßen darüber die Gegenwart und blickten von Hoffnungen belebt in die Zukunft, welche ihnen fast so lieblich dünkte als der unbekannte Vogel der Frau Marie.

So hatten sie einen beträchtlichen Weg zurückgelegt und stiegen in ein Waldtälchen hinunter, durch das ein schöner klarer Bach floß, der sein reichliches Wasser über das bunte Geschiebe und Gerölle wälzte, wie es der Berg abließ. In einer rundlichen Ausbuchtung ergoß sich über einige bemooste Steinblöcke ein kleiner Wasserfall, unmittelbar aus jungem Buchenschlag hervor, und Martin Salander erkannte sogleich den anmutigen Winkel von früher her.

„Dort wollen wir uns ein Stündchen niederlassen,“ sagte er und rief den Kindern zu, ihnen den Weg anweisend. Auch Frau Marie pries das Tälchen und eilte rüstig den abschüssigen, von Gestein unterbrochenen Pfad hinunter. Seit langer Zeit war es ihr nicht vergönnt gewesen, sich in freier Natur zu bewegen ohne einen andern Zweck als die Bewegung selbst. Am Bachufer angekommen, hatten sie noch um ein vorragendes größeres Felstrumm zu biegen, welches den besten schattigen Ruheplatz verbarg. Die vorausgelaufenen Kinder standen plötzlich still, und als auch die Eltern am Platze waren, sahen sie einen Mann, der mit bloßen Füßen, aufgestülpten Beinkleidern und Hemdärmeln im Wasser stand und unter den Steinen umhergriff, nach Krebsen suchend. Auf einer trockenen Steinplatte des Ufers lagen ein paar kleine tote Forellen neben einem Gefäße, wie es die Angelfischer mit sich führen, und einer offenen Botanisiertrommel, welche in Papier gewickelte Eßwaren enthielt. An

geschützter Stelle befand sich im kühlen Wasser eine angebrochene Weinflasche.

„Der Platz ist schon besetzt," sagte halblaut Salander, „wir wollen weitergehen!" Er ging vorwärts, um auf dem engen Wege zwischen dem Krebsfänger und seinen Veranstaltungen vorbeizukommen, und seine Familie folgte ihm auf dem Fuße, zunächst die Frau. Da richtete sich der Mann im Bache auf und schaute sich um. Es war Herr Louis Wohlwend, der sich hier still zu vergnügen schien.

Die Überraschung bannte beide Parteien fest, so daß um Wohlwends Beine die Bachwellen einen kleinen Schaum erregten und hinter Salander seine Familie gedrängt stehenblieb. Wie es meistens geschieht, war der Unrecht leidende Teil wieder verlegener als der andere, und da Wohlwend die Salanderschen verblüfft vor sich sah, richtete er sich hoch auf, brachte die Hand an den Hutrand und rief: „Ah, salut!"

„Gibst du hier Audienzen?" sagte Salander endlich, ohne sich zu rühren.

„Wie du willst!" versetzte Wohlwend; „wo sollte ich am heutigen Tage mich hinflüchten, als an den Busen der Mutter Natur? Es ist gewissermaßen mein Ehrentag, an dem ich das Martyrium unseres Jahrhunderts antrete als Opfer des Verkehrs, des Kampfes ums Dasein! Heut steh' ich im Amtsblatt, da ist die erste Folge, daß ich mein bescheidenes Plätzchen im Kaffeehaus, mein harmloses Spielchen um den Kaffee entbehren muß; das erfordert die Etikette, wie sie einmal ist, bis sich die Sündflut des Geschwätzes verlaufen hat! Du weißt, Freund Martin, daß ich von jeher einem edeln Idealismus gehuldigt; der kommt mir nun zugut und läßt mich an so idyllischen Gegenständen Trost suchen, wie sie sich hier darbieten! — Ha, die Frau Liebste! Schöne Frau, seien Sie mit aller Verehrung begrüßt nach so langer Zeit —"

„Wohlwend, Ihr könnt hier nicht mit uns von Euren Sachen reden; das sind unsere Kinder, vor denen es sich nicht

schickt! Sie sollen dergleichen nicht hören! Bitte, lieber Martin, laß uns unsers Weges gehen!"

Dies sagte Frau Salander, indem sie die Hand an des Mannes Arm legte. Martin wandte sich gehorsam und setzte schweigend den Weg fort; Marie trat etwas zur Seite und schob die Kinder vorwärts, und erst, als das letzte vorüber war, folgte auch sie, ohne sich weiter umzusehen. Sie mußte ihre Röcke zusammennehmen, um zwischen den herumliegenden Sachen Wohlwends, wozu auch seine Strümpfe und Stiefel gehörten, durchzukommen, ohne sie zu streifen.

Dieser stand wie versteinert in seinem Bache. In Gesicht und Stimme der Frau hatte trotz einer blassen Unbeweglichkeit eine solche mit Verachtung durchwirkte Strenge gelegen, daß ihm die Furcht aufsteigen wollte, es gäbe noch höhere Mächte als Konkursrichter und Gläubigerversammlungen. Es dünkte ihm nicht mehr geheuer im Wasser; er watete hinaus und zog hurtig seine Fußbekleidung wieder an, um auf alle Fälle besser zu stehen. Dann las er drei oder vier Krebse zusammen, die bereits gefangen, aber dem Fischkübelchen entronnen waren und dem Wasser entgegenstrebten. Zuletzt, um sich von dem lächerlichen Weiberauftritt zu erholen, zog er die Flasche aus dem Wasser und setzte sich mit derselben und der botanischen Büchse auf die Platte.

Aber wiederholt unterbrach er sein Vespermahl. Wie kann das Weib sich herausnehmen, ihn kurzweg mit Wohlwend anzureden, ohne Herr, und ihn zu ihrzen wie einen Knecht oder Lumpensammler! Am meisten beschäftigte ihn das mit den Kindern. Hatte er denn etwas Unsittliches gesagt, was sie nicht hören durften? Gar nicht! Er hatte eher schöne, erhebende Worte gesprochen, wenn sie auch nicht bare Münze waren. Hätte doch Salander geschimpft, dem würde er den Rechtsstandpunkt erläutert haben; aber er hat weislich geschwiegen.

Wohlwends Idylle war durch die Frau entschieden gestört, und er packte zusammen; doch schlug er einen andern Weg ein, als die Salanderleute gegangen.

Diese stiegen wieder in die Höhe und sprachen einige Minuten nichts, bis Martin über die kurze Rede seiner Frau lachen mußte.

„Du hast ihn scharf behandelt!“ sagte er zu ihr, „wie zum Teufel gerätst du auf den Einfall, per Wohlwend und per Ihr mit ihm zu reden?“

„Ich denke, man spricht so mit den Sträflingen in den Zuchthäusern; in meinen Augen ist er aber nichts Besseres!“

Sie schien indessen durch den Vorfall ein klein wenig erheitert zu sein; auch Martin lachte abermals, als er bedachte, wie schlau der Konkursit die Kaffeehäuser vermied, um tief im Walde seinen Meister zu finden. Nach einigem Schweigen, als die Frau Raum bekam, ihm zur Seite zu gehen, ergriff er wieder das Wort.

„Ich weiß nicht, ich schwanke doch zuweilen, ob er nicht eher ein Narr sei als ein schlechter Mensch; freilich ein gefährlicher Narr!“

Frau Marie antwortete nur mit einem leichten Seufzer, womit sie die weitere Untersuchung abschnitt. Die Kinder schwärmten links und rechts im Gehölze, die Eheleute aber schritten jetzt längere Zeit schweigend nebeneinander. Martin bemerkte endlich einen mehr auf die Höhe führenden Weg. „Hier geht es, wenn ich mich nicht irre, auf einen guten Aussichtspunkt. Magst du noch so weit gehen, so können wir, statt in dem Loch unten, wo uns der Unhold störte, oben unter dem offenen Himmel ausruhen, so sehe ich zugleich ein Stück meines Landes.“

„Gern geh' ich hinauf; es kann nicht mehr weit sein, wir waren früher ja ein paarmal dort!“

Sie erreichten eine Hochstelle, vor welcher das östlich und nördlich gelegene Land sich wirklich weithin ausbreitete und in den Schmelz des schönsten Ferneblaus verlor. Unter einer Gruppe hoher Tannenbäume nahm eine Ruhebank sie auf, und sogleich suchten die Augen zwischen den sanft hinziehenden Erhebungen und dazwischen sich schmiegenden Gefilden ihre Heimatgegenden, und sie glaubten an sonnigem Hange

eine Kirche oder ein Schulhaus weiß aufschimmernd zu sehen. Salander rief die Kinder herbei und zeigte ihnen das Land. „Ich habe gelesen, daß in den letzten Jahren in der Schule eine Art Heimatkunde eingeführt worden; wie steht es damit? Was liegt dorthin für ein Landesteil?"

Sie wußten noch nichts; nur das ältere Mädchen nannte das nächste, worin sie wohnten, den Bezirk Münsterburg, und wußte auch, daß es zwölf solcher Bezirke gebe.

„Gut! diese nannte man früher Oberämter, noch früher Vogteien, ehmals Herrschaften und Grafschaften"; eine solche umriß er, mit dem Zeigefinger einen bedeutenden Teil des Horizontes entlang fahrend. Die geschichtlichen Erinnerungen wachten auf und schlossen sich aneinander, bis die Gegenwart daraus hervorging, und alles schien ihm das sichtbare Land noch mehr zu verklären.

„Die Neue Welt jenseits des Meeres," sagte er zur Frau, nachdem die Kinder wieder weggesprungen, „ist wohl schön und lustig für Menschen ausgelebter und ausgehoffter Länder. Alles wird von vorn angefangen, die Leute sind sich gleichgültig, nur das Abenteuer des Werdens hält sie zusammen; denn sie haben keine gemeinsame Vergangenheit und keine Gräber der Vorfahren. Solange ich aber das Ganze unserer Volksentwicklung auf dem alten Boden haben kann, wo meine Sprache seit fünfzehnhundert Jahren erschallt, will ich dazu gehören, wenn ich es irgend machen kann! Ich ginge doch ungern wieder fort!"

„Ums Himmels willen, wie kommst du darauf?" rief Marie Salander erschreckt.

„Ich meine nur so, eben darum!" versetzte er möglichst gleichmütig, um zu verbergen, daß er just eine erste Andeutung des Entschlusses gewagt hatte, der in ihm aufdämmerte, ehe der Abend des zweiten Tages seiner Heimkehr dawar.

Wochen auf Wochen vergingen, ohne daß Wohlwends Prozeß einen Schritt vorwärts rückte; er wußte große und kleine Gläubiger so zu bereden und zu verwirren, daß sie

nicht schlüssig werden konnten, und schon war anzunehmen, daß das Jahr ohne Entscheidung ablaufen werde. Von alledem war Salander mit seiner Anweisung ausgeschlossen, welche anzuerkennen Wohlwend sich beharrlich weigerte. Es ging allerdings aus seinen Büchern hervor, daß er mit der Atlantischen Uferbank in Verkehr gestanden und von Zeit zu Zeit Wertsendungen in Wechseln erhalten, die er stets weitergegeben haben wollte. Aus Rio de Janeiro war, wie die Sachen dort standen, zur Zeit kein Aufschluß erhältlich, und in Münsterburg weigerte sich nicht nur Wohlwend, sondern auch die Masse, Salanders Ansprüche zuzulassen.

Sein Anwalt glaubte, er würde am besten tun, die Reise nach Brasilien rasch nochmals zu unternehmen, um selbst an Ort und Stelle das Mögliche zu veranlassen, wobei ja die Kosten nicht im Verhältnisse zu dem großen Verluste ständen und durch gelegentliches Geschäft mehr als eingebracht werden könnten.

Diese Andeutungen reichten hin, den schon erwachten Gedanken festzumachen, das Glück aufs neue zu versuchen. Wenn er von dem Vermögensreste, der ihm geblieben, das Gut seiner Frau ausschied und sicherstellte, so konnte er mit dem übrigen und beim jetzigen Stande des Handelsverkehres wohl wagen, die kürzlich abgebrochenen Verbindungen wieder aufzunehmen. Er getraute sich, das Verlorene in weit kürzerer Zeit einzubringen und überdies der Familie ihren regelmäßigen Unterhalt zukommen zu lassen.

Also bereitete er im stillen alles vor, erhielt auch von verschiedenen Häusern sogleich nützliche Anerbietungen, mietete für Frau und Kinder, oder eigentlich für sich selbst mit eine bescheidene, aber anständige Wohnung und machte sich schließlich daran, der guten Marie die Sachlage zu eröffnen.

Obgleich die Dinge diesmal ungleich besser standen als bei der ersten Trennung, so wurde sie doch tief traurig. Sie saßen am Fenster des Schlafzimmers sich gegenüber, durch welches Marie an jenem Morgen in ihrer Fassungslosigkeit den schönen Tag angerufen hatte.

„Als ich," sagte sie nach einem Weilchen mit halber Stimme, „dort in der Ecke auf dem Boden saß, hast du mich ermahnt, ob das Geld denn das Einzige und Höchste sei, wonach der Mensch trachten könne? Du hast so recht gehabt, Martin, daß ich dir nun das Wort zurückgeben möchte!"

„Es ist nicht der gleiche Fall!" erwiderte Martin, „es ist nicht dasselbe, ob wir wegen verlorener Güter verzagen, oder ob wir verzichten wollen, mit frischer Tatkraft Verlorenes wiederzuerringen! Ich kenne nun einmal den Weg, soll ich ihn geflissentlich vermeiden? Denke an unsere Kinder, Marie!"

„Ach, ich denke eben an unsere Kinder! Müssen sie denn durchaus reich werden, um leben zu können?"

„Marie! Du hast ja erfahren, wie es kommen kann, wenn man nichts hat!"

Ohne hierauf zu antworten, fuhr sie fort:

„Sieh, als wir im Walde droben auf der Bank saßen und in das heimatliche Land hinausschauten, da dachte ich bei mir selbst, es wäre vielleicht das Beste für uns und die Kinder, wenn du dort herum wieder eine Schule übernehmen und der bösen Welt aus dem Wege gehen würdest! Mit dem Gelde, das du gerettet hast, wollten wir bequem auskommen und noch zurücklegen —"

Salander war durch die Rede seiner Gattin im alten Lehrergewissen getroffen, ohne daß sie es wußte; er war freilich ein Fahnenflüchtiger. Aber er ließ sie nicht ausreden, sondern faßte etwas krampfhaft ihre Hand:

„Nach den Geniestreichen, die ich mit unserem Wohlerworbenen schon gemacht, begreife ich deinen Gedanken sehr gut, er ist billig und verständig! Aber ich kann nicht! Erstens würde ich kaum noch die nötige Übung und auch Erhaltung und Mehrung der Kenntnisse besitzen, um ohne weiteres ein Lehramt anzutreten, und zu einem Wiederholungskurs bin ich doch zu alt! Dagegen fühle ich mich noch jung genug, freiwirkend in der Welt zu stehen, wozu mich eben

der Geist getrieben hat. Dazu brauche ich diejenige Unabhängigkeit, welche nur ein mäßiger Besitz verleiht; denn ein zu großer macht natürlich den Mann auch unfrei. Glaub' nur, es wird mir gewiß noch gelingen! Ich werde nicht so lange fortbleiben, ein Teil der Geschäfte wird sich sogar hier abspielen und eine unvermutete Zwischenreise mit fröhlichem Wiedersehen nicht ausgeschlossen sein!"

„So nimm uns mit!" sagte sie mit brechender Stimme.

„Um euch Krankheit und Tod auszusetzen? Und dann geht es nicht, weil die Kinder hier im Lande geschult werden müssen." Er nahm sie mit diesen Worten zärtlich in die Arme und hielt sie so lang, bis sie sich seinem Willensschlusse ergeben hatte.

Er besorgte nun zunächst den Umzug in die neue Wohnung, die so gelegen war, daß die Frau Salander allenfalls einem kleinen Warenhandel vorstehen konnte, den er von Brasilien aus eigens für sie zu unterhalten gedachte. Zu diesem Zwecke war im Erdgeschoß ein Magazin mit Schreibstübchen für die Frau Prokuraträgerin vorgesehen. Der Mann wollte auch sofort vorläufig eine Magd eintun mit der Mahnung, sobald notwendig, auch ein Gewerbsknechtlein zu beschaffen. Doch die Frau widersetzte sich ebenso vorläufig jeder Idee von Dienerschaft im Hause.

Als auch alles übrige verrichtet war, begleitete die kleine Familie den Martin Salander auf den Bahnhof, zu guter Zeit. Auch Herr Möni Wighart stellte sich um so pünktlicher ein, als er in der Restauration, den lustigen Verkehr des Frühherbstes betrachtend, eine Tasse kräftiger Fleischbrühe zu genießen pflegte. Er versprach dem Abreisenden, die Wohlwendsche Konkurssache unter der Hand zu beobachten und getreu zu berichten, was im Publikum vorgehe und geredet würde.

So fuhr Martin wieder den atlantischen Ufern zu.

6

Die Zeit floß ruhig über die Schicksale hin, oder sie trug sie vielmehr unvermerkt, und so saß auch nach drei Jahren Frau Marie wirklich in ihrem Schreibstübchen und verzeichnete im Buch eine Anzahl Kaffeesäcke, welche der Fuhrmann abgeladen und ein rüstiger Arbeitsmann in das Magazin trug, worauf er wieder an das Verpacken von Zigarren ging; es war eine beliebte neue Sorte, die Martin Salander von den Kolonien sandte und zum Teil selber pflanzen ließ, da er eigens dazu Land gekauft hatte. Auch eine Dienstmagd erschien, die Frau wegen des Abendessens zu befragen; sie erhielt die Weisung, man wolle einmal von dem Paraguaytee kosten, welchen Herr Salander versuchsweise geschickt habe, ob er wohl Abnehmer finde. Hierauf brachte ein Landkrämer das Geld für einen Sack Kaffee und bestellte einen neuen, während ein Herr kam, der sich ein Probekistchen von den Zigarren ausbat, von denen er gehört.

Der Postfaktor kam, eine Mandatsumme auszuzahlen, und endlich kehrten die Mädchen aus der Sekundarschule, die sie besuchten, nach Hause, und das ältere, Setti, wurde sofort mit den eingegangenen Geldern auf die Bank geschickt, wo das kleine Handelshaus im Kontokurrentverkehr stand. Dieses gleiche Mädchen, das seinem sechzehnten Jahre entgegenging, erhob bereits den Anspruch, auf nächste Ostern bei der Mutter als „Buchhalterin" einzutreten. Der Rechnungslehrer hatte gesagt, sie addiere wie ein Maikäfer.

Da es Herbstzeit war, so wurde es früh Abend; Frau Salander zahlte ihrem Arbeitsmann den Tagelohn aus und entließ ihn für heute. Zuletzt kam Arnold vom Turnplatz heim, ordentlich gestreckt, und so sah die Mutter bald ihre Kinder beim Scheine der alten Lampe um sich versammelt. Sie erfreuten sich des einfachen Abendbrotes, welches die Magd mit ihnen teilte, und alles war zufrieden, bis Setti, die künftige Buchhalterin, eine Streitfrage aufwarf, indem

sie die Vermutung aussprach, sie werde im Geschäft eine Brille tragen müssen.

„Warum nicht gar!" rief die Magd entrüstet, „es wäre ewig schade um dein Gesicht, du würdest aussehen wie unser alter Gemeindschreiber, wo ich her bin!"

„Viele höhere Berufsdamen, und von den besten, tragen Brillen!" versetzte das Mädchen mit überlegener Ruhe, und Netti stimmte ihr bei, mit dem Zusatze, daß es eine blaue sein müsse, das stehe schöner.

„Nimm eine rote Brille, dann siehst du das Feuer im Elsaß!" sagte plötzlich der stillgelassene Arnold. Diesen sah die Mutter groß an, fast erschreckt.

„Seit wann machst du Witze, Arnold?"

Verblüfft schaute er die Mutter an, denn er wußte nicht, was sie meinte und was er Übles getan habe.

Die Magd lachte. Recht habe der Arnold, behauptete sie. Frau Marie aber faßte sich zusammen von der kleinen Verwirrung, in die sie geraten, als sie entdeckte, daß der Knabe zu Worten kam. Dem Elternsinne erscheint es schon merkwürdig, wenn die Kinder ein Sprichwort zum ersten Male gebrauchen.

Es zog jemand die Klingel, eines der Mädchen lief und brachte ein Telegramm herein, das von Basel kam und von Martin Salander aufgegeben war:

„Bin im Lande. Komme mit letztem Zug nach Münsterburg. Holt mich nicht ab, weil mit Gepäck zu tun habe und Wagen nehme."

Nach der ebenso frohen als ernstlichen Überraschung, welche die Botschaft mit sich brachte, wurde beraten, ob dem Befehl des Vaters zu gehorchen sei, oder ob man nicht dennoch auf den Bahnhof gehen wolle; die Mutter entschied für Dableiben und Warten, weil es elf Uhr nachts werden konnte und der Vater rascher zurechtkam, wenn er nicht die ganze Familie im Gedränge begrüßen mußte.

Dadurch gewann die Mutter Zeit, sich selbst mit dem unerwarteten Bericht nachdenklich auseinanderzusetzen. Erst

vor drei Wochen hatte sie den letzten Brief Martins erhalten, worin er sich zufrieden über seine ökonomische Lage ausgesprochen, mit der Ankündigung, er dürfe bereits an die Heimkehr denken, sei es für immer, sei es, um für kurze Zeit und einzelne Geschäftsausführungen, wie er vorausgesagt, noch das eine oder andere Mal den Weg zu machen; er glaube aber beinahe, es werde dies nicht nötig werden. Hierauf folgte in dem Briefe eine Schlußbetrachtung über die politische Gegenwart und Zukunft im Vaterlande, die Marie Salander nur oberflächlich beschaut und zum aufmerksameren Lesen für eine stillere Stunde zurückgelegt hatte. Sie achtete und liebte sogar den bürgerlichen Freisinn ihres Mannes und seine Neigung, für das Ganze und Kommende zu leben, worin er durch den Louis Wohlwend jetzt schon bis ins zehnte Jahr in so merkwürdiger Art aufgehalten worden. Allein sie beanspruchte keinen Weitblick über Zusammenhang und Zukunft, sondern begnügte sich, für den Tag und Augenblick bereit zu sein.

Jetzt holte sie jenen Brief hervor, um nachzusehen, ob sie nicht doch eine Stelle übersehen, die eine nahe bevorstehende Ankunft verhieß, und auch um auf seine Worte so gut als möglich eingehen zu können, wenn er darauf zurückkam.

„Wenn Du," schrieb er, „erfreut bist, daß wir so leidlich bald wieder auf einen guten Weg gekommen sind, so mußt Du das nicht meiner besonderen Geschicklichkeit und Tatkraft zuschreiben, sondern dem freundlichen Glücke, welches mir zur Seite ging. Allerdings habe ich auch einigen Fleiß aufgewendet, wie es der Mensch etwa tut, wenn er sich ein Ziel sichtbar winken sieht. Die Dinge, welche bei Euch zu Hause sich vollzogen haben, diese neue Verfassung, welche unsere Republiken sich gegeben haben, diese unbedingten Rechte, die das Volk ruhig, ohne irgendeine Störung sich genommen hat, alles das möchte ich in seinen glorreichen Anfängen noch sehen und mit genießen, alles ruft mir zu: Komm! wo bleibst du? Und nun kann ich als unabhängiger

Mann kommen, der seinen Boden hat und nichts zu suchen braucht als die Gelegenheit, zu helfen und zu nützen! Und welch ein großer Augenblick ist es, in welchem unsere alte Freiheit den großen Schritt tut! Rings um uns hat sich in den großen geeinten Nationen die Welt wie mit vier eisernen Wänden geschlossen; zugleich aber hat sich mit dem moralischen Schritt, den wir getan, eine tiefste Quelle neuen Freiheitsmutes und Lebensernstes geöffnet, welche das Äußerste ertragen und das Härteste überdauern läßt und am Ende die Welt überwindet, wäre es auch im Untergang! Ein solches Gefühl der Selbstbestimmung, der Furchtlosigkeit und der Pflichtliebe schützt stärker als Repetiergewehre und Felswände" usw.

Da stand freilich nichts von einer schon beschlossenen Reise. Der Drang danach mußte also seither plötzlich so gewachsen sein, vielleicht auf neue verlockende Berichte oder sich verbreitende Sagen, daß Martin nicht länger hatte widerstehen können.

Er erschien denn auch, noch vor elf Uhr, so frisch, freudig und fast stürmisch bei den Seinen, wie wenn er sieben Jahre jünger statt dreie älter geworden und ein brausender Windstoß neuen Lebens mit hereingekommen wäre. Als die Frau Marie ihn umarmte, empfand sie eine Art ehrerbietiger Scheu vor der Macht der Ideen, die in den Worten des Briefes lagen und jetzt über den Ozean her ihr den Mann in die Arme geweht hatten.

„Holla! Welch niedliche Backfische, die darf man ja kaum berühren!" rief er, als er die zwei Mädchen erblickte und sie trotzdem herzhaft küßte.

„Man sagt ihnen auch Hafenbraten!" rief Arnold, der sich auch bemerklich machen wollte.

„Ei, du Tausendskerl, Arnoldi, was sagst du da?"

„Du kommst gerade recht, Männchen!" rief die Frau, die laut lachend und voll Behagen sich niedersetzte, „dein Bub macht heut schon zum zweitenmal eine Art Witz! Er scheint unnütze Worte aufzulesen!"

„Mag er sie auflesen, wenn er sie nur gut anbringt! Komm, Arnold, und gib mir recht patriotischen Gruß und Handschlag! Laß sehen, wie bist du gewachsen? Nicht übermäßig, doch so so für deine elf Jahre! Und wie steht's mit der Schule?"

Er begann den Knaben abwechselnd mit den Mädchen zu befragen, während er das ihm bereitete Nachtmahl mit vielen Unterbrechungen einnahm; er merkte aber endlich, daß er in Hinsicht auf Methoden und Gegenstände nicht mehr auf dem laufenden war und daher die Kinder nicht ganz richtig fragen konnte.

Als Frau Salander es wahrnahm, säumte sie nicht länger, dem Manne den bereitgehaltenen Heimatsgruß zu bieten, nämlich die erste Kanne gärenden Weinmostes, der eben im benachbarten Wirtshause zu haben war. Sie wußte, daß er den Trank liebte, aber seit zehn Jahren nicht mehr gesehen. Zugleich trug die Magd eine Schüssel voll gebratener Kastanien auf den Tisch, womit den Kindern ihr Recht wurde zum Gedenken dieser Glücksnacht. Um ein Uhr hob Frau Marie die Tafel auf und würde es wohl früher getan haben, wenn nicht soeben ein Sonntag angebrochen wäre.

Der erhellte sich denn auch zum schönsten Herbsttage, dessen Morgenstunden Salander im traulichen Verkehr mit den Seinigen verbrachte. Einmal nur wollte er die Frau nach Wohlwend fragen, brach aber ab und sagte: „Nein, heut will ich davon nicht sprechen!"

Er aß noch mit der Familie zu Mittag; dann erklärte er unversehens, wie er nun einen tüchtigen Gang in das Volk hinaus tun wolle, an die freie Luft, und sehen, wie es sich atme. Allein wolle er den Gang tun, nur von seinen Gedanken begleitet. Im letzten Augenblicke jedoch besann er sich anders und erlaubte dem Knaben, mitzugehen. Arnold ließ sich das nicht zweimal sagen und schritt ansehnlich an des Vaters Seite aus dem Hause.

Die Jahreszeit mit den Erstlingen der Kelter belebte die Straßen. Salander machte mit dem Knaben einen weiten

Weg in der Runde um die Stadt; überall hörte man Tanzmusik, welcher junges Volk beiderlei Geschlechts zustrebte. Man sah auch etwa einen Zug Schützen, die mit ihren Gewehren einer letzten Sonntagsübung nachgingen, oder eine Schar Turner mit Stäben auf der Schulter, den Tambour voran. Dazwischen mannigfaches Volk durcheinanderwimmelnd, fröhlich oder gleichgültig, einzelne mürrisch und über irgend etwas fluchend; den Hauch und Glanz aber der neuen Zeit, das Wehen des Geistes, den etwas feierlicheren Ernst, den er suchte, konnte er nicht wahrnehmen. Man hörte Singen auf den Gassen und in den Schenkhäusern; es waren die alten Lieder, von denen die Leute, ganz wie ehemals, nur die erste Strophe kannten und etwa die letzte; wenn einer noch eine mittlere aufbrachte, so lallten die anderen das Lied ohne Worte mit. Auf einer staubigen Straße balgte sich ein Haufe angetrunkener Jünglinge, als ob es keine edlere Verständigung für junge Bürger gäbe, welche über die Gesetze nachzudenken gewohnt sind, über die sie mitzustimmen haben. Alle hundert Schritte bettelte ein Mann mit einer Ziehharmonika oder einem leeren Rockärmel, während der Arm auf dem Rücken lag. Kurz, es war alles, wie es vor altem an einem Herbstsonntag gewesen, und zu gewärtigen, daß später am Tage einige der freiesten Männer nicht mehr auf ihren Füßen würden stehen können.

Salander schüttelte leise den Kopf, indem er sich aufmerksam umsah. Nun, sagte er bei sich selber, alle großen Veränderungen müssen einen Übergang haben und sich einleben! Aber ich hätte geglaubt, schon die Tatsache eines solchen Ereignisses würde Land und Himmel eine andere Physiognomie machen! Am Ende ist es aber und wird wohl sein die angeborene Bescheidenheit des Volkes, seine schlichte Gewöhnung, welche es nicht leicht die anspruchsvollere Toga umwerfen läßt!

Sie gelangten jetzt vor ein größeres Vergnügungslokal, welches von volkstümlichen Elementen angefüllt schien; ein kräftiges gleichmäßiges Gemurmel war darin verbreitet, wie

es so tönt, wenn der Löwe Volk bei ruhiger Laune ist. Da Salanders Knabe die Frage, ob er nicht Durst habe, unverweilt bejahte, so ging der Vater mit ihm hinein, wo ein großer Saal ganz mit jungen und älteren Männern angefüllt war, worunter wenige Weiber saßen.

Mit einiger Mühe fanden Vater und Sohn noch einen unbenützten kleinen Tisch. Kaum hatten sie sich aber gesetzt und etwas Bier erhalten, so kamen noch zwei Leute, die ohne weiteres den übrigen Platz einnahmen und sich ebenfalls Bier geben ließen. Der eine war offenbar ein Süddeutscher, der andere ein Schweizer und zwar aus dem Münsterburggebiet. Er trug Schnurr- und Kinnbart nach französischem Zuschnitt und den Hut ins Genick zurückgeschoben, um verwogener auszusehen. Sie führten ein lautes Gespräch, ohne sich um jemand zu kümmern, unverzüglich weiter.

„Wie gesagt," meinte der Schweizer mit fast brutalem Tone, „du kennst mich! Ich bin ein Kerl, der sich nicht foppen läßt!"

„Wer will dich denn foppen? Ich gewißlich nicht!" warf der andere bescheiden ein.

„Ich sage nicht wer, ich sage es ganz allgemein! Da sieh den Brief, den mir mein früherer Meister in St. Gallen geschrieben! Jede Stunde kann ich wieder hin, wenn ich will!"

Er kramte einen Brief hervor und gab ihn dem Kameraden, der ihn las und bekannte, das sei ein schöner Brief, nicht jeder könne dergleichen Zeugnisse aufweisen, ein schmeichelhafter Brief, der Tausend, jawohl!

„Es braucht sich nichts Schmeichelhaftes zu sagen! Ich brauche keine Speichellecker, ich bin ein freier Mann, unabhängig, stolz, wenn du willst, aber ich verachte die Schmeichelei!"

„Ei, ich schmeichle ja nicht, wo werd' ich denn schmeicheln! Es ist ja die lautere Wahrheit!"

„Das ist's! Aber ich geh' nicht hin, ich will mich noch

lang nicht binden, und ich weiß, daß er mir nur die Tochter anhängen will. Ich könnte freilich zugreifen, auch meine hiesige Kostfrau hat eine Tochter, die mir überall in den Weg steht! Aber ich will mich nicht binden! Ich will noch gar nicht Meister sein, obgleich ich meine Achtundzwanzig auf dem Buckel habe! Da müßt' ich ein Narr sein und mich plagen! Lieber kujoniere ich die Meister!"

„Ja, ja, du bist halt ein strammer Kerl!"

„Wahrscheinlich! Glaub's nur!"

„Ich für mein Teil habe leider Frau und Kind und bin leider auch Meister, das ist nun so, ich bin angebunden und ein armer Teufel!"

„Warum hast du so früh geheiratet?"

„Das hab' ich getan, weil ich nicht mehr heim wollte; da hab' ich gedacht, du heiratst hier bei erster Gelegenheit, dann bist du festgemacht!"

„Ha, ich begreif' schon, daß du lieber in der Schweiz bist! Aber alle könnt ihr doch nicht hier hocken, so schön es bei uns ist!"

„Ja, ihr seid eben ganze Leut'! Sapperment, ich hab's schon oft gedacht. Und dir löst keiner die Schuhriemen auf!"

„Hm! das brauchst du mir nicht zu sagen, ich nehme keine Schmeicheleien an! Aber die Fliegen lasse ich mir allerdings nicht auf der Nase heiraten!" Der Schweizer strich sich grimmig geschmeichelt den Schnurrbart und stieß mit dem Deutschen an: „Trink aus, ich zahle noch ein Glas!"

Martin Salander hörte diese Reden, die von einer gemeinen Gesinnung und zügellosen Eitelkeit zeugten, mit Verwunderung, indem er zu sich sagte: „Dieser verfluchte Kerl! dieser Schreiner- oder Schustergesell hat sich ja ganz ausgezeichnet eingerichtet: Wie die Ameisen sich Blattläuse halten, die sie melken, hält sich der einen eigenen Lobhudler, einen Schwaben, wie man's hier nennt!"

Er mußte nur weiter hören. Der schweizerische Arbeiter hob ein solches Selbstrühmen an, wie es nur ganz schlecht gezogene Menschen tun können, die zudem niedrig denken

und fühlen. Aber je mehr er prahlte und sich selbst herausstrich, desto kleinlauter wurde der deutsche Gesell oder tat wenigstens so. Denn Gott mochte wissen, was der Schläuling für einen Grund hatte, dem Flegel den Hof zu machen. Allein je demütiger er sich bezeigte, desto übermütiger wurde der andere.

„Du bist einer von den Gescheitern," rief er, „du weißt es doch zu schätzen, daß du in der Schweiz und bei einer Nation bist, wie die meinige! Schau' mich an! Alles machen und ordnen wir selbst, wie wir es haben wollen, und ich bin einer davon und frage weder Gott noch Teufel etwas nach! Heut noch geh' ich in eine Beratung über ein Gerichtsgesetz, das über tausend Paragraphi hat, und morgen mach' ich Blauen, denn es wird lang dauern. Der Meister kann dafür aufstehen und schaffen! Anerkennst du das?"

„Ich sag' es ja immer, ich schäme mich, ein Deutscher zu sein!"

„Das ist nicht ganz aus dem Weg, obgleich ihr auch energische Bursche habt! Sieh uns jetzt nur aufmerksam zu und lerne was Rechtes!"

Salander konnte nicht mehr an sich halten. Rot vor Zorn schlug er auf den Tisch und rief dem Deutschen zu: „Schämen sollte man sich, so zu reden, wenn man ein so gewaltiges Vaterland hat! Und Ihr, Herr Landsmann," wandte er sich an den Münsterburger, „solltet Euch schämen, einen arglosen Fremden so zu bedrücken und Euch von ihm anpreisen und beloben zu lassen! Zehn Jahre bin ich in Amerika gewesen und habe nirgends einen so eitlen Tropf und Prahlhans reden gehört, wie Ihr einer seid! Da sind wir schön bestellt, wenn das junge Volk schwatzt wie die Elstern und alten Hebammen! Pfui Teufel!"

Er hatte in seiner törichten Aufregung so laut gerufen, daß die Leute an umstehenden Tischen sich drehten und zuhörten. Der Schweizer Landsmann hatte zuerst verdutzt aufgesehen; jetzt stand er schon auf den Beinen, streckte die Hand aus und rief:

„Wer seid Ihr da? Wer heißt Euch, zu horchen, was die Leute reden?“

„Ich habe nicht gehorcht! Ihr seid mit Euern Reden daher gekommen, wo ich schon gewesen bin!“

„Ihr seid dennoch ein Schleicher! Wenn Euch nicht gefällt, was wir sagen, so geht weiter! Aber Ihr seid jedenfalls ein Spion und Volksverächter!“

Er rüttelte an dem kleinen Tisch, der zwischen ihnen stand, daß die Gläser klirrten, die Umstehenden drängten sich näher heran und einige riefen, was der wolle?

„Schimpfen tut er, wir seien eitle Tröpfe und alte Hebammen, wir junges Volk, wenn wir Freiheit und Vaterland rühmen!“

Auch der Deutsche verlor seine Gutmütigkeit und fing an, Lärm zu machen.

Salander blickte auf seinen Knaben, nahm ihn an die Hand und drückte sich unversehens durch die Leute und aus dem Saale, nicht ohne dem Tisch einen kräftigen Stoß gegeben zu haben, den jener ihm auf den Leib rücken wollte. Er hätte nicht übel Lust gehabt, die aufgewachten Dämonen oder den Löwen mit beharrlicher Rede zu zähmen; allein die Rücksicht auf sein Kind gebot ihm, allen weiteren Händeln auszuweichen, damit er nicht gar erlebe, vor den Augen desselben mißhandelt und gedemütigt zu werden.

Voll Verdruß und Beschämung suchte er den kürzesten Weg nach Hause, war aber froh, dem Herrn Möni Wighart zu begegnen, dem er, da es noch zeitig am Tage war, gern in eine stille Wirtschaft folgte, um sich zu fassen und für den Knaben einen freundlicheren Schluß des Spazierganges zu gewinnen.

Sie trafen aber in einer Ecke des Hauses den Rechtsanwalt, welchen Salander einst mit seiner Angelegenheit betraut hatte. Der vielbeschäftigte Mann erholte sich hier bei einem Sonntagsschöppchen von der Wochenarbeit gleich einem biedern Handwerksmeister, zeigte sich indessen nach dem unerwarteten Erscheinen des Klienten freundlich bereit, den

Wohlwendhandel in die Unterhaltung aufzunehmen und beim Glase zu beraten. Martin Salander schickte daher den Knaben bald mit dem Berichte nach Hause, der Vater werde in einer oder zwei Stunden nachkommen.

Leider war nicht viel zu beraten, da der Stand der Sache immer der alte geblieben. In Rio lag sie fast ganz eingepökelt. Die verantwortlichen Personen der Atlantischen Uferbank wurden eine Zeitlang verfolgt; allein sie drückten sich immer rechtzeitig von Staat zu Staat und hielten sich nur an solchen Orten auf, wo nicht nur an niemand ausgeliefert, sondern wo auch von keinem Verfolgten das auf ihm gefundene Vermögen verwahrt, überhaupt kein Recht gehalten wurde. Ein- oder zweimal ward einer verhört und über das nichtsnutzige Ergebnis ein Protokoll eingesandt, der Betreffende hingegen samt seinem Gelde, das offenbar aus der Kasse der Uferbank herrührte, freigegeben, und das war sogar auf englischem Grund und Boden geschehen und hatte so viel gekostet, daß Salander sich scheute, dem Teufel noch den Weihkessel nachzuwerfen, wie er sagte.

Doch gab es in Brasilien Geschäftsleute, welche dafür hielten, Martins berühmte Anweisung sei ihm noch in guten Treuen ausgestellt worden, weil die Uferbank in jenem Augenblicke noch nicht daran gedacht habe, aufzufliegen. Hierüber war nun eben nichts Aktenmäßiges zu erfahren.

In Münsterburg hatte Wohlwend nach langen Verhandlungen seine Gläubiger mit einigen bettelhaften Prozenten abfinden können, wobei Salanders Forderung gar nicht in Betracht kam. Das Guthaben der überseeischen Bank, welches gerichtlich in Beschlag genommen war zu seinen Gunsten, ließ sich bei dem Mangel aller gutwilligen Aufschlüsse nicht ausscheiden, und der Anwalt hielt nichts als die dunkle, nicht angenommene Anweisung in der Hand. Nachher verschwand Wohlwend aus der Gegend. Sein Haus hatte der Baumeister an sich ziehen müssen, der dabei zu Verlust kam. Der Maler des Arnold von Winkelried erhielt gar nichts.

„Ich bin überzeugt," sagte der Anwalt, „daß er schon vor zehn Jahren gerade durch den Betrag Ihrer Bürgschaft, den Sie auf dem Platz erlegen mußten, um das Falliment herumgekommen ist; und so glaube ich, daß er auch diesmal durch Ihr Geld, das er ganz oder zum Teil in die Klauen bekam, in den Stand gesetzt wurde, sich mit den Gläubigern, wenn auch noch so elend, abzufinden; denn natürlich hat er den Löwenanteil für sich behalten. Aber dennoch, ich kann mir nicht helfen, ist er ein interessantes Subjekt, juristisch genommen. Da mich die unverbrüchlich kalte, schweigsame Haltung, die er stets der Anweisung gegenüber einnahm, ohne sich je mit einem Worte in Verlegenheit zu setzen, betroffen machte, geriet ich auf den Einfall, ein etwas ungewöhnliches Experiment mit ihm anzustellen. Ich kenne einen sehr erfahrenen Irrenarzt; der hat als Vorsteher einer auswärtigen Heilanstalt die Simulanten von Verrücktheit zu behandeln, welche ihm in Untersuchungsprozessen übergeben werden, wenn sie mit solchen Künsten dem Geständnis entrinnen wollen. Er hat eine treffliche Übung darin und bringt diese Spitzbuben in der Regel binnen zwei Tagen oder auch zwei Stunden zur gesunden Vernunft zurück, soweit sie ihnen überhaupt beschieden ist. Freilich bindet er sich nicht an die Schranken, die dem Untersuchungsrichter vorgezeichnet sind. Als der Mann zu jener Zeit sich einige Tage hier aufhielt, erzählte ich ihm von Louis Wohlwend und seinem putzigen Benehmen. Wir wurden einig, daß er als Vertreter eines fremden Beteiligten an dem überseeischen Bankhandel, der auch mit mir Rücksprache gepflogen habe, zu Wohlwend gehen und ihn unter dem Vorwand einer geschäftlichen Erkundigung beobachten und ausholen solle. Es gelang ihm, den Mann länger als eine Stunde hinzuhalten, aber nicht, ihn auf einem verfänglichen Worte zu ertappen. Es gebe, sagte der Arzt, einzelne Menschen, welche die Macht haben, ein unbequemes Faktum sozusagen in ihrem Bewußtsein so gut aus dem Wege zu räumen, daß sie nicht einmal im Schlafe, geschweige im Wachen davon sprechen, wenn sie

nicht wollen. Und es seien das durchaus nicht geistig starke Leute, vielmehr solche, denen jedes Bedürfnis mangle, sich mit sich selbst auseinanderzusetzen. Dieser Mangel vermische sich dann mit einer ordinären Verschmitztheit und bilde sich zu einer nützlichen Kraft aus. Nur die Nähe des natürlichen Todes vermöge zuweilen den Bann zu brechen. Zu diesen scheine Herr Wohlwend zu gehören, wenn auch als merkwürdige Abart. Während der Unterredung habe er nicht krampfhaft vorsichtig getan, sondern ganz unbefangen geplaudert, aufmerksam, scheinbar, zugehört und sich gestellt, als ob er nach gutem Rat suche, den Kopf geschüttelt und schließlich gesagt: ‚Es ist eine verzwickte dumme Geschichte! Ich würde Ihrem Klienten raten, es zu machen wie der andere, der Herr Salander, und selbst hinreisen nach Rio; es muß dort noch eher etwas auszurichten sein als hier!‘ Dabei habe er sich mit einer alten Pappschachtel beschäftigt, in welcher ein Dutzend zerzauste Schmetterlinge und Käfer, von Staub bedeckt, auf einem Häufchen gelegen. Diese verjährten Lebewesen auseinandersuchend und auf frische Korkhölzchen befestigend, habe er schließlich mit einem untiefen Seufzer gerufen: ‚Ja, ja, mein lieber Herr! ohne das bißchen Wissenschaft würde man oft nicht mehr den Mut zum Leben behalten in dem Wirrsal dieser Welt! Haben Sie sich nie mit Insektenkunde befaßt?‘“

Die Männer schwiegen einige Zeit, wohl um sich zu besinnen, was sich über das ärgerliche Vorhandensein eines so unbequemen Gesellen weiter denken lasse, der gewissermaßen, gleich einer Qualle, sich selbst aufzuheben vermöge, wenn er merke, daß er ausgeforscht werde.

Mittlerweile betupfte Möni Wighart mit dem Finger seine Nase, bis er unversehens rief:

„Wie ist mir denn? Da geht mir etwas im Kopfe herum, das ja ganz hierher gehört und just von der heutigen Überraschung zurückgedrängt wurde! Richtig! Nicht lang ist's her, daß ich von einem hiesigen Holzhändler hörte, er habe tief in Ungarn den Louis Wohlwend gesehen, munter

wie ein Fisch, verheiratet mit einer schönen jungen Frau, und schon gesegnet mit zwei kleinen Kindern! Den Ort kann ich nicht mehr nennen. Ich fragte den Holzhändler, ob er ihn gesprochen habe? Freilich habe er ihn gesprochen und Wohlwend ihm erzählt, wie ihm durch diese glückliche Heirat nicht nur ein hübsches Weibchen, sondern auch ein artiges Weibergut zuteil geworden sei. Er habe aber nicht viel mit ihm reden können, weil jener sich kurzerhand entfernt. In einer Gaststube der Sache nachfragend, sei sie ihm von seßhaften Leuten bestätigt worden mit der nähern Angabe, der Schwiegervater Wohlwends, ein Schweinehändler, habe einer seiner Töchter vor der Hochzeit ein schönes Vermögen nicht nur vorbestimmt, sondern gerichtlich verschrieben als künftiges Erbe, und sich zugleich verpflichtet, bis zu seinem Ableben dem Wohlwend die Zinsen davon jährlich zukommen zu lassen. Einige bezweifeln allerdings die Geschichte, weil der Schwiegervater keineswegs für so wohlhabend gelte, daß er jeder Tochter ein solches Erbe zuteilen könnte; andere dagegen weisen darauf hin, daß das betreffende Frauenzimmer eine Tochter aus erster Ehe sei und nur ihr Mütterliches beziehe, während eine dritte Partei behaupte, sie sei gar nicht das rechte Kind des Schweinehändlers. Eine vornehme Dame habe es heimlich zur Welt und bei dem Manne untergebracht."

„Kurz und gut," ergriff Martin Salander das Wort, „mein Louis Wohlwend hat ohne Zweifel im Osten Europas einen Schweinehändler drangekriegt!"

„Hm!" machte der Rechtsanwalt, „ich möchte fast lieber sagen, ein östlicher Schweinehändler hat den Meister Louis drangekriegt!"

„Ei wie so denn?"

„Nun, wie so denn? Wie wäre es, wenn er seine beiseitegebrachten Raubgelder, die schönen Contos de Reis des Herrn Martin Salander, ganz still an die Grenze der Türkei geschleppt und auf diese geniale Weise in Weibergut verwandelt hätte? Und wie wäre es, wenn der Ferkelkrösus den

Schlaukopf um Kapital und Zinsen zu prellen wüßte und ihm obendrein das Weibchen auf dem Halse ließe? Was mich allein stutzen macht, ist die Schwatzhaftigkeit, mit welcher er sich dem Holzhändler entdeckt hat, nach dem, was ich vorhin von dem Psychiater erzählte. Er muß eben ungemein fidel gewesen sein oder wie Homer ein Schläfchen getan haben! Der Umstand, daß wahrscheinlich hier zwei Hechte am nämlichen Karpfen stehen, hindert mich auch, Herr Wighart, Sie jetzt schon zu ersuchen, Sie möchten Ihren Gewährsmann um genaue Bezeichnung von Orts- und Personennamen angehen. Ich will mir meine Phantasiearbeit noch einige Tage überlegen und werde mir dann erlauben, bei Ihnen anzuklopfen, natürlich im Einverständnis meines Herrn Klienten, sofern er sich überhaupt noch als solchen betrachtet! Eigentlich aber würde es sich sofort um eine Kriminalsache handeln und für die Behörden der Anlaß dasein, von sich aus vorzugehen."

„Überlegen Sie, Herr Fürsprech!" erwiderte Salander; „am Ende schadet es nichts, wenn wir den Schadenmüller, den Hecht, wenigstens ein bißchen aufstören und herumjagen können!"

Die drei Männer unterhielten sich noch eine Viertelstunde und brachen dann auf, um sich, jeder an geeigneter Stelle, zu verabschieden. Martin Salander ging nach Hause.

Der Eindruck, den er von seinem Gang durch das neue Volk und von dem Auftritt mit dem Maulhelden davongetragen, erwachte wieder, als er unter dem alten Sternenhimmel dahinschritt, und das quälende Verhältnis zu dem alten Freunde Wohlwend, an den er wie mit eisernen Ketten gebunden schien, verdunkelte die trübe Stimmung noch mehr, die ihn befallen. Er nahm sich vor, den Advokaten von der weiteren Verfolgung Wohlwends abzumahnen, damit der Mensch aus seinem Gedächtnis eher verschwinde. Aber trotz dieses Vorsatzes bedurfte es des freundlich erleuchteten Wohngemaches, in das er trat, und der um den Tisch versammelten Kinder, die seiner harrten, um ein leichteres Herz

zu gewinnen. Die Gattin, die seine trüben Augen noch schnell gesehen, kam mit einer sorglichen Ansprache schon zu spät.

Als Martin bald darauf zu seinem Advokaten ging, fand er diesen schon selbst von dem Gedanken abgekommen, amtliche Nachforschungen über die Natur des Wohlwendschen Frauenvermögens zu veranlassen. Es schien ihm doch nicht tunlich, auf Grund unbestimmter Gerüchte und einer bloßen witzigen Vermutung in entlegenen Ländern so vorzugehen. „Wenn wir die Angel jetzt auswerfen," sagte er, „so wird sie uns kurz abgerissen; halten wir sie aber noch zurück, so kann sie uns unversehens einmal nützlich werden."

7

Martin säumte nun nicht, seine Handelsgeschäfte wieder aufzunehmen, d. h. sich für deren Fortführung auf dem Platze Münsterburg einzurichten. Er mietete die nötigen Räume für Kontor und Magazine, und bald saß auch ein Schreiber am Pult und lief ein Lehrling ab und zu. Frau Marie bat sehr, ihr die kleine Handelsanstalt im Hause zu lassen, und er tat es mit Vergnügen, da er ihr gewisse Gegenstände zuzuweisen gedachte, deren Bewältigung ihm selbst zu umständlich und wenig lohnend schien. Aber es stellte sich heraus, daß die wackere Frau nicht so leicht auf alles einging, sondern bereits so gut ihre Grundsätze besaß, wie ein altbewährtes Handelshaus. Sie wollte sich mit nicht vielen, aber als gut bekannten Waren begnügen, für welche sie eine sichere Kundschaft wußte; diese vermehrte sich unausgesetzt, aber gemächlich und ohne Gedränge, so daß sie nie genötigt war, den Bedarf in ungeordneter Weise zu decken; kurz, ihr Geschäft war eines von denen, welche man ein stilles Goldgrüblein zu nennen pflegt.

Der Mann hütete sich, sie hierin zu stören, und ließ sie gerne fernerhin ihre besondere Rechnung führen, die er ge-

prüft und in Ordnung befunden hatte. Freilich mußte er dabei die buchmäßigen Posten des Soll und Haben aus ihren verschiedenen Heften und Büchelchen zusammenfischen, und Marie Salander schaute ihm etwas ängstlich zu, was wohl herauskommen werde; doch lachte sie vergnügt, als schließlich bis auf den letzten Franken alles in schwarzer und roter Tinte an seinem Orte stand, mit Bilanz und Nachweis.

So hauste Martin Salander mit den Seinen wieder auf altem Grunde und konnte beruhigt in die Welt und in die Jahre hinausschauen, soweit es der Mensch verlangen kann; denn wer auch nicht Welt und Zeit zu überholen strebte, dem kamen sie von selbst vor die Füße gerollt.

Trotz der Täuschung, die ihm auf seinem Sonntagsspaziergang ins Volk so trübselig zerflossen war, mußte er die Augen doch wieder auf die öffentlichen Dinge richten und sich näher mit ihnen vertraut machen, wie sie sich nun darstellten. Die neue Verfassung, die die Münsterburger angenommen hatten, wurde von den vorgeschrittensten Staats- und Gesellschaftsfreunden fremder Länder als etwas Zufriedenstellendes belobt, womit sich erreichen lasse, was man mit Entschlossenheit wolle; und die gleichen Grundsätze, welche man dem Volke in einem gemäßigten, ja bescheidenen Sinne hatte belieben können, sollten schon in ihrer jetzigen wörtlichen Gestalt genügen, von Tag zu Tag die ungeheuersten Veränderungen einzuführen, an welche dasselbe Volk nicht gedacht hatte. In diesen ersten Jahren summte es denn auch wie ein Bienenkorb von Gesetzesvorschlägen und Abstimmungen, und Salander sah mit Verwunderung, wie im Halbdunkel eines Bierstübchens zwei Projektenmacher den Entwurf eines kleinen, Millionen kostenden Gesetzes oder Volksbeschlusses fix und fertig formulieren konnten, ohne daß die vom Volke gewählte Regierung ein Wort dazu zu sagen bekam. Dazu erhielten die massenhaften Wahlen aller kleinen und großen Beamten in Verwaltung, Gericht, Schule und Gemeinde, sich in kurzen Zwischenräumen drängend,

die stimmberechtigte Bevölkerung unaufhörlich auf den Beinen, und da Martin Salander keine dieser Pflichten versäumte, so befand er sich unvermerkt mitten in der Strömung. Um sich besser zu unterrichten, besuchte er die politischen Versammlungen, fing an mitzureden und Vorschläge zu machen, und da seine Unabhängigkeit bekannt war und man daher wußte, daß er für sich nichts wollte, wurde er in allerhand Ausschüsse gewählt, deren Arbeiten er sich mit ehrlichem Eifer unterzog, obgleich ein Umherreisen im Lande damit verbunden und er eigentlich kein Vagant war.

Auf diesem weitläufigen Wege geriet er in die unmittelbare Volksleitung oder unterschlächtige Regierung hinein, welche in Gestalt von Wanderlehrern dem Volke die schwierigeren Punkte seiner Selbstbestimmung zu erklären, d. h. vom übel unterrichteten an das besser zu unterrichtende Volk zu appellieren hatte.

Zwar gab es Gegenstände, die ihm selber nicht recht geläufig waren, weshalb er sich vorher rasch mit ihnen bekannt machen, oder die gedruckten Aktenstücke auf Treu und Glauben verteidigen mußte. Indessen ließ er sich dergleichen nicht oft zuschulden kommen, während er es an anderen häufiger beobachtete. Zuweilen wollte ihn eine trübe Ahnung beschleichen, als ob das Personal der politischen Ober-, Mittel- und Unterstreber gegen früher im ganzen ein klein wenig gesunken wäre, so daß die etwas geringere Beschaffenheit der einen Schicht diejenige der anderen bedinge und erkläre.

Allein er faßte bald wieder guten Mut, auf den unverlierbaren guten Ackergrund des Volkes vertrauend, der stets wieder geradgewachsene hohe Halme hervorbringe. Und er gelobte dann, obschon nun kein Jüngling mehr, auf sich selbst zu achten, wissentlich nie ein gemeiner Streber zu werden und das gedachte Niveau nicht auch herunterdrücken zu helfen.

So löblichem Vorsatze getreu erlebte er aber nochmals einen Verdruß, ähnlich demjenigen des ersten Spazierganges nach seiner Rückkehr aus Brasilien. Ebenfalls an einem Sonntagnachmittage wohnte er in seinem eigenen Heimats-

orte der Besprechung einer Nahrungsfrage bei, die in allen Kulturstaaten dieselbe ist und die gleiche neutrale und rein sachliche Behandlung erfährt. Hier aber handelte es sich um den Vorschlag einer nicht nur absonderlichen, sondern ganz unsinnigen Einrichtung, die ein einzelner Kopf ausgeheckt und die in der Gegend einigen Anklang gefunden hatte. Martin Salander sollte im Einverständnis mit seinen Freunden dagegen auftreten. Erst hörte er die Begründung des Vorschlages und eine Anzahl weiterer Reden an, in welchen von ungeschulten, meist jüngeren Leuten statt eingehender Gründe nur immer das Wort Republik, republikanisch, Würde des Republikaners usw. vorgebracht und geschrien wurde. Dieses Pochen auf die Republik bei jedem passenden und unpassenden Anlaß hatte ihn schon lange betrübt, gerade weil er ein aufrichtiger Republikaner war in Ansehung seines Vaterlandes. Als er sich nun zu seinem Votum erhob, fühlte er sich gedrungen, eine diesfällige Ansprache vorauszuschicken, zumal ihm die anwesende Mannschaft einer wohlgemeinten Belehrung bedürftig schien.

„Liebe Mitbürger!“ begann er mit möglichster Ruhe, „ehe ich meine abweichenden Ansichten von der vorwürfigen Sache darlege, kann ich nicht umhin, das auch mir teure Wort Republik zu berühren, das wir jetzt seit einer Stunde gewiß zwei Dutzend Male gehört haben. Unsere Vorfahren haben seit bald sechshundert Jahren die Republik in heißen Schlachten begründet und befestigt, ohne das Wort je in den Mund zu nehmen, und die vielen alten Bundesbriefe und Landbücher enthalten es nicht. Erst später haben es die Patrizier und Bürger der herrschenden Städte für sich angewendet, um mit dem schönen Wort ihrer irdischen Herrlichkeit einen antiken Glanz zu verleihen. Wir haben es jetzt im Sprachgebrauch, aber nicht zum Mißbrauch. Mich will bedünken, wer es immer im Munde führt und dabei auf die Brust klopft, könne ebensogut sich der Gleisnerei schuldig machen wie jeder andere Pharisäer oder Mucker! Doch damit haben wir jetzt nichts zu schaffen; nur darauf möchte ich aufmerk-

sam machen, werte Mitbürger, daß auch der Republikaner alles, was er braucht, erwerben muß und nicht mit Worten bezahlen kann; über Naturgesetze hat die Republik nicht abzustimmen, die Vorsehung legt ihr den Plan über die dem Landwirte nützliche Witterung der Jahreszeiten so wenig zur Annahme oder Verwerfung vor, als den Untertanen der Könige und diesen selbst, und der Weltverkehr kümmert sich nicht um die Staatsformen der Länder und Weltteile, die er durchbraust. Dies wollte ich mir zu bemerken erlauben, ehe ich zur Eröffnung meiner Ansicht übergehe und dabei mich mehr mit den faktischen Verhältnissen beschäftige, als bisher geschehen ist."

Die unerwartete Predigt war nicht wohl angebracht. Nachdem schon früher ein Murren vernommen worden, unterbrach jetzt einer den Sprecher und verlangte das Wort:

Es scheine wieder einmal Eile zu haben mit der Reaktion! Kaum seien einige Jahre dahingeschwunden, so möge ein Kind dieser Landesgegend, ein ehemaliges Mitglied der Volksschule, freilich jetzt in goldenen Ketten hängend, so vermöge Herr Martin Salander das Wort Republik nicht mehr zu vertragen! Unter solchen Umständen sei denjenigen, die sich noch dazu bekennen, nicht zuzumuten, in ernster Volksverhandlung Reden der Feindseligkeit anzuhören. Wenn sonst niemand mehr zu sprechen wünsche, so trage man auf Schluß der Diskussion und Abstimmung an.

Salander, der stehen geblieben, wollte mit gehobener Stimme fortfahren. Einige, die aus der Sache nicht klug wurden, unterstützten ihn, andere, denen der Sinn seiner Rede ebenfalls zu hoch gewesen, aber verdächtig schien, ereiferten sich dagegen; es entstand ein Wirrwarr, in welchem diejenigen obsiegten, welche ihn wohl verstanden, wie Martin es meinte, aber eben das von ihm Gemeinte haßten und nicht leiden wollten.

Das Wort blieb ihm entzogen, ein Gegenantrag wurde nicht gestellt und die betreffende Sache für beschlossen erklärt. Sie fiel freilich im weiteren Verlaufe später unrühmlich da-

hin; Martin Salander hingegen war heute um eine Erfahrung reicher. Er verließ das Haus und das ansehnliche Dorf, ohne weiter jemanden zu sehen, und anstatt die Bahn zu benutzen, auf welcher er gekommen, schlug er einen Fußweg ein, der quer durch Felder und Wälder nach Münsterburg führte.

Auf diesem einsamen Gange konnte er überlegen, inwiefern es nicht nur für den höheren Staatsmann, sondern auch für den Volksmann zweckmäßig sei, moralische Aufrichtigkeiten zu unterdrücken. Am Ende, dachte er, bin ich doch froh, daß ich es gesagt habe! Etwas bleibt davon doch hängen; und wenn sie mich nach ihrem Sinne in die Zeitungen tun, so will ich erst laut predigen, daß der Name Republik kein Stein sei, den man dem Volke für Brot geben dürfe.

Das redliche Vorhaben erhellte ihm das etwas verdrossene Gemüt; rüstigen Schrittes bestieg er die Anhöhen, die ihn noch von der Stadt trennten, und der lange Hochsommertag ließ ihn vor Sonnenuntergang die Scheitelhöhe erreichen, wo seiner eine seltsame Überraschung wartete. Auf einer frisch gemähten Wiese, zum Teil von Gehölz umgeben, hatte der Wirt des nahen Hofes eine kleine Lustbarkeit aufgeschlagen, indem er im Schatten der Bäume einige lange Tische hinstellte und auf die Wiese einen großen Bottich umstürzte. Auf diesem saßen drei bescheidene Musikanten, die eine gemächliche Tanzmusik aufführten. Martin hatte die durch die stille Luft fast sehnsüchtig klingende Kunstlosigkeit schon ein Weilchen vernommen; jetzt erblickte er ein junges Völkchen, welches in lockerem Ringe und freien Gruppen um den Bottich herumtanzte, ohne allen Lärm, im goldenen Abendschein, daß die verlängerten Schatten der Tänzer auf dem grüngoldenen Boden mitspielten.

Salander ergötzte sich an dem Anblick.

„Ein Bild, wie aus einer anderen Welt!“ dachte er, „wie friedlich und grundvergnügt! Was mag das nur für eine Gesellschaft sein? Die meisten sind gut gekleidet, einige zierlich, andere schlichter! Junge Mädchen, junge Knaben!“

Aber wie erstaunte er, als er, näher tretend, seine eigenen Töchter erkannte, die jetzt, im Alter von achtzehn bis neunzehn Jahren, schlank und anmutig, an der Seite von jüngeren Knaben sich drehten, die nicht minder hübsch aussahen und schon hoch aufgeschossen waren, wie die Mädchen.

Salander konnte nicht umhin, das erste Paar, Netti und ihren Knaben, mit den Blicken zu verfolgen und den munteren Tänzer näher ins Auge zu fassen. Es war, wie gesagt, ein fein gelenker Bursche, dessen blonde Haarwellen im Sonnengolde flogen und schimmerten.

Indem er dem Paare nachblickte, verlor er dasselbe aus den Augen und suchte daher das andere Mädchen, Setti, das er von weitem auch bemerkt hatte. Und soeben kam es hervorgeschwebt, aber, wie ihm dünkte, mit dem gleichen Jüngling, demselben Goldhaar, wie Netti.

„Die Wetterhexen haben schöne Anlagen!" fuhr es ihm durch den Sinn, „die verstehen es ja schon vortrefflich, die Knaben auszuwechseln! Da muß man doch ein wenig zusehen!"

Er ließ das Pärchen vorbeigehen und schaute ihm genau nach, indessen von der anderen Seite her wiederum Netti, immer mit dem gleichen Cherub zur Seite, anrückte, diesmal aber dicht vor ihm anhielt, da die Musik aufhörte.

„O, da ist ja der Vater! Hast du uns aufgesucht und gewußt, daß wir hier sind?" rief die Tochter erfreuten Herzens.

„Woher sollte ich es wissen? Ich komme ganz zufällig daher! Was ist das für ein Ball? Ist Setti auch hier?"

„Natürlich ja, und die Mutter mit Arnold auch, die sitzen dort an einem der Tische! Weil du gesagt hattest, du würdest mit dem letzten Zuge um zehn Uhr heimkehren, anerbot sie uns, auf den Berg zu gehen."

Salander wollte nun nach ihrem Tanzgesellen fragen, wer der junge Herr eigentlich sei (der jetzt den Hut zum zweiten Male zog), als die Schwester mit dem ihrigen zur Stelle

kam, so daß jener beide nebeneinander stehen sah und sich noch mehr wunderte.

„Das sind die Herren Isidor und Julian Weidelich, Schulkameraden von Arnold," erklärte die ältere Tochter.

„Ei so?" sagte Martin, ohne sich sogleich an den Vorgang am Brunnen im Zeisig zu erinnern, seit welchem wohl sieben bis acht Jahre mochten verflossen sein. „Auch vom Gymnasium?"

„Aber nicht von der gleichen Klasse, denn wir sind etwas jünger!" sagte Julian; „wir kommen nur in der Singstunde zusammen!"

„Also ein Paar Zwillinge, ohne Zweifel! Und woher zu Haus?"

„Wir wohnen im Zeisig, nicht weit von der Kreuzhalde!"

Jetzt dämmerte es wie eine Erinnerung in Salanders Seele; er sah nach und nach die rundlichen Bübchen mit ihren Schürzen, von denen freilich an den vor ihm stehenden Heranwüchslingen keine Spur mehr zu erkennen war.

„Und was macht die Mama? Lebt sie noch?" fragte er weiter.

„Sie ist auch dort am Tisch und ganz gesund!" lautete die Antwort.

„Das freut mich! Und ihr jungen Leute wollt also auch studieren? Und was, wenn man fragen darf?"

„Das wissen wir noch nicht! Vielleicht die Rechte, einer vielleicht Medizin!" sagte Julian; Isidor fügte hinzu:

„Wir können auch Professoren werden, wenn wir wollen, weil sie jetzt so hoch bezahlt werden, sagt die Mama; nur sollten wir hier bleiben."

„Gut so!" erwiderte Herr Salander; „nun wollen wir aber doch sehen, wo die Mutter ist! Kommt, Kinder!"

Die Töchter wiesen ihm den Weg, und die keineswegs schüchternen Jungen folgten ihnen auf dem Fuße, während die Musikanten eine neue Tanzweise anstimmten.

Frau Marie war sehr froh, ihren Mann so unverhofft vor sich zu sehen. Sie saß, das Waldesgrün dicht im Rük-

ken, unter einfach bürgerlichen Leuten, welche sich an den billigen Getränken und Speisen gelassen erquickten, an dünnem, aber gesundem Wein, süßer Milch, Bauernbrot, Kraut- und Speckkuchen. Neben ihr saß die Frau Amalie Weidelich, so rüstig wie je, einem Kessel voll Lauge vorzustehen. Dabei gedieh sie offenbar vortrefflich; denn sie war höchlich herausgeputzt, trug einen bunten Blumenhut und eine goldene Uhr an langer Kette auf dem Leibe. Das breite Gesicht glänzte kräftig gebräunt, und ein zarter Rosenton auf den Höhen der Wangen, des vollen Kinns und der Nase zeugte nur von dem Fleiße der Frau, die ein Haus voll Wäscherinnen und Plätterinnen zu regieren hatte und deren zahlreiche Erfrischungen in Wein wie billig vorkostete. Am frühen Wintermorgen, ehe die mächtige Kaffeekanne aufrückte, gab es sogar ein Gläschen Kirsch- oder Nußwasser.

Sie begrüßte den Martin Salander sehr freundlich und ganz unbefangen.

„Denken Sie," rief Frau Weidelich, „wir haben gar nicht gewußt, daß wir vor Jahren einmal Nachbaren gewesen sind! Nun sind's unsere Söhne in der Schule!" Sie blickte mit Stolz auf die ihrigen und suchte dann wohlwollend den Salanderschen.

„Arnold ist in das Holz hineingegangen, um Pflanzen zu suchen," bemerkte Frau Salander, „geht, Mädchen, und ruft ihn herbei, damit wir auch ans Aufbrechen denken können. Die Sonne dort geht bald hinab!"

„Das eilt ja nicht so," versetzte Frau Weidelich, „wir haben ja Mannsleute genug bei uns! Ja, ja, Herr Salander! Ihr habt Euern Weg tapfer gemacht und seid jetzt ein reicher Herr, wie ich glaubwürdig finde! Aber nicht wahr, es freut einen nur, wenn man erfreuliche Kinder hat, an die man es wenden kann? Gott sei Dank, uns geht es auch ordentlich! Aber alles, was wir aufbringen, opfern wir unsern zwei Söhnen und ihren künftigen Tagen. Ich hoffe, sie werden es einbringen und von sich reden machen; denn in der Lehre und allem, was nötig ist, soll es an nichts feh-

len! Wir hätten gerne im Zeisig ein neues Haus gebaut, statt der alten Bauernhütte! Aber nein! sagten wir, es tut's noch, solange wir da sind, und wo die Söhne sich niederlassen und bauen werden, kann man ja noch gar nicht wissen. Also wollen wir lieber das Geld behalten und uns schicken!"

Sie wollte wieder einen Blick auf ihre Zwillinge werfen, fand sie aber nicht, weshalb ihre Augen dieselben sogleich suchten.

Die zwei Salanderfräulein hatten ihren Bruder Arnold im Innern des Gehölzes nicht lange gesucht, sondern nur ein paarmal gerufen, und waren dann wieder unter die vorderen Bäume gekommen, wo sie, einander um die Hüften fassend, Schwesterliebe oder Mädchenfreundschaft darstellend, auf und ab spazierten, begleitet von den Zwillingen links und rechts.

Die Mama Weidelich nahm den Aufzug wahr.

„Seht doch!" sagte sie gerührt, „wie lieblich die jungen Leutchen dort spazieren gehen! Man könnte glauben, es seien zwei Brautpärchen!"

„Ei freilich, warum nicht," meinte Frau Salander lachend, „die Mädchen wären wenigstens alt genug für die Knaben; und zu wachsen brauchten sie auch nicht mehr!"

„Das hat nichts auf sich!" rief wiederum die andere Mutter; „meine Buben werden Bursche abgeben, aus denen man zwei machen kann vom Stück!"

Frau Marie fühlte sich von diesen Scherzen nicht angenehm berührt; als sie daher nach den Kindern sah und bemerkte, wie dieselben im Begriffe waren, mit dem Beginne eines Walzers wieder nach der Mitte der Tanzwiese abzuschwenken, jede der Töchter am Arm eines der Zwillinge, stand sie rasch auf und holte sie ein.

„Was fällt euch ein, Setti, Netti!" rief sie den Mädchen in entschiedenem Tone zu, „daß ihr wieder anfangen wollt, während die Sonne untergegangen ist und wir bald fortgehen werden? Kommt nur gleich mit und nehmt euere Sachen zusammen!"

Die Mädchen ließen ihre Knaben ohne sichtbare Trauer gehorsam fahren; die letzteren aber erröteten und waren verlegen, was der Frau nicht entging und sie ein bißchen ärgerte; denn es schien ihr nicht schicklich, daß die Bürschchen rot zu werden brauchten. Sie spielten mit ihren silbernen Uhrkettchen, folgten aber den Frauen zu den Tischen.

Ihre Mutter empfing sie mit leuchtenden Blicken.

„Was ist das für eine Aufführung, ihr Tausendskerle," rief sie ihnen zu, „mit den Jungfern zu tanzen, und wo habt ihr es nur gelernt?"

„Hei, das weißt du ja wohl, Mama, in der Tanzstunde!"

„Schweigt! Freilich weiß ich's! Danket Gott, daß ihr Eltern habt, die so viel für euch tun und alles aufwenden, was sie vermögen! Und der Vater arbeitet von früh bis spät; jahraus und -ein plagt er sich, kauft Land und pflanzt und schwitzt, und im Winter läßt er es aus Frankreich und bis aus Algier kommen! Denn er sagt, die Kosten gehen erst recht an, wenn ihr Studenten seid, da müsse es zu Tausenden parat liegen! Herr Salander, ich hab' gehört, daß Ihr jeden Augenblick Ratsherr werden könntet, wenn Ihr wolltet. Nun, Ihr seid Kaufherr, das ist auch schön, und eine Art wilder Ratsherr noch dazu! Aber ein paar so studierte Räte oder Fürspreche oder Pfarrherren, wie die zwei Schlingel da, ist doch auch nicht übel?"

Mit glückseligen Augen blinzelte sie die Söhne an, welche sich den Wein eingeschenkt hatten, der noch in der Flasche gewesen, und sich weidlich den Durst löschten.

„Trinkt und eßt," rief sie, „und mög' es euch gut tun! Soll ich noch eine Halbe befehlen?"

Die Knaben verneinten es, da sie noch nicht einmal in das Alter vorgerückt, in welchem man über Durst zu trinken gelernt hat.

„Nun denn, so wollen wir aufbrechen, die Suppe wird bald fertig sein und der Vater die Milch auch besorgt haben. Dann geht er noch zum Sonntagsschöppchen, und das ist ihm wohl zu gönnen! Kommt, macht vorwärts, ihr Sapper-

löter! Ich will wetten, wenn ihr einmal die weißen Mützen tragt, oder auch rote, so denkt ihr, die halben Nächte lang nicht heimzukommen! Aber wartet nur, wartet nur! Man wird euch die Schneckentänze vertreiben! Jetzt empfehle ich mich höflich dem Herren und der Frau, und freut mich sehr der werten Bekanntschaft, hoffentlich nicht das letzte Mal, und denen Jungfern — heda, ihr Buben, bedankt ihr euch nicht für die schöne Unterhaltung, und steht dort wie Opferstöcke?"

Die Knaben ließen sich blöder und unbeholfener herbei, als sich nach ihrem kecken Tanzen hätte vermuten lassen, um den Mädchen die Hände zu geben und gute Nacht zu sagen. Endlich zog die glückliche Mutter mit den Söhnen von dannen und es wurde nun stiller.

Martin Salander wünschte noch ein wenig auszuruhen, da er einen dreistündigen Marsch hinter sich hatte; der Sohn Arnold, der mit einer buschigen Handvoll Waldpflanzen eintraf, warf sie auf den Tisch, um sie zu ordnen, und entdeckte, daß er mit Trank und Speise zu kurz gekommen sei, wodurch er den Vorteil erreichte, mit dem Vater extra einen Schoppen auszustechen, da Mutter und Schwestern nur Milch mit eingebrocktem Brot gegessen hatten.

Salander fragte, wie sie denn in die Gesellschaft dieser Familie Weidelich geraten seien?

„Das weiß ich selber kaum!" sagte Frau Marie, „wir hatten soeben hier Platz genommen, als wir auf einmal mitten drin waren. Arnold kennt, wie es scheint, die jungen Herren!"

„Ich habe sie früher schon im Scherz gefragt," erzählte nun Arnold, „ob sie auch noch wüßten, wie sie als kleine Buben am Brunnen im Zeisig einen andern mit Wasser gespritzt haben, weil er zu seiner Mutter nicht Mama sagte. Das dünkte sie sehr lustig und sie haben es ohne Zweifel zu Hause wiedererzählt, wo man sich der Begebenheit auch erinnert haben mag. Heute haben sie, wie ich bemerkte, ihrer Mutter sogleich zugesteckt, ich sei jener Junge, und

wir alle seien die Leute von der Kreuzhalde, von denen nachher so viel die Rede gewesen."

„Dann kam sie heran," fuhr die Mutter fort, „machte sich an mich und hatte keine Ruhe, als die armen Musikanten laut wurden, bis ihre Knaben ihre Tanzkunst zeigen durften, was unsern beiden Springmäusen da, versteht sich, ganz genehm war!"

„Sie tanzen aber auch schon sehr gut," riefen Setti und Netti, „und nehmen jetzt noch Tanzstunden!"

„Gott sei Dank!" versetzte Frau Marie, „ich sehe sie deswegen doch noch, wie sie die Mäuler aufsperrten damals, als wir hungerten, und die Reste verschlangen, auf die wir so sehnlich harrten!"

„Ach, es waren ja Kinder! Wir hätten's auch hinuntergeschluckt, wenn man uns Butterbrötchen mit Honig in den Mund steckte!" meinten die Mädchen.

„Solche Zwillinge sind doch unbequem und verierlich," sagte der Vater, „ich kann diese wenigstens gar nicht voneinander unterscheiden!"

„O, sie haben doch ihre Abzeichen!" rief Netti fast vorlaut; „das linke Ohrläppchen des Julian ist ein bißchen in sich gewickelt, etwa wie ein Stücklein Spritzkuchen, ganz appetitlich! Ich sah es, wenn sein welliges Haar auf und nieder schlug."

„Das ist ja merkwürdig!" fiel Setti ein, „der andere, Isidor heißt er, glaub' ich, hat das rechte Ohrläppchen genau so wie ein Eiernudelchen!"

„Wissenschaftlich höchst merkwürdig!" erklärte der Bruder mit schalkhafter Trockenheit, „das sind einfach entweder die Überbleibsel einer untergegangenen Form, oder die Anfänge einer neuen, zukünftigen! Laßt euere Ohrläppchen untersuchen, Mädchen! Wenn ihr Ähnliches aufweiset, so nehmt euch in acht, sonst wählen euch die Zwillinge zu ihren Frauen, um nach der Selektionstheorie eine neue Art von wickelohrigen Menschen zu stiften! Oder heiratet sie lieber gleich freiwillig!"

Die Mutter hielt ihm die Hand über den Mund, da er neben ihr saß, und rief: „Schweig, du Nichtsnutz, wenn du nichts Gescheiteres aus der Schule zu schwatzen weißt als solche Possen!“ Der Vater aber lachte und sagte: „Das hast du gut gemacht, Arnold! Und jetzt wollen wir auch heimwandern, sonst wird es zu dunkel; denn wir haben Neumond, aber die Sterne kommen schön, seht doch, einer nach dem andern!“

8

Die Söhne Weidelich fuhren fort, kräftig emporzuwachsen und leidlich zu gedeihen; sie gingen in guter Haltung einher, voll sichtlicher Zufriedenheit mit dem Aufsehen, das sie erregten, wenn sie beisammen waren. Auch an geistigen Gaben litten sie nicht eben Mangel, wohl aber an der Ausdauer, die vorgenommenen Studien zu vollenden. Als sie in die oberen Klassen rückten und das Leben und Lernen ihnen täglich ernster und tiefsinniger wurde, war Julian der erste, der nicht mehr „wollte“. Er sprang ab und ging auf die Schreibstube eines Notars. Isidor hielt aus bis zum Schlusse, machte aber die Prüfungen zum Übergang an die Hochschule nicht mehr mit, sondern besuchte als sogenannter Zuhörer ein halbes Jahr lang einige juristische Vorlesungen und stand dann auch auf einer Notariatskanzlei unter.

Beide besaßen eine regelmäßig schöne Handschrift, wie sie der angehenden Gelehrsamkeit, die andere Bedürfnisse hat, sonst nicht eigen zu bleiben pflegt, und beide liebten gleichmäßig, sich im Malen kalligraphischer Kunststücke zu ergehen. Sie erwiesen sich als sehr brauchbar in den vorkommenden Geschäften und eigneten sich durch die tägliche Erfahrung beinahe spielend die diesem Kanzleiwesen zugrunde liegenden Kenntnisse an.

Dem Vater Weidelich wollte ein solcher Ausgang zwar nicht gefallen; er fragte, ob das die ganze Herrlichkeit sei,

die man habe erreichen wollen? Die Mama hingegen war höchlich zufrieden. „Die Buben sind klüger als wir," sagte sie, „die wissen schon, wo sie hinaus müssen! Können sie nicht alles, was man ihnen zu tun gibt? Warum sollen sie sich ihre jungen Köpfe zerbrechen wie andere Narren?"

Und weil sie nun, anstatt fernere unabsehbare Kosten zu verursachen, bereits selber etwas Geld verdienten, fand sich auch der Vater zufriedengestellt und blieb es, als im Alter von knapp zwanzig Jahren die Zwillinge von den Vorgesetzten zu ihren Amtsvertretern befördert wurden und demgemäß bereits gerichtliche Zeugnisse über ihre Wahlfähigkeit als Notare besaßen.

Um diese Zeit ungefähr ereignete es sich, daß ein seltsames Phänomen verliebter Leidenschaft mehr in der Welt war oder ruchbar wurde.

Martin Salander glaubte wahrzunehmen, daß seine zwei Töchter und deren Mutter nicht mehr in einem vertraut unbefangenen Verhältnis zueinander standen, daß die Töchter in einer geheimnisvollen Übereinstimmung zusammenhielten und lebten, die Mutter dagegen von einem tiefen Ernst, wo nicht Kummer, erfüllt schien, den sie nicht immer zu verhehlen wußte, besonders seit sie nicht mehr mit ihrer Handlung beschäftigt war. Denn Salander, dessen Hauptverkehr ohne besondere Anstrengung fortwährend ordentlich blühte, vielleicht gerade weil er nicht künstelte und spekulierte, mehr von seinen bürgerlichen Liebhabereien oder Pflichtleistungen eingenommen: Salander mochte nicht länger ansehen, wie Frau Marie ohne alle Not sich als Handelsfrau plagte. Er hatte daher das Filialwesen einem tätigen jungen Kaufmann um gutes Geld überlassen und die treffliche Gattin zur Ruhe gesetzt, was sie sich ohne überflüssige Reden gefallen ließ. Den ganzen Gewinn, der ein schönes Kapital ausmachte, hatte er, ohne Widerspruch zu dulden, zu ihrem längst versicherten Frauengute geschlagen, damit sie unabhängig von ihm selbst und seinem Stern oder Unstern, und im Falle seines Todes auch unabhängig von den Kindern sein sollte

in einer unsichern Zeit. Da sie also nun mit Gedanken und Sorgen, die sie drückten, nicht mehr hinter dem Kaufmannspult untertauchen konnte, lag ihr Angesicht offen vor dem Manne, und dieser fragte, was vorgehe?

Wenn die gute Frau reden mochte, so hätte sie es ja von selbst getan. Sie sah vor sich nieder, rieb sich die Hände, als ob es sie frösteln würde, dann sagte sie:

„Ein Ziegel ist uns auf den Kopf gefallen!"

„Ein Ziegel? Von welchem Dache denn?" fragte Martin betreten, da er aus dem Ernste der Gattin auf etwas Bedenkliches, ja Gefährliches schließen mußte.

„Ich kann es doch nicht länger für mich allein verwinden! Unsere Töchter haben eine Liebschaft!"

„Zusammen dieselbe?" fragte der Mann lächelnd, etwas erleichtert, daß es nicht auf Schrecklicheres hinauslief.

Die Frau verharrte in strengem Ernste.

„Nein, es ist eine Doppelliebschaft, kurz und gut, sie haben sich mit den Zwillingsschreibern aus dem Zeisig verlobt!"

„Die Hexen! Wie kommt denn das, wann, wie, wo denn? Da muß ich mich allerdings langsam hineinfinden! Das ist fast eine Nachricht, wie ein Dachziegel, wenn es auch nicht gleich ein Loch in den Kopf macht!"

„Mir hat es den Kopf genug durchlöchert. Denke dir doch, zwei Mädchen von fünf- und sechsundzwanzig Jahren wollen zwei zwanzigjährige Zwillinge heiraten! Das ist ein ungehöriges Abenteuer, beides, das Alter und die Zwillinge! Wären es alte Weiber, die sich junge Männer nehmen, so kommt das ja oft vor, man lacht, und damit ist's gut! Aber Mädchen in der Blüte ihrer Jahre und doch an der Grenze ihrer Jugend stehend, eine solche Wahl treffen, flaumbärtige Geck-lein, zwei Schwestern zwei Zwillinge!"

„Nun, es ist schon eine Art Roman und auch mir nicht just angenehm; allein die Liebe macht ja stets fort solche Streiche; sagt man nicht hundertmal, was man erlebe, sei oft krasser als alles, was man erfinde?"

„Ja, ja! Es ist dann auch meistens danach, ich danke dafür! Ach liebster Mann, wir haben gewiß gefehlt, daß wir die Kinder nirgends in die Welt geschickt haben und auch nichts erlernen ließen, was einem Berufe ähnlich war! Du sagtest, wer Töchter im Hause zu behalten vermöge, der solle es tun, und von Pensionen wolltest du nichts wissen, noch weniger von Berufssachen. Das nanntest du den Armeren das Brot vor dem Munde wegnehmen und eine Hungerschluckerei, wo es sich nicht um bestimmte Talente handle, die zu pflegen seien. Du schwärmtest für die freien Töchter des Hauses und für die freien Hausfrauen, welche nicht der Dienstbarkeit zu verfallen brauchen, und ich stimmte dir bei, weil ich selbst von unserm Glück betört war, obgleich ich wußte, wie gut es mir gekommen wäre, wenn ich einstmals einen Beruf gelernt hätte! Du mußt das nicht übelnehmen, es soll nicht der leiseste Vorwurf sein!"

„Ich versteh' es auch nicht so, mein liebes Weib, weil ich genau weiß, wie gut du dich durch die Welt schlägst! Daß sie dir auf der Kreuzhalde die Bäume weggeschlagen haben, war nicht deine oder meine Schuld!"

„Lassen wir das; ich will nur sagen, hätten die Mädchen nicht über eine so vollkommene Muße und Freiheit verfügt, so hätten sie schwerlich das widerwärtige Abenteuer zusammen ausspintisiert! Jetzt, was sollen wir mit dem Zwillingsgemüse anfangen? Und die aufgeblasene Waschfrau obendrein!"

„Ei, was die betrifft, so ist es gewiß eine rohe Muschel; aber auch sie birgt die Perle der Muttertreue! Doch mit alledem erfahre ich nicht, was eigentlich vorgeht. Haben sie sich dir offenbart?"

„Gott bewahre, sie sind ja volljährig! Sie würden die Eltern allerdings zur gutfindenden Zeit begrüßt haben; auch wäre, wie ich sicher glaube, keines der Kinder für sich allein so verschlagen, so rücksichtslos gegen uns gewesen, aber das verwünschte Doppelgespann hat die traurige Geschichte zu einer verschworenen Heimlichkeit gemacht —"

„Liebe Marie," unterbrach Martin, „wir wollen die Frage der Zulässigkeit einstweilen ruhen lassen! Du kannst doch nicht im Ernste behaupten, daß Zwillinge sich nicht verehelichen dürfen, und ebensowenig, daß es zwei Schwestern, denen sie gefallen, verboten sei, sie zu nehmen."

„Das behaupte ich alles nicht, ich sage nur, daß es mir in unserem Falle nicht gefällt, nicht konveniert, mich bekümmert, weil es eine ungesunde Laune ist! Denke dir, wie ein paar unreife Knaben unsere erwachsenen Töchter aufs Korn gefaßt und sie förmlich erobert haben, während die törichten Mädchen im Besitze des schönen Geheimnisses die besten Anlässe verschmähten, zu Männern zu kommen! Und wir freuten uns bald ihrer Zurückgezogenheit, wenn sie wie Nonnen hausten und in dunklen Kleidern, verschleiert, einhergingen, bald bedauerten wir, daß sie das junge Leben nicht froher genießen wollten! Freilich, sie haben es auf ihre Weise genossen — du mußt wissen, daß die jungen Leutchen Zusammenkünfte halten, wenn es ihnen beliebt; Mondscheinnächte, Sonnenaufgänge im Sommer, lange Spaziergänge im Frühling, im Winter die Eisbahn — unsere alte Magd hat mir alles hinterbracht, nachdem sie jahrelang geschwiegen. Und warum? Weil sie sich mit der Weidelichsfrau auf dem Markte gezankt hat, die ihr schon von oben herab aufspielen wollte. Sie klatschte nämlich, unsere Töchter seien jedenfalls eine halbe Million wert, das Stück, das höre man allenthalben sagen! Diese Schwätzerei und Vertraulichkeit wollte sich die Magdalene doch nicht gefallen lassen, sie gab eine ablehnende Antwort, sie forsche nicht nach, was die Herrschaft besäße und dergleichen, worauf die andere entgegnete, da möge sie als Dienstbote recht haben, sie, die Frau Weidelich, sei eben im Falle, sich eher darum zu kümmern, was diese oder jene Leute für Vermögen hätten. Sie solle nicht zu neugierig sein, sagte wiederum unsere Magd, noch sei nicht aller Tage Abend. Wenn eine Waschfrau aus dem Kalten waschen wolle, so möge sie immerhin zwei Zuber in den Regen hinausstellen, das gebe ein schönes

Wasser zum Reinspülen; wenn sie aber eine Million auffangen wolle, so genüge es nicht immer, zwei Zwillinge auf die Welt zu stellen und auf die Suche zu schicken! Worauf sie sich ausschalten, bis es hinreichte, und die Magdalene ganz erhitzt nach Hause gelaufen kam, und mir alles hinterbrachte und beichtete. Als ich ihr natürlich die Leviten las und sie fortzuschicken drohte, weil sie uns so schmählich und fortgesetzt hintergangen, redete sie sich damit aus, daß die Kinder ihr heilig versprochen hätten, bei erster Gelegenheit die Sache den Eltern selbst zu entdecken, womit sie ja ganz aus dem Spiele käme. Ich habe aber aus dem Zanke auf dem Markte erfahren und bin überzeugt, daß die Mutter der Zwillinge die Urheberin und das Triebrad des ganzen Elendes ist. Geschwiegen habe ich bis jetzt, weil ich mich schämte, mich von den eigenen Kindern so beiseitegesetzt zu sehen!"

„Du hast da wohl recht, arme Marie," versetzte der Mann mit trüber Miene, „nur teile ich dies Schicksal mit dir. Aber doch möchte ich sagen, es sei nicht die Gesinnung oder übler Charakter, was die Mädchen zu ihrem kuriosen Wandel getrieben, sondern das Bewußtsein des Auffälligen und Untunlichen des ganzen Verlaufes, den ihr dummer Liebeshandel genommen hat. Eh' ich sie nun zur Rede stelle, wünschte ich nur zu wissen, welcher Art eigentlich der intime Verkehr des artigen Quartettes ist; ich möchte mich nicht im Tone vergreifen, du wirst mich verstehen?"

„Die Magdalene hat mir geschworen, daß es in aller ehrbaren Sitte zugehe. Sie sähen sich höchstens des Monats einmal, und die Mädchen hielten die jungen Menschen streng in den Schranken eines sogar pedantischen Verkehrs. Wenn man nicht wie ein Sperber aufpasse, so merke man kaum, daß zwei Liebespaare zusammen seien. Die willfährige Person hat die Kinder nämlich schon mehrmals auf nächtlichen Ausgängen begleitet und bewacht, während wir ahnungslos schliefen."

„Ich muß einer solchen Zusammenkunft unbemerkt beiwohnen, und glaube, das Beste wäre, alsdann je nach den

Umständen mitten unter das Völkchen zu treten und die Sache zum Austrag zu bringen, jedenfalls die Burschen nach Hause zu schicken und die Mädchen gleich mit heim zu nehmen."

„Wenn es damit getan ist!" sagte Frau Salander; „es ist mir aber jedenfalls lieb, wenn du die Sache nun rasch an die Hand nimmst und zum Rechten siehst. Ich bin dem Handel nicht gewachsen, es beklemmt mir die Brust, mit Töchtern, die keine Kinder mehr sind, von Dingen zu sprechen, die nicht sein sollten. Wenn nur unser Arnold hier wäre, so wüßte ich schon, was ich hätte!"

„Nun, was denn?"

„Er müßte mir als ein flotter Student, der er ist, die Schreiberlein verjagen und seinen Schwestern die tollen Ideen austreiben!"

„Ach, du gute Frau, da bist du nicht auf dem rechten Wege! Tolle Ideen sind leider ein zäheres Harz als die heißeste Leidenschaft. Übrigens kommt er ja nicht mehr als Student, sondern als Doctor juris zurück, und ich fürchte, er würde nicht mehr die frühere Laune dazu haben."

Die Gelegenheit, einer Schäferstunde der verratenen Liebesleute beizuwohnen, ergab sich nach wenigen Tagen. Martin Salander hatte vor einiger Zeit die Töchter genötigt, aus ihrer nonnenhaften Haltung herauszutreten und sich in einen Gesangchor aufnehmen zu lassen, welcher jeweilig größere Tonwerke einübte und in Verbindung mit einem zahlreichen Orchester in einer der Stadtkirchen hören ließ. Sie hatten gute Stimmen und konnten auch ordentlich singen. Es sei barbarisch, sagte er, solcher Übung aus dem Wege zu gehen, anstatt durch dieselbe anderen Freude bereiten zu helfen und sich selbst für die späteren Jahre die Fähigkeit zu erwerben, mit Verständnis zu hören und zu genießen, wenn man nicht mehr mittun könne.

Um die gleiche Zeit traten auch die Brüder Isidor und Julian in den Chor.

Jetzt hatte Magdalena der Frau Salander die Kunde zu-

geraunt, daß in der morgigen Konzertprobe, welche bis spät in die Nacht dauern werde, die Salanderschen Fräulein mit ihrer Leistung ziemlich frühe fertig würden und mit den Liebhabern eine Zusammenkunft verabredet hätten.

„Rate, wo sie hingehen!" sagte Marie zum Manne, als sie ihm die Ankündigung hinterbrachte. „Du errätst es nicht, und doch sind sie oft dort gewesen: in dem großen Garten, der sich hinter dem Hause deines Geschäftslokales erstreckt!"

„Die Wetterhexen! Wie kommen sie hinein? Sie werden mir doch nicht die Haus- und Kontorschlüssel ausführen und die fremden Bursche überall durchlassen?"

„Bewahre! Sie haben den alten rostigen Schlüssel gefunden, der die kleine Hintertüre in der Gartenmauer aufschließt, der Mauer, welche das große Grundstück an der entlegenen Seitenstraße eingrenzt. Die Mädchen gehen zuerst hin, zehn Minuten später machen sich die Zwillinge aus der Probe fort."

An dem betreffenden Tage hielten sich die Töchter still zu Hause bis am Abend, rollten dann ihre Singstimmen zusammen und begaben sich richtig in die Konzertprobe. Der Vater hatte sie am Mittagstische beobachtet, etwas verlegen, denn es waren ja stattliche Frauenzimmer von guter Haltung und lang nicht mehr Kinder. Er hatte auch nichts Besonderes an ihnen gewahrt, als daß sie dem musikalischen Abend mit einiger Spannung entgegensahen, der schwierigen Aufgabe wegen.

Das Haus, in welchem er seine Geschäftsräume gemietet, war im übrigen zur Zeit unbewohnt, und Salander ging zuweilen mit dem Gedanken um, das alte Wesen zu kaufen und umzubauen, kam aber immer wieder bescheidentlich davon ab. Inzwischen hatte er einen Buchhalter und den Gewerbsknecht darin untergebracht; die hausten aber auf einer anderen Seite, als wo der Garten lag. Salander begab sich am vorgerückten Abend unbemerkt auf sein Kontor, machte bei verschlossenen Läden Licht und verweilte so lange, bis er die Stunde für gekommen hielt. Dann zog er Gummischuhe

über die Füße und ging leise über den mondhellen Hof weg bis an das Gittertor des parkartigen Gartens. Vorsichtig guckte er eine Weile durch das krause Eisenzeug, hörte und sah jedoch weder einen Laut noch eine Bewegung von Menschen. Also öffnete er sachte das Gitter und betrat den Garten, der überall mit schlanken hohen Bäumen besetzt war, wie sie jetzt nicht mehr gepflanzt wurden.

Ungefähr in der Mitte stand ein altes in Sandstein gearbeitetes und verwittertes Brunnenwerk mit Delphinen und Tritonen, von einem spärlichen Wassergeträufel umflüstert. Vor dem Brunnen dehnte sich ein geräumiger Rundplatz, von mächtigen Akazien umstanden, und da die Bäume noch unbelaubt waren, schien der Vollmond ungehindert auf den Platz wie auch auf die Alleewege, die in denselben mündeten. Dicht hinter dem Brunnen stand ein neues Gebüsch von Nadelhölzern. Martin Salander schlüpfte hinein; es verbarg ihn vollkommen. Diesen Platz beschloß er besetzt zu halten, da dem Brunnen gegenüber eine halbrunde Steinbank den zu dieser Jahreszeit einzigen Ruhesitz darbot.

Es war auch Zeit, daß der lauschende Vater seinen Standort eingenommen. In wenig Minuten hörte er ganz nahe gedämpfte, aber rasche Schritte, und die dunkeln Gestalten seiner Töchter glitten wie Nachtschatten an dem Brunnen vorüber und umwandelten nebeneinander den runden Platz, ohne ein Wort zu sprechen, zwei- oder dreimal, bis sie plötzlich vor dem Brunnenbecken anhielten. Salander konnte sie nicht erkennen, sie hatten die Schleier tief über die Gesichter und um Hals und Kinn gezogen. Sie streiften die Handschuh' ab, suchten die hohle Hand unter den Delphinen mit Wasser zu füllen und schlürften es begierig in sich hinein. Zwar webte eine milde Aprilnacht in der Luft, fast wie eine Mainacht so lau, aber doch nicht so warm, den Durst der Jungfrauen zu erklären.

„Himmel, da brennt's, daß sie so löschen!" dachte Martin Salander hinter seinen Koniferen; „natürlich, trägt doch jede ein Elmsfeuer im Herzen!"

Sie schöpften abermals Wasser und kühlten die Stirnen, nachdem sie die Schleier etwas gelüftet.

„Die armen Würmer!“ dachte der Vater wiederum, „das ist eine schwierige Geschichte!“

Jetzt erkannte er auch die jüngere, Nettchen, an der Stimme, als sie nicht laut, aber vernehmlich sagte:

„O Setti, ich fürchte, unser Glück hat am längsten gedauert!“

„Warum? Wegen der schlechten Madlene?“ erwiderte die ältere Schwester, freilich auch nicht ohne einen unfreiwilligen Seufzer.

„Ach, schilt sie deswegen nicht, sie ist unserer Mutter doch auch etwas schuldig! Und einmal mußte es doch kommen, jetzt ist es da!“

„Nun ist es freilich da oder wird bald kommen, ja! Nun heißt es eben kämpfen und ausharren! Oder sollen wir die liebsten Menschen, dies Wundergeschenk des Himmels, leichten Sinnes fahren lassen und verstoßen!“

„Und kannst du dich so leichten Kaufes im Unfrieden von den besten Eltern trennen? Wenn nur die Mutter die armen Knaben für brav halten könnte! Aber ich weiß, sie tut es nicht und tut es nicht!“

„Sie hat gut sagen, weil sie alle mit unserem Vater vergleicht, der freilich ein Ausbund ist, dem nicht jeder das Wasser reicht! Und doch ist er vielleicht nicht minder ein kleiner Springinsfeld gewesen, so gut wie unsere blonden Schätze, die Goldköpfe! Und sind sie nicht jetzt schon so fleißig wie die Bienen, ehe sie nur die Nahrungssorgen kennen? Ich verlasse mich auf die nie ganz versiegende Güte der Mutter und hauptsächlich aber auf den freieren Sinn des Vaters! Ich habe neulich ein gewiß wahres Wort gelesen, daß nur ein Mann im vollen Sinne des Wortes human sein könne, human in allen Lagen des Lebens! Ich fühle wenigstens, ich als Weib bin es nicht imstande, ich will nichts weiter sagen!“

Salander war von solch ungeheuerlichen Reden seiner Alte-

sten so verwundert und zugleich erschüttert, daß er sich unwillkürlich an einer jungen Tanne festhielt und so ein Geräusch in dem Busche verursachte. Die Schwestern schwiegen mäuschenstill, voll Schrecken in die Finsternis hineinstarrend. Als nichts weiter erfolgte, sagte Setti: „Es ist der Wind oder ein Vogel gewesen, den wir aus dem Schlafe geweckt haben. Wir wollen uns niedersetzen!"

Sie wendeten sich nach der Steinbank, hatten sie aber noch nicht erreicht, als im Hintergrunde die Mauerpforte knarrte. Die Mädchen standen wie gebannt und sahen die Zwillingsherren auf den Fußspitzen die mondhelle Allee einhersäuseln. Auf dem Brunnenplatze angelangt, breiteten sie ohne Säumen die Arme nach den Liebhaberinnen aus, wurden jedoch zurückgewiesen.

„Halt, ihr Herren!" schalt Setti mit verhaltener, aber entschiedener Stimme, „es ist ausgemacht, daß ihr bei solcher Gelegenheit ungleiche Hüte tragen sollt, damit jede Dame ihren Ritter erkennen kann! Nun kommt ihr mit Hüten, die sich so gleich sehen wie zwei Eier! Welcher ist denn nun der Isidor?"

„Und welcher der Julian?" fügte Netti bei.

Beide riefen gleichzeitig: „Ich!" offenbar aus Mutwillen.

„Laßt sehen!" befahl Setti unwillig, „die Ohrläppchen her!" Sie ging auf den einen zu und griff nach seinem rechten Ohre, während Netti das gleiche mit dem linken Ohre des andern tat.

„Aha!" sagte Salander bei sich selbst, „das Eiernudelchen und das Zuckerschneckchen!", und wieder mußte er an sich halten, um sich nicht durch lautes Gelächter zu verraten. „Soll ich diese meine zwei Meisterstücke mit ihren Liebhabern nicht um Geld sehen lassen?"

Inzwischen hatten die Schwestern richtig herausgefunden, was ihnen gehörte, ohne sich von den Schälken länger hänseln zu lassen. Jeder erhielt einen feierlichen Kuß und sodann auf der halbrunden Bank einen Platz angewiesen neben

seiner Liebsten, worauf sogleich die Befehlsworte doppelt zu vernehmen waren: „Nicht umfangen, oder wir gehen!“

Zuerst schien die kleine Versammlung sich paarweise zu unterhalten, weshalb Salander nicht ein Wort verstand. Er sah nur, daß die Töchter aufrecht und bewegungslos saßen wie Steinbilder, während Isidor und Julian, jeder der Seinigen bescheiden zugeneigt, sich begnügen mußten, die nur mondhellen Gesichter mit den Augen zu liebkosen.

Herr Salander wunderte sich aufs neue über die Mädchen; sie erschienen ihm wie zwei dämonische Verkörperungen einer und derselben Wahnidee, von welcher die Unglücklichen besessen wären. Wenn nun der eine der Zwillinge sterben müßte oder sonst abhanden käme, würden sie dann vielleicht durch die bloße Halbierung geheilt, oder würden sich am Ende beide an den übrig bleibenden Teil hängen, gleich den salomonischen Müttern, und das Gespenst ihrer eingebildeten Leidenschaft sie aufreiben?

Es schauderte ihm bei dem Gedanken, daß solche Seelenstörungen den so blühenden Mädchen beschieden sein könnten. Und immer saßen sie noch da und flüsterten Unvernehmliches mit den Jünglingen, die jetzt aufsprangen, von irgendeinem Worte getroffen.

Setti sprach allein weiter und so laut, daß es der Vater im Busche verstehen konnte:

„Ja, ihr schönen Brüder! Es ist geschehen, was uns weh tut! Aus gewissen Reden, die euere Mutter auf offenem Markte hören ließ, müssen wir schließen, daß man uns Schwestern für reiche oder reich werdende Personen hält und somit alle Lieb' und Treue dem vermeintlichen Vermögen unserer Eltern gilt!“

Die Brüder prallten zurück und standen betreten vor den gestrengen Mädchen; denn auch Nettchen wendete sich düster, obgleich mit weicher Stimme, gegen ihren Zwillingsanteil, zwar schon nicht mehr genau wissend, ob es der rechte sei, wegen des vorgegangenen Platzwechsels. Auch die Schwestern waren nämlich aufgestanden und zwischen die verwirr-

ten Zwillinge getreten, die nach Worten suchend hin und her schritten.

„Ja, so ist es, wir sind keine Marktware!“ sagte Netti und wischte sich die Augen, mit denselben trotzdem den, durch das Hin- und Hergehen der Unterscheidung entschlüpften Julian zu haschen suchend. Das beliebte Greifen nach dem Ohrläppchen war durch den Ernst des Augenblicks unmöglich geworden.

Setti befand sich in gleicher Lage, jedoch mit mehr Geistesgegenwart.

„Sprich du, Isidor, wenn ihr etwas zu sagen habt!“ rief sie in leidenschaftlicher Vergessenheit dennoch lauter, als sie wollte. Und sofort sich fassend, ergriff er endlich das Wort.

„Was können wir dafür, wenn unsere gute Mama sich freut, daß ihre Söhne reiche Bräute haben? Ist es eine Sünde für sie? Und wäre es selbst für uns eine Sünde, die Geliebte vor allen Nahrungssorgen gesichert zu wissen? Obgleich wir hoffen und vertrauen, sie aus eigener Kraft dagegen zu schützen! Nein, teuere Elisabeth! Ich habe nicht notwendig, dein Erbe zu lieben; aber dich zu lieben habe ich notwendig, das schwöre ich dir! Lasse Geld und Gut, Eltern, Haus und Heimat und alles im Stich und komm mit mir! Auch ich verachte nicht, um der Armut oder um meiner selbst willen einzig und allein geliebt zu werden, auch ich will alle schönen Hoffnungen und was mir von den Eltern zukommen wird, dahinten lassen und mit dir bis ans Ende der Welt gehen!“

Er hatte sich während dieser Worte dem ältern Fräulein Salander zu Füßen geworfen, was bisher unter den vier Leuten noch nie vorgekommen und auch sonst gerade nicht landesüblich war. Das gleiche tat Julian und hielt eine noch feurigere Rede an Netti, in welcher er aber nicht arm, sondern reich werden zu wollen versprach, um zu beweisen, daß er nicht auf den Reichtum der Braut zu schauen brauche.

Sie hielten die Hände der Schwestern fest umklammert und bedeckten sie, durch die eigenen Worte zu Tränen ge-

rührt, mit Küssen. Da nun jede wieder ihren Anteil sicher an der Hand fühlte und noch größere Rührung empfand, so endete der prüfungsvolle Augenblick damit, daß die Jünglinge sich emporschwangen und die schmucken Mädchen ohne Widerstand umarmten, und dies unter so heftigem Küssewechsel, wie es auch noch nie geschehen. Man sah dabei, daß die Zwillinge kräftig genug in die Höhe geschossen waren, um die auch nicht kurzen Frauengestalten zu überragen.

Das bemerkte auch Martin Salander, der unversehens zwischen den zwei Paaren stand und vielleicht noch lang hätte stehen können. Allein er legte links und rechts eine Hand auf die entsprechende Zwillingsschulter und sagte:

„Laßt's für heute genug sein, ihr jungen Herren! Und ihr artigen Frauenzimmer seid so gut, euch von ihnen zu trennen! Hier steht der Vater, wie es scheint für euch eine überflüssige Person!"

Die vier Liebesleute fuhren weit auseinander, Setti und Netti mit Schreckenslauten, Isidor und Julian aber sich bald ermannend.

„Herr Salander, es geht alles mit rechten Dingen zu, wir sind mit Ihren Fräulein Töchtern verlobt!"

„Wir sind nämlich alle volljährig, soviel wir wissen!" sagten die Jünglinge etwas patzig; Salander merkte indessen wohl, daß es mehr aus Unbeholfenheit denn aus Trotz geschah.

„Das freut mich," versetzte er, „es überhebt mich einigermaßen der Verantwortlichkeit, wenn ein dummer Streich geschehen sollte. Einstweilen kann ich den edlen Wettstreit wegen des zu erwartenden Vermögens sogar entgegenkommend schlichten und den Kummer meiner Kinder, es möchte sich um eine schnöde Geldheirat handeln, zum voraus mäßigen, indem ich einfach die Töchter enterbe, wenn sie in Mißachtung der Eltern und unschicklichem Lebenswandel verharren sollten!"

Das Wort Enterbung lief wie eine gemeinsame sanfte Erschütterung durch die vier Verlobten. Sein harter Klang

brachte die Töchter Salanders, die an dergleichen als etwas Mögliches nie gedacht, unmittelbar zum Weinen, ohne daß sich vorläufig der kürzeste Gedankengang damit verband; und die Brüder Weidelich senkten, in der Mondscheindämmerung freilich kaum bemerkbar, auf einen Ruck die Köpfe.

Niemand sprach zunächst ein Wort. Salander benutzte die Stille, die Szene zu schließen.

„Für einmal," sagte er in ruhigem Tone, „muß ich im Namen beider Eltern nun wünschen, daß in Zukunft dieser geheime Verkehr unterbleibt; es wird für jeden das Beste sein. Darf ich die jungen Herren zu dem Hinterpförtchen begleiten, durch welches sie hereingekommen sind, damit ich den Schlüssel an mich nehmen kann? Meine Töchter werden den Garten mit mir auf dem gewohnten Wege verlassen. Nehmt Abschied!"

Die weinenden Mädchen schickten sich an, dem Gebote zu gehorchen; da sie aber über dem Auftritte die Spur der Erkenntnis wieder verloren hatten und die Jünglinge unentschlossen, ja störrisch, sich nicht rührten, reichte jede dem Unrechten die Hand, ihm mit klopfendem Herzen den Mund zum Kusse bietend. Die wackeren Jungen wollten es nicht hierbei bewenden lassen, sondern änderten rasch die Stellung, wechselten Mädchen und Hände und umarmten jeder die Seinige, worauf sie, durch die Verwirrung mürbe geworden, dem Herrn Salander folgten, indessen Setti und Netti trauernd auf die Steinbank sanken.

Nachdem ihr Vater die Zwillinge durch das Mauerpförtchen entlassen, den Schlüssel zweimal umgedreht und zu sich gesteckt hatte, kehrte er auf den Rundplatz zurück.

„So, nun wollen wir zur Mutter gehen," rief er den Töchtern zu, „sie grämt sich zu Hause! Es ist zehn Uhr vorbei!"

Er ging ihnen voran in das Haus und das Kontor, wo noch das Licht brannte. Während sie sich dort so gut wie möglich von dem erlebten Schreck erholten, sann Vater Martin über den Zuspruch nach, den er ihnen halten sollte und

auch wollte; je länger er aber die so vollkommen ausgereiften Jungfrauen betrachtete, desto schwerer dünkte es ihm, da viel hineinzureden. Er beschränkte sich daher auf ein paar anzügliche Brocken, die er hinwarf, um der Mutter den intimen Teil der nötigen Vorstellungen zuzuschieben.

„Ist das nun," sagte er, vor ihnen stillstehend, „die große Rarität, die ihr euch ausgesucht habt? Denkt ihr großen Staat damit zu machen? Zwei Männer, die ihr nicht voneinander unterscheiden könnt, wenn es etwas dämmerig ist? Dem ließe sich zwar abhelfen durch eine Bedingung im Ehekontrakt, daß sie die Bärte ungleich tragen sollen, z. B. der eine einen Vollbart, der andere einen Schnurrbart. Allein genauer überlegt, haben sie leider noch gar keine Bärte und bekommen am Ende niemals solche, die dicht genug wären, unterschiedliche Charaktere daraus zu schneiden!"

Der Spott brachte nicht die gewünschte Wirkung hervor; er betrübte nur die Mädchen auf das tiefste, daß sie wieder zu weinen anfingen, nachdem sie schon sorgfältig die Augen getrocknet hatten.

„O lieber Vater," schluchzte Setti, „es nützt gar nichts, es hängt nicht von uns ab! Solange sie uns treu bleiben, lassen wir nicht von ihnen!"

„So?"

„Ja, Vater!" rief jetzt Nettchen, „wie können wir unsere Wahl denn anders rechtfertigen, als durch die Standhaftigkeit, mit welcher wir den armen Menschen die Treue halten?"

Da haben wir den starren Wahn! dachte Salander.

„Und was die größere Jugend unserer Verlobten betrifft," fuhr die ältere Tochter nicht ohne Zierlichkeit fort, „so bedürfen sie nicht nur liebevoller, sondern auch mit einem mütterlichen Sinne begabter Frauen, die sie wohltätig zu lenken verstehen! Ihre eigene Mutter hat nicht diejenigen Eigenschaften, welche zur Bezähmung so kecker Burschc erforderlich waren. Wir aber, Netti kann es bezeugen, haben

schon einen veredelnden Einfluß über sie gewonnen, sie hören auf uns und lassen sich gefallen, was wir ihnen sagen."

Nettchen gab ungesäumt ihr Zeugnis ab:

„Es ist wahr, was Setti sagt, sie sind schon viel manierlicher, selbst gesitteter, als da wir sie kennen lernten!"

Das läßt sich bei Gott hören, es mag etwas dran sein! dachte der umhergehende Herr Vater; dann müssen die Gesellen aber ziemlich ungezwungen gewesen sein! Laut sagte er:

„Wir werden heute mit dieser Materie nicht fertig! Kommt, wir wollen gehen!"

Er löschte das Licht und führte die bedrängten Fräulein unbemerkt auf die Straße. Schweigend schritt er neben ihnen her; daß er nicht fröhlich, wie sonst, an jeden Arm eines der Kinder nahm, dagegen zwei- oder dreimal einen Seufzer vernehmen ließ, machte ihnen das Herz auch wieder schwerer, je näher sie der Wohnung kamen. Und als sie in die Stube traten, wo die Mutter ganz allein am Tische saß und strickte, fühlten sie, daß sie trotz ihres schönen und klugen Mädchenalters einen tiefen Fall getan. Sie suchten jedoch nicht etwa in ihr Schlafzimmer zu entfliehen, sondern setzten sich still an eine Wand und blickten traurig auf den Boden.

„Guten Abend, Frau!" sagte Salander, „da haben wir die Vögel eingefangen! Sie bitten dich um Verzeihung und willigen ein, daß alles weitere Ausfliegen einstweilen unterbleibe! Denn sie waren mehr unbesonnen als leichtsinnig und jedenfalls mehr leichtsinnig als böse!"

„Das fehlte noch, daß es mehr bös als leichtsinnig heißen müßte!" erwiderte Marie Salander, ohne aufzublicken.

Die den Gegenstand dieses kurzen Gespräches bildeten, waren solche Worte nicht gewöhnt und hätten nie geglaubt, daß es dergleichen für sie gäbe. Wehrlos verharrten sie im Schweigen.

„Wenn ihr noch Hunger habt," sagte die Mutter, „so könnt ihr in die Küche gehen; hier hat man längst abgeräumt. Das Bett werdet ihr auch wohl finden, alt genug seid ihr!"

Sie standen auf und gingen hintereinander her in die Küche, nahmen dort jedoch nur das nötige Licht und stiegen, ohne zu essen, eine Treppe hinauf in ihr Schlafgemach. Über ihnen auf dem Estrich lag mäuschenstill in ihrem Bett die Magd, die sich kurz vorher weggeschlichen.

Unten strickte die bekümmerte Frau fort, ohne eine Masche fallen zu lassen.

„Du hast sie also wirklich beisammen getroffen?" fragte sie den Mann.

„Gewiß, ja! Zuerst kamen die Kinder anmarschiert, im hellen Mondschein, dann die vertrackten Weidelichsjungen; ich steckte in dem Gebüsch hinter dem Brunnen, sah alles, was vorging, und hörte beinahe alles, was gesprochen wurde. Ich muß dir nun zuerst sagen, daß ich, abgesehen von der Heimlichkeit, mit welcher sie uns hintergingen, nichts sah oder hörte, was ehrbaren Liebesleutchen nicht erlaubt ist; ich möchte behaupten, ich sah und hörte nicht einmal alles Erlaubte, soviel ich mich wenigstens, mit deiner Genehmigung zu sagen, aus unserer eigenen Praxis erinnern kann. Die Kinder scheinen eine merkwürdige Gewalt über die Bengel zu haben —"

„Nimm es mir nicht übel, Martin," unterbrach ihn Marie, „aber du sprichst ganz verkehrt und närrisch! Das Gegenteil ist wahr, die Bengel üben ja die unglückliche Gewalt über die Kinder!"

„Nicht so, Marie! Diese Gewalt, die du meinst, die sitzt auch in den Mädchen selbst, die Jungens würden sie nie haben; es ist das Wahngebilde, an dem sie leiden! Doch laß dir erzählen, wie es herging!"

Er beschrieb ihr so genau und anschaulich als möglich den ganzen Hergang, indes sie bald ungläubig, bald verwundert, aber immer unwillig aufschaute, den Kopf schüttelte und wieder strickte.

Plötzlich warf sie den Strumpf auf den Tisch.

„Ich komme nicht darüber hinweg! Sie haben mich als

Mutter beleidigt; ich bin nie gewöhnt gewesen, seit ich die Kinder besaß, und war von Hause aus nicht gewöhnt, von gewissen Dingen zu reden und zu sagen, die nicht sein sollen. Ich glaube auch jetzt noch, daß gut geartete Kinder am besten durchkommen, wenn sie die Leute im Haus, namentlich Vater und Mutter, offen und tadellos wandeln sehen, ohne sie darüber predigen zu hören. Und nun diese jahrelange Verschlagenheit zweier Töchter gerade gegen die Mutter!"

„Das mußt du nicht von der Seite allein nehmen. Es ist in Gottes Namen einmal geschehen, ein neuer Fall von Menschengeschichten, woher sollen diese herkommen, wenn es nicht immer neue Erscheinungen gibt? Vielleicht ein lumpiges Lustspiel, vielleicht ein erbaulich ernsthaftes Schicksal!"

„Und wie steht es nun? Wie soll es werden?"

„Wie ich dir sagte, sie erklären, von den Zwillingen nicht zu lassen, sie meinen, aus ihnen zu machen, was sie wollen und was gut sei! Daß aber der Verkehr in bisheriger Weise aufhört, dessen bin ich ziemlich sicher. Denn als ich ein Wort von Enterbtwerden fallen ließ, fühlte ich deutlich, daß die Herrschaften mürbe wurden. Ich mußte es tun, weil ihrerseits bereits das Wort Volljährigkeit gefallen war."

Frau Salander wurde in diesem Augenblicke totenbleich und griff nach der Seite, wo das Herz hängt.

„Enterben!" wiederholte sie mit jammervoller Stimme, „kannst du denn das wegen einer solchen Sache?"

„Eigentlich wohl nicht leicht," erwiderte Martin möglichst ernsthaft, „ein guter Advokat könnte indessen einen unordentlichen Lebenswandel, fortgesetztes Mißachten und Hintergehen der Eltern, Kinderundank u. dergl. schon so herausdrechseln, daß es durchzusetzen wäre vor nicht allzu scharfsichtigen Richtern."

Marie Salander packte ihr Strickzeug zusammen. Es rannen ihr Tränen über die Wangen, die sie nicht beachtete.

„So weit ist es schon gekommen," sagte sie, indem sie die Lampe löschte und den Leuchter zum Schlafengehen er-

griff, „so weit, daß in diesem Hause ein solches Wort ertönen muß! Zwei Kinder verlieren!“

Martin stützte und führte die schwankende Frau und tröstete sie im Gehen:

„Ei, bedenke doch, ich müßte ja tot sein, wenn das Testament eröffnet und angegriffen würde! Wenn ich unter dem Boden dann den Prozeß gewönne, so könntest du und dein Sohn Arnold den Mädchen alles wieder zurückgeben!“

Isidor und Julian Weidelich waren sehr erschrocken und kleinlaut in der dunklen Straße hinter der Gartenmauer gestanden und dann einig geworden, nach dem Singhause zurückzukehren, ihre Abwesenheit eher zu vertuschen. Sie setzten sich, als sie hörten, daß immer noch geübt wurde, in ein Trinkstübchen, in welchem sich pausierende Sänger erfrischten, und sie taten, als ob sie die ganze Zeit über vorhanden gewesen wären. Dann schlugen sie erst den Weg nach dem Zeisig ein, wo im elterlichen Hause für jeden ein artiges kleines Studierzimmer gebaut und eingerichtet war.

Nach und nach fanden sie Worte, von dem Ereignis dieses Abends zu reden, wurden aber nicht recht klug daraus. Für sie ragten vornehmlich zwei Dinge aus dem Abenteuer heraus: die Anfechtung ihrer verlobten Bräute wegen der Liebe aus Habsucht, ehe der Vater kam, und die Drohung des letzteren mit Enterbung der Töchter. Beide Punkte standen in unheimlicher Beziehung zueinander. Die Fräulein wollten nicht des Vermögens wegen geliebt sein und der Vater ihnen dasselbe entziehen, wenn sie sich überhaupt lieben ließen. Aber konnte denn der Alte sie wirklich enterben? Über diesen Gegenstand waren sie als angehende Notare schon von einiger Erfahrung, der betreffende Abschnitt des Erbrechtes ihnen geläufig. Das Ergebnis des Ratschlages fiel auch ziemlich verständig aus: sie fanden, es dürfte besser sein, sich den Geboten des Herrn Salander zu fügen und die Zusammenkünfte mit den Töchtern einzustellen, um die Frage jedenfalls nicht zu verschärfen. Sie hielten dafür, daß die Mädchen auch keine Neigung hätten, die unbestimmte Gefahr

herauszufordern, und von der Volljährigkeit allein nicht leben könnten, wenn es zum Bruche mit den Eltern käme; und sie fürchteten die Mutter noch mehr als den Vater.

Dagegen wollten sie einen schriftlichen Verkehr einführen und so die Zeit erwarten, die ihre Aussichten und Hoffnungen krönen würde. Der Treue der beiden Geliebten waren sie ja sicher, wie ihrer eigenen, und indem sie über diese Seite der Angelegenheit ein paar jugendliche Redeblumen von leichter Bauart in die Verhandlung streuten, nahm diese den verwunderlichsten Ton von der Welt an. Und doch war es ihnen auch hiermit Ernst, da es ja sonderbar hätte zugehen müssen, wenn so junge Gesellen keines dankbaren Gefühles für die Hingabe eines solchen Schwesternpaares fähig gewesen wären.

Zu Hause wollten sie den Vorfall verschweigen, damit die Mama nicht neue Verwirrung stifte.

9

Im Salanderschen Haushalt schien der gute Hausgeist der Unbefangenheit irgendwo krank zu liegen. In Erwartung eines schweren Tages hatten Setti und Netti, die in jener Unglücksnacht nicht geschlafen, einander gelobt, dem Gerichte der tief verletzten Mutter mit kindlicher Bescheidenheit, aber auch mit wandelloser Treue dem erwählten Geschicke standzuhalten.

Als sie am Morgen in der Familienstube erschienen, sagte niemand ein Wort, und auch als der Vater fortgegangen und sie mit der Mutter allein waren, schwieg diese beharrlich von der Sache, gab auch nicht den geringsten Anlaß, den die Töchter zu einer Beichte hätten ergreifen können. So ging es den Tag hindurch, den folgenden Tag und alle anderen Tage. Die Mutter begrub ersichtlich für sich das Unheil in die Nacht des Schweigens, um es so zu vernichten, im Glauben, daß es gelingen müsse. Der Vater tat auch, als ob er es rein

vergessen hätte, und nur die Magdalene flüsterte ihnen einmal zu, sie dürfe nicht davon sprechen, wenn sie nicht fortgeschickt werden wolle.

Arnold schrieb wie gewohnt nach Hause, bald an die Eltern, bald an die Schwestern. Die Briefe an Vater und Mutter wurden offen herumgeboten, kein Wort verriet darin, daß er etwas von dem Kummer der Mutter wußte, und was er an die Schwestern schrieb, war ebenso ahnungslos und brüderlich ungeniert wie von jeher.

Wenn sie ausgingen, so bemerkten sie nicht die kleinsten Zeichen einer Überwachung; man fragte gar nicht, wo sie hin wollten, und noch weniger sah ihnen jemand nach. Kehrten sie zurück, so kümmerte sich niemand darum, wo sie gewesen seien, wenn sie es nicht selbst sagten.

So wußten diese stattlichen Hochjungfrauen nicht, woran sie waren, und gingen wie Schatten in ihrem durchsichtigen Doppelgeheimnis herum. Sie fühlten sich um so unbehaglicher, je mehr ein ruhiges Einvernehmen sich herzustellen, eine versöhnliche Ausgleichung in alter Gewohnheit neu zu befestigen begann; denn die Mutter sah bei alledem so aus, wie wenn ein einziges Wort die Finsternis wieder verbreiten könnte. Eines Mittags saß Salander mit den Töchtern allein bei Tisch, weil Frau Marie verreist war, dem Leichenbegängnis einer auf dem Lande verstorbenen Verwandten beizuwohnen. Salander zog einige Privatbriefe aus der Tasche, die er vom Bureau mitgebracht, und beschaute sie näher.

„Da ist auch einer von Arnold," sagte er, „was schreibt er?" und legte den geöffneten Brief auf den Tisch. Setti nahm das Papier und las. Arnold berichtete, daß er leidlich doktoriert habe, soundsoviel Geld draufgegangen sei und daß er nun von der Erlaubnis Gebrauch zu machen gesonnen sei, über London und Paris heimzureisen und dazu ein Jahr zu verwenden.

„Das ist mir recht wegen der Sprachen, in denen er noch zurück ist," sagte der ehemalige Sekundarlehrer, „für das andere gebe ich ihm nicht so viel. Wenn er von England

spricht, wird er Dschury sagen, und Schüri, wenn er von Paris erzählt, mehr kann er in einem halben Jahre kaum erschnappen, was die Rechte betrifft!"

Inzwischen hatte Setti den Brief hingelegt, ohne ihn fertig zu lesen, und hielt das Taschentuch vor den Augen. Gleich darauf auch Netti, die den Brief aufgenommen und ebenfalls hineingeblickt.

„Was gibt es denn? Was habt ihr?" fragte der Vater betroffen, „warum lest ihr nicht zu Ende?"

Er nahm den Brief an sich, suchte den abgebrochenen Schluß und las laut: „Nun grüße ich auch treulichst das holde Geschwisterpaar! Der Kürze halber habe ich, um mir den teueren Zwiebegriff schneller vor die Seele zu führen, die Namen Setti und Netti zusammengezogen und denke nur ‚Snetti'!, so stehen sie vor mir. Aber wie steht es denn mit ihnen? Ist noch keine Verlobung in der Luft? Sie sind nachgerade keine Hafenbraten mehr! Mir kann es recht sein, wenn ich sie noch hübsch zu Hause treffe; denn bei so wähleriſchen Stiftsdamen weiß der Kuckuck, was sie einem für Schwäger aussuchen!"

„Ja so!" brummte der Vater gutmütig, „hätt' ich gewußt, was da steht, so blieb der Brief in der Tasche. Aber tut die Augentröckner weg und eßt eure Suppe!"

Seine Art zu reden tröstete die Mädchen ein bißchen; es war doch das Freundlichste, was sie in der ganzen Zeit gehört, und sie aßen mit dem Vater zu Ende.

Als die Magd nichts mehr im Zimmer zu tun hatte und Martin seinen Wein gemächlich austrank, während die Frauenzimmer nach bestehender Sitte des Hauses noch so lange ihre Plätze behielten, nahm er in gemütlichem Tone wieder das Wort.

„Da das leidige Verhältnis, das uns alle behext, durch Arnolds arglosen Scherz einmal berührt worden ist, so wollen wir vernünftig ein bißchen weiter davon reden! Ihr haltet euch sehr achtungswert; wir glauben, die Mutter und ich, daß ihr den Umgang mit den jungen Leuten wirklich

meidet; hinwieder wissen wir nicht, woran wir mit der Zukunft sind und ob ihr selbst etwas mehr im klaren seid? Vielleicht, dachten wir, finden sie sich doch allmählich zurecht und sich selbst wieder, und zwar ohne die zwei seltsamen Beisterne! Da kommt neulich der Laufknabe von der Post und erzählt, er habe auch die Fräuleins am Schalter gesehen. Haben sie Briefe hingebracht? frag' ich, und er sagt: ‚Nein, sie haben Briefe geholt, die für sie dort lagen.' Gut, ich weiß schon, was es ist, gab ich zur Antwort. Verkehrt ihr also poste restante mit ihnen?"

„Ja!" entgegneten die Töchter beide zugleich.

„Und in welchem Sinne? Der hoffenden Zuversicht oder der entsagenden Freundschaft? Ihr seht, daß ich mich in dem Sprachgeiste auszudrücken weiß, der in der bewußten Korrespondenz walten wird!"

„Unsere Freunde entsagen nicht, solange sie zweier Herzen sicher sind, die es nicht von ihnen verlangen!"

Dies sagte Nettchen, und Setti fügte hinzu:

„Wie wollten wir freiwillig die Hoffnung aufgeben, der geliebten Personen verlustig gehen und dagegen für das ganze Leben erst recht eine spottende Nachrede eintauschen?"

„Gut getrumpft!" sagte der Vater, mit innerer Trauer der Gattin gedenkend, die mit ebenso fest eingewurzeltem Gegensinne zu derselben Stunde in einem fernen Trauerhause am Tische sitzen und vom Leichenmahle genießen mochte.

„Liebe Kinder!" fuhr er nach einem kurzen Schweigen fort; „wie lang' wollt ihr denn eigentlich auf das vermeintliche Glück warten? Wenn ich nur das wüßte! Ja, wenn ihr zwanzig Jahre alt wäret, wie die Liebhaber, dafür diese von euerem Alter, das ließe sich hören!"

„Immer das gleiche!" riefen die Töchter durcheinander, „habt doch Geduld, in wenig Jahren werden wir mit ihnen gleich alt scheinen, sie so alt wie wir und wir so jung wie sie, wenn wir nur erst verbunden sind! Sie werden Männer sein! Übrigens bekommen sie schneller die ihnen gebührende Stel-

lung, als manche glauben, und dann hat das Elend ein Ende!"

„Trumpf!" rief der Vater lachend, aber voll Verwunderung über die Reden der Töchter; „das tönt ja alles wie im heroischen Zeitalter, wo Männer und Frauen ewig jung blieben! Wir wollen es abwarten und mögt ihr nicht eine Zeit erleben, wenn es nach eurem Willen geht, wo ihr wirklich heroischer Kräfte bedürfet! Jetzt wollen wir die Sitzung aufheben. Heute abend muß ich in eine Versammlung wegen der kommenden Wahlen gehen und kann nicht wegbleiben. Da wäre es artig von euch, wenn ihr statt meiner euch auf den Bahnhof begeben und die Mutter abholen wolltet. Ich weiß, es tut ihr gut, wenn sie euch unerwartet dort trifft!"

Die Töchter versprachen, es zu tun, und erröteten leise aus geheimer Freude über den erhaltenen Auftrag.

Martin Salander ging an sein Geschäft, arbeitete ein paar Stunden darin und dann noch eine gute Zeit in der Wahlsache, indem er Briefe und andere Papiere durchging und dies oder jenes anmerkte. Es handelte sich um die Ermittelung einer Vorschlagsliste für die Kreiswahlen in den Großen Rat des Standes Münsterburg, die Durchmusterung der bisherigen Inhaber der Stellen, den Ersatz abgehender, den Eintritt neuer Mitglieder. Salander freute sich immer noch seiner Unabhängigkeit von allen Wahlverlegenheiten in Ansehung seiner eigenen Person, indem er trotz seiner oft in Anspruch genommenen Dienste und mehrfachen Zumutens dem förmlichen Amts- und Titelwesen ferngeblieben.

Jetzt wollte es ihm aber heimlich bedünken, daß er, wie so mancher andere auch, vieles doch am besten in dem gesetzgebenden Rate vertreten und sagen könnte, als am entscheidenden Orte; denn was half es ihm, wenn er in freien Vereinen und Zusammenkünften eine Meinung durchsetzte gegen irgendeinen Gegner, der dann in der Behörde saß und dort allein das Wort hatte.

Er brachte aber nicht über sich, was doch gäng und gäbe ist, sich selbst vorzuschlagen, d. h. vertraulich den andern

Führern zu eröffnen, daß er Lust verspüre, gewählt zu werden; und um nicht den Anschein davon zu gewinnen, nahm er ausdrücklich an der Leitung der heutigen Zusammenkunft teil, während diejenigen wegblieben, die genannt zu werden wünschten oder wußten, daß es geschah. Freilich nicht alle; denn einige wiederum erschienen freimütig und setzten sich breit hin.

Im Saale zu den Vier Winden, der den verschiedensten Parteien und Vereinen als Sammelort diente, fand Salander zwei lange Tische von dichteren Gruppen und einzelnen Bürgern ungleich besetzt, während ebenso viele Männer noch an den Wänden herumstanden und miteinander sprachen. Unter diesen trieben sich die Einberufer umher, hier und da Rücksprache nehmend oder einen der schwierigeren Kannengießer bearbeitend. Auch Salander gesellte sich zu ihnen. Er war der Haupturheber des Gedankens, in versöhnlichem Sinne beiden Hauptparteien Rechnung zu tragen; er selbst gehörte der demokratischen an, deren Macht seit einiger Zeit im Volke zu wanken begann, und so hielt er es für ebenso klug als billig, den Altliberalen wieder mehr Raum zu gönnen. Namentlich war er ein Verehrer der modernen Liebhaberei der Minderheitenvertretung geworden, der nicht nur politische Philosophen, sondern auch allerlei praktische Leute anhingen, welchen der schöne Grundsatz nächstens selbst nützlich werden konnte, nachdem sie bislang keine anders gesinnte Fliege zugelassen hatten, noch ferner zuzulassen gesonnen waren.

Da die Tische sich allmählich dichter bevölkerten, gab der Vorsitzende das Zeichen des Beginnes. Salander, durch die noch Herbeieilenden schreitend, begegnete einem jungen Manne, der ihm bekannt schien und ihn durch Hutabnehmen ehrerbietig grüßte, was er höflich erwiderte. Er mußte einen der Tische entlang gehen, um seinen Platz am Kopfende desselben unter den Anführern zu finden. Auf diesem Wege stieß er abermals auf den jungen Mann, der die gleiche Höflichkeit wiederholte und den Hut zog, diesmal mit einer

Verbeugung. Der scheint seinen Hut gar nicht ablegen zu wollen, dachte er eben, als es ihm wie Schuppen von den Augen fiel; das waren ja die Zwillinge! Ei nun, sie zeigten doch eine wackere Teilnahme an den Landesangelegenheiten; das steht jungen Leuten gut und beweist einen ernsten Sinn! Wenn sie nichts Schlimmeres treiben, so ist es so übel nicht mit ihnen beschaffen!

Durch diese Gedanken und die Erinnerung an das mittägliche Gespräch mit den Töchtern halb zerstreut, nahm er endlich seinen Platz ein, das Schöppchen Wein bestellend, das der Ehrbarkeit halber in dieser Gegend des Saales nur ganz langsam, gleichsam unmerklich getrunken werden durfte.

Die Verhandlungen nahmen ihren Anfang mit einer politischen Rede des Vorsitzenden, der Wahl der Stimmenzähler und anderer Funktionäre, worauf der Umgang der Vorschläge eröffnet wurde. Einige gedruckte Zettel, von den bestellten Berichterstattern mündlich erläutert, lagen zugrunde, und fünf bis sechs unbestrittene Namen waren bald erledigt. Aber schon beim siebenten Namen, als der Präsident die Frage stellte, ob ein weiterer Vorschlag gemacht werden wolle, erschallte aus dem Hintergrunde eine kräftige Stimme, die rief:

„Ich schlage vor Herrn Martin Salander, Kaufmann in Münsterburg!“

Und aus einer andern Ecke des Saales her rief einer ebenso laut:

„Unterstützt!“

„Ah! Gut so! Schon längst verdient!“ u. dgl. murmelte es an den Tischen, und jeder sah sich nach den Rufenden um.

Der Vorsitzende aber klingelte an seinem Glase, und als es still geworden, sprach er:

„Ich möchte die Versammlung fragen, ob wir jetzt schon auf neue Namsungen eintreten, oder vorerst die noch vorhandenen Vorschläge bereinigen wollen, die voraussichtlich rasch und mit Einmut abgetan sind!“

„Ich beharre auf meinem Antrag!“ rief die erste Stimme, und das laute „Unterstützt“ aus der anderen Ecke folgte unmittelbar wieder darauf. Der Präsident verkündigte:

„Es ist vorgeschlagen, Herrn Martin Salander als siebentes Mitglied unseres Kreises im Großen Rate auf die Wahlliste zu nehmen! Ich bitte den Antragsteller, sich zu nennen!“

„Notariatssubstitut Isidor Weidelich!“ erschallte es vom alten Orte her noch lauter, und von der Unterstützungsecke her schrie der andere Rufer, offenbar Bruder Julian:

„Bravo! bravo!“

Alles sah sich wieder um.

„Was ist das für ein Weidelich? Welcher ist es?“ „Der junge Mensch dort?“ hieß es.

Der Präsident klingelte wieder und rief:

„Wem es also beliebt, daß auf den Wahlvorschlag des Herrn Isidor Weidelich schon jetzt eingetreten werde, der hebe die Hand auf!“

„Auf!“ schrien nun eine Anzahl junger Leute, die Hände in der Luft schwenkend, und ihnen folgte eine Hand um die andere etwas zögernd; als es aufhörte, ersuchte der Vorsitzende, die Stimmen zu zählen. Es ergaben sich sechsundfünfzig Hände.

„Es scheint dies die Mehrheit zu sein! Oder wird das Gegenmehr verlangt?“

Zwei oder drei erhoben die Hand, ließen sie aber wieder sinken, als sie sahen, daß sie allein blieben.

„Es ist also beschlossen, die Vorschlagswahl des Herrn Martin Salander sofort vorzunehmen. Wer dafür stimmt, daß derselbe an nächstfolgender Stelle auf die Liste gesetzt und dem Volke im Namen der gegenwärtigen Versammlung zur Wahl empfohlen werde, der beliebe die Hand zu erheben!“

Mit Ausnahme weniger Lücken, die fast nicht bemerklich waren, erhoben sich alle Hände mit einem beifälligen Ge-

räusch, welches bewies, daß Salanders Wahl den anwesenden Bürgern an sich als erwünscht erschien.

Der so gut wie gewählte Mann befand sich in verdrießlicher Aufregung. Den geheimen Wunsch im Herzen, den ihm wohl gebührenden Sitz im Rate endlich einzunehmen, sah er sich denselben durch das kecke und verfrühte Eingreifen der Zwillinge zugewendet und zugleich durch die unhöflichen Umständlichkeiten des Vorsitzenden das Abstimmen aufgehalten, ein Zusammentreffen, das ihm nur unwillkommen sein konnte. Erwägend, daß er die Wahlbewerbung unter solchen Umständen nicht übernehmen und die Ratsstelle namentlich nicht den Zwillingen verdanken dürfe, hatte er in der Zerstreuung den rechten Augenblick entschiedener Einsprache versäumt und war so unruhig und verlegen, daß er sein Schöppchen, das unberührt stand, in lauter kleinen Schlücken beinah ausgetrunken hatte, als der Vorsitzende das günstige Ergebnis mit einer gewissen Feierlichkeit bestätigte und im Geschäfte fortfahren wollte. Er dankte für das ehrende Zutrauen, erklärte aber, die Kandidatur aus Gründen ablehnen zu müssen, die er hier nicht auseinandersetzen könne, und bat mit sehr bestimmten Worten um Vornahme einer neuen Wahl. Jetzt erst machten sich zwei ältere Männer geltend, um ihn zur Umkehr zu bewegen. Diesen war er im Herzen wahrhaft dankbar; allein er blieb fest in seinem Entschlusse, und so nahm das Geschäft seinen weiteren Verlauf, bis es mit den üblichen Zwischenfällen und unvorhergesehenen Wendungen zu Ende geriet.

Auch der Vorsitzende, mit Salander in ähnlicher Lage geheimen Wunsches, wurde beim Aufstellen neuer Kandidaturen auf Martins Vorschlag gewählt, womit dieser seine Bürgerpflicht ruhig erfüllte, weil er jenen als einen tüchtigen Mann kannte.

Auf dem Heimwege hatte er sehr widersprechende Gefühle zu überwinden. Ein, wie er glaubte, ihm zu fernerem Wirken notwendiges Amt mußte er fahren lassen, weil er es nicht aus den Händen derjenigen empfangen durfte, die es

wie aus dem Ärmel geschüttelt ihm schenkten. Was würde Frau Marie dazu gesagt haben, wenn es hieß, die Weidelichs hätten ihn öffentlich ausgerufen! Und doch, so sehr er sich über die Schlingel, wie er sie nannte, ärgerte, empfand er widerwillig einen Schimmer von Wohlwollen für sie und den mißlungenen Streich, den sie ihm gespielt. Dann schämte er sich, das erste Mal, wo er nach mehrjähriger Tätigkeit auf die Schwelle des Rathauses getreten, in einen so kleinlichen Fallstrick geraten zu sein und sich zudem gestehen zu müssen, es gebreche ihm an der derben Rücksichtslosigkeit, welche zum rüstigen Vorgehen auf politischer Laufbahn unentbehrlich sei.

Schließlich ward er doch mit seiner Handlungsweise zufrieden, da er die Folgen, alle die weiteren Anforderungen bedachte, wenn der Pfad des amtlichen Lebens einmal beschritten war. Nein, sagte er, das Bewußtsein, von den zwei Bürschchen auf den Schild gehoben zu sein, wäre mir überall nachgelaufen, und gewiß hätten sie selbst sich sehr unbequem an meine Füße geheftet! Und was heut nicht geschieht, kann ja in glücklicherer Stunde besser geschehen!

Für sein Verhalten erntete er auch den schönsten Lohn, als er das Erlebnis der Frau erzählte und sie ihn höchlich darum belobte. Er hatte sie in zufriedener und weicher Stimmung zu Hause gefunden, weil sie das Entgegenkommen der Töchter als einen Anfang zum Bessern empfand und auslegte, deshalb auch den Abend in freundlichem Vernehmen mit ihnen verlebte, was die Mädchen hinwieder zu ihren Gunsten deuteten, als sie zu Bett gingen.

Die Urheber all dieser Gemütswirrnisse, Julian und Isidor, steckten nach der Versammlung in einem Bierhause der Stadt die Köpfe zusammen.

„Das ist uns nun schlecht gelungen mit dem verhofften Schwiegerherren!“ vermeinte der eine von ihnen.

„Was den Alten unserer teuren Schätze betrifft, so glaube ich, er rechnet uns den guten Willen an bei Gelegenheit, und übelgenommen hat er es gewiß nicht!“ erwiderte der an-

dere; „aber sonst ist unser Auftreten ja vollkommen gelungen, er wurde ja so gut wie einmütig gewählt!“

„Freilich, ja, wer hätte gedacht, daß wir zwei das erste Mal schon, wo wir in eine politische Versammlung gehen, einen Ratsherrn machen würden?“

„Das sag' ich auch, ein guter Anfang! Anstich, trink! Das müssen wir fortsetzen! Wenn wir mit solchem Erfolg ferner politisieren, so wird uns das sehr förderlich sein! Mein Chef sagt, er wolle dies Jahr noch abgehen; ich muß jetzt schon fast alles machen!“

„Und meiner wird nicht mehr gewählt, sehr wahrscheinlich, wenn seine Amtsdauer abläuft.“

„Da kannst du gleich jetzt schon vorarbeiten in deinem Kreise! Trink deinen Rest!“

„Es gilt deinen Anstich! Hör' einmal, was mir neulich eingefallen ist, ich wollt' es mir nur reiflicher überlegen!“

„Los damit!“

„Ich kalkuliere, es wäre nützlich, wenn wir zwei nicht zu der nämlichen Partei gehen würden, da könnten wir uns besser in die Hände arbeiten! Es kommt das öfter in Familien vor, daß der eine Bruder grau, der andere schwarz, der dritte rot ist, und alle stehen sich gut dabei; einer macht dem andern Freunde, indem er mit Liebe von ihm spricht und ihn empfiehlt!“

„Das leuchtet mir ein! Wahrhaftig, je deutlicher ich's denke! Du Himmelhund! Aber wie sollen wir den Kuchen teilen? Hast du eine bestimmte Vorliebe, ein Prinzip?“

„Ich? Noch nicht, das werden wir später mit der Erfahrung erwerben, wenn es unerläßlich ist! Aber für jetzt ist es mir gleichgültig, welches Lied ich pfeife; man braucht überhaupt nicht immer zu schwatzen, wenn man nicht bei der Sache ist!“

„'s kommt dir ein Quart!“

„Trink und Anstich!“

„Sieh, so denk' ich gerade! Nur einen Haken hat die Sache, den flotten oder minder flotten Klang des Namens!

Jetzt sind die Demokraten oben und gelten für schneidig; die Altliberalen werden schon von ihnen Zöpfe genannt. Konservativ wäre dem Ohr genehmer, aber das Simpelvolk braucht den Ausdruck nicht!"

„Da ist etwas dran! Schon das Wort altliberal oder altfreisinnig gleicht einer Nachtmütze!"

„Und doch, auf der andern Seite fängt der Begriff Demokrat an zu brenzeln! Und ein Notar hat es hauptsächlich mit dem Kapital zu tun!"

„Jawohl, aber du vergissest, daß auch die verschuldeten Bauern, die Debitoren und Konkursiten, arme Leute aller Art, mit dem Notar zu tun haben, das muß man dir ja nicht sagen! Und diese haben bei den Notarwahlen die Mehrheit, wie anderwärts!"

„Auch wieder wahr! Hör' jetzt, da Vorteil und Nachteil sich so gleichmäßig gegenüberstehen, so schlag' ich vor, die Parteien unter uns auszuwürfeln!"

„Kellnerin, den Würfelbecher!"

Als das Geräte da war, ergriff es Julian und schüttelte es.

„Wie soll es nun gelten? Ich denke, wir schließen alle Nebenparteien aus und spielen nur um die zwei Hauptlager!"

„Also Demokrat oder Altliberaler! Da reicht ein Wurf hin; wer die meisten Augen wirft, wird das, was vorher bestimmt wurde, der andere nimmt den andern Namen an."

„So sagen wir, der Gewinnende wird Demokrat, der Verlierende Altliberaler! Soll es gelten?"

„Fest soll es gelten!"

„Trink vorher den Rest, a tempo, prosit!"

„Drauflos, prosit!"

Julian schüttelte nochmals die drei Würfel und stürzte den Becher auf den Tisch. Es lagen achtzehn Augen, alle drei Sechser.

„Es ist schon fertig!" rief Isidor.

„Nein, du wirfst auch, du kannst ja ebensoviel werfen und dann stechen wir!“ sagte der Bruder Julian.

Der andere warf, aber nur dreizehn Augen.

„Prosit Anstich, Herr Demokrat!“ rief er, und der andere, Julian, rief: „Prosit Anstich, Herr Altliberaler, vulgo Zopfius!“

10

Die Brüder, so einig sie waren, trennten sich nun insofern vor der Welt, als jeder denjenigen Volks- oder Bürgerkreisen nachging, die seinem Parteinamen entsprachen. Da sie noch wenig politischen Verstand und Gedankenvorrat besaßen, so fiel es ihnen nicht schwer, sich mehr durch ihre Anwesenheit, als durch Reden bemerklich zu machen und dagegen mit einer, den Sprachführern gewidmeten schmeichelhaften Aufmerksamkeit deren Wohlgefallen zu erwerben. Nach und nach erwiesen sie sich nützlich durch vorkommende mindere Schreibarbeiten, die sie bereitwillig besorgten, und durch vertrauliche Mitteilungen aus dem Lager der Gegenpartei, von Absichten und Beschlüssen, drolligen oder nachteiligen Vorfällen, persönlichen Reibungen und dergleichen, was sie einander jeweilig ungesäumt zuraunten. Das gab ihnen unter ihren Leuten dann den Ruf rührriger und gut unterrichteter Politiker, wenn sie vorsichtig und ganz wie beiläufig die Neuigkeit an den Mann brachten. Es ist übrigens anzunehmen, daß der letztere Zug nicht sowohl aus bösartiger Falschheit, als aus dem leichtsinnigen Spiel hervorging, das sie mit dem Parteiwesen trieben. Noch andere, unschuldigere Ränke übten sie fleißig. Wenn sie in eine öffentliche Zusammenkunft, einen Verein oder auch nur sonst ins Wirtshaus gingen, sorgten sie dafür, daß ihnen ab und zu dringliche Geschäftsbriefe und Telegramme aus ihren Kanzleien nachgesandt, oder daß sie persönlich hinausgerufen wurden. Das belächelten zwar erfahrene Unterstreber, aber mit Achtung und Wohlwollen. Sie hielten es für etwas

durchaus Tüchtiges, quasi Staatsmännisches, und verrieten das ihnen bekannte Geheimnis keineswegs an die Menge.

Die Brüder gediehen auf das beste und gewannen jeder an seinem Orte täglich an Ansehen und Beliebtheit im Volke. Die sicheren Hoffnungen auf die Ämter ihrer beiden Vorgesetzten erfüllten sich allerdings nicht. Der eine, der hatte abgehen wollen, ward plötzlich eifersüchtig und besann sich anders; derjenige, der nach Ablauf seiner Amtsdauer gestürzt werden sollte, machte verzweifelte Anstrengungen und empfahl sich persönlich in den Häusern der Stimmberechtigten, so daß er mit knapper Mehrheit wieder bestätigt wurde. Sein Substitut Julian, der sich unbefangen beworben, erhielt aber so viel Stimmen, daß er durch die Ziffer schon eine Anwartschaft unter den hervorragenden Kandidaten bekam.

Die zwei jungen Männer säumten unter solchen Umständen nicht länger, sich außerhalb ihrer Notariatskreise umzutun und erworbene Freundschaften zu benutzen, und so währte es nicht zu lange, bis jeder in einer fruchtbaren, wohlhabenden Gegend des Landes zum Notar erwählt worden, Isidor, der Altliberale, im Norden, und Julian, der Demokrat, im Osten von Münsterburg.

Im Zeisig herrschte Freude. Frau Amalie Weidelich rief: „Zwei Landschreiber zu Söhnen!“ und der Vater Jakob sagte: „Ja, du hast's erreicht, was die Ehre betrifft! Aber mit dem Einkommen der Notare soll es nicht mehr glänzend stehen! Wir werden noch weiter opfern müssen!“

„Ei, da sorg du nicht!“ eiferte die Mutter, „diese Sorte bleibt nicht lang auf dem Fleck stehen!“

„Jedenfalls,“ fuhr Jakob Weidelich unbeirrt fort, „braucht jeder alsbald ein Haus, einen anständigen Wohnsitz; denn mit einer Landschreiberei kann man nicht bei Bauersleuten zur Miete wohnen! Das wird auch Geld kosten!“

Die Söhne beruhigten den Vater. Zu einem artigen Haus oder gar einem mäßigen Landgute zu kommen, ergebe sich die vorteilhafteste Gelegenheit aus dem amtlichen Geschäfts-

leben selbst, bei Anlaß von Konkursabsteigerungen, Erbverkäufen und andern Fällen von Handänderungen, wo ein gewandter Notar, wenn er die Augen auftue und etwas wage, ja zunächst bei der Anrichte stehe.

Vater Weidelich verstand sich nicht recht auf solche Geschäftsläufe; von den alten Landschreibern seines Gedenkens hatte man dergleichen Praxis nicht vernommen; doch war er selber kein Gewinnverächter und fand es schließlich um so besser, wenn hier das biblische Wort gelte: „Dem Ochsen, der da drischt, sollst du nicht das Maul verbinden."

Die gute Mutter vermochte kein Wort mehr zu sagen, so gerührt, ja betroffen war sie, die Söhne in eigenen Herrenhäusern sitzen zu sehen, weit auseinander im Lande wohnend.

Während die jungen Notare einstweilen noch in den Wohnräumen ihrer Vorgänger die Amter antraten und verwalteten, suchte gelegentlich jeder in den Ortschaften seines Kreises eine Behausung. Das gab Gelegenheit, sich der angesessenen Wohnerschaft zu zeigen und Leutseligkeiten mit ihr zu tauschen. Um auf der nunmehrigen Laufbahn nicht mehr verwechselt zu werden, hatten sie auch das Äußere so ungleich als möglich gemacht, Julian das üppige Haar kurz gestutzt und ein zartes Schnurrbärtchen gepflanzt, Isidor das Haar mit Pomade glatt gestrichen und gescheitelt; dazu trug jener einen schwarzen Filzhut, breit wie ein Wagenrad, dieser ein Hütlein wie ein Suppenteller.

Das Glück wollte, daß beide in kurzer Zeit Anlaß fanden, ein schönes Grundstück zu billigem Preise an sich zu ziehen und statt der bisherigen Besitzer lediglich den eigenen Namen in die Grundbücher einzutragen. Nachher konnten sie so viel Land davon verkaufen, daß sie beinahe zinsfrei wohnten. Julians Sitz lag im Osten in der großen Dorfschaft Lindenberg; die weit zerstreuten Häuser zogen sich um den Fuß des Berges herum, die neue Kanzlei aber glänzte weiß von der Höhe ins Land hinaus. Isidor hatte zur Residenz die Kirchgemeinde Unterlaub gewählt, und das kleine, aber zierliche Landhaus, das er bezogen, war ebenfalls auf einer

anmutigen, aus grünem Buchengehölz ragenden Erdbrust gelegen, wo es „im Lautenspiel" hieß. Wenn die Eltern Weidelich zu einer gewissen Jahreszeit des Abends, bei schönem Wetter, die Anhöhen über dem Zeisighofe bestiegen, so konnten sie in der Ferne die weißen Mauern und die Fenster beider Häuser im Scheine der niedergehenden Sonne schimmern und funkeln sehen.

Aber nicht nur das Himmelslicht, auch die Gunst der Menschen schien die glückseligen Wohnungen und ihre Eigner zu verklären; denn als wiederum eine kleine Zeit verstrichen, starb in Isidors Gegend ein altes Mitglied des Großen Rates und nahm in Julians Revier ein anderes, durch Verhältnisse genötigt, seinen Austritt. Die Altliberalen, über den Verlust ihres alten Genossen betrübt, wollten es auch einmal mit jungem Holze versuchen und hoben den jungen Notar im Lautenspiel auf den Schild; die Demokraten im Osten holten schon seines großen Hutes wegen den Julian vom Lindenberg herunter; denn dieser Hut, als ein unverhohlenes Zeichen der Gesinnung, bildete einen trefflichen Gegensatz zu dem gescheitelten Haar und dem glatten Gesicht Isidors und eine Herausforderung aller Andersgesinnten überhaupt.

Sie wurden zur nächsten Versammlung des zweihundertköpfigen Rates einberufen und, nachdem die Wahlen anerkannt, zum Handgelübde in den Saal geführt; schon vor der Sitzung hatten sie unter Anleitung des Weibels sich die Plätze ihrer Vorgänger gesucht und nahmen nach vollzogener kurzer Handlung dieselben ein.

Als sie nun dasaßen, der eine hier, der andere dort, waren beide gleichmäßig still und doch unaufmerksam, so daß sie kaum wußten, was jetzt verhandelt wurde. Nach und nach fiel es ihnen ein, daß sie gedruckte Sachen in einem Umschlag mit sich führten, neue Vorlagen wurden ausgeteilt, sie vertieften sich blätternd darein und erwischten auch den Faden, an welchem die Beratung eines Gesetzentwurfes sich hinspann. Aber schon bei der ersten Abstimmung, die im

Laufe des Morgens stattfand, fehlten sie im Saale, da sie ihren guten Bekannten gefolgt, die ihnen gewunken, und mit denselben zum Frühstücke in eine Schenke gelaufen waren. Es konnte wegen Unvollzähligkeit überhaupt nicht abgestimmt und mußten die Weibel ausgesandt werden, aus den umliegenden Wirtschaften die Abwesenden herbeizuholen, während der ernstere und an Ausdauer mehr gewöhnte Teil der Senatoren, der auf dem Rathause saß, irgendeinen Bericht anhörte. In den ihnen wohlbekannten dunkeln, von Geräusch erfüllten Zechstuben stellten sich die Weibel unter die Türen und ersuchten mit lauten Ausruferstimmen die hochgeachteten Herren, zur Abstimmung zu kommen. Mit einigem Tumult erhoben sich die eifrigen Frühstücker und kamen, die Zwillinge mitten unter ihnen, eilig in einer dichten Wolke durch die uralte Türe hereingeströmt.

Isidor und Julian fanden die Sache lustig und kamen mit lachenden Gesichtern, während der verdrießliche Präsident auf dem Hochsitze zum ersten Vizepräsidenten neben ihm sagte: „Das geht ja bald wie in einer Schule, wenn man die Knaben hereintreibt!"

Es wurde mit dem Entwurf fortgefahren, wollte aber nicht recht klecken, weshalb der Präsident vorschlug, abzubrechen und eine Nachmittagssitzung zu halten. Das beliebte der Versammlung und verschaffte den zwei jüngsten Mitgliedern ein neues Vergnügen, indem sie, jeder unter einer Schar seiner Gesinnungsgenossen, zum Mittagessen ins Gasthaus wanderten. Dort tauten sie vollständig auf, beim Kartenspiel um den schwarzen Kaffee die Weihe der Ebenbürtigkeit erwerbend.

Als man nach zwei Stunden in die Ratssitzung zurückkehrte, fühlten sie sich schon wie zu Hause. Sie begannen an diesem ersten Tage die äußerlichen Gewohnheiten älterer Stammgäste und vielbeschäftigter Männer nachzuahmen. Julian verließ seine Bank, um sich an einen Tisch zu setzen, welcher mit Schreibmaterial bedeckt in der Mitte des Saales stand. Einen Vorrat klein geschnittener Blätter nicht beach-

tend, löste Julian von einem Buche des schönsten Papiers einen großen Bogen ab, schlug ihn auseinander, und statt ein Falzbein zu gebrauchen, riß er ihn aus freier Hand, um seine Kanzlistenkünste zu zeigen, mit einem Zuge mitten durch, allerdings schnurgerade.

„Ratsch!“ machte der Herr Präsident, dem der schrille Laut in den Ohren wehe tat, gegen seinen Nachbar, „diesen Vergeuder möchte ich nie zum Finanzminister machen! Wie er nur mit dem schönen Papier umgeht, das ihn nichts kostet!“

Julian aber fuhr fort, die Stücke entzweizureißen, bis er endlich eines passend fand, darauf zu schreiben, die Feder eintauchte, nachdenklich zur Saaldecke emporschaute, und dann anfing, etwas zu schreiben, zuweilen ein wenig aufhorchend, um den Gang der Beratung nicht außer acht zu lassen. Zuletzt drehte er sich auf seinem Stuhle nach dem Redner hin, lehnte sich zurück, schlug die Beine übereinander und schien, die Feder hinter dem Ohre, aufmerksam, ja gespannt zuzuhören. Dann schrieb er weiter, sandelte endlich, las das Geschriebene, faltete es zusammen und schritt nach seinem Platze zurück.

Bald darauf begab sich Isidor an den Tisch, wo er ein Bögelchen Postpapier nahm und mit fliegender Hand einen Brief schrieb. Die Unterschrift aber vollzog er langsam und nachdrücklich, bis er plötzlich die Faust in eine kreisende Bewegung versetzte, die eine Weile in der Luft spielte, eh' sie sich auf das Papier niederließ und eine Wolke von kraus durcheinandergeringelten Federzügen auf und um den Namen kritzelte. Schließlich spritzte er geschickt drei Tupfen dazwischen, zur Erbauung der Leute, die ihm von der Galerie herab zuschauten. Dann faltete er den Brief, tat denselben in ein Kuvert und schrieb die Adresse, streckte den Federhalter empor und winkte dem Weibel, der aufmerksam auf seinem Posten stand. Diensteifrig eilte der auf den Zehen herbei, den silbernen Schild an drei Kettlein vor der Brust, nahm den Brief in Empfang und legte ihn mit einer Oblate unter die

an den Tisch befestigte Siegelpresse, das kleinere Staatswappen darauf drückend, worauf er ihn hinaustrug oder vielmehr durch das mit einem kleinen Türchen versehene Guckloch in der schweren Eichentüre einem der draußen stehenden Läufer hinausbot. Isidor lehnte indessen ausruhend in seinem Sessel am Tische, mit verschränkten Armen sich das Publikum auf der Galerie betrachtend.

Der Vorsitzende sagte zum Nebenmann: „Ich wollte wetten, der hat sich gewiß ein halbes Dutzend Frankfurter Bratwürstchen bestellt, die er heute abend mit nach Hause nehmen will!"

„Er kann auch um eine halbe Million Franken für seine Hypothekarklientel geschrieben haben," erwiderte lachend der Vizepräsident; „Sie scheinen übrigens unserer neuesten Ratsjugend nicht sehr gewogen zu sein?"

„Nun, je nachdem! Wenn sie anfangen, zwillingsweise aufzuziehen, und sich benehmen wie auf dem Fastnachtstheater, oder bei sonst einem Knabensport, so muß ich gestehen — darf ich Sie bitten, mir Ihren Zusatzantrag schriftlich einzureichen!" unterbrach sich der Präsident, als ein Redner sein Votum schloß und sich niedersetzte; „wer begehrt ferner das Wort?"

Diese Nachmittagssitzung dauerte so lange, daß die Herren Volksvertreter nach Schluß derselben sofort die Bahnhöfe aufsuchen mußten, um die Heimat zu erreichen. Denn seit das Ländchen überall von den Schienenwegen durchzogen war, galt es nicht mehr für wohlanständig, die Nacht in der Hauptstadt zuzubringen, während man in einer halben oder ganzen Stunde zu Hause, und am Morgen ebenso rasch wieder dasein konnte.

Um nicht nachteilig aufzufallen, sahen sich auch die Brüder Weidelich genötigt, mit den Ratsgenossen nach ihren betreffenden Bezirken zurückzufahren. Es gehörte überdies zum Tageslauf, an den Gesprächen der Heimkehrenden teilzunehmen, wenn auch nur mit den Ohren, und so gewissermaßen bis zum Ende dabei zu sein.

An diesem Abend saßen im Zeisig die Eltern der jungen Großräte unwirsch, fast betrübt am Tische. Stolz auf das heutige Ereignis, welches die Gutheißung all ihrer Opfer und Hoffnungen enthielt, hatten sie den ganzen Tag auf den Augenblick geharrt, den die Söhne finden würden, Vater und Mutter aufzusuchen und zu begrüßen. Schon zur Mittagszeit hielten sie kräftige Speise und besseren Trank bereit und zögerten lange vergeblich, bis sie endlich zu essen begannen. Öfter verließen sie ihre Geschäfte und liefen auf die Straße, in der Hoffnung, die neuen Würdenträger von der nahen Stadt heraufkommen zu sehen. Allein sie kamen nicht.

„Sie werden nicht Zeit finden," sagte Jakob Weidelich, „sind jetzt eben angebunden bei den Geschäften, an allen Enden!"

Als die guten Leute spät abends nochmals hinausgingen und die letzten Bahnzüge in der Ferne durch die Stille rollen und pfeifen hörten, wußten sie, daß sie die Söhne nun nicht mehr sehen würden. Die Frau wischte sich die Augen, was seit undenklichen Zeiten nur geschehen, wenn sie Zwiebeln schälte; es war ihr zumute, als ob die Söhne für immer entschwunden und in ein unbekanntes Land gefahren wären.

„Sie kommen ja morgen wieder," sagte Jakob, „und übermorgen wahrscheinlich auch!"

„Wer weiß, ob sie dann an uns denken! Es ist mir ums Herz, wie wenn sie uns nichts mehr angingen!"

Die Frau schlich ins Haus zurück, damit niemand ihre Betrübnis bemerke und deren Ursache errate, und der Mann drückte sich nach ein paar Minuten auch hinein. Sie tranken zusammen von dem besseren Wein, den sie für die Söhne bereit gehalten.

„Und warum brauchen sie denn alle Tage hin und her zu fahren wie die Maulaffen?" schalt die Mutter, „da sie ja so bequem bei uns übernachten könnten und kein Geld ausgeben müßten?"

„Das verstehst du nicht! Sie haben doch in ihren Kanz-

leien nachzusehen, was vorgegangen ist; und morgens früh, eh' sie weggehen, weisen sie den Schreibergesellen die Arbeit an. Das macht sich auch besser, als wenn sie sich drei oder vier Tage lang nicht blicken ließen! Zu was hat man alle die Eisenbahnen, für die sich die Gemeinden und der Staat so überschuldet haben? Das kommt ihnen jetzt zugute, sie können den Tag über prächtig hier im Rathaus sitzen, und am Abend wie am Morgen früh doch ein paar Stunden zu Haus arbeiten! Denn sie haben eine große Verantwortlichkeit!"

Auch in Martin Salanders Wohnung war der Tag nicht ohne seltsame Spuren vorübergegangen. Als die Familie beim Mittagsmahle vereinigt saß, zog er eine Zeitung aus der Tasche, die um elf Uhr ausgegeben worden. Er warf nur einen Blick auf die neuesten Nachrichten, worunter die Eröffnung des Großen Rates nebst den zwei oder drei ersten Geschäften; des Eintrittes der beiden jungen Notare war erwähnt.

Salander, dem die Wahlen nicht unbekannt geblieben, hatte noch nicht daran gedacht, daß heute eine Session begann und die Gebrüder Weidelich an derselben teilnahmen. Er fühlte sich wunderlich überrascht. Die unwillkommenen Liebhaber seiner Töchter waren nicht nur als seine Gönner aufgetreten und nahe daran gewesen, ihm selbst in den obersten Rat zu verhelfen, sondern sie saßen jetzt selber darin, während er, der bewährte und erfahrene Volksfreund, der Vater, in der Zeitung lesen mußte, was dort vorging. In Gegenwart seines weiblichen Haushaltes überlief mit dem Schatten der Menschlichkeit eine unbequeme Eifersucht sein Gemüt.

„Was gibt es in der Zeitung, daß du so ein bedenkliches Gesicht machst?" sagte Frau Marie, die ihn ansah, weil die Töchter ihn verstohlen zu beobachten schienen.

„Ich?" sagte er, die Augen nicht von dem Blatte wegwendend, „es gibt weiter nichts! Ich lese da just, daß die Herren Weidelich heut in das Rathaus eingezogen sind."

Erst jetzt blickte er auf, da die Gattin sich bewegte, wie wenn sie erschräke. Mit ihr zusammen nahm er wahr, daß die Augen der Jungfrauen seltsam glänzten und ihre Lippen zuckten, als wollten sie sagen: sind sie nun alt genug?

„Die gute Suppe ist versalzen, Magdalena, nehmt mir den Teller weg!" rief die Mutter der eintretenden Köchin zu. Diese nahm den Teller samt dem Löffel und kostete die Suppe.

„Ich begreife nicht," entgegnete sie, „ich habe gewiß nicht mehr Salz genommen als gewöhnlich!"

„Gleichviel, sie ist versalzen! Ich mag überhaupt nicht essen!" Hiermit legte Frau Salander ihr Tellertuch weg und erhob sich.

„Marie, sei nicht töricht und iß! Oder ist dir nicht wohl?" rief nun Martin, als er sah, daß die Frau blaß geworden. Besorgt stand er auf, und auch die Töchter schoben mit ganz veränderten Gesichtern die Stühle zurück, um der Mutter beizuspringen. Sie faßte sich jedoch unvermutet. „Bleibt nur sitzen und eßt!" sagte sie, „ich will es auch tun, so gut ich kann!"

Als alle ihre Plätze wieder eingenommen und die bewegte Frau etwas ruhiger geworden, fuhr sie zu sprechen fort:

„Ich sehe, daß ihr nicht von eurem Willen weicht und die Dinge ihren Lauf nehmen. Wenn ihr etwas zu sagen habt, so redet offen, ich mische mich nicht mehr darein und überlasse eurem Vater den Rat und die Tat, wenn etwas zu tun ist!"

„Sprich nicht so!" sagte Martin, „wir wollen nicht als geschiedene Leute vor den Kindern stehen! Wie steht es denn nun," wandte er sich an die Töchter, „was geht vor mit den jungen Leuten, den Zwillingen?"

Es blieb ein Weilchen still. Dann nahm Fräulein Setti sich zusammen. „Liebe Eltern!" sagte sie mit gesenkten Augen, während Netti mit Herzklopfen neben ihr saß, „die Zeit ist jetzt da. Am nächsten Sonntag wollen sie kommen

und um uns anhalten. Wir bitten euch, uns nicht entgegen zu sein!"

Wieder herrschte ein kurzes Schweigen. Dann sagte Salander: „Wir wollen sie kommen lassen! Bis dahin dürfen euere Eltern wohl noch ein wenig nachdenken und auch dann die übliche Bedenkzeit ausbitten, insofern es wünschenswert scheint."

„O, wir wollen ja nichts überstürzen!" rief Nettchen.

„Schon gut, iß jetzt nur, es wird ja alles kalt!" schloß Salander und setzte allein die Mahlzeit fort, da die Mädchen feierten und die Mutter wieder aufgestanden war und sich schweigend im Zimmer zu schaffen machte.

Die Töchter zeigten sich von dieser Stunde an unterwürfig und sehr liebenswürdig gegen Vater und Mutter. Wenn sie auch entschlossen waren, ihr persönliches Recht zu behaupten, so wußten sie doch den Unterschied zwischen einem friedlichen Ausscheiden aus dem Elternhaus und einem gewaltsamen Bruche richtig zu schätzen. Sie hatten auch ihr gutes Gewissen wiederhergestellt, indem sie mit den Geliebten nicht mehr zusammengetroffen und den brieflichen Verkehr auf das Notwendige beschränkten. Zur etwelchen Entschädigung bestiegen sie in schönen Morgen- oder Abendstunden zuweilen die Berghöhe, wo man das Haus des Notars am Lindenberg und dasjenige des Notars im Lautenspiel sehen konnte. Jede trug ein Doppelglas an schmalem Riemen umgehängt, und wenn sie oben anlangten, forschten sie mit beseelten Augen in dem Ferneblau, welches die darin entrückten Gegenstände ihrer Liebeswahl noch tausendmal verschönerte. Netti vermochte durch ihr Glas die Fenster am Hause Julians zu zählen; der Schwester gelang das an Isidors Hause nicht, weil es zu jener Zeit im Schatten stand. Dafür sah sie im Lautenspiel einen weißen Rauch aufsteigen und deutlich einen Streifen Sonnenlichts auf einem Weiher und durch die Bäume blitzen.

„Wie schön wird es sein," rief sie, „wenn ich meinen Brief an dich datieren kann: ‚Lautenspiel, den 1. Mai'!"

„‚Auf Lindenberg, am 1. Juni' wird sich auch nicht übel ausnehmen!" meinte Nettchen und guckte weiter; „wenn ihr zum Besuch kommt, so essen wir in der oberen Eckstube, sieh mal das äußerste Fenster links, dort muß man weit ins Land hinaussehen! Es soll ein allerliebster kleiner Saal sein, hat er mir geschrieben."

Jetzt aber sahen sie mit noch größerer Sehnsucht, als in das Land hinaus, dem kommenden Sonntag entgegen, so daß derselbe für sie nicht so unversehens da war wie für die Eltern.

Frau Salander hatte sich inzwischen aus den Unterredungen mit Martin schmerzlich überzeugt, daß kein greifbarer Grund zu längerem Widerstande vorhanden war, der das bevorstehende Heiraten vor der Welt nur noch auffälliger machen würde, wenn die Töchter einfach wegliefen. Sie brachte es aber nicht über sich, der Heimsuchung und dem Triumphe der beiden hinterlistigen Töchter als Opferlamm beizuwohnen; daher beschloß sie, den Tag zu einem längst verheißenen Besuch auf dem Lande zu benutzen und zugleich durch ihre Abwesenheit den nach ihrer Meinung mutwillig verirrten Kindern eine Strafe anzutun. Da sie jedoch dem Mann zugegeben hatte, man werde die Freier in jedem Falle zu Tische behalten müssen, so sorgte sie selbst für ein anständiges und doch in richtigem Maße gehaltenes Essen, und niemand war froher, mitzuhelfen, als Magdalena, welche durch den glücklichen Ausgang ihrer Sünden völlig entlastet zu werden hoffte. Sie diente gerne in dem Hause und wünschte dasselbe nie zu verlassen.

Als am Sonntagvormittag der Wagen für die Mutter schon vor dem Hause stand, sprach sie gegen Mann und Töchter noch die Hoffnung aus, man werde, was auch kommen möge, von einer Verlobungsfeier absehen, welche ja keinen Sinn haben würde, da man sich auf Grund der Volljährigkeit ohne Zutun der Eltern schon verlobt habe.

Die zwei Fräulein verzichteten in ihrer Freude gern auf das Fest, das die Mutter selbst für überflüssig erklärte; sie

waren sogar ja froh, daß sie für heute fortging, weil sie wußten, wie die Zwillinge sich vor ihr scheuten und die heutige Handlung leichter abgewickelt werde.

Martin Salander hingegen sah die Frau fast mit Trauer wegfahren, betroffen von ihrer beharrlichen Strenge in dieser Sache; er wußte, wie redlich und frei von aller Gehässigkeit sie war, und fühlte daher aus ihrem Verhalten eine schwere Ahnung von Unglück heraus, die er nicht zu teilen vermochte und doch achten mußte.

Nicht lange war Frau Salander fort, so erschienen die Brüder Julian und Isidor, beide feiertäglich gekleidet. Mit ihnen trat ein voller Sonnenschein in das Zimmer. Salander war wie geblendet von den Gesichtern der Mädchen, die nicht einmal lachten und doch so von Glück leuchteten, daß er wünschte, die Mutter könnte die merkwürdige Erscheinung auch sehen.

Die Fräulein saßen standesgemäß auf dem Sofa des Besuchzimmers, der Vater und die Freiersjünglinge auf Stühlen, und letztere so befangen, daß es einer guten angeborenen Bescheidenheit gleich sah. Das kam vornehmlich von der Abwesenheit der Hausfrau her. Die Spazierstöcke hatten sie vor der Türe stehen lassen, wie es die Landleute taten, wenn sie auf die Kanzlei kamen; die Hüte hielten sie in den Händen und schauten während der ersten Wechselreden verlegen im Zimmer umher.

Endlich brachte Salander sie auf den Zweck ihres Besuches; es gefiel ihm, daß so kecke und jugendliche Politiker doch so bescheiden und sogar schüchtern sein konnten in so ernstem Augenblick. Selbstverständlich hatten sie nach allem, was geschehen, nicht mehr viel zu sagen und taten es auch kurz und natürlich; der Herr Großratspräsident hätte nichts daran zu tadeln gefunden. Wieder sahen sie sich an den Wänden um, während Salander seine Antwort erst flüchtig erwog; der wohlgeordnete Raum erhöhte ihre ungewohnte Achtung und diese wieder Salanders gute Meinung; jedes Bedenken, jede Vorstellung über diesen oder jenen Punkt,

alle Fragen nach ihren Lebensplänen und Aussichten unterlassend, erklärte er, immerhin mit ernster Miene, daß er und die Mutter dem Willen der Töchter nicht entgegen seien und nur der Hoffnung leben könnten, diese Verbindungen werden usw., worauf er kurz abschnitt und die Notare, wenn sie nichts anderes vorhätten, auf den Mittag zum Essen einlud.

Sie waren noch immer so befangen, daß sie nicht einmal wagten, in Bräutigamsweise sich den Mädchen zu nähern, die sie doch so gut kannten, und diese von ihrer feierlichen Würde zur Verlegenheit übergingen und darob fast erbost wurden; denn sie wußten selbst nicht, wie vornehm sie plötzlich den Zwillingen erschienen. Der Vater, solche Zartheit mit neuem Wohlgefallen bemerkend und in der Absicht, die Verlobten jetzt allein zu lassen, nahm für kurze Zeit Abschied, um auf das Kontor zu gehen und die eingegangenen Briefe zu öffnen.

Am Mittagsmahle tauten die Notare ein wenig auf, doch nicht genug, um das Gespräch zu würzen. Salander wollte von Politik und den Ratsverhandlungen reden; sie schienen aber nicht dazu gelaunt und ließen ihm meistens allein das Wort, was er schließlich auch als Bescheidenheit auslegte. Er bedachte hierauf, daß man den Eltern Weidelich, die so nah wohnten, doch auch entgegenkommen müsse, und daß der Anfang am besten zu bewerkstelligen wäre, wenn er jetzt die Töchter ermahnte, mit den Herren nach dem Zeisig zu spazieren und sich den künftigen Schwiegereltern vorzustellen. Dadurch würde Frau Marie Salander des ersten Schrittes überhoben; er selbst wollte sie auf der einsamen Rückfahrt überraschen und dem Mietwagen ein paar Stunden weit entgegenwandern.

Sein Vorschlag wurde von jedermann sehr gebilligt, von den Töchtern, weil sie auf einen ergiebigen Spaziergang rechneten, von den Zwillingen, weil sie ein böses Gewissen hatten und die Eltern zu versöhnen hofften. Die drei Sitzungstage im Beginn der verflossenen Woche waren näm-

lich vorübergegangen, ohne daß sie ein einziges Mal Zeit gefunden, die sehnsüchtig ihrer harrenden Eltern aufzusuchen, die nicht wußten, was sie denken sollten, bald mit der Wichtigkeit der Geschäfte und der Personen ihrer Söhne sich tröstend, bald an ihrem Herzen, ihrer Kindesliebe verzweifelnd, und wahrscheinlich in beidem irrend. Auch wußten sie nichts davon, was heute, an diesem schönen Sonntage, vorging. Die Zwillinge hatten ihre Absicht verschwiegen, damit nicht etwa auf dem Markte durch Schuld der mütterlichen Reden eine schädliche Szene entstand.

So saßen nun Jakob Weidelich und seine Frau Amalie auf der Bank vor dem Hause und machten Kalender, als sie zwei schwarzgekleidete junge Herren mit hohen Hüten daherkommen sahen, jeder mit einer hübschen, blühenden und schön geputzten jungen Dame am Arm. Denn die Salanderfräulein hatten es darauf abgesehen, den fremden Eltern wie ihren Söhnen Vergnügen und ein wenig Ehre zu bereiten, da die eigenen Eltern kein sonderliches Freuden- und Ruhmesgeschrei erhoben. So wollten sie nun die Elternlust im Zeisig zu erhöhen suchen und sich mit daran gütlich tun.

Mann und Frau Weidelich dachten eher an den Tod, als daß das ihre Söhne wären, bis sie ganz herangekommen.

Jetzt endlich erkannten sie ihr Blut, von gutem Weine und noch besserem Abenteuer so rosig angehaucht wie noch nie; als aber vollends die zwei Fräulein Salander genannt und als Bräute vorgestellt wurden, da vergaßen sie, insbesondere die Mutter, alles Leid schneller, als ein Licht ausgeblasen wird. Wenigstens ward es ihr fast dunkel vor den Augen: die Salanderinnen, von denen das Stück erst eine halbe Million Franken gelten sollte! Das heißt, wenn ihr Vater nicht wieder Dummheiten machte! Denn wer kann heutzutag noch fest auf seinen Willen bauen? Das ist jetzt so, sie haben die Bräute und sind Mannes genug mit und ohne die halbe Million.

Solche Gedanken stürmten in der Brust der guten Frau, wurden aber nicht laut; denn sie war stracks in das Haus

hineingelaufen und putzte sich in der Geschwindigkeit so gut als möglich heraus. In der Zeit führte der ehrliche Milch- und Gemüsehändler den Ehrenbesuch in die ländliche Stube, nötigte die jungen Leute um den Tisch herum Platz zu nehmen und eilte, um nicht sofort reden zu müssen, mit der blanken Weinkanne in den Keller.

Während er dort war, kam die Frau gesprungen, rief: „So ist's recht, ruhet nur aus!" lief aber zur anderen Türe wieder hinaus, um die Magd aufzutreiben, wie sie sagte, damit sie schnell Küchlein backen helfe, nur eine Schüssel voll, zum Kaffee, der gemacht werden müsse. Umsonst gingen und riefen die jungen Leute ihr nach, sie solle doch alles bleiben lassen, sie hätten weder Hunger noch Durst. Das gehe sie nichts an und der Tag sei noch lang und noch nichts bereit, gab sie zurück und trollte sich weiter. Sie prallte mit ihrem Manne zusammen, der mit der gefüllten Zinnkanne und einem großen Stück Käse auf bemaltem Teller gemessenen Ganges hereinkam, auf dem Tisch abstellte, denselben mit Gläsern bedeckte, dann aber nicht dablieb, sondern wieder hinausging und nach einer Weile mit einer riesigen Schüssel voll Schinkenschnitze zurückkehrte. Dann nahm er kleinere, ebenfalls mit bunten Nelken verzierte Teller, Messer und Gabeln aus dem Schrank und holte zuletzt ein großes Bauernbrot herbei, das er anschnitt. Dazwischen hörte man von der Küche her schon das Feuer knistern und die Butter in der Pfanne spratzeln.

„Ei, was machst du denn, Vater?" rief Frau Weidelich, in weißer Küchenschürze und mit gerötetem Gesichte eintretend, „das wäre ja später nach dem Kaffee recht gewesen! Wo soll ich denn damit hin?"

„Bring' nur, was du hast, wenn du fertig bist!" sagte gelassen Jakob Weidelich, „wir stellen alles durcheinander, so sieht unsere Armut um so reicher aus! Ohnehin trinken ich und die Buben lieber ein Glas Wein als Kaffee."

„Die Buben, ja! Wißt ihr ungeratenen Ratsherren, daß wir den schönen Schinken vergangene Woche schon für euch

gesotten haben? Aber ihr habt euch nicht ein Augenblicklein gezeigt und uns vergeblich warten lassen!"

„Du mußt es nicht übelnehmen, Mama!" entschuldigten sich die Söhne, „wir gehören unseren Stellungen, nicht mehr uns selbst an; Geschäfte und Umstände nahmen uns dies erste Mal so in Anspruch, daß wir uns vor der Abfahrt nie losmachen konnten. Künftig wird es hoffentlich nicht mehr so gehen!"

„Gott bessere es!" sagte die Mutter, „aber das Kücheln macht mir einen Heidendurst! Gib mir ein halbes Glas voll Wein, Vater, und schenke den jungen Herrschaften auch ein, weil's einmal dasteht!"

Weidelich goß einen klaren, halbroten Wein in die Gläser.

„Zur guten Gesundheit, ihr lieben Jungfern! Zur Gesundheit, Vater! Und Isidor und Julian!"

Sie trank das halbe Glas mit einem Zuge leer und wischte den Mund mit der Schürze, sichtlich erfrischt weitersprechend:

„Und was machen denn die lieben Eltern, ihr Fräulein? Ist die Mama wohlauf und der Herr Papa auch?"

„Vater und Mutter sind beide wohlauf, wir danken der Nachfrage!" sagte Setti, „wir sollen Sie und Herrn Weidelich freundlich von ihnen grüßen, und sie hoffen bald Gelegenheit zu haben, die geehrten Eltern unserer Bräutigame selbst zu begrüßen!"

„Jetzt ist's Zeit für dich als Vater, auch dein Wörtlein zu sagen," stieß die fröhliche Frau den Mann an, der, von der Verlobungsgeschichte zwar nur halb unterrichtet, den Stand der Sache im ganzen doch zu beurteilen wußte; er räusperte sich ein weniges, eh' er sprach:

„Was soll ich da viel sagen, als daß es mir eine Ehre ist, oder uns, wollt' ich sagen! Ich bin ein schlichter Landwirt (die Söhne hatten ihm diesen Ausdruck eingelernt, weil der alte Name Bauer, der immer einen Herrn voraussetze, im souveränen Volke nicht mehr üblich sei), ich bin ein schlichter Landwirt und weiß nicht gelehrte und wohl-

gesetzte Worte zu machen! Ich kann nur die freundlichen Jungfern, die mir ganz gut gefallen, willkommen heißen, und hätte nie gedacht, zu so vornehmen Sohnsfrauen zu kommen! Möge der Herr seinen Segen dazu geben!"

„Ich hab' es schon lang getan!" rief Mama Weidelich, „es soll gelten! Laßt uns darauf anstoßen!"

Sie trank die andere Hälfte ihres Glases aus, wischte sich aber diesmal mit der Schürze gerührt die Augen, statt des Mundes; denn ein schöner Teil all ihres Sinnens und Trachtens schien jetzt in Erfüllung zu gehen. Vorderhand lief sie wieder in die Küche, um ihrerseits die Arbeit am Glücke nicht ausgehen zu lassen; man hörte sie Kaffee mahlen, Zucker zerstoßen und dazwischen laut mit der Magd reden, die, einen Spritzkuchen an einer langen Gabel emporhaltend, nicht aus dem Staunen über das Ereignis herauskam.

Es blieb keine Zeit für den Spaziergang, auf den die Jungen gehofft; die Frau wollte die unverhoffte Verlobungsfeier nicht unterbrechen, den Triumph sich nicht verkürzen lassen, und sie teilte die Heiterkeit ihres Gemütes auch den anderen mit, zumal den zwei Bräuten, welche für die Ausdauer ihrer Gefühle hier mehr Anerkennung fanden als im eigenen Elternhause, und sich offenen Herzens daran erfreuten. Es wurden sogar einige Liedchen im Chor gesungen; vor dem Hause sammelten sich neugierige Kinder, bei dem alten Brunnen mit dem abgesägten Flintenlauf standen Weiber aus der Nachbarschaft, welche das Gerücht herbeigelockt, und suchten des Anblickes der Brautleute teilhaftig zu werden.

Das gelang ihnen auch. Die Herren Notare konnten trotz des mütterlichen Eindringens nicht über Nacht bleiben, weil für beide auf den nächsten Morgen Geschäfte vertagt waren; die Bräute aber waren zuletzt doch froh, sich auf den Heimweg zu machen, um noch vor der Mutter zu Hause zu sein.

Die Zuschauer auf dem Brunnenplatze, Weiber und Kinder, sahen daher unvermutet den kleinen Festzug aus der

Tür treten und sich über den Platz bewegen, zu zwei und zweien, voran die Brautpaare, zuletzt die Eltern als Nachhut. Mama Weidelich wollte sich sehen lassen und bestand darauf, eine Strecke weit das Geleite zu geben.

„Seht!" flüsterten die Leute, „da kommen sie! Das sind die Landschreiber, potztausend! Und das also die Fräulein, die hortreich sein sollen! Sauber sind sie, leutselige Weibsbilder! Und die Alte, die blüht ja wie eine Rose! Guten Abend, Frau Weidelich, guten Abend, Herr Weidelich!"

Sie winkte den Weibern dankbar zu, weil sie so hübsch am Wege standen.

11

Nachdem das Doppelbündnis einmal entschieden war, nahm sich die andere Mutter, Marie Salander, der Aussteuer ihrer Töchter um so sorgfältiger und freigebiger an. Nicht nur alles Gewobene, sondern so ziemlich die ganze haushältliche Einrichtung im Lautenspiel zu Unterlaub und in Lindenberg sollten sie mitbringen. Martin, ihr Mann, meinte, man müsse doch den Leuten im Zeisig auch das Übliche zu tun einräumen; allein sie sagte, vor allem wünsche sie, daß die Kinder in ihrem Zugebrachten sitzen und stehen, schlafen und wachen können; man wisse nicht, wozu es gut sei. Ein weiterer Vorteil bestehe in dem gleichmäßigeren, einfachen Geschmack, der dabei herauskomme; wenn man nicht in altgewohntem Väterhausrat lebe, so müsse man sich das Neue auch für die Augen wohnlich zu machen suchen.

„Hör' auf, Frau!" lachte Salander, „woher fliegen die Mücken? Du wirst mir am Ende gelehrt und arbeitest an einer Mobiliarpsychologie!"

„Laß mich zufrieden," sagte sie, „ich bin nicht zu Possen aufgelegt!"

Setti und Netti ließen die Mutter gerne gewähren, um sie bei gutem Willen zu erhalten; glich sie doch in ihrem

Walten beinah einem jungen Mädchen, das eines Tages nochmals über seine alte Puppenstube gerät und träumerisch damit zu spielen beginnt. Sie sah dabei aus, wie wenn man sie nicht stören dürfe, um nicht das öffentliche Geheimnis ihres Kummers zu wecken.

Die Töchter hatten indessen andere Schmerzen; die Frage, wer alles zu der Hochzeit geladen werden solle, gab ihnen zu schaffen. Daß beide Hochzeitsfeste in eines verschmolzen werden müssen, schien in der Natur dieser außerordentlichen Heiratsgeschichte selbst zu liegen und eine gerechte Krönung des ganzen Liebeskunstwerkes, eine Vergütung der dabei erlittenen Unbilde zu sein. Nun erfreute sich aber die Salanderfamilie keiner ausgebreiteten Freundschaft und geselliger Beziehungen, einmal wegen ihrer wechselreichen Schicksale, dann auch wegen Salanders politischem Wesen. Wohlhabende Geschäftsleute und ähnliche, die aus den für besonnen geltenden Reihen des bisherigen Zustandes heraustreten und mit den bewegten Massen voranstürmen, gelten bei jenen Standesgenossen mindestens für wunderliche, unvertraute Käuze, denen die gesicherte Staatsordnung ein Spielball der Leidenschaft oder des Ehrgeizes sei; hieraus erwächst immer ein Lösen des engeren Verkehrs, während die allgemeine Achtbarkeit schon der nützlichen Geschäftssachen wegen bestehen bleibt. So wenigstens suchte Martin Salander den Seinigen entschuldigend die Verlegenheit zu erklären, die bei der Auswahl der Hochzeitsgäste zutage trat. Die Töchter vollends besaßen gar keine „intimen" Freundinnen mehr. Unter diesen Umständen dachte der Vater eine Zeitlang daran, aus der Hochzeit ein freiheitliches Volksfest zu gestalten und eine Schar Demokraten mit ihren Frauensleuten zu laden, die in Verbindung mit dem zu erwartenden Anhang des Hauses Weidelich ein wackeres Bild, einen Auszug des Volkes, darstellen würden. Die Mutter wußte ihm jedoch den Gedanken auszureden, und er sah ein, daß es vielleicht nicht gut wäre, diese Hochzeit zu einem politischen Parteifeste zu machen mit einem nicht abzusehenden Verlaufe. Auch die Töchter scheu-

ten sich, mit ihrem erkämpften Glücke ein öffentliches Schauspiel zu geben.

Desto eifriger wünschten die Bräute den Bruder Arnold zur Hochzeit herbei. Sie hatten einen mit den Eltern gemeinschaftlich geschriebenen Brief an ihn nach England gesandt, nachdem er die erste Verlobungsanzeige mit einem kurzen Glückwunsch ohne alle scherzhaften Wendungen erwidert.

Auf die vierfache Einladung traf nun ein Brief Arnolds an den Vater ein. „Liebster Vater!“ schrieb er, „Euere dringende Gesamtaufforderung, zur Hochzeit zu kommen, hat meinem gut Salanderschen Sohnes- und Bruderherzen gewiß wohlgetan, und fast tut es mir weh, dem Vergnügen, das ich mir versprechen dürfte, entsagen zu müssen. Vielleicht werden die l. Schwestern es auch nicht galant finden, wenn ich über dies Müssen eigenmächtig selbst entscheide; allein es ist so, ich kann jetzt wegen der Hochzeit nicht den hiesigen Aufenthalt plötzlich unterbrechen, um möglicherweise, wie es eben so geht, nachher nicht mehr zurückzukehren, wenn ich einmal dort bin. Die l. Mutter, welche, es sei gesagt, ohne Eifersucht erregen zu wollen, eine Spezialität meines Herzens ist, wird mich verstehen!

Liebster Vater! Ich habe Dir zu bekennen, daß ich hier nicht Jura treibe, wie wir verabredet, sondern englische Geschichte, wobei ja ‚wünschendenfalls‘, wie sie in Münsterburg sagen, immer etwas Recht mit unterläuft. Ich weiß wohl, daß man nicht gerade in die Länder zu gehen braucht, deren Geschichte man im allgemeinen studieren will; wenn man aber da ist, kann man in Land und Leuten einen Anschauungsunterricht genießen, der nicht zu verachten ist.

Ich muß nun gleich zu dem übergehen, was hiermit zusammenhängt und ich Dir vorzulegen habe. Du hast bis jetzt gewünscht, daß ich sofort die juristische Praxis antrete, wenn ich heimgekehrt bin, und zugleich beginne, mich am politischen Leben zu beteiligen. Das möchte ich mit Deiner Zustimmung gern etwas anders anfassen. Die Jurisprudenz werde ich nach Kräften weiter pflegen, fühle aber einen

lebhaften Drang, mehr als bis zur Stunde geschehen, mich den historischen Studien zu widmen, was ich mir folgendermaßen denke. Unsere Mittel würden mir gestatten, eine Zeitlang in der Heimat als unabhängiger Privatgelehrter zu leben, womit sich, damit ich nicht ganz umsonst esse, wohl vereinigen ließe, in Deinem Handelsgeschäfte diese oder jene Funktionen zu besorgen. Ich habe ja früher schon manche Stunde an Deinem Pulte mitgeschrieben. Würde so allmählich ein leidlicher Kaufmann daraus, so täte die etwelche Gelehrtheit ihm keinen Abbruch, und die Frage, welches die Zukunft Deiner Firma sein soll, wäre im Notfall zugleich für eine weitere Zeit gelöst. Also: ein junger Jurist arbeitet nach Bedürfnis und Gelegenheit im Handelshause seines Vaters mit, treibt daneben Geschichte für seinen Hausgebrauch, um die werdende Geschichte besser zu verstehen und ihre Dimensionen messen, ihre Bedingungswerte schätzen zu lernen."

„Was Teufel ist das?" unterbrach sich Martin Salander im Lesen, vergeblich über den Sinn der Phrase nachdenkend; las dann aber weiter:

„Wo will das hinaus? wirst Du fragen! Ich will gleich den Schlüssel hersetzen. In G. ging ich mit einigen Landsleuten um, welche sich vorzugsweise gern über die politischen Zustände der Heimat unterhielten und die empfangenen Nachrichten unter weisen Betrachtungen austauschten. Einer davon aus dem Kanton X. wurde von seinem Vater aufgesucht, der nach dem Seebade reiste. Er brachte einen Abend mit dem Sohne und uns zu, hörte unsere Gespräche an, in die wir den alten Herrn bald verwickelten. Als er ein und das andere ungeduldige und vorschnelle Urteil vernahm, woran sich der Schluß knüpfte, es dürfte der betreffende Übelstand wohl erst durch ein neues Geschlecht von Gesetzgebern, von frischen Kräften gehoben werden, lächelte der Alte und meinte, es handle sich nach seiner Erfahrung nicht sowohl um einen Mangel an frischen Kräften, die ja ohnehin schon durch das allgemeine Menschenschicksal unaufhörlich zuflös-

sen, als im Gegenteil um einen bedächtigeren, beharrlicheren Ausbau des Geschaffenen. Er erzählte nun anschaulich, wie er zum drittenmal erlebt habe, daß nach einem kraftvollen Umschwung die Söhne der Männer, die ihn bewirkt und im besten Mannesalter standen, als Schüler sich zusammengetan und verabredet hätten, sie wollten noch etwas ganz anderes herstellen, wenn sie dran kommen würden. Ohne zu wissen, was das Unerhörte eigentlich sein solle, hätten sie später wirklich Wort gehalten, wie wenn sie auf dem Rütli geschworen hätten, und ihre Zeit lang die heilige Gesetzgebung verwirrt und gestört, bis ihre eigenen Sprößlinge den gleichen Schwur getan und als neue Generation ihnen vom Amte halfen oder wenigstens mit großem Spektakel zu helfen suchten. In diesem Lichte gesehen, sei der Fortschritt nur ein blindes Hasten nach dem Ende hin und gleiche einem Laufkäfer, der über eine runde Tischplatte wegrenne und, am Rande angelangt, auf den Boden falle, oder höchstens dem Rande entlang im Kreise herumlaufe, wenn er nicht vorziehe, umzukehren und zurückzurennen, wo er dann auf der entgegengesetzten Seite wieder an den Rand komme. Es sei ein Naturgesetz, daß alles Leben, je rastloser es gelebt werde, um so schneller sich auslebe und ein Ende nehme; daher, schloß er humoristisch, vermöge er es nicht gerade als ein zweckmäßiges Mittel zur Lebensverlängerung anzusehen, wenn ein Volk die letzte Konsequenz, deren Keim in ihm stecke, vor der Zeit zu Tode hetze und damit sich selbst.

Wir waren von dieser zurechtweisenden Rede des alten Herrn nicht wenig verblüfft, nahmen sie aber mit Achtung auf; wir mußten das Tatsächliche daran zugestehen, da wir Ähnliches selbst schon unter der Jugend beobachtet, und belachten den Humor davon.

Nachher sprach ich mit einem der Freunde, dem ich näher stehe, wiederholt von jener Unterhaltung; wir dachten von dem Gesichtspunkte des Alten aus mehr über die politischen Tagesläufte nach, die wir aus der Heimat vernahmen. Kurz, wir gelangten endlich zu dem Entschlusse, im Gegensatze zu

den Schulbankagitatoren, uns nicht als neue Generation aufzutun, sondern uns im stillen für alle Fälle brauchbar zu machen in Zeiten, wo es notwendig werden könnte, mit einzustehen und den Rank finden zu helfen. Am Allgemeinen mitzudenken sei immer nötig, mitzuschwatzen aber nicht.

Lieber Vater! So ist nun die Gesinnung oder Stimmung beschaffen, aus welcher heraus ich mein Verhalten, wie ich es oben dargelegt, einzurichten vorhabe, insofern Du den Sohn in solcher Gestalt zunächst im Hause dulden kannst. Den Tribut, den ein Haus dem öffentlichen Leben schuldig ist, bezahlst Du ja indessen mit Deiner Person so vollgültig, daß ich noch langhin im Schatten Deines Beispiels mich ruhig fortbilden kann!"

Martin legte den weitläufigen Brief offen auf sein Pult, nahm ihn wieder auf, wandte die Blätter und sagte:

„Was ist nun das? Treibt er Spaß oder Ernst? Mit seiner Geschichte! Und was ist das für ein alter Herr mit dem Käfer auf dem Tisch, den er dem Fortschritt vergleicht? Halt, da dämmert was — ich glaube bald, ich habe einen jungen Doktrinär in die Welt gesetzt! Er weiß, daß ich ein Mann des Fortschrittes bin, und kommt mir mit dem Käfer! Das ist doktrinäre Kritik, am Ende die ganze Geschichte von dem alten Kerl erfunden! Und doch nicht, er ist dafür zu ehrlich und ernsthaft! Im Grunde, wenn er im Geschäfte mithelfen will, kann mir das nur lieb sein, ein doctor juris steht ihm nicht schlecht an. Der historische Doktrinarismus im politischen Gebiete wird ihm schon vergehen, wenn er in den Zug kommt. Dimensionen und Bedingungswerte der werdenden Geschichte! Gras wachsen hören! Will er eingeschlagene Eier backen, den Thermometer in der Pfanne? Sei es! Wenn er nur was Rechtes weiß, so ist ihm zuletzt dies oder jenes abzulernen, woran er selbst nicht denkt! Das Ding mit dem stillen Privatgelehrten und dem Kaufmann, der es drauf ankommen läßt, ob er hervortreten wird oder nicht, hat doch etwas für sich und sieht gut aus, zumal wenn man es ja bequem machen kann! In der Tat, es ge-

fällt mir immer weniger übel! Was schreibt er denn da noch? Er wünschte noch ein Jahr zu reisen, wenn es anginge! Warum nicht? Ich wollt', ich hätt' es auch tun können, als ich jung war, nur um mich zu unterrichten! Nachher mußte ich freilich reisen, weit genug, hab' aber vor Plackerei kaum was gesehen und an Weib und Kind denken müssen!"

Er teilte den Brief den Frauenzimmern mit, die aus verschiedenen Gründen betrübt waren, die Töchter, weil der Bruder nicht zur Hochzeit kam, die Mutter, weil sie den Sohn noch länger entbehren mußte, und gerade jetzt, wo sie die Töchter verlor. Und er hatte ihr noch nie Kummer gemacht. Sein Lebensplan aber, oder wie man die Auseinandersetzung seiner Absicht benennen will, auf die Martin sie aufmerksam machte, erfüllte sie mit stolzer Freude, so würdig und ernst erschien ihr alles, was er schrieb, und sie billigte zuletzt alles, selbst das Reisen. Mit dem Manne später allein, konnte sie sich nicht enthalten, sich mit einiger Überhebung der Gegenschwäherin gegenüberzustellen und im Hinblick auf deren Zwillinge den eigenen Sohn zu preisen.

Salander wurde ordentlich eifersüchtig auf ihn.

„Du bist ein bißchen Aristokratin," sagte er, „ich weiß gar nicht, warum du die Leute so wenig leiden kannst! Warte das Ende ab, wer zuletzt lacht, lacht am besten! Die Zwillinge werden noch ein paar handfeste Männer werden und obenaufkommen, während unser Arnold mit seinen Schrullen vielleicht ein unbedeutender Stubenhocker wird!"

Er nahm den Brief mit auf das Kontor und las ihn nochmals durch. Wieder lief ihm der fortschrittliche Käfer des alten Herrn über die Leber und ärgerte ihn; ein Gedanke gab den andern, Salander hätte Arnold auch gern an der Hochzeit gehabt, und bei diesem Punkte angekommen, änderte er plötzlich wieder seine Ansicht von dem Feste und beschloß, dem doktrinären Sprößling zum Possen doch eine politische Volkshochzeit zu feiern, damit er in der Ferne vernehme, was die Glocke geschlagen!

Ohne die Gattin weiter einzuweihen, verband er sich mit den künftigen Schwiegersöhnen und setzte mit ihnen den Plan fest. Dem Geiste der Zeit entsprechend, wurde von allem Auffahren einer Menge Kutschen abgesehen und die Eisenbahn als Beförderungsmittel gewählt. Die aus der Stadt und ihrer Umgebung geladenen Gäste verfügen sich nach dem Bahnhof, wo die Hochzeitspaare und deren Eltern sie erwarten. Jedermann ist anständig gekleidet, wie zu einem sonntäglichen Ausfluge; aber keine Ballroben, keine Fräcke werden gesehen. Im Saale der Bahnhofwirtschaft wird die Morgensuppe genossen, mitten im Verkehr des reisenden Publikums, ein Bild des rastlosen Lebens. Es ist indessen dafür gesorgt, daß das Beste aufgetragen wird in der stillen Zeit, da die Züge abgefahren und die Säle leer sind. Dann führt ein Extrazug die Hochzeit nach dem Orte, wo die Trauung stattfinden soll; es ist ein ansehnliches Dorf mit guter Wirtschaft, das ziemlich in der Mitte zwischen der Stadt, dem Lindenberg und Unterlaub liegt. Zwei kleine Sängerchöre, die von den beidseitigen Freunden und Anhängern der Brautpaare gestellt sind, empfangen die Versammlung und begleiten sie, eine kräftige Landwehrmusik voran, in die Kirche, wo ein geistlicher Demokrat die Predigt und den Trauungsakt verrichtet. Dann geht es zum Hochzeitsmahle, für das bei gutem Wetter im Baumgarten beim Hauptwirtshaus, also im Freien, die Tische gedeckt stehen, und eine Zahl fernerer Gäste der Landesgegenden sind herbeschieden, worunter redekundige Leute.

Ein kleines Festspiel unterbricht den Schmaus und die Gesänge. Auf die verschiedene Parteistellung der zwei jungen Großräte anspielend, wird von allegorischen Figuren ein Waffenstillstand zwischen den Demokraten und den Altliberalen beraten und abgeschlossen, nicht ohne Hinweis auf die doppelte enge Verschwisterung der Hochzeitsparteien, die als schönstes Vorbild für das Wiedervereinigen der Landesparteien ausgerufen werden usw. Hat sich, wie zu erwarten, aus der zuschauend teilnehmenden Bevölkerung, welche

freundlich zu bewirten ist, mit den Gästen zusammen eine kleine Volksversammlung gebildet, so treten die Redner auf und benutzen die Reihe der üblichen Toaste zum Einflechten derjenigen Betrachtungen, welche geeignet sind, das Volksbewußtsein zu heben, und in den höchsten sittlichen Prinzipien des freien Staates gipfeln, dessen Wurzeln in der freien Familie gegründet sind.

Vom Tanzen wird vorläufig abgesehen und vielmehr auf die Musik zum Anstimmen und Begleiten einiger National- und Freiheitslieder gerechnet, welche durch die anbrechende Nacht bei Fackelglanz, von der ganzen Menge gesungen, weithin sich hören lassen sollen. Als Salander das Programm mit den Söhnen Weidelichs an Ort und Stelle des Festes zu ihrem anfänglichen Erstaunen und nachherigen großen Vergnügen vereinbart hatte, und zwar mit dem schließlichen Bemerken, daß er selbstverständlich als Urheber des Projektes die ganzen Kosten übernehme, fuhr er guter Laune nach Münsterburg zurück.

„So, Meister Arnold, der das Gras will wachsen hören," schmunzelte er in sich hinein, „kämst du an die Hochzeit deiner Schwestern, so würdest du es einen guten Atemzug tun sehen, vielmehr hören, will ich sagen, oder beides zusammen! Du würdest lernen, daß dies Land noch keine runde Tischplatte ist, wo Käfer drauf hin und her rennen! Sein alter Herr hat vielleicht an Krebse gedacht, die keine Augen in den Schwänzen zu haben pflegen, wenn sie ihre Fortschrittswege zurücklegen!"

In der fröhlichen Laune machte er auch Frau und Töchter mit dem Festverlaufe, wie er bestimmt worden, bekannt. Zu seiner Verwunderung blieb die Frau ganz gelassen und schien gar nicht so unzufrieden zu sein.

„Ich freue mich," sagte er, „daß du keinen Widerspruch mehr erhebst, du wirst sehen, es wird eine gelungene Hochzeitfeier absetzen, wie sie nicht alle Tage vorkommt!"

Sie erwiderte mit schonendem Lächeln für die Töchter: „Ja, es ist mir soeben, während du erzähltest, ein an-

deres Licht aufgegangen: ich glaube jetzt, daß durch diese außerordentliche Art von Hochzeit die ungewöhnliche Geschichte derselben in den Hintergrund rückt oder vielleicht ganz ausgeglichen wird!"

„Nicht wahr? Siehst du, wie klug du bist? Daran habe ich nicht einmal gedacht!"

„Übrigens ist es mir auch sonst ein wenig besser zumut in der Sache. Ich bin heute im Zeisig oben gewesen wegen Aussteuersachen und habe die Frau Weidelich in großer Wochenarbeit getroffen und ein Weilchen warten und zusehen müssen. Es gefiel mir, daß sie gar keine Komplimente machte. Und dann hab' ich mich ordentlich erbaut an dem rüstigen Fleiße, mit dem sie hantierte und die Arbeit regierte, wahrhaftig unermüdlich und auch umsichtig; sie ließ nichts durchgehen, legte überall Hand an und sorgte zugleich für die Waschweiber und Plätterinnen. Den Mann hab' ich auch gesprochen, und er gefiel mir in seiner ehrlichen Bescheidenheit und Ruhe noch besser als die Frau. Auch er scheint nie müßig zu sein, so gemessen er sich herumbewegt. Nun, dachte ich, wenn die Äpfel nicht weit vom Stamme fallen, so kann es auch da nicht stark fehlen!"

„Hört ihr, Kinder? freut es euch nicht?" redete Salander die Töchter an.

„Was?" sagten sie, aus düsterm Sinnen erwachend, in welchem sie gar nicht auf das Gespräch der Eltern geachtet hatten. Ihre Augen waren sogar voll Wasser.

Nach und nach stellte sich heraus, daß die Morgensuppe ihres Ehrentages, nicht im Gasthofe obern Ranges, sondern in der Bahnhofrestauration, unter Geschäftsreisenden und glotzenden Engländerinnen eingenommen, ihre Betrübnis verursachte; daß es keine Kutschen geben sollte, gerade für sie allein, während die ärmste Magd in einer Droschke zur Kirche fahre, machte sie traurig; daß sie entweder im Brautgewand und Schleier, die Myrten auf dem Kopf, vielleicht den Regenschirm in der Hand, zu Fuß nach dem Bahnhof

marschieren, oder dann, wie es den Gästen vorgeschrieben, als Rigireisende verkleidet gehen würden, beleidigte sie.

„Merkwürdig! Euere Verlobten haben gerade diese Idee mit wahrem Gaudium aufgenommen und denken sich damit auszuzeichnen! Sie gehen sogar damit um, weiße leinene Sommeranzüge machen zu lassen und Strohhüte zu tragen!" berichtete der Vater.

„So, tun sie das? Dann gehen wir einfach nicht mit!" sagte Setti; „wir haben nicht so lange geharrt und ausgehalten, um aus unserer Vermählung eine Maskerade zu machen!"

„Nein, das tun wir nicht!" bestätigte Netti; „wir haben auch etwas dazu zu sagen!"

Die Mutter schlichtete den Streit.

„Genau genommen haben sie recht, was den hiesigen Teil des Festes betrifft," sagte sie, „es wäre im Bahnhof doch eine wunderliche Existenz und auch die Küche in einem guten Hotel angemessener. Das Getrappel zu Fuß geht ja eigentlich auch nicht, dazu ist die Stadt zu bevölkert; tausend Kinder würden uns vor- und nachlaufen. Den Mädchen können wir das Brautkleid, das sie nur einmal im Leben tragen, auch nicht absprechen, und so sind Kutschen im voraus notwendig und damit müssen wir für die ganze Gesellschaft Kutschen haben! Wie es draußen im Dorf gehalten werden soll, mag bei euerem Programm bleiben, dieser Teil ist ja die Hauptsache."

„Gut, ich füge mich!" entschied sich Salander. „Dann frühstückt man aber im großen Saal zu den Vier Winden und fährt dahin und von dort nach dem Bahnhof, meinetwegen in hundert Kutschen oder mehr! Die Vier Winde möchte ich haben, weil das Lokal einen politischen Beigeschmack hat."

Frau Marie Salander blickte den Mann mit unmerklich zuckendem Munde an, vielleicht das erstemal mit dem zweifelhaft fragenden Ausdruck, der in ihren Augen lag.

Der Tag war nach allen Vorbereitungen endlich da, inmitten des Junimonats, und der Himmel unbewölkt. Vom Salanderschen Hause fuhren zwei Wagen mit den Braut- und Elternpaaren nach den Vier Winden, während in einer Anzahl anderer Fuhrwerke gegen vierzig Personen beiderlei Geschlechts dort anlangten. Außer den Bräutigamen und ihren Vätern erschienen fast sämtliche Männer in bequemen Kleidern jeder Farbe und Machenschaft. Nur Herr Möni Wighart, vielleicht der einzige nicht demokratische Gast, kam schwarz gekleidet. Er stimmte stets mit der liberalen Partei, freute sich aber zuweilen, wenn sie eine Ohrfeige bekam, weil er es vorausgesagt, und ließ im übrigen die Dinge sich nicht viel zu Herzen gehen. Heute war er überaus gespannt auf das Hochzeitsfest, das schon im voraus von sich reden gemacht, und hatte die Einladung des alten Freundes mit Dank aufgenommen.

Die Frauensleute der ganzen Gesellschaft kamen hochzeitlich gekleidet, mit frisierten Haaren, Blumen und anderer Zierat, wie es Alter, Geschmack und Mittel erlaubten. Und das ohne alle Verabredung; jede tat, was sie wollte, und alle hatten das gleiche gewollt, trotz den Mahnungen der Männer, die sich an Salanders Vorschrift hielten. Sie freuten sich jetzt doppelt, als sie sich mit beflissener Neugier um die Bräute versammelten und deren romantischen Staat und Anblick bewunderten, den sie feenhaft nannten, während man ihnen hatte weismachen wollen, sie würden auch in gewohnten Sonntagsröcken auftreten.

Setti und Netti aber fühlten eine große Befangenheit, denn noch nie war eine Hochzeit in Münsterburg gewesen, an welcher die Braut so wenig bekannte Gesichter unter den Hochzeitsgästen sah.

Indessen schuf das gute Frühmahl, verbunden mit dem sonnigen Tage, bald eine vertrautere Stimmung, und der Extrazug in der Bahnhalle nahm eine zur Heiterkeit ziemlich gleichmäßig vorbereitete Gesellschaft auf. In einer Stunde war man an Ort und Stelle. Auf dem Stations-

platze bliesen acht gediente und geübte Musikanten einen schönen Marsch, bis der Zug anhielt und die Insassen ausgestiegen; im Wartesaal begrüßten die versammelten Gäste von der Landschaft die Ankommenden und ordneten sich mit denselben zum Gange nach der Kirche. Beim Heraustreten machte die Musik kehrt und führte den Zug unverweilt mit klingendem Spiele in den Tempel. Der Teil des Volkes, das nicht schon dort saß, besonders die Jugend, lief nebenher, am dichtesten, wo die denkwürdigen Zwillingsbrüder und die geschmückten, ebenso merkwürdigen Bräute gingen.

In der gefüllten Kirche standen auf der Empore in der Tat zwei Häuflein Sänger, jedes von einem Schulmeister mit gelber Stimmpfeife angeführt, die ihm zugleich als Taktstock diente. Takt im weiteren Sinne besaßen sie nicht genug, denn statt sich als ein Chor zusammenzutun, hatten sie sich aufgestellt, als ob sie gegeneinander das bekannte Pintschgauer Wallfahrtslied singen wollten. Dennoch intonierten sie gemeinschaftlich unter dem Schwingen der zwei Stimmpfeifen ganz ordentlich ein kirchliches Lied, welches vom Gemeindegesang kräftig gedeckt wurde.

Der Pfarrer verlas hierauf ein eigens verfaßtes Gebet, welches den kirchlichen Sinn und die Rechte des freien Denkens gleichmäßig vertrat, und hielt eine schöne Predigt oder religiöse Rede über das gefeierte Ereignis, dasselbe mehrseitig erklärend und zu einer Parabel ausgestaltend, die allgemein wohlgefiel und wahrhaft erbauend genannt wurde.

Zum Schlusse trugen die Sänger eine treffliche Komposition von Uhlands „Brautgesang" vor, die ihnen etwas schwieriger wurde als der vorherige Choral, indem sie jetzt ohne die Gemeinde singen mußten und die gelben Stimmpfeifen nicht ganz gleich auf und nieder gingen. Auch war im Text durch den heutigen Sonderfall eine kleine Änderung als geboten erachtet worden. Statt des Einganges:

Das Haus benedei' ich und preis' es laut,
Das empfangen hat eine liebliche Braut;
Zum Garten muß es erblühen;

wurde gesungen:

Das Haus benedei' ich und preis' es heut,
Das empfangen hat zwei liebliche Bräut' usw.

und statt: „Aus dem Brautgemach tritt eine herrliche Sonn'" hieß es: „tritt eine doppelte Sonn'".

Allein niemand bemerkte die unnötige Verschlimmerung, und die kleinen Takt- und Harmonievirren fanden duldsame Hörer. Zufrieden mit dem guten Willen, wenn es unter sich ist, betrachtet das Volk eine stramme Kunstübung eher als aristokratisches Wesen, und ist durch alle Schichten hindurch darauf aus, eifrig zu demokratisieren, was in seinen Bereich kommt. So ungefähr äußerte sich Martin Salander der Gattin gegenüber, als sie später neben ihm am Tische saß und bemerkte, es dünke sie, die Sänger hätten ein wenig stark falsch gesungen.

„Und das Volk hat recht!" schloß er.

„Warum recht? Früher, es ist freilich lange her, dachtest du anders, als der Wohlwend so falsch sang und deklamierte!"

„Hm! Ja, das heißt, es ist nicht der gleiche Fall! Dieser tat es in einer gebildeten Welt, inmitten eines Vereines wohlgeübter Leute, die er störte. Hier hätte er niemandem die Freude verdorben!"

Marie Salander ließ aber den Mann noch nicht los von dem leise geführten Zwischengespräch.

„Es will mir aber doch scheinen, daß es nicht ganz recht sei, das gute Volk nicht auch darüber aufzuklären. Was brauchen sie denn so schwere Stücke zu singen, die sie nicht ausführen können? Mich dünkt, wer in der einen Sache pfuscht, gewöhnt es sich auch in allen andern Dingen an, und man darf ihm zuletzt nirgends mehr die Wahrheit sagen, er leidet es einfach nicht!"

Martin schwieg hierzu eine Minute und sann, in das Kelchglas blickend, das er in der Hand hielt. Dann ließ er es sanft an dem ihrigen klingen und sagte:

„Trink auf deine gute Gesundheit, Marie! Du sollst den ersten Toast haben an dieser Hochzeit, ganz im stillen! Und jetzt wollen wir der Sache den Lauf lassen!" Sie trank unverweilt einen besseren Schluck als gewöhnlich, und mit ihm einen jener kurzen Sonnen- oder Silberblicke, die mit der Länge der Zeit sich immer mehr verlieren, wenn die Menschen sich in Wind und Wetter leise ändern, so daß die Klugen weniger klug, die weniger Klugen Narren, und die Narren oft schnell noch Halunken werden, eh' sie sterben, wie wenn sie Gott weiß was versäumten.

Als die Mama Weidelich, die gegenüber saß, das verstohlene Anstoßen des Ehepaars Salander bemerkte, hielt sie ihr Glas auch herüber und rief fröhlich: „Potztausend, darf man nicht dabei sein?" Sie stießen mit ihr an, der Weidelichsvater kam auch herbei, und von da verbreitete sich das Klingeln über den ganzen Tisch, über alle Tische wie ein Sturmgeläute, ohne daß man wußte, wie es entstand und was es bedeute; und als man nichts Gewisses erfahren konnte, lachte alles über den blinden Lärm, der darum nicht minder vergnüglich gewesen.

Da das Essen eben erst begonnen und Salander ein verfrühtes Reden befürchtete, welches die Gastgemeinde darin störte, die Ordnung des Auftragens unterbrach und die Schüsseln kalt werden ließ, so forderte er die Musik auf, zu blasen und fleißig fortzufahren. Das taten die ältlichen Kriegstrompeter auf die zweckmäßigste Art. Statt der geläufigen Soldatenmärsche führten sie eines ihrer Konzertstücke auf, mit denen sie Staat zu machen pflegten, nämlich die für eine kleinere Blechmusik arrangierte Ouvertüre zu der Oper „Wilhelm Tell". Mit redlicher Mühe, im gemächlichsten Zeitmaße halfen sie sich so vorsichtig und Gott vertrauend über das Meer von Schwierigkeiten hinweg, daß die tafelnden Völker weder im Essen, noch im gemütlichen Gemurmel der einzelnen Nachbargruppen beirrt wurden und am Ende, welches auch diese Tathandlung nahm, mit einem donnernden Bravo die gewissenhaften acht Männer belohn-

ten. Dankbar ließen sie nach kurzer Pause eine mutig schmetternde Marschweise erschallen und etwas später ein beliebtes Volkslied, worauf sie aber schleunig das Wasser aus den Instrumenten ablaufen machten und dicht hintereinander das Treppchen an ihrer Bühne herunterstiegen, um in die Ecke zu eilen, wo auch für sie der Tisch gedeckt war.

Da soeben in Erwartung neuer Gerichte die Teller gewechselt wurden, benutzte der Herr Pfarrer den Augenblick, das erste Lebehoch auf die Brautpaare und beiderseitige Eltern auszubringen. Er schlug mit dem Messerrücken kräftig an das Glas, blickte gebieterisch umher, bis das Tellerklappern nachließ, unterstützt durch Silentiumrufen, und erhob dann die weithin tönende Stimme. Seine Toastrede bildete die Ergänzung der gehaltenen Predigt. Erst schilderte er das Elternhaus der soeben vermählten Jünglinge, den schlichten Landmann, der im Verein mit der rastlosen Hausfrau sich zu bescheidenem Wohlstande emporgeschwungen, aber wozu? „Nur um das blühende Knabenpaar, welches der im All waltende Gott in christlichem Ehestande ihnen aus reicher Hand geschenkt, des Segens der Schulanstalten teilhaftig werden zu lassen mit derselben unermüdlichen Opferwilligkeit, mit welcher unser Volk sie gegründet hat und durch alle Stürme aufrecht hält! Und wie hat dieser Segen angeschlagen? Es ist ein ewig denkwürdiges Beispiel! Nach kaum erreichtem Alter hat das Volk die Jünglinge, ja Jünglinge sage ich! an wichtige Amtsstellen berufen, deren treue Verwaltung namentlich der landwirtschaftlichen Ökonomie so unendlich wichtig ist! Und nicht nur das; in unsere höchste Landesbehörde, die nur das Gesamtvolk und Gott allein über sich hat und sonst niemanden fürchtet, hat es sie gleichzeitig entsendet, eine Ehre, welche wohl kaum je einem so bescheidenen Hause widerfahren ist. Blicket hin, und seht sie dort beieinander sitzen, Eltern und Söhne, in all ihrem Werte, als ob es sie nichts anginge!“

Sie schauten den Sprecher unverwandt an, als alles Volk nach ihnen sah und Beifall rief. Erst jetzt kehrte sich der

Vater ab und blickte verlegen vor sich nieder; die Mutter wischte sich die Augen, aus denen die Tränen flossen, und faltete die Hände; die Söhne neben ihren Bräuten verneigten sich leicht gegen die Rufenden und den Redner, der weiter sprach: „Treten wir hinüber in das bräutliche Haus, was sehen wir da? Auch einen aus dem Volke hervorgegangenen Mann, der sich durch Fleiß und Intelligenz emporgeschwungen und gegen alle Schicksalsschläge immer wieder erhoben hat, höher als vorher. In fernen Weltteilen ums Dasein kämpfend, kehrt er immer wieder mit der gerechten Siegesbeute zu den Seinigen zurück, zu den Kindern, die ihm die Gattin, ein Muster edler Weiblichkeit, treulich erzieht. Ein geachteter Handelsherr, ist er jetzt ein reicher Mann, ein Großer unter den Großen. Was tut er? Baut er sich Paläste und Villen? Fährt er in Kutschen, hält er Pferde, wie die anderen seinesgleichen? Nein, er kennt schönere Freuden! Die Ideale seiner Jugend sind es, welchen er nachgeht, fort und fort, jetzt wie einst; an ihnen hängt er, an sie denkt er im Wachen und im Schlafen, für sie arbeitet und lebt und webt er! Und was sind das denn für Ideale, wo liegen sie? Sie liegen bei dir, o Volk, dein Wohl, deine Bildung, deine Rechte, deine Freiheit sind es, denen er einzig Zeit und Arbeit widmet, die er dem Geschäftsdrange abringen kann. Und was verlangt er dafür? Anerkennung? Ehrenämter? Titel und Würden? Nicht, daß ich wüßte, meine Freunde! Da sitzt er unter uns mit der verehrten Gattin, wie der Geringste so anspruchslos, um dem Volke sein Bestes darzubringen, den jugendlichen Söhnen und Vertretern desselben die geliebten Töchter! Eine bedeutungsvolle Hochzeit! Hat er sie in den blumengeschmückten, teppichbelegten Domkirchen, in den Prunksälen der Hauptstadt feiern wollen? Hierher in unsere ländliche Gegend hat es ihn gezogen; unser altes Dorfkirchlein, dieser grüne Rasen, der Schatten dieser Fruchtbäume ist der Schauplatz, den er sich auserwählte, um so recht in der Mitte, am Herzen des Volkes das Fest abzuhalten; da ist ihm wohl, und da soll es auch

den neuen Familien wohl sein und bleiben; denn hellere Sterne könnten nicht über ihren Dächern strahlen, als die Ideale unseres Freundes Martin Salander! Sehet dort die lieblichen Bräute in Schleiern und Myrtenkränzen, und sehet die edlen Eltern, und helfet mir nun, das feurigste Lebehoch mit Glück-, Heil- und Segenswünschen den vier verbundenen Gastfreunden darzubringen!"

Bis das Hochrufen und Gläserklingen verrauscht war, hatten sich die Sänger zusammengestellt und trugen ein bei politischen und sonstigen öffentlichen Akten übliches Vaterlandslied vor. Der Geistliche, von der Bühne heruntergestiegen, drang mit seinem Notpokale, einem vom Wirte gelieferten Schützenbecher, bis zu dem Tischhaupte vor, wo die Gefeierten saßen und auch er seinen Platz hatte.

Salander sagte just zu seiner Frau, die blutrot im Gesichte war und nicht aufblickte, der Herr Pfarrer habe ihm die Rede unmöglich gemacht, die er nun zu halten beabsichtigt. Alle Gesichtspunkte seien ihm von der gewaltsamen Schmeichelei schief gedrückt. Da unterbrach ihn der Pfarrer mit dem Pokale, mit dem er umherging. Salander schwieg und stieß mit ihm an.

„Ich danke herzlich für die gute Meinung!" sagte er, ihm die Hand schüttelnd.

„Wieso gute Meinung? Hab' ich etwa gelogen?" erwiderte jener mit dem Tone, in welchem derartige Naturen in solch unvermuteten Fällen sogleich eine Schraube anziehen.

Einen Schritt weiter, mit Frau Marie Salander anstoßend, sagte er: „Wie steht es mit Ihnen, verehrte Frau, sind Sie auch nicht zufrieden mit meinem Toast?"

„Im Gegenteil, mehr als zufrieden, Herr Pfarrer," gab sie zur Antwort, „ich danke Ihnen auch nur für das, was mir wirklich zukommt!"

„Das kann ich nicht so genau bemessen, wie Sie sich denken können, und nehme daher an, Sie danken mir für alles, was ich gesagt. Ein Volksredner muß immer ein Ganzes bieten, das sozusagen künstlerisch abgerundet ist. Wer sich

in Gefahr begibt, kommt darin um, das müssen Sie nicht vergessen!"

„Wir wollen uns nicht streiten, Herr Pfarrer! Auf Ihr Wohlsein!"

Damit schien sie ihn abzudanken, und er schritt würdig um das obere Tischende herum zu den Gegeneltern.

Jakob Weidelich äußerte gar nichts, als er mit ihm anstieß, als daß er für die Ehre danke, worauf der geistliche Herr sich an Frau Amalie wandte:

„Und wie sind Sie mit meinem Trinkspruch zufrieden, Frau Weidelich, hab' ich's Ihnen recht gemacht?"

„Schön haben Sie's gemacht, Herr Pfarrer; wenn ich so reden könnte! Es muß doch, der Tausend noch einmal! etwas Schönes sein, wenn man den Menschen eine solche Freude machen kann! Sehen Sie, es ist mir nicht um mich zu tun, ich bin eine unwissende Frau; aber der Söhne wegen freut es mich doch, solche Dinge zu erfahren! Sie sollen auch hochleben, Herr Pfarrer! Ich danke Ihnen tausendmal!"

Der Pfarrer betrachtete sie mit wohlwollendem Lächeln. Sie glühte vor Vergnügen und auch vom heute zahlreicheren Nippen wie eine Rose, durch welche die Sonne scheint, und sah dabei aus wie eine Landvögtin. Auf den Rat der Salandertöchter hatte sie eine frisierende Frauensperson kommen und sich von ihr die immer noch braunen Haare besser ordnen und mit ein wenig Spitzenwerk bereichern lassen. Auf dem nagelneuen dunkeln Seidenkleide prangten Uhr und Kette nebst einer Agraffe, welche die auf Porzellan übertragenen Photographien der Zwillinge enthielt, wie sie als Knaben gewesen.

Sie war aufgestanden, und da der Pfarrer sich mit seinem Schützenbecher den Brautpaaren selbst näherte, ging sie, das Glas in der Hand, in ihrer Lebhaftigkeit mit, um auch mit ihnen anzustoßen und anzufragen, wie es ihnen gefalle und gehe?

„Gut!" sagten sie mit einer seltsamen Mischung von Glück

und Befangenheit, indem sich jedes Paar bei der Hand faßte. Die Jünglinge hatten sich die Rede des Pfarrers als bare Münze zu Herzen genommen und doch das Gefühl, daß nicht alles ganz richtig sei; überlegend, ob sie nicht redend auftreten sollten, wußten sie im Augenblick nichts zu sagen, das ihnen genügen würde, und fanden, es sei angemessener, wenn sie sich still verhielten an diesem Tage. Dennoch strahlten die jugendlich unvorsichtige Eitelkeit und das Selbstgefallen von ihren hübschen Gesichtern und gaben ihnen einen Anflug von Unreife neben den in voller Reife aufgeblühten Bräuten, und diese verspürten denn auch im hellen Tageslicht dieses Festes eine wunderliche Empfindung, etwa wie diejenige einer reichen Schönen, die sich mit vollem Bewußtsein einem armen, unansehnlichen Menschen mit ihrer Neigung zugewendet hat und doch wünscht, das Hochzeitsfest möchte überstanden sein.

Da jetzt neue Speisen aufgetragen wurden, beschloß das Salandersche Elternpaar, das für einmal genug gespeist hatte, einen Gang zwischen den Tischen und um die Baumwiese herum zu machen. Das Weidelichsche Paar wollte späterhin das gleiche tun.

Als Marie an Salanders Arm ging, drängte es sie nachträglich, sich über den Geistlichen auszusprechen.

„Das scheint doch ein schnurriger Herr zu sein!“ sagte sie, „erst die dicke Lobhudelei, und nachher, wenn man nur das Nötigste dagegen höflich bemerkt, wenn er kommt, den Dank zu holen, gleich spitzige Worte, deren Zusammenhang man suchen muß. Wie verfänglich grob hat er dir so blitzschnell geantwortet! Und mir hat er mit gleicher Artigkeit zu verstehen gegeben, daß es sich nicht um mich, sondern um eine künstlerisch abgerundete Volksrede handle!“

„Du mußt das nicht für so gefährlich auffassen,“ entgegnete Martin Salander, „er liegt eben immer im Kampfe mit seiner eigenen Sophistik, die sich stets in seine Rede drängt, auch wenn er nichts damit will. Er braucht sie unbewußt, wie ein natürliches Verteidigungsmittel, auch wo

kein Mensch ihn angreift. Ich habe einmal über einen Parteigenossen mit ihm gesprochen und beklagt, daß dieser so viel lüge. Da gab er mir zur Antwort, er sei der beste Hausvater und erziehe seine Kinder musterhaft. Damit war ich abgefertigt, weil es ihm nicht bequem war, über das Thema zu sprechen, und er nicht wußte, wie weit es sich gegen ihn drehen könnte."

„Du lieber Gott," sagte die Frau Marie in ihrer Einfalt, „das ist ja eine traurige Existenz!"

„Nicht so traurig! Es ist nur Manier! Jeder, der viel spricht, besonders in Politik, hat seine Manier, und es gibt solche, welche eine Manier der Unwahrheit haben, ohne gerade etwas Übles damit zu bezwecken; diese sind immer damit geplagt, andern kleine Fallen zu stellen, sie aufs Eis zu führen, verfängliche Fragen an sie zu richten; das alles bildet mehr eine schützende Hecke für sie selbst, ein System der Abschreckung, als ein Angriffsmittel. Aber was führen wir da für Hochzeitsgespräche!"

Sie hielten da und dort grüßend bei den Gästen, welche sie nicht gerade am Tafelvergnügen störten. Dann wandelten sie längs des Einfanges um den Baumgarten herum, wo sich bereits allerlei Zuschauer zu sammeln begannen und im Schatten überhängender Bäume auch etwas zu hören trachteten. Es war dafür gesorgt, daß dem sich zusammenschließenden Menschenkranze späterhin erfrischendes Getränk und Körbe voll Kuchenbäckerei geboten wurden für jeden, der zugreifen mochte.

Schon wurden einige Tische für Gefäße und Körbe an den leichten Stangenzaun gerückt. Ein Bübchen in weißen Hemdsärmeln, die Daumen beider Hände in den Armlöchern des Sonntagswestchens haltend, wie ein Alter, stand zuvorderst und verfolgte mit offenem Munde und großer Spannung diese Anstalten. Frau Marie konnte sich nicht versagen, vom nächsten Tafeltische ein Stückchen Torte zu holen und es dem Kinde vor den Mund zu halten, das gleich hineinbiß. Der Knirps machte Miene, so fortzufahren, ohne die

Däumchen aus der Weste hervorzuziehen; erst als ein zweiter größerer seine Zähne auch ansetzen wollte, packte jener das süße Stück und fuhr wie der Blitz hinweg.

Auch für die Brauteltern war es Zeit, umzukehren; sie wurden benachrichtigt, es sei das kleine Festspiel in Bereitschaft, und sie eilten an ihren Platz. In dessen Nähe, auf der hölzernen Terrasse des anstoßenden Hauses, hatte man mittelst einiger Dutzend Ellen weißer und rotgefärbter Baumwolltücher einen Spielraum abgegrenzt. Das aufzuführende Stück bestand aus einem in gereimten Versen geschriebenen Zwiegespräch, ungefähr nach der von Salander angegebenen Idee. Den Inhalt oder Text kannte er selbst nicht, da er nach getroffener Verabredung mit den betreffenden Genies nicht mehr Zeit gefunden, sich darum zu kümmern.

Als ein Trompetenstoß das Zeichen gegeben und die ganze Hochzeit nach dem Theaterchen guckte, trat aus den Tüchern hervor eine derbe, junge Bauernfrau auf, mit einer hölzernen Kelle oder Kochlöffel im Gürtel, und stellte sich als die reine Demokratie, das heißt Volksherrschaft, vor, die gewohnt sei, ihren Brei selbst zu kochen, anzurichten und warm zu essen usw. Von der andern Seite kam sodann ein sogenannter ältlicher Halbherr in der Tracht der ersten dreißiger Jahre, mit hohem Hut, Vatermördern, blauem Frack und kleinen Ohrringen. Er sah ungleich komischer aus, als Salander gedacht, daß er aussehen sollte, und sich für den Fall gebührte. Befragt, wer er sei und wo er denn hin wolle, stellte er sich als den alten Liberalismus vor. Er habe vernommen, daß eine große demokratische Hochzeit gefeiert werde, und obgleich ihm sonst die Demokratie von weitem lieber als von nahem sei, möchte er doch gern ein bißchen sehen, wie sie sich im Familienleben ausnehme, wenn es unbemerkt geschehen könne. Da sei er gerade vor die rechte Schmiede gekommen, sagte die rüstige Person, sie sei die Demokratie, er solle sich nur an sie halten, sie wolle ihm alles zeigen. Als er aber näher trat und ihr das Busentuch neugierig ganz sachte etwas lüften wollte, zog sie die Kelle

und schlug ihm damit so derb auf den Hut, daß er tönte wie eine Trommel.

Von solchen Späßen begleitet, setzten sie einen gegenseitigen Unterricht in Gang, wobei aber der Liberalismus, so ziemlich wie es im Leben geschieht, ohne es zu merken, einen Satz der Demokratie nach dem andern zu dem seinigen machte und gegen sie selbst verteidigte, während sie mit neuen Sätzen wieder weit voraus war und auf seinem Hute trommelte.

Als sie endlich sahen, daß sie auf diese Art nicht so bald zusammenkämen, schlossen sie einen vorläufigen Frieden, um die Hochzeit lustig mitzumachen und sich vielleicht zu heiraten, wenn es sein müßte. Worauf die Musik plötzlich einfiel und einen Hopser spielte, die Demokratie und der Liberalismus aber sich zu packen kriegten und einen drolligen Tanz aufführten. Dabei riß die wilde Person den guten Herrn so gewaltig herum, daß seine Frackschöße flogen, die Füße stolperten und die Vatermörder die Spitzen nach hinten kehrten. Kurz, die beiden darstellenden Gesellen unterließen keine der bei solchem Anlaß üblichen Hanswurstpossen. Zuletzt zogen sie ab, indem das Weib auf dem Hute des Mannes mit der Kelle den Zapfenstreich schlug und dazu die bekannte Weise pfiff.

Das fröhliche Gelächter inner- und außerhalb des Baumgartens verwandelte sich in ein jubelndes Beifallrufen. Nur ein Häuflein altliberaler Wähler Isidor Weidelichs, die ihm zu Gefallen eingeladen und gekommen waren, machte verdrossene Gesichter, und sie murrten untereinander, wenn sie das gewußt hätten, so wären sie nicht gekommen. Es waren biedere Leute, die durch alle Ungunst der Zeit ihrer Gesinnung treu geblieben und die im Grunde richtigen Anspielungen auf den Wankelmut oder die Nachgiebigkeit, welche das, was sie fürchtet, selbst herbeiführen hilft, nicht einmal verstanden.

Auch Martin Salander war betroffen von der Gestalt, welche seine Anregung bekommen hatte, und fühlte sich als

Gastgeber verletzt. Er benutzte daher die eingetretene Stille, die von ihm zu leistende Rede jetzt zu halten und mit einer genugtuenden Wendung den Schaden auszugleichen, die reinere Idee, welche er in der Sache ursprünglich gesehen, wiederherzustellen.

Es gelang ihm auch leidlich, und das gleiche Völklein, welches dem übermütigen Traktieren des Liberalismus zugejubelt, klatschte ihm Beifall, als er sein Hoch unter anderm auch den ehrenwerten anwesenden Vertretern der alten freisinnigen Partei darbrachte, als den Zeugen des wahren Wortes, daß man in Freude und Leid zusammengehen und jener schöneren Zukunft entgegenleben müsse, welche nur eine Partei noch kennen werde, diejenige der geeinigten und befriedigten Patrioten!

Das sogenannte Öffnen der Schleusen war nun geschehen. Während zwei voller Stunden wurde fast unaufhörlich und von allen Enden her toastiert. Zum größeren Behagen oder Troste der Festgenossen hatte aber ein neues Essen begonnen mit anderen Gerichten und feineren Weinen. Die zwei Brautpaare sollten mit anbrechender Dunkelheit das Fest verlassen und die durchgehenden Bahnzüge benutzen, um nach Lindenberg einerseits und in die Nähe des Lautenspiels anderseits zu gelangen. Es waren Züge, die sich bequem und gleichzeitig hier kreuzten. Man hatte von der Hochzeitsreise abgesehen, weil die Notare noch keine Amtsverweser hatten und die Bräute kein Verlangen danach trugen, vielmehr nichts sehnlicher wünschten, als in den Idyllen der neuen Häuslichkeit sich einzuspinnen, fern vom Geräusche der Welt. Alles war dazu eingerichtet und in jeder Behausung ein tüchtiges Dienstmädchen bereit.

Die zwei Paare beendigten einen Umgang, welchen sie unter den Gästen getan, mit Dank für die erwiesene Ehre und geziemender Verabschiedung, während die Tische bereits mit zahlreichen Lichtern besetzt und am Saume des Baumgartens Pechpfannen angezündet wurden. Am Fuße der kleinen Schaubühne angelangt, standen sie einen Augenblick

still; denn den Brüdern tauchte gleichzeitig der Gedanke auf, sie sollten, nach dem Vorgefallenen, als Mitglieder des Großen Rates doch noch einige Worte zum besten geben. Am füglichsten könnten sie es tun, meinten sie, wenn sie in Person die vom Schwiegervater verkündete Versöhnung der Parteien, als Angehörige derselben, sozusagen illustrierten, die Bühne rasch bestiegen und oben sich unter passenden kurzen Reden angesichts der ganzen Hochzeitsgemeinde die Hände reichten. Indem sie berieten, welcher von ihnen das Wort zuerst ergreifen solle, Isidor der Altliberale, oder Julian der Demokrat, entstand auf der Bühne über ihren Köpfen ein polterndes Geräusch, welches die allgemeine Aufmerksamkeit erregte und aller Blicke dorthin lenkte.

Zwei Rüpel oder zerlumpte Stromer, mit Knotenstöcken und Bündeln am Rücken, zogen Arm in Arm auf und drückten sich gröhlend umher. Sie trugen zerzauste Perücken und Bärte von Werg und mächtige falsche Nasen im Gesicht, daß kein Mensch ahnte, wer sie waren. Sie schienen nicht mehr zu wissen, wo sie hinaus sollten, ließen sich endlich fahren und stellten sich einander gegenüber. Es waren offenbar zwei Spaßvögel, die in dieser Verkleidung auftraten, einen Beitrag an die Festlichkeit zu leisten; und man gewärtigte vergnügt, was sie vorbringen würden. Nachdem sie eine Weile über das Schicksal, über Gott und die Welt geschimpft, fingen sie an zu beraten, was sie denn anfangen könnten, sich ferner redlich durchzubringen? Sie zählten eine Menge tollen Zeuges auf, was sie schon versucht oder noch probieren könnten, bis der eine auf den Einfall geriet, seine Gesinnung zu verwerten, die noch irgendwo vorhanden sein müsse, da er sie nie gebraucht. „Gesinnung?“ schrie der andere, „eine solche muß ich ja auch noch haben, eine wie ein neugeborenes Kind!“ Sogleich nahmen sie die Reisebündel vom Rücken, schnürten sie auf und wühlten in dem unhabseligen Schunde herum, fanden aber lange nichts. „Halt,“ rief der eine, „da muß was sein!“ und brachte ein hölzernes Nadelbüchslein zum Vorschein. Behutsam hob er

das Deckelchen zur Hälfte ab und guckte mit einem Auge in die Höhlung. „Ja, da drin sitzt es," rief er und machte stracks wieder zu. Der andere Rüpel fand ein winziges Pillenschächtelchen, öffnete es ebenso vorsichtig, wie jener sein Nadelbüchslein, verschloß es ebenso schnell und schrie, da sitze seine Gesinnung auch ganz wohlbehalten drin.

Da nun jeder dieser Habseligkeit sicher war, hieß es, was damit anfangen? Plötzlich erinnerte sich der eine Rüpel, daß ehestens in der Gegend eine glänzende Hochzeit zwischen der reinen Jungfrau Demokratie und dem alten Herrn Liberalismus gefeiert und bei diesem Anlasse ein großer Vorrat von Gesinnung benötigt werde, und zwar von beiden Arten, von der liberalen und von der demokratischen. Jeder, der damit versehen sei, und auch kleinere Beiträge sind willkommen, werde trefflich verpflegt, und wenn er tapfer fresse und saufe, so sei er einer gut besoldeten Anstellung mit permanentem Urlaub sicher usw. Sie wurden einig, an die Hochzeit zu gehen und ihre Gesinnung anzubieten. Um sich aber nicht selber hinderlich zu sein, beschlossen sie, sich auf beide Seiten zu verteilen und der eine bei der Braut, der andere beim Bräutigam sich zu melden. Sie besahen nochmals die kleinen Habseligkeiten im Büchschen und im Schächtelchen, ob sie nicht eine Wegleitung daran zu erkennen vermöchten. Allein sie konnten durchaus nichts erraten und erfanden daher den Ausweg, auszuwürfeln, wessen Gesinnung liberal und wessen Gesinnung demokratisch sein solle.

Sie setzten sich also auf den Boden, zogen einen schmutzigen alten Lederbecher mit Würfeln hervor und würfelten die Parteien unter sich aus, natürlich wieder mit allerhand Schnurren und Possen. „Es ist doch ein lausiges Spiel," schrie der eine, „wenn man kein Bier dazu hat!" — „Wir wollen uns ein paar frisch gefüllte Töpfe denken," rief der andere, „sieh den schönen Anstich! Trink!"

Endlich wurden sie mit dem Würfeln, das sie mit vielen Mogeleien lustig zu verlängern gewußt hatten, fertig. Jeder prägte sich seinen Parteinamen wiederholt ins Gedächtnis

und machte zur größeren Sicherheit einen Knoten in das alte Schnupftuch, welches der eine von ihnen besaß, so daß dieser beide Versicherungen mit sich trug. Dann gingen sie mit Hallo und Juhe hinter die Bühne und verschwanden, wie sie gekommen.

Die ganze Zeit über waren die Notare mit den Bräuten vor der Bühne gestanden und hatten stumm hinaufgeschaut. Jetzt sahen sie sich mit roten Gesichtern an, durften aber nicht miteinander reden. Glücklicherweise war es für sie die höchste Zeit, nach der Station zu gehen, wozu sie bereits gemahnt wurden. Von den Eltern begleitet, begaben sie sich, nach Vornahme des nötigen Kleiderwechsels, unbemerkt hinweg. Beide Bahnzüge waren zum Ausfahren bereit. Die Brüder fanden einen Augenblick Zeit, einander zu fragen, welcher von ihnen die Würfelgeschichte ausgeschwatzt habe; jeder beteuerte, daß er mit keiner Silbe das getan. „Dann muß uns damals einer beobachtet haben, der uns kannte!" fanden sie einstimmig, und trugen von der schönen Hochzeit das unangenehme Bewußtsein hinweg, mit einem Gerüchte behaftet in den Ehestand einzugehen. Als der erste Bahnzug bestiegen werden mußte und die Schwestern Setti und Netti sich zum ersten Male in ihrem Leben trennten, befiel auch sie eine traurige, wie ahnungsvolle Stimmung; sie fielen sich weinend um den Hals und wußten vor Schluchzen sich beinahe nicht zu fassen.

In dem Hochzeitsgarten wurde inzwischen nichts davon verspürt, daß der Schwank der zwei Rüpel verstanden worden und seine Bedeutung bekannt sei; er wurde als eine harmlos satirische Hochzeitsposse aufgefaßt und belacht. Man wunderte sich nur, wer die beiden Bursche gewesen seien.

Der vielen jungen Frauensleute wegen wurde im Wirtshaussaale nun doch noch ein Tanz angeordnet, und als Salanders Extrazug um Mitternacht den von Münsterburg gekommenen Teil der Gäste wieder abholte, blieben dennoch Haus und Baumgarten ganz erhellt und voll Gesang und Musik in der schönen Juninacht zurück.

12

Martin Salander war zur volksmäßig politischen Feier einer Hochzeit, welche bald überall von sich reden machte, durch den Brief seines Sohnes von neuem gereizt worden; er hatte dessen blasierte Weisheit, wie er es nannte, lakonisch mit einer Fortschrittstat beantworten wollen, so wortreich sie in der Ausführung geriet.

Nun stellte sich unvermutet eine Folge ein, an die er nicht gedacht. In der Gegend, wo das Fest stattgefunden, erklärte ein Mitglied des Großen Rates wegen häuslicher Zerrüttung mitten in der Amtsdauer den Rücktritt und mußte durch eine Neuwahl ersetzt werden. Indem sie sich nach dem Manne umschauten, verfielen die Leute auf den Volksfreund Salander, und weil er schon einmal abgelehnt hatte, sandten sie ein paar Männer, die ihn bewegen sollten, dem Rufe zu folgen. Überrascht bat er um kurze Bedenkzeit, so sehr sie in ihn drangen; denn er war aufrichtig gesinnt, nochmals ernstlich zu überlegen, ob er den Schritt tun solle, und sich über dessen Bedeutung für seine Person insbesondere Rechenschaft zu geben.

Martin gehörte nicht zu den Befreiern oder Gleichstellern des Frauengeschlechtes hinsichtlich des bürgerlichen Daseins, und seine eigene Frau, so hoch er sie hielt, fragte er nie ausdrücklich um Rat und Meinung in öffentlichen Dingen. Hiermit wahrte er seinen Standpunkt. Um so lieber gönnte er ihr den Einfluß, den sie von selbst übte, wenn er doch so ziemlich von allem sprach, was ihn bewegte, und zwar meist in Gestalt eines lauten Denkens in ihrer Gegenwart, beim Morgenkaffee, bei Tisch, beim Schlafen- oder Spazierengehen. Sie hatte dann die Auswahl, einen beliebigen Gegenstand aufzugreifen und ihre Gefühlsansichten oder Widersprüche zu äußern oder ganz zu schweigen. In letzterem Falle nahm er an, die Sache sei ihr gleichgültig, und ließ das Selbstgespräch allmählich verstummen. Wenn sie sich aber zustimmend oder tadelnd aussprach, namentlich über Per-

sönlichkeiten, so hatte er wiederum die Wahl, zu benutzen, was ihm klug und wahr schien, oder auf sich beruhen zu lassen, was etwa aus einem Denkfehler hervorgehen mochte oder aus mangelnder Einsicht. Auf diese Weise beraubte er sich nicht der Hilfsquellen, die aus dem Gemüte einer rechten Hausfrau fließen, und gab ihr die Ehre, die ihr gebührte.

So begab er sich jetzt mit der genommenen Bedenkzeit in die Nähe der Gattin, ihr zunächst den an ihn ergangenen Ruf mitteilend und irgend etwas Unbedeutendes beifügend. Dann ging er weg, kam bei erster Gelegenheit wieder und begann mit langen Schritten im Zimmer auf und ab zu gehen, nunmehr einer Reihe von Betrachtungen Raum gebend.

„Ich habe bis jetzt," ließ er sich stückweise hören, „mancherlei mitgewirkt und getan, ohne jede Verantwortlichkeit, als diejenige gegen mein eigenes Gewissen, und ohne ein eigentlich zusammenhängendes Arbeiten. Das würde nun anders werden. Ich kann, wenn ich dort etwas nützen will, nicht in den Rat eintreten, um still auf der Bank zu sitzen und bei den Abstimmungen aufzustehen oder sitzen zu bleiben. Ich kann auch nicht in den Tag hinein schwatzen, wenn ich reden will, sondern ich muß die Akten studieren und aktenmäßig reden; das ist die einzig ehrliche Beredsamkeit und schafft Einfluß! Wissen ist Macht! Ich tue das, gut! Dann komme ich in die Ausschüsse und Kommissionen, und wenn ich es dort wieder tue, so hängen sie mir die Berichterstattungen auf den Buckel, und ich kann mich hinsetzen halbe Nächte durch, und Papier beschreiben wie ein Kanzlist."

Hier unterbrach ihn Frau Marie oder benutzte vielmehr eine der kurzen Pausen, die er häufig machte.

„Verstehst du denn alle die Akten," sagte sie, „oder das, wovon sie handeln, so gut, daß du darüber schreiben und reden kannst?"

„Darum sag' ich ja eben," versetzte Martin, ohne stillzustehen, „daß ich sie studieren muß!"

Nach einigen weiteren Schritten hielt er dann doch vor

der Frau an, die am Tische saß und für die Küche die letzten vorjährigen Äpfel schälte; denn die Magd, sagte sie, gehe mit den raren Früchten so gröblich um, daß kaum etwas dranbleibe.

„Du hast aber," fuhr er fort, „wohl nicht das gemeint, was man Aktenstudium nennt, sondern was man überhaupt unter Etwasgelernthaben versteht. Da darf man freilich nicht genau nachsehen; der Große Rat soll auch keine Akademie sein. Es handelt sich im Gegenteil darum, in Sachen, die man nicht von Grund aus kennt, nicht mitreden zu wollen, dafür aber die Sachkenner ins Auge zu fassen und sich nach ihnen zu richten, wenn sie einem als ehrlich erscheinen.

Es gilt also in solchen Fällen" — hier setzte er die Füße wieder in Gang — „statt der Akten mehr die Menschen zu studieren, wie wenn zum Beispiel zwei gleich angesehene Fachmänner über eine kostspielige Flußkorrektion, über Bau und Einrichtung einer Landesirrenanstalt, über ein Seuchengesetz entgegengesetzte Ansichten äußern. In diesen Fällen würde ich in einer begutachtenden Kommission keinen Platz nehmen und mich auf meine Stimmabgabe beschränken wie jeder andere, je nach dem stillen Eindruck, den ich empfangen — und könnte doch unrichtig stimmen!" setzte er mit einem Seufzer hinzu. „Fragt sich nun, überwiegt das Positive, was man leisten zu können glaubt, die Nichtleistung so beträchtlich, daß es der Mühe lohnt, und was habe ich einzuwerfen?"

Er zählte die Fähigkeiten auf, die er zu üben oder zu erwerben sich getraute, voraus im Erziehungswesen, in Staatshaushalt und Volkswirtschaft, Ausbildung und Überwachung der Volksrechte, daß sie redlich arbeiten, und so noch mehreres. Weil aber die Frau nichts mehr fragte oder bemerkte, ließ er die abgebrochenen Sätze endlich ganz eingehen und begab sich, nach der Uhr sehend, rasch hinweg.

Einen Tag ließ er noch verstreichen, worauf er den Leuten in jenem Wahlkreise schrieb, er nehme die Kandidatur an.

Mit den besten Absichten blickte er dem neuen Lebens-

abschnitte entgegen. Nach der mit großem Mehr erfolgten Wahl las und prägte er sich sogleich die Ratsordnung ein und was in Verfassung und andern Gesetzen damit zusammenhing. Sodann ließ er ein Taschenschreibbuch binden, auf dessen vorderste Seite er Auszüge aus den jährlichen Voranschlägen der Einnahmen und Ausgaben, aus den Staatsrechnungen usw. schicklich geordnet einschrieb, so daß er die Hauptposten aus allen Gebieten der Staatsverwaltung übersichtlich bei sich trug und sich jeden Augenblick über das ökonomische Gleichgewicht des Landes Rats erholen konnte.

Dies getan, suchte er sich aus gedruckten Berichten der letzten Periode über den Stand der Geschäfte im Großen Rate zu belehren, über unerledigte Anträge, Postulate und Motionen, stockende Gesetzentwürfe, ausstehende Berichte und Anträge der Regierung u. dgl., für welche Gegenstände er in anderer Gegend des Taschenbuches, mit genügendem Raum zur Fortsetzung, eine gedrängte Notizenreihe anlegte.

Das brauche er nicht, bemerkte er der Frau, um sich allenfalls mit Nörgeleien als Topfgucker aufzutun, sondern gerade um überflüssige Anfragen zu vermeiden und sich selbst Aufschluß geben zu können, wo die Sachen liegen.

Auf die Art leidlich gerüstet, seinem Alter und politischen Rufe entsprechend nicht zu sehr als Neuling zu erscheinen, wie er dachte, betrat er den Saal, nahm ohne Suchen den ersten besten Platz ein, der frei war, und verließ ihn nicht mehr vor dem Schlusse der Sitzung. Ohne Zerstreuung folgte er die ganze Zeit über den Verhandlungen und warf auch in die Zeitungsblätter, welche Nachbaren ihm hinreichten, kaum einige Blicke. Das gebührte sich zwar als selbstverständlich sowohl nach dem Wortlaute des Amtsgelübdes, das er abgelegt hatte, als nach dem Inhalte eines langen Gebetes, mit dem jede Session eröffnet wurde und das einen Bestandteil der gesetzlichen Geschäftsordnung bildete; allein wenige, gläubig oder ungläubig, nahmen das göttliche Pflichtenheft streng wörtlich. Martin Salander hingegen, der unkirchlich gesinnt war, erachtete sich nichtsdestominder

für gebunden, weil die in Gelübde und Gebet enthaltenen Vorschriften richtig und notwendig waren und die liturgische Form ihre Gesetzeskraft nicht aufheben konnte.

Erst nach beendigter Sitzung fand er Gelegenheit, die Schwiegersöhne zu grüßen, deren öfteres Ab- und Zugehen er nicht einmal beachtet, zumal sie eine gute halbe Stunde nach ihm erschienen waren. Seine Einladung, mit ihm nach Hause zu kommen, lehnten sie dankend ab, weil der eine gewisser Verhandlungen wegen mit seinen Bezirksgenossen beim Essen zusammentreffen, der andere einige Geschäfte besorgen müsse. Nachher aber wollten sie miteinander einen Waffenladen aufsuchen, um sich zwei neue Scheibengewehre zu kaufen; denn sie waren seit einiger Zeit schon Mitglieder von Schützengesellschaften.

Martin Salander ging also allein nach Hause. In sich gekehrt, mit einem Gefühle von Zufriedenheit wie einer, der den langen Morgen hindurch gearbeitet hat, schritt er dahin, obgleich er keine Hand gerührt und kein Wort gesprochen. Lediglich die ununterbrochene Aufmerksamkeit, welche er während fünf Stunden den Verhandlungen gewidmet, gab ihm das Bewußtsein getaner Arbeit. Er hätte nicht gedacht, daß ein solcher Unterschied zwischen Anwesenheit und Anwesenheit sein könnte, und bedenkend, wie er bald auch angebrachtermaßen etwas zu sagen haben werde, empfand er einen kräftigen Appetit zu dem verspäteten Mittagsmahle.

Frau Marie, die ihn am Zuge der Hausglocke erkannt, trat ihm auf dem Flur entgegen und kündigte ihm einen sonderbaren Besuch an, seinen Vorgänger im Großen Rate, dessen Stelle er heute eingenommen. Der Mann scheine sich in schlechten Umständen zu befinden und würde ersichtlich nicht übelnehmen, wenn man ihn zum Essen dabehielte; sie habe ihn aber nicht einladen wollen, ehe Salander ihn gesehen.

„Was will er denn?“ fragte dieser. „Ich habe ihn früher da und dort getroffen und erinnere mich, daß er ein gut und gescheit aussehender Mann gewesen ist. Aber ich kann mir nicht vorstellen, was er will?“

„Er sagt, er habe viel von dir gehört und auch von der berühmten Hochzeit; er freue sich, daß er einem solchen Nachfolger habe den Platz räumen können, und fühle sich dadurch erleichtert und sei gekommen, das zu sagen und zu der Wahl Glück zu wünschen.“

„Der arme Teufel! Laß ihm nur ein Gedeck hinsetzen, die Herren Tochtermänner sind ohnedies nicht mitgekommen!“

Als Salander in die Stube trat, erkannte er den Mann kaum wieder, der bescheiden auf einem Stuhle am Fenster saß, sich erhob und mit unsicher gewordener Beredsamkeit ihn begrüßte und seine Gratulationsworte vorbrachte. Er habe, sagte er, an der Staatskasse ein kleines Guthaben an Taggeldern beziehen wollen, leider aber nichts erhalten, sondern noch einen Überschuß von Bußen wegen versäumter Sitzungen erlegen müssen. Da habe er gedacht, er wolle den Weg nicht ganz umsonst gemacht haben und wenigstens dem würdigen Nachfolger seine Aufwartung machen.

„Aber, Herr Kleinpeter!“ erwiderte ihm Martin Salander lächelnd, „wie mir scheint, ist hier nicht viel Glück zu wünschen, wenn man noch Geld verliert! Haben Sie schon zu Mittag gegessen, oder darf ich Sie vielleicht zu unserer Suppe einladen?“

Verlegen dankte der Mann, doch mit einem verräterischen Blick auf den gedeckten Tisch; Salander wiederholte daher die Einladung etwas entschiedener und nahm ihm den Hut aus der Hand, denselben beiseitelegend.

Der offenbar einst hübsche Mann zeigte alle Anzeichen des Verfalles. Die frühere Wohlbeleibtheit war aus den Kleidern geschwunden, daß sie zu weit geworden und schlotterig an ihm hingen, dabei aber so abgetragen waren, daß es lange her sein mußte, seit er etwas machen lassen. Die Wäsche war unordentlich und das zerschlissene Halstuch so schlecht umgebunden, daß man die lieblosen und trägen Hände leibhaft zu sehen glaubte, die den Mann so aus dem Hause gehen ließen. Seine eigenen Hände hafteten gewohnheits-

mäßig an verschiedenen Stellen der Rockklappen, um einen Fadenschein, einen Schmutzfleck oder ein zerrissenes Knopfloch zu decken. Die kümmerlich unfreie Haltung, welche ihm hierdurch anklebte, entsprach auch dem farblosen gedunsenen Gesichte, dessen Züge die Spuren von Niedergeschlagenheit und Kummer, sowie von zahlreichen Anläufen verrieten, im Trunke sich selbst zu vergessen.

Das Ehepaar Salander ermunterte den merklich erschöpften Kleinpeter, sich schmecken zu lassen, was da sei; Frau Marie legte ihm selbst auf den Teller; er war jedoch bald satt, oder vermochte wenigstens nicht viel zu essen. Dagegen sprach er dem Glase, welches Martin pünktlich füllte, mit unbewußtem Fleiße zu und wurde darüber fast aufgeweckt und zutraulich. Dies gewahrend, ging jener selbst in den Keller, ein paar bessere Flaschen auszusuchen; es kam ihn die Laune an, den Tag seines Einzuges ins Rathaus zu Münsterburg durch solche Mildtätigkeit an dem verarmten Manne zu feiern. Die Frau holte indessen gern neue Gläser herbei, den Gast freundlich unterhaltend; denn auch sie empfand ein seltsames Mitleid mit ihm, und sie glaubte vielleicht, sein Schicksal oder anderes Unheil von ihrem Martin abzuwenden, indem sie sich gegen das Unglück menschlich erwies.

Salander sprach einiges von den Ratsangelegenheiten zu dem redseliger werdenden Kleinpeter und glaubte ihn nach diesem oder jenem Verhältnis und dem Standpunkt, den er dazu eingenommen, befragen zu sollen; allein obschon der Vorgänger nicht viel länger als ein halbes Jahr keiner Sitzung mehr beigewohnt, so war es doch, als ob alles wie im Traum hinter ihm läge. Er besann sich kaum auf die Dinge und beantwortete die Fragen gleichgültig und ungenau, während das Gesicht sich wieder zu trüben begann.

Salander entkorkte sogleich eine der Flaschen, die Frau nahm sie und füllte zwei Gläser, deren lieblicher Duft sich verbreitete und das Herbstsönnchen auf das blasse Gesicht zurückrief. Das ruhig teilnehmende Wesen dieser Eheleute, der tiefe Frieden, der zwischen ihnen zu walten schien, und

der die Nerven belebende Wein ließen ihn jeden Unstern vergessen und machten sein Herz fröhlich, so daß er mit schwimmenden Augen und geröteten Backen dasaß und freiwillig begann, alte Drolligkeiten und Geschichten aus dem ländlichen Amtsleben zu erzählen, bis die erste der feinen Flaschen zu Ende ging. Während Salander die zweite zurechtmachte und der Gast mit froher Aufmerksamkeit zuschaute, benutzte Frau Marie die Pause, ihn zu fragen, welchen Familienbestand er zu Hause besitze, und ob alles gesund sei.

Da sah sie der Mann wie aus süßem Schlafe geweckt groß an, die glückselige Weinröte verzog sich gegen die Augen hinauf, die so schon glühten, er ließ den Kopf sinken, stützte ihn auf die Hände und weinte gleich darauf wie ein kleines Kind. Erstaunt und erschrocken betrachteten Martin und Marie Salander den Vorgang und den gewaltsam schüttternden, angegrauten Kopf vor ihnen. Doch standen sie von ihren Stühlen auf, sich um den schluchzenden Gast zu bemühen und ihn aufzurichten. Es gelang zuletzt; doch stand er beschämt vor ihnen, entschuldigte sich wegen des krankhaften Anfalles, wie er sich ausdrückte, und wollte sich entfernen.

Salander sah aber wohl, daß es nicht eigentlich das „trunkene Elend" war, das ihn befallen, wie man landesüblich das Weinen der Betrunkenen nennt, sondern die plötzliche Erinnerung an ein unglückliches Dasein, welche den widerstandsarmen Altrat übermannt hatte. Er redete ihm daher freundlich zu, sich zu setzen und zu erholen.

„Bereite uns jetzt einen guten schwarzen Kaffee," sagte er zur Gattin, „nachher wird uns die andere Flasche um so besser munden; denn die muß Herr Kleinpeter noch trinken helfen!"

Frau Salander besorgte den Kaffee auf das beste und ließ es nicht an einem Gläschen alten Kirschgeistes fehlen.

So dauerte es nicht lange, bis die Gedrücktheit des neuen Gastfreundes abermals wich und das Feld der froheren Laune

überließ, welche das unverhoffte Wohlergehen nicht durch ihre Abwesenheit verabsäumen wollte. Kleinpeter wurde wieder so gesprächig und offenherzig, daß er mit beruhigten Sinnen selbst auf den Ursprung des krampfhaften Tränenvergießens zurückkam; ein Wort gab das andere, und da er vielleicht zum erstenmal einer teilnehmenden Aufmerksamkeit begegnete, erzählte er unbefangen und aufrichtig, wie es sich mit ihm verhalte. In Zeit einer Stunde wußten Martin und Marie Salander so ziemlich seine Geschichte, nach Maßgabe ihres Verständnisses.

Der alte Großrat Kleinpeter war ein geringer Fabrikant von Baumwolltüchern gewesen, mit einigem Vermögen das vom Vater überkommene Geschäft vorsichtig und gemächlich fortbetreibend, ohne stark vorwärts-, aber auch ohne zurückzugehen. Als ein umgänglicher und beliebter Mann setzte er mehr Wert auf die Anforderungen des gesellschaftlichen und bürgerlichen Verkehres, als auf den Erwerb von Reichtümern. Ein eitles leichtsinniges Weib, das er geheiratet, trieb ihn noch dazu an; denn sie setzte das unschuldige Ansehen, dessen er sich erfreute, auf ihre alleinige Rechnung und spreizte sich in demselben wie ein Pfau. Alles, was er tat, war *ihre* Tugend, was an ihm gefiel, *ihr* persönlicher Vorzug, was ihm widerfuhr, *ihr* Verdienst. Es war *ihr* Mann, von dem man sprach und mit dem sie großtat, und weiter nichts, und überall wollte sie dabei sein, wo er hinging; auch fuhr sie allein im Lande herum, so oft sie konnte, sich sehen zu lassen und zu prahlen. Zu Haus aber machte sie ihm das Leben sauer durch die verächtliche Art, mit der sie sein Tun und Lassen und ihn selbst zu behandeln sich förmlich die Mühe gab, damit er ja nicht gegen sie aufzukommen sich unterstehe. Auch sonst lebte er schlecht in seinem Hause, weil ihr alles zu viel war, was einer Sorgfalt gleichsah. Zwei heranwachsende Söhne schlugen in ihre Art.

Als Kleinpeter, dem just kein Besserer im Lichte stand, zum Mitgliede des Großen Rates und bald zum Amtsstatthalter gewählt wurde, stieg der Hochmut der Frau auf den

höchsten Gipfel. Die Titel schienen nur für sie da zu sein, und es war niemandem zu raten, sie nicht mit dem einen oder anderen anzureden. Und während sie dem ärmsten Mann es mißgönnte und ihn beinahe haßte, weil er doch der Inhaber der Titel war, benutzte sie dieselben wiederum, das damit verbundene Ansehen zum Schuldenmachen und anderen Mißbräuchen auszubeuten.

Hierin fand sie bald genügende Aushilfe, als die Söhne die Verwaltung der bescheidenen Fabrik übernahmen, die der Vater ihnen überließ, um sich ausschließlich seinem Amte zu widmen und Frieden zu haben. Darin täuschte er sich arg.

Die Söhne waren seit dem Verlassen der Schulen nicht vom Fleck zu bringen gewesen, um etwas von der Welt zu sehen und zu lernen, woran auch der Vater schuld war, der sie nicht dazu gezwungen und sie zu Hause herumlungern ließ, wo sie sich nur die Gemütsroheit und ungeschliffenen Sitten der Mutter und einer Anzahl von Gesellen gleichen Schlages zum Vorbild nahmen. Anstatt das Geschäft ordnungsgemäß zu führen, vernachlässigten sie dasselbe und gerieten in die ärgste Wechselreiterei, ohne daß etwas verdient wurde. Da zogen sie dann stets den Vater Statthalter mit hinein, der sich verbürgen oder geradezu seinen Namen auf die Papiere setzen mußte; und auch die Frau Statthalter und Großrätin entblödete sich nicht, ihm mit Schuldpapieren zum Unterschreiben zu kommen. Die von ihm mitunterzeichneten Wechsel und Obligi waren lange Zeit immer unterzubringen, kehrten nach weitläufigen Wanderschaften zu ihm allein zurück und mußten mit saurer Mühe und tausend Sorgen von ihm eingelöst werden.

Das alles ging unter stetem Zank und Streit vor sich, da Mutter und Söhne sich immer gröber und unverschämter gegen ihn betrugen, als ob er ein schlechter Hausvater wäre. Dies Elend zu vertuschen und den Lärm, der täglich auszubrechen drohte, zum Schweigen zu bringen, mußte er um seiner Ämter willen immer nachgeben. Er hatte seine Amtsstube mit einem Schlafzimmerchen in ein kleines Nebenge-

bäude verlegt, um Ruhe zu finden. Allein das Weib ließ sich das nicht anfechten. Sie kam während der Audienzen, die er hielt, oder der Verhöre, die er leitete, durch die Amtsstube gelaufen mit brutalem Auf- und Zuschlagen der Türen, wenn sie nicht zu Wort kommen konnte. Sogar den Schreiber, den Polizeisoldaten und den Amtsboten des Statthalters suchte sie mit einer ganz einfältigen Falschheit und Untreue zu geheimen Gegnern des Mannes zu machen, der doch in all seiner Schwäche die einzige Stütze des Hauses blieb bis zum Zusammenbruche.

Und niemanden gab es, der ihn klagen gehört. Ach, er wußte gut, warum er schwieg; denn niemand würde geglaubt haben, daß ein Mensch, welcher im eigenen Hause so elend dastand, das Wohl des Landes beraten und fremde Leute zu regieren sich unterstehen könnte.

Wie aber alles Menschliche ein Ende nimmt, ging es auch hier dem Feierabend so vielen Unrechtes und Leidens entgegen. Die Arbeiter waren wegen rückständiger Löhne schon aus der Fabrik weggeblieben und anderwärts angestellt worden. Trotzdem hatten die Söhne noch bedeutende Ankäufe von Garn gemacht, dieses aber sofort versetzt, und als der Zahlungstermin nahte, besaßen sie weder Garn, noch Tuch, noch Geld und liefen Gefahr, des betrügerischen Bankrotts verdächtig zu werden. Mit dieser schönen Enthüllung überfielen sie den Vater, als die fälligen Wechsel vorgewiesen wurden, in der Morgenfrühe, natürlich wieder im Tone des Vorwurfes, daß er sie in ein so erbärmliches Fabriklein hineingesetzt habe. Und als er hilflos dastand und fragte, wo er um Gottes willen auch Geld hernehmen sollte, da ja alles verpfändet und überschuldet sei, verwiesen sie ihn frech auf die von ihm bezogenen Steuergelder, die bequem bereit lägen und für den Augenblick ohne Gefahr in Anspruch genommen werden dürften.

Der Vater wurde blaß.

„Es ist mir genau vorgeschrieben," sagte er, „wieviel Gelder ich im Hause behalten darf und wann ich sie an die

Staatskasse abführen muß, abgesehen davon, daß ich meine Hand nicht auf irgend andere Art unter den Deckel stecke!"

„So haben wir morgen die Insolvenzerklärung!" sagten sie; „Kleinpeter und Söhne heißt ja die Firma!"

Sie schauten in der Stube umher, nach der alten Geldkiste, wo die denn hingekommen sei? Der Vater hatte sie kürzlich in eine andere Ecke geschleppt und an den Boden festgeschraubt, unter welchem sich dort ein starker Balken hinzog. Eben stand die Kiste offen; der eiserne Deckel war zurückgeschlagen, in einer Abteilung lag in Rollen abgezähltes Geld nebst einem Pakete Banknoten und obenauf ein mit den betreffenden Zahlenangaben beschriebener Zettel. Der ältere Sohn schritt unverweilt nach der offenen Kasse und ergriff den Zettel, indem er rief:

„Hier ist mehr als genug für den Augenblick! Der vierte Teil sogar genügt, und später wird sich Rat schaffen lassen!"

Gleichzeitig wollte er nach den Banknoten greifen. Doch der Ratsherr stürzte sich dazwischen und hielt ihm den Arm fest; der zweite Sohn sprang herzu, dem Bruder zu helfen, und es rang nun der alternde Mann in Todesängsten mit den Söhnen, die sich nicht scheuten, den Vater unsanft hin und her zu stoßen.

Endlich gelang es ihm doch, den schweren Deckel zu packen und zuzuschlagen, worauf die räuberischen Söhne ein wenig zurückwichen, aber nicht aussahen, als wollten sie von ihrem Vorhaben abstehen. Diesen Augenblick benutzte er, einen der Schlüssel abzuziehen.

„Wenn ihr nicht auf der Stelle hinausgeht und euch heute nochmals hier blicken laßt," sagte er zu ihnen mit bebender, doch gedämpfter Stimme, „so soll euch mein eigener Landjäger festnehmen und in Daumschrauben nach Münsterburg bringen! Er kann jede Minute dasein!"

Die unerwartete Kraft des schwachen Mannes, der um seinen letzten Besitz, den ehrlichen Namen, kämpfte, schreckte die ungeratenen Söhne zurück, und sie entfernten sich ebenso bleich, wie der Vater geworden war.

Zitternd und keuchend saß der Statthalter auf der eisernen Kiste und wischte sich den Schweiß von der Stirne. Mit wirren Gedanken betrachtete er seitwärts die verjährte Schlosserarbeit an dem alten Erbstück, ohne sie zu sehen. Als er sich endlich etwas gesammelt, stand er mit müden Gliedern auf, öffnete die Kasse wieder und nahm die Steuergelder, sie zu verpacken. Er suchte das nötige Papier, Schnüre und Siegellack zusammen, wickelte und schnürte alles mit großer Hast und Eile doppelt und dreifach ein, fest, aber ungefüg, denn es war sonst die Arbeit des Amtsdieners, und zuletzt zündete er Licht an und versiegelte das Paket an drei oder vier Orten, jedesmal mit einem Stöhnen das Siegel betrachtend, eh' er es aufdrückte.

Dann schrieb er den zur Ablieferung gehörigen kurzen Bericht, den er mit besonderem Umschlag versah und adressierte, und schickte den eintretenden Weibel mit beiden Stükken zur Post, ihm einschärfend, sich nirgends aufzuhalten und dafür zu sorgen, daß Geld und Brief mit der ersten Gelegenheit abgingen. Auch solle er nicht vergessen, einen Postschein zurückzubringen. Er blickte dem Mann durch das Fenster nach und sah richtig, wie die Frau ihn auf dem Hof anhalten und sehen wollte, was er da forttrage; wie sie aber vom Weibel kurz stehen gelassen wurde.

Hierauf legte er in zwei weiteren Schreiben an den Präsidenten des Großen Rates und an die Regierung seine Stellen als Ratsmitglied und als Statthalter nieder. Denn er wußte, daß es jetzt aus war, wenn auch nicht, was aus ihm werden sollte.

Die leere Eisenkiste ließ er offen stehen. Die Frau kam geschlurft und guckte sogleich hinein; aber es dünkte sie, es blase ein so kalter Wind aus dem leeren Hohlraum, daß sie die Nase stracks zurückzog und den Statthalter fragen wollte, was denn das sei? Dieser gab ihr jedoch keinen Bescheid, sondern wandte sich an den Landjäger, der erschienen war. Der Statthalter hatte ihm am Abend vorher angekündigt, er müsse in Polizeisachen mit Aufträgen nach der

Hauptstadt gehen, und die bezüglichen Akten bereit gemacht. Die stellte er ihm jetzt zu und zugleich die beiden Entlassungsschreiben, welche pünktlich zu besorgen er ihm anbefahl.

So hatte er nun sein Haus bestellt und besaß nichts mehr als die hinterlegte Amtsbürgschaft, in ein paar Werttiteln bestehend, welche mit seinem Rücktritt frei wurden und seither wohl auch verschwunden waren.

Als die Herzausschüttung Kleinpeters nach und nach versiegte, herrschte mehrere Minuten lang eine Stille, in welcher Martin und Marie Salander die erschütternden Eindrücke nachwirken ließen, indessen jener, sein Vertrauen nicht bereuend, die fühlbare Teilnahme samt einigen nachgeholten Schlücken des duftreichen Weines ebenso schweigend genoß.

Martin bedachte mit Grauen, welch dunkle Zustände im Leben öffentlicher Vertrauenspersonen verborgen liegen oder auch als öffentliches Geheimnis bestehen können. Er wußte zwar, daß einzelne Erscheinungen dieser Art zu allen Zeiten hervorgetreten sind; sie waren dann auch als große Unglücksfälle empfunden worden. Jetzt wollte ihn aber eine Ahnung beschleichen, als ob es sich um Symptome handle, die ihm glücklicherweise eine Gegenbetrachtung tröstlich aufwog. Die rasche Entschlossenheit, mit welcher der Statthalter sich nicht mehr für amtsfähig hielt und seine Stelle niederlegte, nur weil die Söhne das Vergehen der Untreue ihm zugemutet und es selbst hatten verüben wollen, erfüllte ihn mit wahrer Achtung, und diese verminderte sich keineswegs, als ihm der Gedanke aufstieg, der scheinbar so schwache Mann habe nicht allein für die Gesunkenheit der Söhne büßen, sondern sich selbst verhindern wollen, doch noch in die Schlingen der wachsenden Not zu fallen. Nein, sagte sich Salander, gerade wenn der Haltlose noch am wahren Bürgersinne sich aufrichten und die Achtung vor sich selbst retten kann, ist das Gemeinwesen nicht im Niedergang.

Die Frau Marie bedachte anderes; sie hatte es mit dem wunderlichen Weibe zu tun, das der Mann mit bitterem Groll und ohne einen Rest von Neigung geschildert; sie

zweifelte keinen Augenblick, daß dasselbe die Quelle seines Unglücks sei, verstand aber den Charakter der Unholdin nicht recht.

„Ich begreife nicht, Herr Kleinpeter," nahm sie das Gespräch wieder auf, „wie eine Frau auf das Ansehen ihres Mannes so eitel sein und es auf jede Weise benutzen kann, während sie es ihm doch mißgönnt und ihn darum haßt, so daß sie sich förmlich abmüht, ihm die schuldige Achtung vorzuenthalten!"

„Ja, Frau Salander," erwiderte der gewesene Statthalter, „das hab' ich nicht so studiert! Wer die Dinge an sich erlebt, der versteht sie, sozusagen, ohne sie deutlich erklären zu können. Nach allem übrigen zu schließen, denke ich, es werde dabei nebst der Eitelkeit eine mit geistiger Beschränktheit verbundene hochgradige Selbstsucht im Spiele sein und überdies das Herkommen sich geltend machen. Meine Frau Gemahlin stammt aus einer Gegend, wo, mit Respekt zu sagen, die Frauen besonders hochfahrig, aufgeblasen und als große Lästermäuler bekannt sind. Nachbarneid und Klatschsucht suchen ganze Dorfschaften heim und zerklüften weitläufige Familien so gut, wie das geringste Hüttenvölklein. Jede, die sich verheiratet, setzt sich vor, zu zeigen, wo sie her sei, und die Oberhand zu behaupten. Die Männer sind tätig, aber grob und fluchen in den unteren Schichten wie Seeräuber, in und außer dem Hause. Da üben denn die Weiber von Jugend an ihre Zungen, und wenn eine dazu nicht recht gescheit ist, so kann man sich denken, was da herauskommt!"

„Wie sind Sie denn in dies gelobte Land geraten?" fragte Frau Marie.

„Ein guter Freund sagte zu mir, er wisse für mich eine zum Heiraten. ‚Wo steht sie?' fragte ich in dem damals üblichen schnöden Sprachstil junger Landlöwen. Jener nannte Ort und Namen und strich alle Vorzüge heraus. Ich fand eine hübsch aussehende, schön gekleidete Tochter, welche sich so freundlich und sanft anzulassen verstand, daß ich un-

verzögert anbiß, obgleich mir von unbekannter Hand zugesteckt wurde, sie habe den Anschicksmann selber abgesandt. Anstatt hierdurch mich abschrecken zu lassen, fühlte ich mich vielmehr geschmeichelt und war völlig gerührt. Sie entpuppte sich ziemlich rasch und schrecklich. Indessen ist sie auch unter den Weibern ihrer Heimat noch eine Ausnahme und ärger als die andern, gewissermaßen ein Extrakt!"

Mitten in der Rede mußte er lachen, da ihm ihr neuester Streich einfiel. Sie habe ein langes Gezänk über seine Verarmung mit der Androhung der gerichtlichen Scheidung geschlossen, worauf er lediglich bemerkt, sie werde dann jedenfalls Gelegenheit finden, die Titel einer Frau Statthalterin und Großrätin endlich abzulegen, die jetzt schon nicht mehr am Platze seien. Da habe sie ganz feuerrot und furibund einen Satz gegen ihn getan und geschrien, es falle ihr nicht ein, zu verzichten, sie besitze das göttliche Recht, sich lebenslang so nennen zu lassen, und werde nicht davon weichen.

Auf die Frage, was sie denn mit all dem Geld angefangen, wofür sie Schuldscheine ausgestellt, erwiderte er:

„Für Kleider und Putz hat sie es ausgegeben! Weil ich das erste Amt im Bezirk versah, hielt sie es für ihre Pflicht, sich am schönsten zu kleiden, und das war in der Tat nicht wohlfeil, indem es einige große Industrielle gibt, deren Damen ordentlich Staat machen. Noch vor einem Jahre mußte ich ein Wechselchen von hundertundzwanzig Franken bezahlen, das sie auf mich gezogen, und für was? Für ein kleines Sonnenschirmchen mit elfenbeinernem Stock und mit kostbaren Stoffen behängt. Sie hatte es hier im Schaufenster eines Ladens gesehen, in welchem sie bekannt war, und es sogleich auf besagte Art gekauft. Mit diesem Schirmchen spazierte sie im ganzen Flecken und weiter herum, wo sie die reicheren Frauen und Fräuleins zu ärgern glaubte. Dann ging sie extra des Parasölchens wegen einige Wochen ins Bad und stellte auch dort wieder eine Anweisung auf mich aus. Überdies bezog sie von ihren bemittelten Eltern, die jetzt noch leben, mehrmals Geld mit der Angabe, ich brauche

es. Als sich dann endlich herausstellte, daß sie gelogen hatte, erhielt sie nichts mehr auf diesem Wege."

Der gute Mann würde noch lange geplaudert haben, wenn nicht die Stunde der Heimreise gekommen wäre; denn die bedrängten Umstände erlaubten ihm nicht, das Retourbillett für die Eisenbahn preiszugeben. Außerdem freue er sich, noch eine kurze Zeit ruhig in seinem alten Heim schlafen zu können; die Frau Statthalterin sei gestern mit ihrer ganzen Garderobe und dem Sonnenschirmchen zu ihren Eltern gezogen, die Söhne aber seien vor zwei Wochen nach Amerika gereist, um dort Anstellungen als Fabrikaufseher zu finden, die man ja gern aus der Schweiz beziehe. Jawohl, aber nicht solche! Wären sie früher gegangen! Seine Fabrik samt dem alten Grundbesitz dagegen stehe unter Konkursverwaltung; er gewärtige jeden Tag die Gant. Glücklicherweise gehe ihn die Sache weiter nichts mehr an.

„Könnten Sie," fragte Salander, „das Anwesen jetzt nicht selbst wieder an sich ziehen, wenn sich eine Beihülfe fände, und es neu in Gang bringen?"

„Ich werde mich wohl hüten, Herr Großrat!" versetzte Kleinpeter ohne Besinnen, „wenn es wirklich gelänge, so wären sie eines Tages alle drei wieder da, die Milch abzurahmen! Lieber will ich eine stillbescheidene Tätigkeit irgendwo übernehmen, sei es, was es wolle; wenn Ihnen etwas vorkommen sollte, das für mich geeignet wäre, so geben Sie mir vielleicht einen Wink, wenn Sie so gut sein wollten!"

„Ich will gewiß daran denken, seien Sie dessen versichert!" versprach ihm Martin Salander und gab ihm die Hand. „Sie sind ja noch wacker und kein alter Mann, wenn Sie sich ein bißchen aufrappeln! Leben Sie wohl, kommen Sie gut nach Hause!"

„Danke tausendmal, und Ihnen auch für alles Genossene, Frau Salander, und für alle erwiesene Freundlichkeit!"

„Es ist nicht wichtig und gern geschehen!" sagte Frau

Marie und schüttelte ihm die Hand, „ich wünsche glückliche Reise und daß es Ihnen wieder besser gehe!"

Mit unerwartet raschen Schritten eilte der aufgerichtete Mann von dannen. Nachdenklich schauten ihm die Eheleute nach, wie er die Straße entlang ging.

„Er schwankt ja nicht im geringsten!" bemerkte Marie, „ich besorgte, er würde ein Fähnchen bekommen. Es sollte ihm doch noch zu helfen sein, wenn er das saubere Weibsstück los wäre!"

„Und wenn er ein ruhiges Plätzchen hinter dem Winde hat, glaub' ich auch, daß er sich noch erholen kann. Aber regieren muß er nicht mehr wollen!"

Der neue Großrat bedachte auf dem Wege zum Kontor, das er noch aufsuchte, das sonderbare Erlebnis dieses ersten Tages seines späten amtlichen Daseins, wie er dazu komme, den verunglückten Vorfahren zu bewirten und zu trösten; und er pries sich glücklich, daß in seinem gutartigen Haushalt solche Gefahren nicht vorhanden seien. Dennoch behielt er einen melancholischen Eindruck von der so unmittelbar wahrgenommenen Unsicherheit der menschlichen Dinge in den obersten Anstalten selbst.

13

Mit der Zeit ward Martin Salander ein vielbeschäftigter Mann im Rat und außerhalb desselben und kam im Schwanken des Parteilebens, im Sichkreuzen der Anforderungen wie in einen Wirbelwind zu stehen, da ihn alle an sich ziehen wollten.

Der Kampf drehte sich nun vorzüglich um die Frage, ob die neueste schweizerische Volksherrschaft dem Andrange der sozialen Umwälzung ihren Grund und Boden zur Verfügung stellen solle, d. h. ob man dem Volke vorgeben könne, es sei das sein Zweck und sein Wille gewesen. Durch diese Frage entstand ein gelindes Schieben und Verändern der Partei-

bestände, während das Volk im ganzen, als ein fremder, dunkelartiger Körper betrachtet, schwieg.

Salander verfolgte den Mittelweg, die Fühlung mit dem gesellschaftlichen Umsturz abzulehnen, dagegen die Zustände durch das Verstaatlichen aller möglichen Dinge in den bisherigen Formen zu erleichtern und zu verbessern, so daß er einen Standpunkt einnahm, den er vor kurzen Jahren noch bestritten hatte, die damaligen Inhaber jedoch als einen überwundenen schon preiszugeben bereit waren.

Indessen nahmen auch diese alles Gebotene vorläufig auf Abschlag und zur heilsamen Übung entgegen; in den Gemeinden und draußen im Bunde wehte der nämliche Wind, überall wurden Ausgaben beschlossen zu Hilfs- oder Kulturzwecken; Martin Salander aber war unermüdlich, mitzuwirken und neue Erfindungen in Umlauf zu bringen.

Seine Schwiegersöhne leisteten ihm zuweilen Adjutantendienste, indem sie überall, wo sie hinkamen, seine Ideen oder solche, für die er einstand, in den Gemeinden unter das Volk warfen, auch wo niemand an eine neue Unentgeltlichkeit oder öffentliche Wohltat gedacht hatte, die nun sofort unentbehrlich schien.

Marie erbaute sich ordentlich an dem guten Herzen Martins, mit welchem er sich dieser Tätigkeit freute. Eines Tages fand sie in einem seiner abgelegten Röcke das Taschenbuch mit den Budget- und Staatsrechnungsauszügen.

„Hast du das Buch nicht vermißt?“ fragte sie, ihm dasselbe zeigend; „es steckte in dem alten schwarzen Rock, den du seit einem Jahre nicht mehr anzogst.“

Salander besah das Buch.

„Hm! wahrhaftig, ich hab' es nicht vermißt! Ich brauche es auch nicht mehr so notwendig; denn erstens sind mir diese Dinge jetzt geläufiger, und sodann wird unlang eine Verschiebung derselben eintreten müssen. Verschiebung, das ist eigentlich ein schlechtes Wort, welches die heimlichen Sozialisten in den Mund nehmen, wenn sie friedlich verschämt andeuten wollen, wohin sie zielen. Daß eine etwelche Verschie-

bung stattfinden werde, heißt es dann, sei nicht zu bezweifeln und nur eine Frage der Zeit!"

„Aber was meinst du denn damit?"

„Ich? Siehst du, ich meine es ungefähr so: durch den gebieterischen Fortschritt der Zeit wachsen die Ausgaben auf allen Punkten so sehr, daß die Einnahmen sie nicht mehr decken; wenn z. B. die Gemeinden die ihnen gestellten Aufgaben gehörig lösen wollen, so werden sie zu stark belastet, und der Staat, will sagen der Kanton, muß ihnen beispringen und einen Teil seiner Einkünfte abtreten. Da aber die Kantone selbst ihre erhöhten Aufgaben zu bewältigen haben, die Steuern aber nicht ins unendliche vermehren können, so müssen sie den Bund in Anspruch nehmen, der sich zu erklecklichen Beiträgen wird verstehen müssen, wenn er seine höheren Pflichten erfüllen will. Wiederum sind die Einnahmen des Bundes nicht unerschöpflich, und es mehren sich gleichzeitig seine eigenen gewohnten Ausgaben. Also müssen wir suchen, ihm neue Quellen zu eröffnen und die Mittel zu beschaffen, die er für alle das braucht."

„Das ist ja der reine Ringelreihen!" lachte Marie; „sehr lustig und listig zugleich, wie ich verstehe! Oder wir machen es wie der Mann, der seinen Geldbeutel den ganzen Tag von einer Tasche in die andere steckt; so kann er sich einbilden, er habe hundert Geldbeutel, und kauft sich alles, was er will. Ist es nicht so?"

„Nicht ganz so, meine Liebe! Ich kann es dir jetzt nicht näher auseinandersetzen, es sind eben nationalökonomische Dinge! Man nennt es Volkswirtschaft!"

Sein Lieblingsfeld war aber die Volkserziehung; sie galt ihm als die wahre Heimat, in welcher er seinen frühen Abfall von der Schule gutmachen müsse. In seinem heiligen Eifer ahmte er unbewußt die jüdischen Krämer nach, die das feilschende Publikum so stark überfordern, daß sie eines mäßigen Preises sicher sind. Aber das Ideal, an welchem er arbeitete, stand ihm so fest, daß er doch ernstlich an die Erreichbarkeit seiner Höhe glaubte. Jeder der rastlos auftau-

chenden Schrullen widmete er seine Aufmerksamkeit, half sie abrunden, zu einem annehmbaren Gebilde ausgestalten, und vertrat sie dann mit allem ihm zu Gebote stehenden Einfluß in den Aufsichtsbehörden, in denen er saß, in Vereinen und bei jeder Gelegenheit im Großen Rate.

„Ich hoffe, es doch noch zu erleben," sagte er eines Tages zur Frau, „daß keiner unserer Jünglinge zu Stadt und Land vor dem Antritt des zwanzigsten Jahres aus der staatlichen Lehre entlassen wird!"

„Was sollen sie denn so lange treiben?"

„Lernen und immer lernen! Üben und wieder üben! Bedenke doch nur, wie sehr sich der Stoff häuft! Haben wir erst durchgesetzt, daß der tägliche Schulbesuch bis zum fünfzehnten Jahre dauert und ein allgemeiner Sekundarunterricht eingeführt ist, so fängt die Fortbildung an in den mathematischen Fächern, im schriftlichen Ausdrucke, in der Kenntnis des tierischen Körpers und Gesundheitspflege, vermehrten Landeskunde und Geschichte. Die stete Ausbildung im Turnen und militärischen Exerzitium ist schon vorgeschrieben, muß aber besser betrieben werden, besonders die Schießübungen müssen früher und zahlreicher stattfinden. Selbstverständlich geht neben allem her die fortgesetzte Pflege des Gesanges und der Musik, letztere insofern sich in einer Gemeinde genug Knaben finden, die zum Spielen von Blasinstrumenten, den Trägern der heutigen Volksmusik, veranlagt sind —"

„Gottlob, dies gefällt mir am besten!" unterbrach Marie die Rede des Mannes und seinen Spaziergang im Zimmer zugleich. Mit einem „Wieso?" blieb er stehen.

„Ei, wenn ihr erst das gute Volk mit der Kenntnis des menschlichen Körpers und der regelmäßigen Pflege der Gesundheit zu einem einzigen Hypochonder gemacht habt, so kann es sich an der Volksmusik herrlich wieder aufheitern! Und so wird die Demokratisierung der Kunst, von der du damals, erinnerst du dich? an der Hochzeit unserer Kinder ge-

sprochen hast, immer mehr ihren wohltätigen Einfluß bewähren! Aber fahre lieber fort!"

„Ich bin bald am Ende! Nähern sich die jungen Männer ihrem zwanzigsten Lebensjahre, etwa im achtzehnten, werden sie staatsbürgerlich eingeschult. Die Verfassungskunde haben sie schon in der Alltagsschule rasch durchgemacht als Knaben; jetzt wird sie in den flüchtigeren Köpfen halb verblaßt sein. Sie wird also nochmals kräftig aufgefrischt und abschließlich sodann der ganze Kreis der Gesetzgebung für das Verständnis geöffnet, kurz ehe sie in den Genuß und die Pflichten der Volksrechte eintreten. Ich dächte, das wären Sachen genug, die Zeit auszufüllen! Schwierig wird es im Anfang wohl sein, gleichmäßig und beharrlich vorzugehen, doch es wird gehen müssen, wenn die Rechte selbst nicht eine Ironie werden sollen! Ich habe noch vergessen, daß nebenher jeder junge Bursche lernen soll, sich einen schlichten Tisch oder eine Bank zu zimmern, und daß auch hiefür auf eine Einrichtung zu denken ist!"

„Das letztere ist gut, es wird den Übermut unseres üppigen Handwerkerstandes dämpfen! Die Art im Hause erspart den Zimmermann!" bemerkte Frau Marie.

Martin machte ein ebenso rätselhaftes Gesicht wie seine Frau, da er nicht wußte, wie es gemeint war; denn der genannte Stand war just übel dran.

„Mein Vortrag scheint nicht deine durchgehende Billigung zu haben!" sagte Martin, abermals vor ihr stehen bleibend. „Es ist dir zu vieles darin, nicht wahr?"

Aber mit ernster Miene und prüfend zu ihm aufblickend, erwiderte sie: „Nein, lieber Mann! es fehlt mir im Gegenteil noch etwas ziemlich Wichtiges an dem Programm, was aber vielleicht nicht dazu gehört und einer besonderen Entschließung vorbehalten ist. Vergessen oder übersehen worden kann es nicht sein!"

„Was wäre denn das? Vielleicht die obligatorische Kochschule auf Staats- und Gemeindekosten? Aber die gehört in das Programm der Mädchenerziehung, das auch in Aussicht

genommen ist. Du wirst ohne Zweifel in die betreffende Frauenkommission berufen werden und dich als meine Gattin nicht wohl entziehen können!"

„Das meine ich alles nicht! Ich meine den schrecklichen Kriegszug, welchen die Schweizer nach Asien oder Afrika werden unternehmen müssen, um ein Heer von Arbeitssklaven, oder besser ein Land zu erobern, das sie liefert. Denn ohne Einführung der Sklaverei, wer soll denn den ärmeren Bauern die Feldarbeit verrichten helfen, wer die Jünglinge ernähren? Oder wollt ihr diese besolden, bis sie zwanzig Jahre alt sind und dann alles verstehen, nur nicht zu arbeiten, den gezimmerten Tisch und die Bank ausgenommen?"

„Aber Marie! was soll denn das heißen?" sagte Martin mit rot überlaufener Stirne; „du erwiderst ja mein ehrerbietiges Vertrauen heute mit lauter Satiren, und das von den bittern!"

„Verzeih mir, Martin! Ich bin nicht bittern Herzens, ich weiß ja, wie du in allem gesinnt bist! Ich bin bloß ein bißchen traurig, weil ich auch weiß, daß du einer großen Enttäuschung entgegensteuerst, und das tragen wir in unserm Alter nicht mehr so leicht wie früher!"

„In unserm Alter? Woher sind wir alt, wenn wir es nicht wollen sein? Und was die Illusionen betrifft, so tun sie nicht weh, so wenig als bunte Seifenblasen, die uns an der Nase platzen!"

Dies sagte er mehr zum Scherz, um den ernst gewordenen Ton der Frau abzulenken, der ihm unbequem wurde. Denn unter den zahlreichen Gegnern des so ausgedehnten Unterrichtswesens hatte noch nicht ein einziger Mann gewagt, sich in dieser Weise zu äußern.

„Lassen wir jetzt die Geschichten, die dich nicht freuen," nahm er wieder das Wort, „und kommen wir auf die Kinder zu reden, deren Hochzeit du vorhin gedachtest! Ich wollte dich schon einmal fragen, warum man die jungen Frauen nie mehr sieht? Oder ist die eine oder andere in meiner Ab-

wesenheit gekommen? Früher, im Anfang, trafen sie gern etwa bei uns zusammen, wenn sie die Männer in die Stadt begleiteten, das ist auch seit geraumer Zeit nicht mehr geschehen."

Marie Salander wurde noch viel ernster, als sie schon gewesen war, sagte aber nur:

„Ich weiß nicht, was es ist, es fällt mir auch auf. Aus ihren knappen Briefchen ist schon lange nichts mehr zu entnehmen, was sie näher angeht. Ich dachte, du wüßtest mehr von ihnen, weil du ja mit den Schwiegersöhnen verkehrst, die sich noch weniger hier sehen lassen."

„Es hat auch aufgehört bei mir! Ich habe mich ihrer Dienstleistungen in ihren Bezirken vertraulich bedient; als ich aber wahrnahm, daß sie zu viel Brimborium dabei machten und namentlich jede unbedeutende Geschichte zu einer Reise und Lustbarkeit benutzten, hielt ich es als Schwiegerpapa für meine Pflicht, diese Art Verkehr einzustellen. Übrigens alles ohne üble Nachrede, denn es sind immer noch junge Leute!"

Frau Salander seufzte erst jetzt ein weniges, als sie sagte, sie wisse doch etwas mehr als der Mann, obschon nichts Erkennbares, und wolle nicht länger damit zurückhalten. Sie fuhr also fort:

„Seit einem halben Jahre ist weder Setti noch Netti mehr hier gewesen; von guter Hand habe ich jedoch vernommen, daß sie untereinander sich seit länger als einem Jahre nicht mehr sehen, daß sie sich sogar zu vermeiden scheinen, so gut sie können, während sie in den ersten Zeiten ihrer Verheiratung einander jede Woche einmal besuchten, bald im Lautenspiel, bald auf dem Lindenberg zusammensaßen. Was ist nun das? Was ist geschehen? Ich weiß es nicht, und niemand will es wissen!"

„Vielleicht ist es eine Kinderei," meinte Salander, einigermaßen betroffen, „vielleicht doch mehr!" setzte er nach einer Minute Nachdenkens hinzu; „am Ende hat sich der Zwillingswahn, von dem sie besessen waren, in eine andere Idee

verwandelt oder ein Junges bekommen, da sie selbst noch kein Kind haben!"

„Vielleicht und am Ende," entgegnete die Frau, „wäre es ein Glück, wenn sie überhaupt keine Kinder bekämen. Es will mich eine Ahnung beschleichen, als ob etwas nicht in Ordnung wäre und die Kinder nicht wagten, sich uns anzuvertrauen, namentlich mir, weil sie nur ihrem Willen gefolgt sind."

„In diesem Falle müßte man doch suchen, dahinterzukommen und ihnen zu helfen!"

„Das habe ich schon gedacht; aber wie, ohne mehr zu schaden, als zu nützen?"

„Ich glaube, das Einfachste wäre, sie beide eines schönen Tages mit unserer Heimsuchung zu überraschen, die wir den Leutchen sowieso schuldig sind; wir waren erst einmal bei jeder Partei! Wenn wir bei gutem Wetter mit einem Morgenzuge nach Unterlaub führen, zu Setti hinauswanderten und uns dort eine oder zwei Stunden aufhielten, so würden wir zunächst ungefähr merken, wie es dort steht oder ob etwas zu erfahren ist. Dann kutschieren wir auf der Kreuzbahn nach Lindenberg hinüber und fordern Setti auf, mit uns zu Netti zu kommen. Wir werden ja sehen, ob sie's tut oder was sie sagt und was sich weiter begeben wird. Abends sind wir bequem wieder hier."

Der Frau Salander war dieser Vorschlag willkommener, wie auch die Besorgnis tiefer, als sie erraten ließ. Sie verschoben die Fahrt deswegen aber keineswegs; an einem der nächsten Tage reisten sie nach der Station bei Unterlaub und gingen zu Fuß in das sogenannte Lautenspiel. Als sie die liebliche Lage des Hauses in dem lichten Buchenbestande, der es zur Hälfte umgab und vom Finkenschlag widerhallte, mit neuem Wohlgefallen erblickten, sagte Martin Salander:

„Es müßte doch nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn in diesem idyllischen Frieden ein ernstliches Unheil gedeihen könnte! Wie reinlich ist der Kies auf dem ganzen Platz

geharkt; und auch das Parkgehölz ist in sauberstem Zustande, und darüber weg sieht man noch eine mächtige Kronenfülle des eigentlichen Forstes sich links die Höhe hinanziehen!"

„Ja, es ist schön hier!" antwortete Frau Marie, „vielleicht nur zu schön für müßige Herzen!"

Sie gingen um das Haus herum, wo an der hinteren Türe wie an der vorderen eine kleine Orangerie in alten Kübeln aufgestellt war. Bei einem der Bäumchen stand Frau Setti Weidelich in schönem Kleide, mit dem Ausbrechen abgängiger Blätter beschäftigt. Ihr Gesicht schien im Profil schmäler als früher, blasser und vor allem freudlos.

„Da sieh!" flüsterte Marie Salander, den Mann am Arme berührend.

Er blieb einen Augenblick stehen und sah die Tochter, ging dann aber um so rascher vorwärts, so daß Setti die im feinen Kiese knirschenden Schritte hörte und sich wendete. Kaum erblickte sie Vater und Mutter, so strahlte ungewohnte Freude auf ihrem Gesichte, einen Schleier der Wehmut durchbrechend, der sich gleichzeitig darüber verbreiten wollte. Aber nur zögernd trat sie ihnen entgegen, bis sie sah, daß die Eltern die Schritte beschleunigten, und ihnen nun in die Arme flog.

„Muß man dich aufsuchen, wenn man dich einmal sehen will?" sagten sie, „und Netti auch? Was ist das für eine Aufführung?"

Setti errötete stark und schlug die Augen nieder.

„Ich weiß nicht, ich komme nicht von Hause weg," entgegnete die junge Frau verlegen, „aber habt ihr denn Netti auch nicht gesehen?"

„So wenig wie dich! Wo fehlt es denn?" fragte die Mutter.

„Wo sollte es fehlen? Auch die zufälligen Ursachen können sich ja gleichen und überall dieselben Folgen haben! Aber wollt ihr nicht ins Haus kommen und ausruhen, liebe

Eltern? Wie sehr erfreut ihr mich! Darum hat es mir auch so schön geträumt in der vergangenen Nacht!"

„Geträumt? Und was denn?" fragte der Vater.

„Es war mir, als sei ich ein kleines Kind, das auf der Landstraße wandert und nicht weiß, wohin. Am Arme trug ich ein Säcklein, worin sich ein Apfel und ein Stück Brot befand. Ich hatte Hunger und setzte mich auf einen Stein; allein das Säcklein war so fest zugeschnürt mit einem verwickelten Knoten, daß ich nicht zu dem Brote gelangen konnte und mir sehr weinerlich wurde. Da sah ich plötzlich mir gegenüber ein Haus in einem prächtigen Blumengarten, in welchem Musik ertönte und ein großes Tellerklappern und Gläserklingen, und denkt euch! an eines der offenen Fenster traten ein Herr und eine Frau mit Blumensträußen in den Händen, und das war niemand anders als Herr und Frau Salander, die Hochzeit hielten; jung und sehr hübsche Leute waret ihr und sahet, daß ich mein Säcklein nicht auftun konnte und dazu weinte; so rieft ihr mich zu euch hinauf. Ich kam sogleich, und der Vater sagte: ‚Zeig' her dein Säckchen, wir wollen dir's aufmachen.' Du lösetest den Knoten und hieltest es geöffnet der Mutter hin, die griff hinein und zog das Regenbogenschüsselchen hervor, das sie uns Kindern einst gezeigt, als wir ungegessen ins Bett sollten. Es war aber eine ordentliche goldene Schüssel oder vielmehr ein Teller. ‚Potztausend!' riefst ihr beide, ‚wie heißest du, kleines Mädchen?' Als ich es sagte, hieß es: ‚Der Name ist uns nicht unbekannt! Wir wollen dich an Kindesstatt annehmen um dieses schönen Tellers willen.' Da mußte ich zwischen euch an dem Tisch sitzen, bekam herrliche Krebssuppe auf den goldenen Teller, daß der Nasenzipfel des Heinricus Rex kaum noch durchschimmerte. Die Krebssuppe, von der ich geträumt, hängt offenbar mit den Krebsschalen zusammen, mit welchen die Erdmännchen im Märchen der Mutter geharnischt waren. Merkwürdigerweise war ich auf meinem Sessel als Kind so groß wie alle anderen Leute!"

So plauderte Setti vergnügt und zufrieden die Treppe

hinauf. „Träume sind Schäume," sagte der Vater, „der deinige soll dir indessen bedeuten, daß wir dich jederzeit von neuem adoptieren! Nicht wahr, Marie?"

Die Mutter nickte nur, und da sie zugleich in die Stube traten, fragte sie:

„Wo ist denn dein Mann? Darf man denn in die Kanzlei gehen, ihn zu begrüßen?"

Die Tochter wurde sofort wieder ernster und errötete abermals, als sie erwiderte, Isidor sei ins Dorf gegangen, wo er Geschäfte habe und zuweilen einen Frühschoppen nehme, besonders wenn etwas Politisches um den Weg sei. Er werde wohl bald kommen, sie wolle übrigens den Schreiber schicken, ihm zu sagen, wer da sei.

„Durchaus nicht! Laß ihn nur ungestört!" sagten die Eltern gleichzeitig.

„So bitt' ich, zu befehlen, was ihr für den Augenblick genießen mögt, ein Glas süßen Wein, eine Tasse Tee oder Bouillon? Auch Schokolade haben wir."

„Wenn die Fleischbrühe schon kräftig genug ist, so gib uns ein paar Löffel voll, der Vater nimmt sie auch am liebsten, wie du weißt," entschied die Mutter; „mach' indessen keine Umstände mit uns, wir wollen uns keineswegs gütlich tun! Und für den Mittag triff nur gar keine weiteren Anstalten, hörst du? Wir sind mit allem zufrieden!"

„Liebe Mutter, ich muß doch etwas dazu holen lassen, nur ein Stückchen Fleisch, ein paar Fische aus unserm Weiher, schon des Mannes wegen; er würde sich sonst geniert fühlen. Bitte, laß mich machen!"

„Nun, so mach' zu, du mußt es besser wissen!" versetzte Frau Marie, „sag' aber: du kleidest dich im Haus ja wie eine Prinzessin! Dreh' dich einmal um, das ist ja ein Staatsrock! Der Tausend, was für Garnituren! Und hast nicht einmal Besuch erwartet!"

Wiederum blickte Setti zur Seite, als sie berichtete, der Mann wolle es so haben und sie müsse es des lieben Friedens

willen tun. Nun sei sie es gewöhnt und wisse kaum noch, daß sie hübsch gekleidet gehe.

Martin Salander fragte, ob ihr Schwager Julian es auch so mache, worauf sie erwiderte:

„Freilich! Sie tun in allem das gleiche, und ich glaube nicht, daß sie es verabreden!“

„Was, diese jungen Schnaufer?“ warf die Mutter dazwischen. „Auf diese Weise braucht ihr ja die Zinsen von eurer mäßigen Mitgift allein für die Kleider?“

„Ich glaube, wir wissen beide nicht, was wir eigentlich brauchen; denn die Männer heben alles auf den Kanzleistuben in den feuerfesten amtlichen Kassenschränken auf, und alles, was zu bezahlen ist, holen sie dort.“

Die Frau Notarin ging hinaus, ihr Geschäft zu besorgen, worauf die Mutter zu Herrn Salander sagte:

„Da haben wir nun die mütterlich liebevollen, die Jünglingsmänner so wohltätig beeinflussenden Gattinnen!“

„Ich bin ganz stupid!“ entgegnete er, „das sind ja verfluchte Kerls von Tyrannen! In dem Punkte haben die Mädchen, wie es scheint, völlig recht behalten: sie werden bald Männer sein! Wenigstens ihren Weibern sind sie gewachsen!“

Als Setti zurückkam, sprach die Mutter zu ihr:

„Wir haben uns vorgenommen, nach dem Essen nach Lindenberg zu fahren, um auch deine Schwester Netti zu sehen. Wir rechneten darauf, dich mitzunehmen, um euch beieinander zu haben. Du kannst doch abkommen? Du fährst abends hieher zurück!“

Die Tochter erschrak sichtlich bei dieser Eröffnung und erbleichte. „Ich weiß doch nicht,“ meinte sie, „ob ich heute weggehen kann. Isidor hat von Geschäften gesprochen, die er nachmittags irgendwo zu verrichten habe. Wenn niemand da ist, so schleicht sich der Schreiber auch weg.“

„Und da mußt du die Kanzlei hüten?“

„Jedenfalls das Haus; es steht so abgelegen, daß ich die Magd nicht allein darin lassen kann; auch weiß ich den Leu-

ten, die dies oder das zu fragen kommen, eher Bescheid zu geben. Zuweilen arbeite ich sogar ein wenig für die Langeweile, wenn die Kanzlei leer steht, und habe schon manche Hofbeschreibung kopiert!"

Das ließ sich alles hören; allein sie brachte es so ängstlich vor, daß eine gewisse Scheu, mit nach Lindenberg zu gehen, nicht mehr zu verkennen war. Aus der letzten Bemerkung schöpften die Eltern überdies den Verdacht, die Tochter werde zum Abschreiben angehalten, so unwahrscheinlich es sie sonst gefunden hätten, daß sie es leiden würde. Genug, die Mutter vermochte nicht länger die Zeit zu verlieren, dem Ziele ihres Ausfluges näher zu kommen, und sagte, die Hand der jungen Frau ergreifend, mit milden, aber eindringlichen Worten:

„Sag' uns jetzt den wahren Grund, warum du nicht mitgehen willst! Wir sind deshalb gekommen und wollen erfahren, was zwischen euch vorgefallen ist, daß ihr nicht mehr miteinander verkehrt und euch bei uns nicht mehr blicken laßt! Warum bist du so gedrückt, ja traurig, wirst rot und bleich, und vielleicht finden wir deine Schwester im gleichen Zustand!"

„Rede nur, Kind, es muß sein, wir gehen nicht fort, ohne Klarheit zu haben!" fügte der Vater hinzu.

Die Tochter stand da, ohne ein Wort hervorzubringen. Die Eltern wurden selbst verlegen und wußten nicht, sollten sie weiter in die Tochter dringen oder nicht. Zuletzt sagte Salander noch auf Geratewohl:

„Ist vielleicht das Glück ausgeblieben oder schon verschwunden, auf das ihr hofftet?"

„Ja, so ist es!" antwortete Setti fast tonlos. Sie zog ihre Hand aus derjenigen der Mutter, suchte nach dem Taschentuch und bedeckte sich Mund und Augen, indem sie ein krampfhaft ausbrechendes Schluchzen zu ersticken suchte. Sie ließen die Arme sich etwas erholen, ehe sie weiter forschten. Endlich fing sie von selbst wieder an.

„Es ist nichts mit ihnen! Sie haben keine Seelen! O Gott, wer hätte das denken können!“

„Wer? Ihr selbst!“ sagte die Mutter, die sich die Tränen zornigen Mitleidens aus den Augen rieb.

„Wir wissen es und schämen uns vor Vater und Mutter, und an den jungen Bruder mögen wir gar nicht denken! Aber auch vor uns selber schämen wir uns gegenseitig und können uns nicht ansehen. Sobald wir der schrecklichen Täuschung recht innegeworden sind, haben wir uns fliehen müssen wie Menschen, die eine gemeinsame Untat verübt haben. Und doch habe ich Heimweh nach der Schwester, und sie gewiß auch nach mir! Aber wenn wir zusammen sind, so ist es, als ob jede zwei böse Gewissen in sich fühlte!“

Martin und Marie Salander gingen aufgeregt nebeneinander hin und her.

„Für jetzt wollen wir es genug sein lassen! Du mußt mit uns kommen, Setti; ihr sollt euch wieder zurechtfinden, so wird es schon besser gehen. Jetzt wasch die Augen aus, der Mann kann jeden Augenblick erscheinen, und wir dürfen uns nichts merken lassen, eh' wir alles überlegt haben und wissen, was wir tun wollen!“

„Es wird nichts zu tun sein!“ entgegnete Setti etwas gefaßter, „es steht eben nicht so, daß wir nach Brauch und Sitte vor der Welt einen Grund zur Trennung fänden.“

Sie begab sich hinaus, den Rat des Vaters zu befolgen und das Gesicht abzukühlen; gleich darauf kam Isidor gestürmt, der unterwegs erfahren, welchen Besuch er zu Hause finden werde. Er war sehr aufgeräumt und begrüßte die Schwiegereltern als eine ihm sehr schmeichelhafte Überraschung, entschuldigte sich aber sogleich, daß er schnell noch in der Kanzlei nachsehen müßte, lief aber statt dessen in die Küche und das Speisezimmer, um das Geköche und den Tisch zu untersuchen, ob auch seine Ehre gewahrt und trotz des Zuwachses für seine eigene Eßlust gesorgt sei.

Am Tische ließ sich von dem, was vorausgegangen, keine Spur entdecken. Frau Setti schien die Gelassenheit selbst,

welche durch die Gegenwart der Eltern und das ihnen abgelegte Bekenntnis noch erleichtert und vermehrt wurde. Die Mutter erkannte als Frau aus dieser vollkommenen Ruhe und Selbstbeherrschung, wie nichtig der junge Mann für das Herz seiner Gattin geworden sein mußte. Sie konnte ihn ertragen, wie man ein böses Geschick erträgt, das man selbst verschuldet hat.

Der Vater mußte seine Aufmerksamkeit mehr dem Notar zuwenden, und er wunderte sich, wie ihm nicht früher schon die Schuppen von den Augen gefallen seien. Es fiel nicht ein rundes, oder, wie man zu sagen pflegt, nicht ein vernünftiges Wort von seinen Lippen. Der schlaue junge Streber hatte Amt, Haus und Frau; darüber war seine Persönlichkeit schon zu Ende geraten und konnte sich nur noch im Geräusche von vielen ihresgleichen geltend machen. In der Stille des Hauses, wo man die einzelnen Worte vernimmt, war nichts mehr an ihm.

„Wir haben vor," teilte Salander dem Notar mit, „diesen Nachmittag auch die Leute am Lindenberg zu besuchen, und wollen unsere Tochter mitnehmen. Sie haben doch nichts dagegen, Herr Sohn? Sie sagt uns zwar, Sie hätten auch auswärtig zu tun, es wird sich aber vielleicht beides für einmal vertragen?"

„Ei warum nicht, Herr Vater? Ich hätte Lust, selber mitzugehen, und bitte nur um Dispens!"

Isidor war froh, daß er mit guter Manier seiner Wege gehen konnte, denn das prüfende Auge der schweigsamen Schwiegermama tat ihm nicht wohl. Dagegen begleitete er die Frau und ihre Eltern eine kleine Strecke weit, als sie aufbrachen.

Auf dem Hofe bewunderte Salander wieder das Buchenwäldchen und die dahinter emporragenden Wipfelmassen des größeren Forstes, eine Umgebung, die nicht mit Geld zu bezahlen sei.

„O ja, es macht sich nett!" sagte der Schwiegersohn. „Nur wird es nicht mehr so lang stehen bleiben, als es schon

steht. Der Wald gehört der Gemeinde Unterlaub und soll in ein paar Jahren geschlagen werden; die Holzhändler sind schon dahinter her. Da werd' ich unsere Buchen auch darangeben, es geht in einem zu, und sie tragen ein schönes Geld ein!"

„Sind Sie bei Trost?" rief Salander. „Ihre Buchen schützen ja allein Haus und Garten samt der Wiese vor den Schlamm- und Schuttmassen, die der abgeholzte Berg herunterwälzen wird!"

„Das ist mir Wurst!" erwiderte der jugendliche Notar in nachlässigem Tone. „Dann zieht man weg und verkauft den ganzen Schwindel! Es ist ja langweilig, immer am gleichen Ort zu hocken!"

Salander dachte sein Teil und gab keine Antwort. Frau Setti ließ während Isidors Mitteilung ein paar Worte des Erstaunens hören und verriet so, daß sie von dem bevorstehenden Holzschlage noch gar nichts wußte, was ein neues Anzeichen von des Mannes Lebensart war. Sie schwieg daher auch und sagte nur noch: „Adieu, du schönes Lautenspiel!"

„Woher heißt es eigentlich hier im Lautenspiel?" fragte die hinzutretende Mutter.

„Das mag der Henker wissen, ich könnt' es nicht sagen! In den Grundbüchern heißt es nur: ‚Haus und Hofstatt genannt im Lautenspiel', und ebenso in meinem Kaufschuldbrief," erklärte Isidor.

„Hast du denn nicht gehört, was sie in der Gegend davon erzählen?" fragte Frau Setti.

„Nein, ich habe gar nie danach gefragt! Woher soll es denn kommen? Woher heißt es denn bei uns im Zeisig und im Roten Mann? Von irgendeiner Dummheit!"

„Es soll hier vor etwa zweihundert Jahren," erzählte Setti, „ein geiziger Junker gehaust haben, um seine sechs schönen Töchter vor der Welt zu verbergen, damit sie nicht zu heiraten kämen und er sie nicht ausstatten müsse. Sie hätten alle sechs wunderschön die Laute gespielt und dazu

gesungen, aber zusammen nur drei Lauten besessen, mit denen bei schönem Wetter je die Hälfte in den schönen Buchenwald hinausgegangen sei und sich dort satt gespielt und gesungen habe, worauf die andern drei Fräulein sie ablösten und mit frischen Kräften weiterspielten. So habe das Gehölz stets von dem Saitenspiel und Gesang getönt und die Vögel hätten dazu mitgeholfen. Durch den Klang seien endlich vorbeiziehende Herren, Jäger und Reiter angelockt worden, seien in das Gehölz eingedrungen und mit den musizierenden Fräulein in Verkehr getreten, und allmählich sei eines um das andere doch zum Heiraten gekommen und habe der Alte mit der Aussteuer hervorrücken müssen. Als aber nur noch drei Töchter und die drei Lauten übrig geblieben, habe er sie mit den Instrumenten in das obere Stockwerk des Hauses gesperrt und den Schlüssel stets bei sich geführt. Die drei gefangenen Töchter haben dann in hellen Mond- und Sternennächten erst recht so rührend und laut an den offenen, aber vergitterten Fenstern gesungen, daß die Kavaliere von weither angezogen und verliebt worden sind. Sie stürmten ordentlich das Haus, das umwohnende Volk half ihnen dabei, die drei Töchter hatten die Wahl, und der Junker mußte sie auch noch aussteuern. Dadurch sei sein Gut so vermindert worden, obgleich er wohl noch hätte leben können, daß er sich aus Verzweiflung ums Leben gebracht habe. Davon rühre auch das Sprichwort her, das man jetzt noch etwa von alten Leuten in dieser Gegend hört: ‚Er kann sich ja hängen, wie der Junker im Lautenspiel!' Hast du auch dies nie gehört?"

„Niemals! Oder ich hab' nicht darauf geachtet! Ist auch nicht schad' darum!"

Vater und Mutter saßen nun mit der älteren Tochter in dem Bahnzuge, der nach Lindenberg führte. Setti fühlte sich halb froher zumut, halb wieder furchtsam, da sie nicht nur die Schwester, sondern auch deren Mann sehen sollte und das Wort, daß Leidensgefährten dem Unglücklichen zum Troste gereichen, hier nicht zutraf. Das durchgehende Dop-

pelwesen verdoppelte auch die Reue, anstatt sie zu vermindern; denn nicht nur sah jede der Schwestern in der andern sich selbst wieder, sondern auch im Gatten derselben den eigenen Verdruß.

Gemächlich stiegen die drei Personen, am Ort angekommen, die Berglehne empor, bis sie die sogenannte Landschreiberei erreichten. Auch hier war ein Sitz der Ruhe und des Naturgenusses; nur bot statt des Laubwaldes eine ausgedehnte Fernsicht dem Gemüte jene Ruhe, insofern es für sie offen stand. Aus einem wohlgepflegten Gemüsegarten kam die Magd gegangen, zu sehen, wer da sei, als die kleine Gesellschaft sich ein wenig verschnaufte, und aus einem Fenster des Erdgeschosses guckte ein halbwüchsiges Schreiberlein mit einem Zigarrenstümmelchen im Munde, welches der Herr Notar weggelegt haben mochte. Die Magd aber führte die angelangten Leute, die sie nicht kannte, um die Hausecke herum nach einer Laube, wo die Frau mit Plätten beschäftigt sei.

Auf einem Tische lagen frischgewaschene Kragen, Manschetten und anderes feineres Weißzeug; am Boden stand ein glühendes Kohlenöfchen. Die Frau Netti aber stand an einer fensterartigen Offnung des Laubwerkes und schaute, die Hand über der Stirne, in die Ferne, nach dem blauen Höhenzuge bei Münsterburg. Auf der Rückseite mußte die Kreuzhalde sein, während auf dem halb zugewandten Scheitel des Berges eine leise grünliche Tinte, von der westlichen Sonne gestreift, jene Waldwiese ahnen ließ, wo der Vater die Mädchen mit den Zwillingen tanzend gefunden hatte! Stille Trauer webte um die reglose Gestalt, und was man von dem halbgeöffneten Munde sehen konnte, war ziemlich weinerlich beschaffen.

Um sie aus dem schweren Traume zu wecken, rief die Mutter, in die Laube tretend, die Tochter beim Namen. Wie heute morgen ihre Schwester, so erblickte auch Netti mit freudigem Erschrecken die Eltern und flog ihnen sogar entschlossener entgegen. Allein sobald sie hinter ihnen die Schwe-

ster stehen sah, blieb sie auch stehen und ließ erbleichend die Arme am Leibe niedersinken, wobei sie nur die Worte hören ließ: „Ach, Setti!“

Auch diese Büßerin war dies erste Mal, wo sie sich wiedersahen, befangen und sagte ebenso kleinlaut: „Ach, Netti!“ Doch als diejenige, welche mit den Eltern ihren Frieden schon gemacht, war sie schneller gefaßt und bot der armen Schwester die Hand, und Netti ergriff sie so furchtsam, als ob es eine Geisterhand wäre.

„Sie wissen schon alles und meinen es gut mit uns wie früher!“ sagte Setti noch. Aber so tief war das Gefühl der gemeinsamen Vergangenheit und des Irrens in derselben, daß sie auch jetzt noch nicht sich zu umhalsen wagten. Martin und Marie Salander umarmten jetzt beide verirrten Kinder zusammen und gingen mit ihnen ins Haus.

Die Mutter musterte die jüngere Tochter, die so schön gekleidet war wie die ältere, nur daß sie zudem ein massives goldenes Armband trug, das ihr einst die Eltern geschenkt hatten.

„Du bist hoffärtig geworden, daß du das Armband zum Plätten trägst!“ sagte sie versuchsweise, um zu erfahren, ob auch hier der Wille des Mannes schuld sei. Netti stammelte etwas Unverständliches, Setti sprang ihr bei und bestätigte die Vermutung der Mutter, daß der demokratische Volksmann Julian das Armband sehen wollte, wenn er daheim war.

„Ist er nicht da, daß er sich nicht blicken läßt?“ fragte der Vater.

„Er ist schon am Morgen früh in den Wald hinaufgegangen,“ erwiderte Netti, „er hat dort einen Vogelherd und bringt zuweilen einen halben oder ganzen Tag droben zu. Er fängt auch viele kleine Vögel, die er gebraten sehr gern ißt.“

„Fängt deiner auch Vögel?“ fragte er die andere Tochter.

„Nein, er fischt!“ sagte sie.

„Gottlob, das gibt mir etwas Mut!“ murrte Martin, „ich habe die Herren schon für zu dumm für solche Künste

gehalten, womit ich indessen nicht behaupten will, daß jeder Vogelsteller oder Fischfänger notwendig ein Genie sein müsse!"

Beide Töchter schreckten über den harten Worten leicht zusammen, und die Mutter, es bemerkend, sagte zur jüngern:

„Du könntest uns dann bald für einen guten Kaffee sorgen, daß wir uns nicht übereilen müssen; denn wir wollen ausgiebig bei dir plaudern!"

Als der Kaffee genossen wurde, gestaltete sich die Plauderei zu einer allgemeinen Beratung, an welcher die beiden Landschreiberinnen mit Verstand und beruhigtem Blute Anteil nahmen, nachdem sie sich an das lang gefürchtete Zusammentreffen gewöhnt hatten. Und dies war unter den Augen der nur von der Sorge um sie bewegten Eltern leichter geschehen, als sie geglaubt.

Für Martin und Marie Salander handelte es sich zunächst um die Frage, ob sie die Töchter ohne weiteres wieder zu sich nehmen sollten, oder abzuwarten sei, was die Zeit etwa brächte. Die jungen Frauen lebten eigentlich nicht schlecht oder geplagt in den Häusern ihrer Männer; hundert Weiber wären froh gewesen, nur die ganze Woche die schönen Kleider tragen zu dürfen, die diese verlangten. Ihr Unglück war, daß sie die Liebe zu den Zwillingsnotaren verloren hatten, ohne daß dieselben es fühlten oder der Beachtung wert hielten. Dadurch zeigten sie erst recht die traurige Blöße des Innern und blieben von der zerflossenen Traumwelt der Frauen als leere Schemen übrig.

Der Verdacht lag nahe, daß auch diese bloßen Schemen die Frauen roh und schlecht behandelt hätten, wären diese nicht die Töchter eines reichen Mannes gewesen; oder vielmehr tauchte der alte Skrupel wieder auf, sie hätten von Beginn an eine Spekulation herzloser und dazu unreifer Burschen dargestellt, der sie durch den verblendeten Eigenwillen zum Opfer gefallen seien. Nun aber stimmten sie darin überein, daß sie ihr Schicksal hinnehmen und nur froh

sein wollten, wenn nicht davon gesprochen wurde, solange nichts Schlimmeres hinzutrat; und wenn nur der Verkehr mit dem Elternhause und unter sich selbst wiederhergestellt war, so hofften sie durch die Macht der Zeit ein Los allmählich tragen zu lernen, das so vielen Frauen nicht besser beschieden sei.

Die Eltern wußten hiegegen vorderhand nichts einzuwenden. Von einem Einwirken auf die jungen Männer konnte gar nicht die Rede sein, da diese sich nicht geben konnten, was sie nicht hatten, und die Sache gar keine greifbare Seite darbot. Sie beschränkten sich also darauf, die in ihren idyllischen Träumen so arg verunglückten Kinder in dem löblichen Vorsatze der Geduldübung zu bestärken und ihnen für alle Notfälle Schutz und Hilfe zuzusagen. Vor allem jedoch verlangten sie, daß die Töchter ihre Eltern nun fleißiger besuchen sollten, so oft als möglich, allein und zusammen, wie es komme, ohne sich abhalten zu lassen. Das versprachen sie gern und nahmen sich auch vor, es zu tun und sich selber gegenseitig wieder heimzusuchen, so oft es sie freute.

Auf diesem Punkte angelangt, wurde die Beratung durch die Ankunft Julians geschlossen. Verwundert grüßte er die Gesellschaft, die er so unvermutet vorfand, und bedauerte höchlich, gerade an diesem Tage in den Wald gegangen zu sein. Einem Bauernknaben, der ihm Proviantsack und Weidtasche nachtrug, nahm er die Sachen ab.

„Glücklicherweise," rief er, „bringe ich noch wenigstens etwas Gutes zum Abendbrot! Hast du für mich auch noch einen Schluck Kaffee, Frau Großrätin? Ja so, ihr seid ja euer drei da, und könnt uns zwei Herren überstimmen! Hier, wollt' ich sagen, ist nun was zu braten, was bald geschehen sein wird, wenn das Zeug nur erst gerupft ist. Da will ich mich aber selber dran machen!"

Er schüttete die Weidtasche auf den Tisch aus, und über dreißig arme Vögel mit verdrehten Hälschen und erloschenen Guckaugen, Drosseln, Buchfinken, Lerchen, Krammetsvögel,

und wie alle hießen, lagen als stille Leute da und streckten die starren Beine und gekrümmten Krällchen von sich.

„Sie werden sehen, Mama, die Dinger schmecken Ihnen wie Marzipan, wenn sie mürb und gut geraten sind! Ich will aber selbst zusehen! Hat's etwas Speck in der Küche, Frau?"

„Bitte, Herr Sohn, beeilen Sie sich nicht!" sagte Frau Salander, „wir essen jedenfalls nicht mit, mein Mann und ich, wir sind vollkommen satt und wollen noch mit dem letzten Zuge fort!"

„Aber, Meister Julian," schaltete Martin dazwischen, „wissen Sie denn nicht, daß die Jagd auf Singvögel verboten ist? Sie, als Mitglied des Großen Rates?"

„Herr Vater, ich habe nicht gejagt, sondern das Garn gespannt, und da sind allerdings ein paar Finklein dazwischen gekommen, die nicht geladen waren. Übrigens wird sich wohl kein Wächter des Waldes an mich machen!"

„Gleichheit vor dem Gesetze, nicht wahr?" erwiderte Salander auf Julians Rede, der offenbar auf den Schutz seines Ansehens als Ratsmann anspielte, allerdings sehr ungeschickt.

„Nun, mag essen, wer will, ich lass' es braten, denn ich habe Hunger!" sagte er und trank die Tasse aus, welche die Frau ihm eingeschenkt; dann raffte er die Vögel bei den Füßen zusammen, je fünf oder sechs zwischen zwei Fingern, und zog mit diesen hängenden Vogelbuketts von dannen.

Als einige Zeit später die Schwiegerleute und Setti abreisen wollten und den Flur entlang gingen, kam er zum Abschied aus der Küche gelaufen, eine weiße Schürze vorgebunden und das Messer in der einen Hand, in der andern eines der nackten aufgeschnittenen Tierchen. Die blutigen Finger vorweisend, entschuldigte er das Unvermögen, in besserer Form ein Lebewohl zu bieten, als daß er den rechten Handknöchel oder Ellbogen darstreckte.

Die Weggehenden sahen sich so gezwungen, den gekrümm-

ten Arm zu berühren und sanft daran zu rütteln, um den Händedruck zu ersetzen.

Seine Frau Nettchen war sehr verlegen und tat, als ob sie die Ungeschliffenheit des gefräßigen jungen Gemahles nicht bemerkte, indem sie rascher voranging; die Mutter Marie wunderte sich, wie schnell die beiden Brüder sich vergröbert hatten, und dachte, das werde mit der Zeit ein Paar recht takt- und gefühllose Philister abgeben.

Den empfangenen Eindruck verarbeitete Martin Salander nach anderer Seite hin. Zur Tochter Netti, die Eltern und Geschwister bis zur Station hinunter begleiten wollte, sagte er:

„Hat dein Mann so viel Zeit in seinem Berufe, daß er ganze Tage solchen Liebhabereien nachgehen kann?"

„Was das betrifft," antwortete Netti, „so ist der Geschäftsandrang ungleich; aber ich könnte nicht mit Wahrheit sagen, daß ich glaube, er vernachlässige wirklich etwas. Er arbeitet leicht, soviel ich sehe, ohne sich lange zu besinnen, und dann macht er sich nichts daraus, wenn mehr zu tun ist als gewöhnlich, die halben Nächte hindurch in der Kanzlei zu sitzen und anhaltend zu schreiben. Erst neulich war er den Tag über fort, in Münsterburg, und als er abends um halb zehn Uhr heimkam, ging er nicht ins Bett, sondern auf die Kanzlei, obgleich er nicht mehr munter schien. Als es drei Uhr schlug und er immer noch nicht in seinem Bette lag, glaubte ich, er sei unten eingeschlafen; ich stand auf, um nachzusehen, schon wegen der Lampe, damit nichts Ungeschicktes geschehe. Aber er saß noch und arbeitete. Er hatte eine ganze Reihe Hypotheken oder Pfandbriefe, Grundbuchsauszüge und dergleichen, was sonst die angestellten Gehilfen tun müssen, selbst ausgefertigt, alles sauber geschrieben, sogar die Überschriften in sorgfältiger Fraktur. Eben war er daran, die Urkunden zusammenzufalten und die kanzleimäßigen Titel auf die Rückseiten zu setzen, alles in guter Ordnung. Dies tat er alles, weil der Schreiber und der Lehrling nicht vorwärts gekommen waren und er einen Schub vor-

arbeiten wollte, damit es besser klecke. Er hatte nicht einmal gern, daß ich dazu kam und sah, wie er eigentlich Arbeit verrichtete, für die er die Leute bezahlt."

„Da ist doch eine gewisse Gutmütigkeit darin!" meinte Salander. „Ist dein Isidor auch solch ein Nachtarbeiter, Setti?"

„Ja, er treibt sich auch zuweilen lang in der Kanzlei herum," erwiderte Frau Isidor Weidelich, „ob er mit seiner Arbeit den Angestellten unter die Arme greift, weiß ich nicht. Ich habe nur gesehen, daß er die Bücher durchmustert und sich Notizen daraus macht."

Auf der Bahnstation Lindenberg mußten sie sich trennen. Die Eltern stiegen sogleich nach Münsterburg ein, während Setti und Netti noch in dem Wartesälchen zusammenblieben, um mit schwermütig verlorenen Worten leise zu plaudern, bis der nach Unterlaub fahrende Zug herankam.

Martin und Marie Salander saßen zu Hause vor dem Schlafengehen sich auch nicht in rosiger Laune gegenüber. Sie hatten sich nun überzeugt, daß das Leben der blühenden Töchter verödete, und das um so trost- und endloser, wenn es im gegenwärtigen Zustande beharrte und sich zu einem ewigen Landregen anließ. —

Marie stützte ihren Kopf auf den Arm und sah in Gedanken verloren vor sich hin.

„Nun haben wir noch den Arnold, um eine Hoffnung zu nähren," sprach sie eintönig, „und wie leicht kann auch die verloren gehen!"

„Er ist aber nicht dazu da, daß wir an diese Möglichkeit denken sollen," ließ sich Martin hören, „er lebt und ist da, und auch die Töchter leben ja und werden ihres Daseins auch wieder froh werden! Arnold kann übrigens nun bald heimkehren, wenn er will; glücklicherweise ist er gesund geblieben und wird es hoffentlich ferner bleiben!"

„Ich wollte, er wäre schon da! Morgen schreibe ich ihm einen Brief!"

Nachdem er von seinen verlängerten Studienreisen zurück-

gekehrt, war der Sohn zunächst in die Handlung eingetreten, sich gründlicher darin umzusehen und einzuüben. Es dauerte auch nicht lange, bis er so viel Einblick und Urteil gewann, die Notwendigkeit oder wenigstens das Nützliche einer persönlichen Reise nach jenen Zonen zu erkennen, wohin die hauptsächlichen Beziehungen des Hauses sich richteten. Hierin traf er mit den Wünschen des Vaters zusammen, welcher längst das Bedürfnis nach einem zuverlässigen Stellvertreter empfunden, da er selbst den Gedanken zeitweiliger Reisen aufgegeben hatte. Seit einem Jahre oder etwas länger befand sich Arnold in Brasilien und hatte in der Tat schon gute Dienste geleistet durch glückliches Auge und rasche Hand.

„Die Aufgabe, unseren dortigen Grundbesitz an geeignetem Pflanzland zu erweitern," sagte Salander, „hat er unter den obwaltenden Umständen möglichst gut lösen können, so daß wir, wie auch die Konjunkturen sich wenden, schon langehin einen sicheren Haltpunkt haben. Für Betrieb und Aufsicht hat er einen rührigen und treuen jungen Landsmann gefunden, den wir gelegentlich beteiligen können, so daß wir keine fremden Pächter mehr brauchen. Und was die übrigen Geschäfte angeht, so hat Arnold nach Briefen, die ich habe, bei den Handelsfreunden überall sich schicklich und klug benommen und einen guten Eindruck hinterlassen. Er hat's freilich leichter als ich, da ich mit meinem abgebrannten Lichtstümpfchen in den Kolonien herumhausieren mußte. Was mich aber freut, ist, daß wir einen Sohn und Genossen besitzen, der tüchtig gelernt und die Welt mit Land und Leuten gesehen hat. Und da er dazu unabhängig sein wird, oder es schon ist, so wird ein Wirkungskreis im schönsten Sinne des Wortes ihm zuteil werden, der uns mit zur Ehre gereicht!"

„Mag er leben, wie es ihm gegeben ist," sagte Marie, „und nicht anders, so wird er zufrieden bleiben! Wär' er nur erst zurück!"

Nach dieser Erbauung am Sohne kehrten ihre Sorgen wegen der Töchter wieder an Ort und Stelle zurück, eine

längere Stille herbeiführend. Sein trübes Nachsinnen schloß Martin ab:

„Eines kann ich mir am wenigsten reimen! Wenn ich zurückdenke, wie die Mädchen in dem nächtlichen Garten, wo ich sie mit den zwei Gesellen zuerst belauschte, die Bursche am Bändel führten, daß sie gehen und stehen mußten, wie sie es wollten; wie sie ihnen nachher den Verkehr versagten und jene gehorchten, — und wenn ich jetzt sehe, wie sie nicht den kleinsten Einfluß mehr haben und die Lümmel tun und lassen, was ihnen beliebt, den jetzigen Frauen sogar wie orientalischen Sklavinnen Putz und Kleider vorschreiben und diese sich fügen, während sie doch die Männer nicht mehr lieben und achten, so muß ich immer fragen, wie hängt denn das zusammen und wie ist es möglich?"

„Da hilft das Grübeln nicht viel!" entgegnete die Frau Salander. „Man könnte sagen, es seien auf beiden Seiten nicht mehr die gleichen Leute da, nachdem die Träume der Willkür zerronnen. Dort sind aus den knabenhaften Traumfiguren junge Männer geworden, welche die rohe Seite hervorkehren und überdies zu jenen gehören, welche von einem Bubenalter ins andere fallen; hier wurden die Mädchen zu verheirateten Frauen; das erträumte Phantasieglück ist verflogen und nur der Anstand geblieben, der ihnen verbietet, das Elend auch noch mit täglichem Zanken und Streiten zu verbrämen; denn daß dieses das einzige Ergebnis jeden Versuches wäre, einen erneuten Einfluß zu gewinnen, wissen sie natürlich wohl. Es ist ja schon jene frühere Gewalt über die jungen Leute auch nur ein Teil des Phantasielebens gewesen. Allein alles das ist schon zu viel gesagt! Wir haben es mit einer unerklärten Unregelmäßigkeit, mit einem Phänomen zu tun, wie du dich schon ausgedrückt hast!"

„Es wird wohl so sein," versetzte der Mann melancholisch, „es gibt dergleichen in der moralischen wie in der physischen Welt! Der Himmel möge uns in Gnaden bewahren!"

14

Am anderen Tage begab sich Martin Salander zeitig in sein Kontor, um das gestern etwa Versäumte zu ordnen. Als er dies getan, auch die neuen Briefschaften gelesen und eben eine Morgenzeitung ansehen wollte, wurde ein Fremder hereingeführt, der ihn zu sprechen wünschte.

Ein gut gepflegter Mann stand aufrecht mitten im Zimmer, von fremdartigem Aussehen. Er trug eine tatarenähnliche Bartpflonzung im Gesicht, lang herunterhängende, steifgewichste Schnurrbärte und eine entsprechende Einfassung des Kinnes. Der Kopf war ziemlich enthaart, dafür die Augen von vielen Fältchen umgeben, die ebensogut von angewohntem Blinzeln und Zwinkern, als vom Alter herrühren konnten; in der Hand hielt er einen kleinen Filzhut mit aufgeschlagenem Rande, die Beine waren bis an die Knie mit glänzenden Stiefeln bekleidet, aus einem Knopfloch des geschlossenen Rockes hing eine dicke goldene Kette, die eine Spanne tiefer in ein anderes Loch zurückschlüpfte.

Salander fragte, mit was er dienen könne.

„Alter Freund! kennst du mich nicht mehr? den Louis Wohlwend?“

Salander erkannte die Stimme, wenn es auch nicht der alte Sprachton war, doch im allgemeinen, und mit ihrer Hilfe traten auch einzelne Züge des alternden Gesichtes hervor. Er hätte in diesem Augenblick eher an den Tod gedacht als an den Wohlwend, und mußte sich darauf besinnen, wie er eigentlich zu dem Manne stehe? Er beschränkte sich also darauf, denselben anzusehen, ohne etwas zu sagen oder die dargebotene Hand zu ergreifen. Der Mann Wohlwend rückte einen Stuhl herbei, setzte sich darauf und lud den alten Freund und Handelsherrn mit einem Zeichen ein, seinen Platz am Pulte wieder einzunehmen.

„Ich nehme wahr,“ hob er nun seine Rede wieder an, „daß ich mich mit dem Zwecke meines Besuches hätte an-

kündigen sollen, um nicht über den alten Span zu stolpern, der, wie es scheint, noch immer zwischen uns liegt. Du hast mich wegen jener Anweisung der verkrachten Atlantischen Uferbank einst ungerecht verfolgen lassen, aber natürlich nichts ausgerichtet, denn ich vermochte nicht zu zahlen, was ich schuldig war, mithin noch weniger, was ich nicht schuldete. Ich hatte damals Gelegenheit, für einen Händler mit eichenem Faßdaubenholz nach Ungarn zu reisen, und trieb mich von dort an in den ungarischen Ländern herum, brachte mich als Anschicksmann und Vermittler in allen möglichen Handelszweigen so geradehin durch, ohne Gewinn zu machen, hatte mit Holz, Wein, Schafwolle und sogar mit Schweinsborsten zu tun. Durch die Schweinsborsten gelangte ich in der Gegend von Essek an der Drau zu einem gewaltigen Schweinezüchter, der Gefallen an mir fand. Er handelte auch mit anderen Produkten und suchte mich als Buchführer oder Faktotum festzuhalten, und ich blieb dort. Ich war, wie du weißt, immer noch ledig, fand nun Anlaß, mich verehelichen zu können. Mein Prinzipal hatte zwei Töchter, und zwar von zwei Frauen. Diejenige von der ersten wurde meine Gattin, und damit die Vermögensverhältnisse beider sich nicht verwickeln sollten, jeder zukam, was ihr gebührte, so ordnete er noch bei Lebzeiten seinen Nachlaß und stellte jeden Teil sicher. Jetzt ist der Mann gestorben. Ich kann aus den Einkünften meiner Frau ordentlich mit ihr leben und bei geregeltem Haushalte jährlich etwas zurücklegen. Wenn der nachgelassene Grundbesitz vorteilhaft zu veräußern ist, stellt sich der Status vielleicht noch besser. Das erste, woran ich dachte, war natürlich die allmähliche Rückerstattung an mir erlittener Verluste, welche etwa nicht durch Verträge ausgeglichen wurden; voran steht der ganze Betrag der Bürgschaft, welche du für mich geleistet hast, alter Freund Salander! eh' du das erstemal nach Brasilien gingst! Ich will hier einen längeren Aufenthalt machen. Ich kann natürlich nur die Ersparnisse aus den Jahreseinkünften meiner Frau verwenden und muß mich demgemäß in einzelnen Abzah-

lungen bewegen. Kurz, ich bin gekommen, den Anfang zu machen."

Er zog eine Brieftasche hervor und legte einige Banknoten auf Martin Salanders Pult, worauf er fortfuhr:

„Hier sind fünftausend Franken! Willst du mir die Liebe tun, sie als erste Abschlagszahlung zu buchen und eine billige Zinsberechnung für den ganzen verflossenen Zeitraum behufs der ebenfalls sukzessiven Amortisation aufzustellen? Denn ich habe zwei Knaben, die auch erzogen sein wollen und mir Ausgaben machen werden."

Jetzt befand sich Martin Salander in Verlegenheit. Wenn die Zahlungslust Wohlwends wirklich ernst gemeint war, so mußte er, Salander, sich in ein freundliches Benehmen zu ihm setzen, und doch wußte er nicht einmal, ob er das Geld annehmen solle, ohne seinen Advokaten beraten zu haben. Wenn aber Wohlwend in der späteren Geschichte mit der Uferbank dennoch unschuldig gewesen, was ja leicht möglich war, so stand er nun mit seinen guten Vorsätzen und dem tatsächlichen Beginne der Ausführung ehrlich vor ihm, und Salander durfte ihn nicht lieblos zurückstoßen.

Er nahm daher die fünf Banknoten in die Hand, strich sie glatt und sagte nach einem kurzen Besinnen:

„Wenn du mir jenes Bürgschaftskapital vergüten kannst, so ist es mir nur angenehm; man kann verloren geglaubtes Geld immer doppelt gut brauchen! Behufs der einfachen Verzinsung à vier vom Hundert schlage ich vor, zehn Jahre aufzurechnen, das heißt, die Frist, nach deren Ablauf die Forderung verjährt war, so daß wir für Kapital und zehnjährige Verzinsung eine runde Summe erhalten, die sich nicht mehr verändert, im Falle die Abzahlungen nicht ausbleiben! Diese Fünftausend würden also die erste Rata fraglicher Gesamtsumme ausmachen!"

„Ich erkenne wieder den braven alten Freund!" entgegnete Louis Wohlwend mit biederem Tone. „Zinsfuß und Zeitberechnung sind amikal, und ich nehme beides mit Dank an!"

„So will ich dir eine vorläufige Quittung schreiben und, weil es dir vielleicht angenehmer ist, nachher ein ausführlicheres Schriftstück selbst besorgen, damit ich nicht den Buchhalter mit der Skriptur beauftragen muß."

„Ganz, wie du willst! Nochmals Dank!" erwiderte Wohlwend, ihm gefühlvoll die Hand hinstreckend. „Sieh, nun kann ich mich fröhlich als heimgekehrt betrachten, da ich mit dem ältesten Jugendfreunde daheim Frieden gemacht habe!"

Salander vergaß über der friedlichen Verhandlung, die ihm ja unverhofft altverdientes Geld zurückbrachte, alles, was er wegen Wohlwend erduldet und selbst schon über ihn geredet hatte. Er schüttelte ihm freundlich die Hand, wie ein gutmütiger Mann, dem ein Stein vom Herzen fällt, wenn er auch einen gerechten alten Groll los werden kann. Er ließ den halb asiatisch aussehenden und auch einen so klingenden angenommenen Deutschdialekt sprechenden Louis gewähren, der auch bis zur Mittagsstunde schwatzend dablieb, nach allem fragte, die kommenden und gehenden Geschäftspersonen betrachtete und abwechselnd Salanders Glück pries. Und als dieser aufbrach, um nach Haus und zu Tisch zu gehen, ging er Wohlwends Gesellschaft nicht aus dem Wege, der ihn ein Stück begleiten wollte.

Sie kamen bei einem Gasthofe an, in welchem Herr Louis Wohlwend wohnte. Er blieb an der Pforte stehen und hielt Salander fest.

„Tu mir den Gefallen und geh nur einen Augenblick mit herein! Ich möchte dir gar zu gern meine Familie, Frau und Buben und die Schwägerin vorstellen!"

„Aber das kann ja leicht ein andermal geschehen! Jetzt erwartet man mich zum Essen!" entschuldigte sich Salander.

„Versteh!" drängte Wohlwend, „ich möchte morgen früh mit ihnen auf den Rigi, um sie ein Stück von unserer Herrlichkeit sehen zu lassen! Und es kann noch anderes dazwischenkommen! Nur ein Augenblickchen!"

Salander ließ sich, um das Unvermeidliche abzukürzen,

die Treppe hinaufdrängen und sah sich in einem Salonzimmer zwei stattlichen Frauenzimmern gegenüber, deren Schönheit verschieden, aber gleich fremdartig erschien, ebenso wie ihre Haltung und Reisetracht.

„Dies ist nun mein alter Freund Martin Salander!“ verkündete er ihnen, und zu letzterem gewendet:

„Dies ist meine Frau Alexandra Wohlwend, geborne Glawicz! Dies ihre Schwester, Fräulein Myrrha Glawicz, und dies sind meine Knaben Georg und Louis!“

Salander bot ihnen allen, die ihn mit etwas linkischer Respekterweisung begrüßten, die Hand und sprach einiges zu ihnen über die Reise, die sie gemacht, und dergleichen. In der Zeit war Louis Wohlwend hinausgeschlüpft und kam wieder herein.

„So, alter Freund! Du erweisest uns die Ehre, mit uns zu essen! Ich habe den Lohndiener in dein Haus gesandt mit dem Bericht, du seiest bei uns und gut aufgehoben!“

„Aber, guter Freund, das geht doch nicht wohl an!“ meinte der sich sträubende Salander. Doch half es ihm nichts, und er ließ sich zwingen.

Es dauerte eine Viertelstunde, bis es zur Tafel schellte, und das Gespräch war nicht eben fließend, besonders wenn Wohlwend nicht schwatzte. Aber es wurde Salandern nicht langweilig, da er die fremden Leute unbefangen betrachtete.

Als es endlich zu Tisch ging, bekam er die Schwester der Frau Wohlwend zu führen und mußte auch neben ihr sitzen.

„Nimm dich in acht!“ sagte Louis Wohlwend scherzend, „es fließt wahrscheinlich hellenisches Blut in ihren Adern. Mein seliger Herr Schwiegerpapa hat ihre selige Mama vom Schwarzen Meere herübergeholt, und deren Vorfahren sollen aus Thessalien dorthin gekommen sein.“

Martin blickte die stille Nachbarin von der Seite an, die ihm jetzt ganz nahe war. Er sah ein Paar leuchtende Augen, die sich ihm wie in gleichgültiger Trauer zuwendeten, aus dem dunklen Haarknoten eine tadellose Stirn- und Nasenlinie sich niedersenken und unter dem schwellenden Munde

das schönste Kinn sich runden, alles wie nach dem Rezept für altgriechische Frauenköpfe.

Salander fühlte ein prickelndes Behagen neben der seltenen Gestalt, und als Wohlwend Champagner kommen ließ und er ein paar Gläser genossen hatte, war es ihm, wie wenn er einen neuen Weltteil oder ein neues Prinzip entdeckt, kurz, das Ei des Kolumbus gefunden hätte.

Die an der Tafel gewesenen Fremden hatten alle schon den Speisesaal verlassen, nicht ohne daß die meisten unter ihnen im Vorbeigehen einen Blick auf die neben Martin sitzende Schönheit warfen. Jetzt kam auch ein Kellner und anerbot der noch beim Champagner sitzenden Herrschaft, den Apparat in das Nebengemach zu tragen, da in diesem Saale in zwei Stunden wieder gespeist und der Tisch neu gedeckt werden müsse. Zugleich hob er die Flasche aus dem Kühleimer und beschaute sie, die aber leer war.

Durch diese Schnödigkeit, der Flasche sowohl, wie des Kellners, wurde Martin Salander aus einem traumartigen Zustande geweckt. Er stand auf und lehnte Wohlwends dringenden Antrag, dem Vorschlage des Kellners zu folgen, entschieden ab.

„Nun, alter Freund!“ sagte Louis Wohlwend, „also auf ein anderes Mal! Ich hoffe, wir werden uns wieder verstehen lernen! Die Freundschaft ist keines der schlechtesten Ideale, insonders wenn sie alt ist wie guter Wein!“

Salander, der wieder ganz wach geworden, fand zwar den Vergleich nicht zutreffend, da sehr alte Weine heutzutage nicht mehr so hoch geschätzt werden wie früher. Jedoch unterdrückte er diese Bemerkung und eilte, sich im Kreise herum von den dastehenden Personen zu verabschieden. Die letzte war Fräulein Myrrha Glawicz mit dem griechischen Blut und stand hinter ihm; er suchte sie an der unrechten Stelle, so daß er sich in einiger Verwirrung um sich selbst drehte und beinahe ausglitt, eh' er der schweigsamen Dame die Hand reichen und endlich abziehen konnte.

„Es dünkte mich wie das Schweigen des blauen Himmels

dort im alten Hellas!" sagte er bei sich selbst, mit beschwingtem Gange die Straßen entlang schreitend.

„Es ist doch, bei Gott! eine schöne Sache um das Schöne, das klassisch Schöne!" Dabei schlug er unbewußt ein Schnippchen in die Luft; ein oder zwei Vorübergehende sahen ihm verwundert nach.

„Was ist denn das für ein Fremdenbesuch, mit dem du im Gasthof gegessen hast?" fragte seine Gattin Marie, bei der er für ein Stündchen vorsprach.

„Hat man dir's nicht gesagt?" fragte Martin verblüfft.

„Das kannst du ja wissen, da du nur melden ließest, du kämst nicht zu Tisch und würdest dort speisen!"

„Ich habe gar nichts melden lassen, er tat es ohne mein Wissen!"

„Wer Er?"

„Jaso! Nun rate — der Louis Wohlwend!"

„Der ist da? Und du hast mit ihm gegessen?"

Die Frau Salander saß starr vor Erstaunen, aber nicht von der freudigen Art.

„Erschrick nur nicht so arg! Denke dir, er will unser Bürgschaftsgeld mit Zins abzahlen und hat mir als Anfang fünftausend Franken gebracht!"

„Ich wollte, der Boden hätte ihn damit verschlungen! Wenn das Geld nicht verschmerzt wäre, so hätt' er's nicht gebracht! Und da hast du gleich wieder Freundschaft gemacht?"

„Das just nicht! Aber sei doch nicht so wunderlich, liebe Marie! Ich kann nichts anderes darin sehen, als daß er den Schaden gutmachen will, da er es nun vermag!"

„O Mann, und ich kann nichts anderes erkennen, als daß er gekommen ist, dich zum dritten Male auszuplündern!"

„Das hätte er jetzt nicht mehr nötig! Ein solcher Spitzbube ist er doch nie gewesen, daß er, der ein Vermögen geheiratet hat, aus bloßer Liebhaberei eine alte Schuld bezahlt,

um sie als Köder zu einem neuen Fang zu benutzen. Und dann wäre er nicht mit Weib und Kindern dazu eingerückt!"

„Behüt' uns der Himmel! Weib und Kinder? Das mag ein schönes Volk sein!"

„Schön? Schau' sie einmal an, du wirst dich wundern! Die Frau selbst dünkt mich zwar nicht besonders fein, hab' sie auch nicht recht angesehen, weil sie eine jüngere Schwester hat, ein Fräulein Myrrha, die ich betrachten mußte! Ich sage dir, eine Antigone, eine Nausikaa, die schöne Helena selbst, würd' ich sagen, wenn sie hiefür nicht zu fromm aussähe!"

Erst jetzt faßte Frau Marie den begeisterten Mann besser ins Auge und gewahrte sein leicht gerötetes Gesicht und die glänzenden Äuglein, die er machte. In dieser ungewohnten Anwandlung einer späten Schönheitsverehrung erschien er ihr so liebenswürdig komisch, daß sie herzlich lachen mußte und ihn mit wachsender Heiterkeit betrachtete.

„Es ist gewißlich wahr!" rief er treuherzig, indem er das fröhliche Wesen ihrem Unglauben zuschrieb, nicht ahnend, wie viel edler die Laune war, die sie beseelte. Und als sie ihn mit noch lustigerem Wohlwollen zu betrachten fortfuhr, lief er ungeduldig mit den Worten davon:

„Ach geh! Mit dir ist nichts anzufangen."

Dieser gute Martin! dachte die in ihrem Sessel lehnende und einen Augenblick die Hände übereinanderlegende Frau, der ändert sich nicht, bis er zerbricht! Immer jagt er einen neuen Osterhasen auf, wenn man glaubt, er sei zu Ende! Jetzt hat er es wieder mit der Griechenschönheit zu tun, wie er es in alter Zeit genannt hat; er wird nächstens mit dem Odysseebuch ankommen, das wir ehemals durchlasen. Nun, er hält seinen Geist immer in Bewegung, immer ist er mit etwas beschäftigt und braucht nicht Kegel zu schieben!

Der so günstig beschriebene Mann ging indessen schon wieder anders gelaunt den Weg nach dem Geschäftshause, als wie er ihn angetreten. Erst auf der Straße wirkte das

annutige Verhalten der Frau in ihm nach, deren innere Jugend den Rost der Jahre um so lieblicher durchschimmert hatte, als das Vorkommnis in seiner Art neu war.

Der kleine Verdruß, den er über ihr Lachen empfunden, verschwand unvermerkt. „Wer hätte gedacht," sagte er, „daß diese gute Marie, die ich so lange kenne, einer so zierlich goldenen Laune in solchem Falle fähig wäre! Nie hab' ich sie so gesehen! Hier kann man wahrlich nicht sagen, der Mensch ändert sich nicht, bis er zerbricht! Stets, wenn man es am wenigsten denkt, bringt sie ein neues Licht zu Tag! Freilich, da sie hiemit stets dieselbe bleibt, kann man doch nicht sagen, sie ändere sich!"

Aber keines von beiden erinnerte sich mit einem Wörtchen an das Gespräch, welches sie am gestrigen Abend vor dem Schlafengehen wegen der Töchter geführt, und was sie von den unregelmäßigen und unerklärten Erscheinungen des menschlichen Lebens gesagt hatten.

15

Martin Salander hörte mehrere Wochen nichts weiter von Louis Wohlwend und dessen Familie, und wenn er auch zuweilen neugierig war, was der kuriose gute Freund zu guter Letzt noch aufstellen werde, so dachte er doch immer weniger und gleichgültiger daran.

Eines Abends verkündigte ihm Frau Marie, daß sie die Töchter besuchen und bei jeder einen Tag zubringen möchte. Die Männer seien nämlich beide an ein Schützenfest in die Westschweiz gereist und werden es nicht verlassen, bis sie ein paar silberne Becher herausgeschossen, was sie mit vielem Geldaufwand und unendlichem Schießen zu erzwingen gewohnt waren. Ihre Abwesenheit wünschten die Frauen zu einer gründlichen Musterung des Hausgerätes, namentlich Betten und Linnenzeug, zu benutzen und dabei die Mutter mit ihrem Rate zur Seite zu haben. Sie gedachten natürlich, auf diese Weise einen vollen Sommertag der ungestörten mütter-

lichen Gesellschaft sicher zu sein und es überdies so einzurichten, daß jede der Schwestern an der Visitation und dem Ratschlage im Hause der andern teilnahm, wobei sie nicht nur ein lehrhaftes Wahrnehmen und Vergleichen der erlittenen Schäden, sondern auch ein höchst zufriedenes, vertrautes Stilleben zu dreien tage- und nächtelang zu erzielen hofften. Denn wenigstens eine Nacht wollte jede Tochter den ersehnten Besuch bei sich festhalten.

Martin fand alles in der Ordnung, bis auf die kostspielige Schießerei der Schwiegersöhne, von denen jeder in der Tat ein Glasschränklein mit einer Reihe glänzender Becher im Hause stehen hatte, ohne einen sichern Schuß abgeben zu können. Da es aber einmal so war, so gönnte er allen drei Frauen die zwei oder drei vertraulichen Tage und ermahnte die seinige, so lange bei den Kindern zu bleiben, als es sie freue und ihr selbst gut tue. An beiden Orten sei ja die Luft so rein und gesund als möglich.

Am bestimmten Tage brachte er die treffliche Gesponsin zum Bahnhofe, wo die Magd schon einen Korb mit guten Sachen hingetragen hatte, das Zusammensein der einsamen Strohwitwen etwas festlicher zu gestalten.

Vom Bahnhofe hinweg machte Salander einen längern Gang durch abermals neu entstandene oder ausgebaute Quartiere und unterhielt sich damit, ein und anderes Haus zu erspähen, auf welches er flüssiges Kapital geliehen hatte. Da er aber kein fleißiger Stadtgänger war, so vermochte er die Häuser schon nicht mehr herauszufinden. Hierüber fielen seine Gedanken auf das bedenkliche Umsichgreifen der Baulust, welcher er ja selbst Vorschub leistete, und auf die Reden, welche bereits von einem unvermeidlichen Häuserkrach umgingen. Mag er kommen, dachte er, ich habe nur erste Hypotheken, und ohne das: mit geflogen, mit gefangen! Man muß mit der Zeit marschieren, sie gleicht alles wieder aus; was sollten unsere Handwerker anfangen, wenn nicht das bißchen Bauen noch wäre?

Er betrachtete ein schönes Haus genauer, welches schon

bewohnt schien, da im Erdgeschoß eben ein Handelsgeschäft oder Warenlager errichtet wurde und die Fenster der übrigen Stockwerke mit Vorhängen versehen waren. Wie er so stand, trat Louis Wohlwend aus dem Hause und erblickte den Martin Salander.

„He," rief er, „da ist er ja wie gerufen, der alte Freund! Just diesen Augenblick war ich im Begriff, dich auf dem Kontor aufzusuchen! Wie gern würde ich dich gleich hinaufführen, denn wir wohnen einstweilen in diesem Hause; aber meine Frauenzimmer befinden sich noch nicht im Stadium und würden schneuzen wie Katzen, wenn ich einen Herrn brächte!"

„Ei so!" sagte Salander, als er endlich zum Worte kam, „du hast eine Wohnung bezogen und gedenkst also hier zu bleiben?"

„Es ist wohl möglich, daß wir wenigstens so lange bleiben, bis die Buben geschult sind. Denn das habe ich nun empfunden, daß ich sie hier in die Schulen schicken muß; sie sollen ja doch Schweizer bleiben. Wir sind einige Wochen herumgereist, auch am Genfersee; in Lausanne habe ich ein Privatinstitut gefunden, das mir sehr gefällt. Dort will ich sie für ein Jahr, oder je nachdem, unterbringen, und nachher sollen sie hier oder anderswo in der deutschen Schweiz eine gute Mittelschule, Gymnasium oder Realschule durchmachen."

„Was sollen sie denn werden?" fragte Salander.

„Mit meinem Willen jedenfalls nicht Kaufleute! Ich habe genug daran bekommen, sintemal nicht jedem das Glück eines Martin Salander beschieden ist!"

Dieser nahm eine Redensart, die er auch schon von andern Schiefgelaufenen hören gelernt hatte, nicht übel; er lächelte gutmütig:

„Also Studien nimmst du in Aussicht für die Knaben?"

„Studien, hm! Ja und nein! Ich fürchte, die Burschen sind nicht so recht intelligent genug! Dennoch schwebt mir

dunkel vor, als ob sie das Studium der Theologie bewältigen könnten!"

„Theologie? Das muß ja heutzutage gerade das Schwierigste sein, das die entgegengesetztesten Fähigkeiten erheischt!"

„Nicht so sehr, wie du meinst!" erwiderte Louis Wohlwend mit überlegenem Zwinkern seiner Augen. Da eigentlich keiner wußte, wie es der andere meinte oder meinen wollte, so ließen sie den Gegenstand fallen.

„Wo gehst du hin?" fragte Wohlwend.

„Auf das Bureau; ich habe meine Frau nach der Eisenbahn gebracht, sie ist für einige Tage verreist, und nachher bin ich ein wenig spazieren gegangen. Jetzt wird es wohl Zeit sein."

„Ich begleite dich noch eine Strecke! Apropos! Was sagst du dazu, daß ich in deinem Hause wohne?"

„In meinem Hause? Wo denn? Ich habe keines!"

„Wo ich vorhin herauskam! Ich habe mit dem Eigentümer über die jetzigen Bauverhältnisse gesprochen, und dabei natürlich erfahren, wo er das Geld her hat. Es ist also so gut dein Haus wie seines!"

„Ich sehe nicht, wie! Auch wenn der Mann es müßte fahren lassen, so kämen andere nach mir, denen es zufiele. Ich stehe sicher!"

„Wer kann das sagen? Wenn der Kaufwert um ein Drittel oder Viertel sinkt, so wird das Haus dein und ist dann erst preiswürdig!"

„Aber ist denn das Haus wirklich eines, worauf ich Geld habe? Wie heißt der Besitzer?"

„Wie, du kennst deine Häuser nicht? Martin, du bist bei Gott großartig!" Bei diesen Worten warf Wohlwend einen stechenden Blick auf den alten Freund, der zufällig einen halben Schritt voraus war und das böse Auge nicht fühlte.

Jener wußte wahrscheinlich selbst nicht, was die aufblitzende kleine Wut erregte, ob Salanders Erwerbsglück oder die unbekümmerte Ruhe, welche er besaß. Während jener

schon mehr ausgekundschaftet, als er verriet, wußte dieser nicht einmal, wo die Häuser standen, die er belehnte, was wie eine persönliche Beleidigung auf ihn wirken mußte. Tat ihm Salander ja nicht die Ehre an, die Frage nach dem Namen des Hauseigentümers zu wiederholen, die vorhin unbeantwortet geblieben.

Aber kaum hatte er den halben Schritt eingeholt, war die schlimme Anwandlung aus seinen Augen verschwunden, und er plauderte weiter.

„Alter Freund! Was ich sagen wollte: ich weiß nicht, wie ich zu deiner Allergnädigsten stehe? Gern möcht' ich sie doch unter den nunmehrigen Verhältnissen begrüßen, zumal ich auch mit Damen behaftet bin, denen ein schicklicher Umgang Bedürfnis wäre. Sie sind durch den frühen Tod ihrer Mütter in der feineren Erziehung nicht gefördert worden, haben zwar durch fahrende, junge geistliche oder weltliche Lehrer Unterricht erhalten, wenn es sich fügte; das wollte aber nicht viel heißen, hätte auch nicht viel zu sagen, wenn sie als Ersatz mehr gesellschaftliches Geschick hätten, als sie sich in ihren heimatlichen Verhältnissen haben aneignen können — aber da hapert's eben, wie du leicht bemerken magst, und aus diesem Grunde muß ich darauf sehen, sie bald in dies oder jenes Haus einzuführen, wo sie etwas lernen können, so das nötigste —"

„Da klopfst du an der unrechten Türe," unterbrach ihn Salander, „meine Frau lebt ziemlich zurückgezogen und hält nicht einmal eine Stubenjungfer. Seit vielen Jahren behelfen wir uns mit einer ältern Magd, du kannst dir also denken, daß wir kein Haus machen, wo für Damen etwas zu lernen ist."

„Laß das nur gut sein! Die gnädigste Frau ist mir nicht grün, ich weiß das wohl; allein darum hab' ich doch allen Respekt vor ihr und schätze, daß sie für sich allein schon ein gutes Haus vorstellt — versteh mich nur! Ich suche ja nicht Glanz und Geräusch für die armen Weibchen, sondern ein Vorbild ruhig edler Weiblichkeit in allem Tun und Lassen —"

„Da kommst du bei der Marie schlecht an, wenn du dergleichen vorbringst!“ unterbrach Salander abermals den Aufdringlichen, „sie kann das Wort nicht ausstehen und hat es dem Redner jetzt noch nicht verziehen, der sie einst an der Hochzeit unserer Töchter vor allem Volk ein Muster edler Weiblichkeit genannt hat!“

„Ha, die famose Hochzeit!“ rief Wohlwend, „davon hab' ich auf dem Borstenmarkt zu Budapest eine Zeitungsnotiz gelesen. Ich frühstückte ein Schweinshaxerl mit einem Seidel Erlauer, nahm ein Blatt in die Hand und las aufs Geratewohl: ‚Den berühmten Hochzeiten zu Kana, des Camacho (welchen ich nicht kenne) usw. wird man diejenige eines Herrn Martin Salander in der freien Schweiz anreihen müssen, welche derselbe bei der Verheiratung seiner zwei Töchter angestellt hat, und wobei nicht nur eine Menge Volkes bewirtet, sondern auch politische Schauspiele und Allegorien aufgeführt wurden, alles unter freiem Himmel!‘ Davon mußt du mir noch erzählen! Stelle dir vor, wie es mich elektrisiert hat und wie mir trotz meines gebratenen Schweinshaxerls der Mund wässerte!“

„Ja, ein andermal!“ sagte Salander, der rot und verlegen geworden und nach der Uhr sah, „jetzt muß ich doch ans Geschäft gehen, es ist bald neun Uhr!“

Wohlwend faßte ihn aber am Rockknopf:

„Noch ein Wort, alter Freund! Du bist also allein zu Hause? Wir haben uns noch gar nie recht ausgeplaudert, nimm vorlieb und iß heute mit uns, wenn du nichts anderes vorhast! Wir sind freilich nur unvollkommen eingerichtet und ohne allen Luxus auch in der Küche — allein ich weiß, du nimmst vorlieb! Wir müssen uns in den eigenen vier Wänden bewegen, wenn wir ungestört sein wollen. Du versprichst zu kommen, nicht wahr?“

Martin fühlte sich durch das neue Andrängen Wohlwends nicht angenehm berührt und gedachte auch des Widerwillens der Frau Marie. Doch der Umstand, daß er sich vor-

genommen hatte, auswärts zu speisen, und eine gewisse Neugierde, das Schönheitsbild nochmals zu erblicken, dessen Lob eine so liebliche Heiterkeit der Gattin erweckte, veränderten plötzlich seinen Sinn, oder verhüllten sein Bewußtsein mit einem aufsteigenden Nebelgewölk, und er sagte zu, worauf Wohlwend sich schleunig entfernte und Salander endlich die Stätte seiner Arbeit aufsuchte. Er blieb einige Stunden andauernd beschäftigt, auch nachdem seine Leute weggegangen, und übersah mit klarem Blicke die Geschäftslage nach allen Seiten. Wo sich eine Schwierigkeit zeigen wollte, rührte sie nicht von Selbsttäuschung oder bedachtlosem Verfahren her, und es ließ sich ihr mit ruhigem Gleichmute begegnen. In der Stille der Mittagsstunde warf er auch einen prüfenden Blick in die Bücher, sowie auf die persönlichen Notizblätter über die wichtigeren Vorkommnisse im allgemeinen, und nahm mit Befriedigung wahr, was er zwar wußte, daß der Gang seiner Handelsangelegenheiten keine verwegenen Sprünge machte, dagegen in gleichmäßigem Flusse sich gelassen vorwärts bewegte. Darin glaubte er dankbar ein ihm anhaftendes Glück zu erkennen, seit den früheren Unfällen nur auf redliche und zuverlässige Geschäftsfreunde zu stoßen, oder dieselben sogar anzuziehen, wenn er so eitel sein wollte, sich dessen zu rühmen.

Nun schnarrte die solide Uhr über dem Schreibtische, viertelte, schlug ein kräftiges Eins und erinnerte ihn daran, daß er dem Louis Wohlwend versprochen habe, bei ihm zu essen, und zugleich, daß dieser älteste Freund beinahe der einzige Mensch war, der ihm wiederholt Unglück gebracht hatte. Er erschrak förmlich, schloß die Aufzeichnungen wieder ein und besann sich schwankend, ob er nicht besser täte, dem Gefühle seiner Marienfrau zu folgen, nicht hinzugehen und überhaupt mit dem wunderlichen Gesellen kurz abzubrechen. Als er jedoch bedachte, wie Wohlwend ja den guten Willen zeige und bereits betätigt habe, das Vergangene freiwillig gutzumachen, dünkte es ihm doch untunlich und grausam, den Mann so zu behandeln, jetzt, wo er sich aus den Wirrsalen

eines vielleicht mehr törichten als schlechten Lebens gerettet zu haben und zur Ruhe gekommen schien.

Damit erhob er sich von seinem Stuhle, suchte nach den Haar- und Kleiderbürsten seiner Angestellten, welche die Herren in einem Winkel aufbewahrten, wusch die Hände und machte sich schön, soweit es sein Alter erlaubte, da er mit Frauen zu Tisch sitzen sollte. Dann schellte er dem Gewerbeknecht, der im Hause wohnte, und befahl ihm, das Kontor zu schließen, auch dem Buchhalter zu sagen, er würde vermutlich diesen Nachmittag nicht mehr erscheinen.

Er stieg in dem bewußten Hause drei Treppen hoch, bis er die Wohnung fand, an deren Türe eine Karte mit dem Namen L. Volvend-Glavicz befestigt war. Zeugte das hochgelegene Quartier von bescheidenem Auftreten, so verkündete die Karte, daß deren Inhaber schließlich in die Zunft derjenigen eingetreten sei, die immer etwas an ihrem ehrlichen Namen herumzubasteln haben. Martin schüttelte den Kopf und zögerte, die Hand an der Klingel, ein letztes Mal. Er wird am Ende nichts weiter damit wollen, als ein wenig der Eitelkeit frönen, da er nun die Muße dazu hat! dachte er nach einigem Besinnen und zog die Glocke. —

Es dauerte ein kleines Weilchen, bis einer der Knaben öffnete und den Gast mit einem stummen Bückling einließ. Durch die offen stehende Türe eines Zimmers sah man den gedeckten Tisch, an welchem das andere Söhnchen stand und die Mandeln zählte, die auf einem Teller lagen. Beide Knaben trugen Stiefeln, wie der Vater, und darüber lange Röcke von gelblicher Farbe, gleich Herrschaftsbedienten; in ähnlichem Geschmacke waren die Haare mit Pomade bestrichen und dicht an die Schläfen geklebt. So machten sie den Eindruck von Kindern, welche die Eltern nicht zu kleiden verstehen. Als weiter niemand erschien, fragte Salander denjenigen, der ihm geöffnet, wie er heiße, denn er hatte es vergessen.

„Georg!“ erwiderte er, abermals mit einem Bückling, „und der dort ist der Louis!“

„Richtig! Nun, und wo ist euer Papa?“

„Dort drin sitzt er!“ sagte Georg, auf eine andere Türe weisend. Martin klopfte dran und es tönte „herein“.

„Ah! Der Freund Salander!“ rief Wohlwend, der an einem Tischchen in der Nähe des Fensters saß und schrieb, jetzt aber aufstand und ihm die Hand reichend entgegentrat, „sei willkommen bei uns!“

„Ich muß mich wegen des Verspätens entschuldigen,“ sagte Salander, „ich habe mich auf dem Kontor ganz vergessen, bis es Eins schlug!“

„Hat gar nichts zu sagen! Du siehst, ich war auch beschäftigt, ich bin ein armer Teufel und habe stets mit dem Vermögen meiner Frau zu schaffen, es ist eine etwas schwierige Gegend dort hinten! Und meine Schwägerin hat zwar ihren eigenen Sachwalter, aber auch dem muß ich fortwährend auf die Finger sehen, ich habe eben seine letzte Abrechnung unter den Händen. Jetzt wollen wir aber sehen, wo die Frauenzimmer bleiben!“

Er packte einige Papiere zusammen, die auf dem Tischchen lagen, und verschloß sie in eine Kommode.

„Schau' einmal dies Möbel, wie gut es gemalt ist!“ sagte er, „reines Tannenholz, und sieht aus wie Nußbaum! Wir sitzen nämlich ganz in gemietetem Hausrat, Betten und alles, bis das Provisorium entschieden ist. Auch das Essen haben wir heute vom Restaurant, haben zwar eine Köchin mitgebracht, die aber mit den hiesigen Einrichtungen noch nicht auszukommen versteht.“

Eine Türe ging auf, durch welche Frau Alexandra Volvend-Glavicz eintrat. Sie ging in rauschender Seide daher und war ziemlich so groß wie ihr Mann; dennoch schien sie ihm auf die Augen zu sehen, wie wenn sie sich scheute, etwas nicht gut zu machen. Das Gesicht war wohlgebildet, aber ausdruckslos und tiefer gefurcht, als den vielleicht bald vierzig Jahren angemessen war, die sie zählte.

„Siehst du,“ wendete sich Wohlwend an sie, „hier heißt's nicht: Küß die Hand, meine Gnädigste! wenn ein Herr

kommt! Die Hand gegeben und geschüttelt, damit Punktum!"

Salander erleichterte der guten Dame das Manöver, indem er es nach der soeben vernommenen Vorschrift ausführte und ihr aufrecht stehend die Hand bot.

„Guten Tag, Herr Staatsrat von Salander," sagte sie mit fast rauher Stimme, „es freut mich, wenn Sie mit unserm einfachen Tisch vorliebnehmen wollen!"

Dabei machte sie statt seiner einen Bückling, genau wie vorhin ihr Sohn Georg.

„Nicht so!" rief Wohlwend lachend, „du darfst deswegen noch kein Kompliment machen, wenn man dir schon nicht die Hand küßt!"

Sie errötete stark, weil sie trotz des Lachens den stechenden Blick auffing, den er zugleich damit abgab. Denn er war zornig über die offenbar eingelernte und verkehrt vorgebrachte Phrase ihrer Begrüßung. Zum Glück für sie, die furchtsam dastand, ging die Türe wieder auf und ihre Halbschwester erschien, Salanders Augen sogleich auf sich ziehend und festhaltend. Sie war jetzt wirklich eine schöne Erscheinung, ebenso groß wie ihre Schwester, war sie wohl zwanzig Jahre jünger, und in dem weißen Kleide, das sie trug, von tadellosem Wuchse. Das Kleid war einfach gearbeitet, ohne alles Gebausche, indem der Hauptzierat in einem ebenfalls weißen Spitzenkragen bestand, welcher die schönsten Schultern und Arme spärlich durchschimmern ließ, aber von ihnen um so schönere Falten erhielt. Einen feineren Glanz verlieh alledem die sanfte Schüchternheit, die darüber ausgegossen war und die bescheiden auftretende Gestalt in ihrem so stattlichen Wuchse in der Tat wie Mondlicht verklärte. Sie lächelte leicht, als sie Salander grüßte, aber mehr wie um Atem zu schöpfen, als um ihn oder irgend jemand anzulächeln, und er verbeugte sich bei diesem Anlaß unfreiwillig, trotz seiner demokratischen Gesinnung, und nahm sogar die Hände hervor, die er auf dem Rücken gehalten hatte.

Jetzt kamen auch die Knaben gelaufen und zeigten an, daß die Suppe auf dem Tische stehe.

„So laßt uns gehen, eh' sie kalt wird!" mahnte Wohlwend. „Es ist das einzige, was die Köchin heute geleistet hat, eine gut österreichisch-ungarische Suppen, eine Mehlspeis nicht zu vergessen! Herr Großrat, darf ich dich bitten, meiner Frau den Arm zu bieten und voranzugehen, links durch!"

Martin mußte sich zusammennehmen, der Einladung rasch zu gehorchen. „Woher hat er nur diese verfluchten Künste?" dachte er, „hier wußte er den Teufel davon, so wenig als ich!"

Am Tische kam er heute natürlich neben die Frau zu sitzen, erhielt aber dafür die herrliche Myrrha von hellenischer Abkunft zum Gegenüber.

Zu seiner Verwunderung ergriff Louis Wohlwend sofort den Suppenlöffel und tauchte denselben in die Schüssel, nachdem die Köchin, auch eine merkwürdige Erscheinung, den Deckel weggenommen hatte.

„Das ist mein Amt!" sagte er zu Salander, der ihm zuschaute, „darf ich um die Teller bitten, wir wollen sie einfach weitergeben, da wir unser so wenig sind!"

Die Frau war sichtlich etwas beschämt, so regiert zu werden; allein er schöpfte einen Teller um den andern voll, indem er jedem seinen Anteil an den guten Sachen herausfischte, die auf dem Grunde der Schüssel ruhten, und so gerechtes Maß übte, auch dafür sorgte, daß kein Teller im Herumreichen überschwappte.

Martin Salander befolgte in allen Lagen seines Lebens, wo eine Suppe vorkam, die Angewöhnung, ohne Verzug mit dem Genusse derselben zu beginnen, sobald er sie im Teller hatte. Da nun das Schöpfen beendigt war, säumte er auch nicht länger, versenkte seinen Löffel in die Brühe und führte ihn zum Munde. Als er damit auf dem halben Wege angelangt war, und auf diesen Augenblick schien der Tischherr

gewartet zu haben, sagte Wohlwend unversehens mit trockenem Tone:

„Georg, bete!"

Verblüfft hielt Martin Salander den Löffel schwebend in der Luft und schaute auf. Alle hielten die Hände gefaltet vor sich hin, während der Knabe ein Tischgebet verrichtete. So blieb jenem nichts anderes übrig, als seinen Löffel niedergehen zu lassen und die Hände wenigstens vor sich auf den Tisch zu legen. Zu einem geheuchelten Mitfalten fehlte es ihm doch an Unverfrorenheit. Inzwischen betrachtete er den Louis Wohlwend ganz unbefangen, wie er ernsthaft vor sich niederblickte und unter seinem tatarischen Schnurrbart die Lippen schloß, wie wenn er einen Schluck Wein auf der Zungenspitze hätte.

Als das Gebet zu Ende, wurde die Suppe ohne weiteres Hindernis verzehrt, und da hierbei wenig gesprochen zu werden pflegt, fand Salander Zeit, über den Vorfall seine Gedanken zu machen. Daß in einer Familie mit Kindern das Tischgebet fortgeführt wird und auch Wohlwend, der die Sitte wahrscheinlich im Hause des Schwiegervaters vorfand, es tat, fiel ihm nicht so auf, wie die unverkennbare Absicht, mit welcher er den arglosen Gast den Löffel hatte ergreifen lassen, eh' er den Befehl erteilte. Martin schloß also hieraus, daß es auf ihn besonders gemünzt sein müsse, und indem er mit geheimem Ergötzen die alten Schnurren darin erkannte, wunderte er sich nur, zu was sie jetzt noch nötig seien, und daß Wohlwend die beleidigende Form nicht selbst gefühlt habe. Solang er ihn kannte oder zu kennen glaubte, ahnte er doch nicht, daß der gute Freund allmählich auch von einer gewissen Bosheit gefüllt worden, welche ohne sein Wissen durchsickerte, wo er es am wenigsten wünschte, da der Zusammenhalt sich lockerte.

Wohlwend merkte übrigens, daß der Gast das Auftrittchen seiner neuesten Erfindung nicht ganz unempfindlich hinnahm, und eröffnete daher das Tischgespräch folgendermaßen:

„Du bist vielleicht von unserem soeben geübten Brauche überrascht, alter Freund! Du weißt, ich war nie ein Kopfhänger, nie ein Frömmler und gedenke es niemals zu werden! Aber in diesen Zeitläuften und bei einem Leben, wie ich es führen mußte, immer auf der niedrigsten Gewinnsjagd umhergetrieben und fruchtlos abgehetzt, da lernt man wieder mehr nach den alten Idealen der Menschheit ausschauen, um, wenn vielleicht nicht für sich, so doch für die Kinder etwas zu retten, woran sie sich halten können! Du verstehst!"

Salander bemerkte, daß die Frauen wie die Knaben den Sprecher aufmerksam ansahen und seine Worte, die ihnen neu und unverständlich waren, nach dem Ausdruck ihrer Mienen zu schließen, doch für etwas Großes und Weises hielten. Er wollte das Familienhaupt daher nicht einmal durch Stillschweigen im Stiche lassen.

„Du bist ja ganz in deinem Recht!" entgegnete er. „Abgesehen von den Fragen häuslicher Andacht hielt ich stets dafür, daß man überhaupt angesichts der Stellung, welche die christliche Religion in der Weltgeschichte wie im Leben der Gegenwart einnimmt, gar nicht ermächtigt sei, den Kindern deren Inhalt zu unterschlagen, wie er sich jeweilig für einmal darstellt. Man hat die Pflicht, ihnen das Entwickeln freier Überzeugung für das Alter der Mündigkeit offen zu halten; dazu müssen sie erfahren, was bis auf ihre Zeit bestanden hat, und müssen hören, was die Religion selbst von sich sagt, nicht was andere von ihr aussagen."

Die Köchin, eine rundliche, von der Natur gebräunte Person in der Tracht einer slowakischen Bäuerin, trug nun zwei oder drei genügende Gerichte auf, deren Anordnung von bescheidenem und verständigem Sinne Zeugnis gab, fern von aller Großtuerei. Auch der Wein, den Wohlwend einschenkte, war ein schmackhafter, jedoch keineswegs teurer Siebenbürgener, offen aus dem Fasse gezapft; feinere Flaschen standen nicht bereit.

„Diesen Wein hab' ich schon von Haus kommen lassen,

trink nur genug davon, er schmeckt immer besser und macht nichts!" fügte er bei.

Salander erstaunte beinah' über das bürgerlich solide Wesen, welchem das Gebet vorausgegangen, während das Mitführen der Dienerin in fremder Volkstracht diesem Wesen wiederum einen fast vornehmen Anstrich verlieh.

Wohlwend setzte aber sein Gespräch fort.

„Du hast dich sehr gut ausgedrückt in deiner Weise, in Betreff der religiösen Kindererziehung! Ich möchte aber einen Schritt weitergehen und sagen, haben wir's erst auf diesen Standpunkt gebracht, so wollen wir die idealere Anschauung auch für uns Alte beibehalten oder wieder aufnehmen, wir tragen ja nicht schwer daran!"

„Wenn ich nur wüßte, was er will!" dachte Salander, und verlor darüber einige Worte Wohlwends, fand sich aber ungefähr zurecht, als dieser fortfuhr:

„Ja, Freund! Ich bin überzeugt, daß ihr bei der Aufrichtung des unmittelbaren Volkswillens, die ihr glorreich vollzoget, eine große Sache übersehen, sozusagen rein vergessen habt! Die Religion habt ihr links liegen lassen und die Kirche vor den Kopf gestoßen, statt die Geistlichkeit ins Interesse zu ziehen! Das wird sich rächen!"

„Wer hat denn der Religion oder vollends den Geistlichen etwas getan?" fragte Salander, „ich wenigstens, der nicht dabei gewesen, weiß nichts davon!"

„Es ist genug getan, wenn man tut, als ob sie nicht dawären, und es ist jammerschade um die Möglichkeit, den Gottesstaat der Neuzeit zu errichten!"

Salander rief lachend: „Den Gottesstaat der Neuzeit zu errichten? Du sprichst ja in Jamben! So wollen wir auch damit fortfahren! Weißt du noch, wie Schillers Don Carlos schließt? Nicht? ‚Kardinal, ich habe das Meinige getan, tun Sie das Ihre!' So wird das Stück immer wieder schließen!"

„Und ich werde nicht ruhen und meine Idee an den Mann zu bringen suchen!" entgegnete Wohlwend, für welchen Sa-

landers Zitat unbrauchbar war, da er den Don Carlos nie ausgelesen hatte. „Ich könnte viel Versäumtes nachholen und mich gegen den Lebensabend hin vielleicht dem Vaterlande noch nützlich machen!“

„Das wird ja immer merkwürdiger!“ dachte Salander, „er kommt, eine theokratische Bewegung auf unsere Demokratie zu pfropfen, das hat natürlich gefehlt, deswegen haben wir sie ausgebaut! Aber die Narrheit, die er diesmal aushängt, ist ungleich großartiger als die früheren Schnurren; hoffentlich ist es der Konkurs, vor dem er diesmal flieht, nicht im selben Maße! Allein das ist's doch nicht, sonst würde er nicht alte Schulden bezahlen! Am Ende ist es der reine Übermut, da er nun versorgt ist; er will auch seine Rolle spielen, und weil ihm nichts anderes zur Hand liegt, hat er sich irgendeiner missionierenden Sekte angeschlossen und macht den Apostel!“

Wohlwend hielt indessen wirklich eine Art Predigt, welche Salander in seiner Zerstreutheit gar nicht vernahm. Das übrigens leere Wortgeräusch diente nur dazu, seine Aufmerksamkeit noch mehr einzuschläfern, und auch seine Gedanken verloren sich aus dem Gesichte, wie wenn ein Nebeldunst zwischen sie träte. Um zu wissen, wo er sich eigentlich befinde, blickte er auf und sah gegenüber das Antlitz der Fräulein Myrrha, deren elegisch bewimperte Augen ihn betrachteten und deren Lippen sich mit einem anmutigen Lächeln öffneten, weil seine überraschten Züge ihren Ausdruck änderten. Da sein Glas leer stand, ergriff sie eine Flasche und füllte es, worauf er das Gefäß nahm und ihr ebenfalls einschenkte. Bei der Gelegenheit ließ er sein Glas mit dem ihrigen bescheiden zusammenklingen und trank auf ihre Gesundheit, wobei der Abglanz eines jungen Glücksgefühls über seine Gesichtshaut wallte und die Fältchen derselben sich gleich kleinen Schlänglein winden, strecken und krümmen ließ und beinahe den Eindruck gutmütiger Torheit hervorbrachte. Wohlwend bemerkte den Vorgang und hielt inne mit seiner Rede.

„Halt," sagte er, „wir müssen zum Anstoßen einen besseren Tropfen nehmen!"

Er ging hinaus und holte nun doch eine Flasche Tokaier herbei, dessen Gold den mäßigen Martin Salander mit wohliger Wärme durchströmte und in seinem Munde zu fröhlichen Worten wurde, wenn auch nicht zu Worten der Weisheit, denn er sprach für die schönen Ohren der Myrrha Glawicz, ohne zu wissen, was in dieselben einging oder ihnen gefallen konnte, und da sein eigenes Licht wie in einem Luftzuge flackerte, wurde auch der Zusammenhang und Sinn seines Redens nicht recht erkennbar.

Doch blieb es unbeachtet, weil durch das unverhoffte Ende von Wohlwends Predigt und das heitere Wesen Salanders sich eine Art Munterkeit einstellte und selbst die Knaben laut wurden. In solchem Tumültchen wandelte Martin plötzlich die Lust an, der Familie um der schönen Genossin willen auch eine Ehre anzutun und sie zu einer Spazierfahrt einzuladen. Er nahm eine Karte aus dem Carnet und schrieb für den Fuhrherrn, dessen Kunde er in Fällen des Bedürfnisses war, die Bestellung eines guten Wagens darauf. Louis Wohlwend, angenehm berührt, erklärte feierlich, die Einladung anzunehmen, und sandte die Knaben mit der Karte weg, sie einem der Dienstmänner zu bringen, die an der nächsten Straßenecke standen.

In einer halben Stunde kam der Kutscher mit dem gutgehaltenen, offenen Wagen angefahren; nach einem weiteren halben Stündchen waren die Frauen bereit und stieg die Gesellschaft die drei Treppen mit großem Ansehen hinunter, und es fügte sich gut, daß der Hauseigentümer, der in der Tat Salanders Schuldner war, unter der Haustüre stand und diesen begrüßte; so konnte sich Wohlwend, heute vollends wie ein ungarischer Stuhlrichter dreinschauend, als Freund des Kapitalisten und Kaufherrn brüsten und schwang wohlmögend sein Hütchen.

Die Damen hatten sich mit breiten Federhüten und bunten Überwürfen versehen. Myrrha trug einen solchen von roter

Florseide über ihren weißen Staat. Die zwei Männer auf dem Rücksitze hatten den Knaben Louis zwischen sich genommen, Georg saß neben dem Kutscher auf dem Bocke. Die Pferde waren für Mietrosse rasch genug und hübsch geschirrt, das ganze Fahrzeug mithin augenfällig beschaffen, und so fuhr Martin Salander darin harmlos durch einen guten Teil der Stadt, und jedermann, der ihn kannte, sah ihm nach, ohne daß er es gewahrte.

Auch den Herrn Möni Wighart sah er nicht, der mit seinem alten Stock unter dem Arme auf einem Platze stand, fast ebensowenig gealtert oder beschäftigt als der Stock, und eben ein abgebranntes Zigarrenrestchen aus dem Meerschaumröhrchen blies, um einen frischen Stengel aufzustecken. Bei ihm weilte Martins alter Rechtsanwalt im Gespräche, sich einer ziemlichen Haarverdünnerung erfreuend, die ihm an dem warmen Tage zustatten kam; denn er hatte den Hut abgenommen, um den Scheitel zu lüften. Beide schauten dem Wagen nach.

„Da fährt ja Martin Salander, der sieht uns nicht einmal!“ sagte Wighart, „was hat er wohl für ein Volk bei sich?“

Nachdem der Anwalt durch die Lorgnette die auf dem Rücksitze noch sichtbaren Herren erfaßt hatte, antwortete er:

„Das kann nur *einer* sein — raten Sie, wer?“

„Ich habe keine Ahnung! War vier Wochen im Bade und komme gestern abends zurück!“

„Nun, es ist kein anderer als der ehemalige Schadenmüller & Ko., der Louis Wohlwend!“

„Was Sie sagen! Wie ist das möglich? Ich hätte gedacht, das wär' ein verkleideter Chinese mit Familie! Und seit wann ist der Kerl denn da?“

„Schon vor einiger Zeit kam Herr Salander zu mir und erzählte, wie er bei ihm erschienen sei und eine Abzahlung an den ersten Verlust, Sie wissen ja, von jener Jugendbürgschaft her, geleistet habe und sie jährlich fortsetzen wolle, und fragte, ob er ohne Gefährde darauf eingehen dürfe?

Ich sagte, er solle nehmen, was er bekommen könne. Von der späteren größeren Geschichte sprach er ihn so gut wie frei. Ich konnte ihm keine Maßregeln anraten, der Mann Wohlwend ist der alte Hexenmeister in Gestalt eines blöden Gehirnes. Er hat hier Niederlassung genommen, und als man ihm das Steuerformular schickte, brachte er sein ganzes Geschäft auf das Gemeindehaus und wies in aller Form nach, daß, was er besitze, alles erheiratetes Weibergut sei, und erklärte, unweigerlich versteuern zu wollen, was nicht etwa in Ungarn liege und dort versteuert werde!"

„Und nun führt Salander ihn in der Kutsche spazieren?"

„Oder der andere ihn, ich weiß es nicht! Aber ein schönes Stück Weiberfleisch saß in dem Wagen, soviel ich in der Geschwindigkeit bemerkte!" fügte der Anwalt hinzu, „ob am Ende der Satan auf diese Art Mäuse fangen will?"

„Da liegt keine Gefahr! Meister Martin hätte früher angefangen, wenn er über solche Steine stolpern wollte! Aber dennoch ist mir das Ereignis, die Rückkunft des Schadenmüllers, so bitter wie ein Gallapfel! Der verfluchte Kerl mit seinen Kalmückenschnäuzen! Salanders Olgötz, wie er ihn einst nannte, steht wieder da! Es würde ihm freilich nicht schaden, wenn er nochmals eine nicht allzu derbe Lektion erhielte; schon wegen seiner ewigen Wühlhuberei verdiente er einen etwelchen Nasenstüber! Und dennoch gönn' ich es ihm nicht, er ist doch ein rechter Mensch!"

„Gewiß ist er's!" sagte der Anwalt und drückte dem Herrn Wighart, Abschied nehmend, die Hand.

Der also belobte Martin fuhr mit dem Hause Wohlwend-Glawicz nach einem etwa zwei Stunden entfernten, lustig gelegenen Erholungsorte, der wegen guter Bewirtung, schöner Aussicht und schattigen Gärten berühmt und viel besucht war. Dort verbrachten sie den Nachmittag mit Kaffeetrinken und Spazierengehen, wozu die reinlichen Wege eines nahen Tannenwaldes einluden. Dann und wann führte Salander die im grünen Halbdunkel weiß leuchtende Gestalt der Myrrha daher, und wenn sie allein ging, sah er sie, von ein-

zelnen Sonnenlichtern gestreift, mit einer angeborenen Anmut sich bewegen, die ihr zu Gebote stand, sobald sie der angelernten Manieren einer mangelhaften Erziehung sich entledigen konnte.

Ein bekannter Künstler, dem Salander in einem solchen Augenblicke begegnete, stand bei ihm still, der schönen Person nachschauend, und fragte, was er da für eine Muse aufgegabelt habe?

„Nicht wahr, das ist ein hübsches Frauenzimmer?“ sagte er mit angenommenem Gleichmut.

„Das will ich meinen! Das sieht man nicht alle Tage! Sapperlot, sehen Sie, welch ein einfacher Rhythmus, ohne allen Aufwand, man weiß kaum, wo es steckt, Form und Bewegung in eines gegossen! Wie edel das fließt, vom Nacken über Schultern und Arme auf den Rücken und von den Hüften herunter! Wo stammt die Dame her?“

„Sie kommt mit einer Familie aus Ungarn, ihre Mutter soll aber irgend von altem Griechenboden, aus Thessalien herstammen.“

„Ganz glaublich! Und auch in diesem Falle noch eine Rarität! Viel Vergnügen, Herr Salander!“

Die Worte des Künstlers und Kenners bewirkten eine seltsame Aufregung im innern und äußern Martin; sie machten sein Herz klopfen und seine Augen glänzen, während sie zugleich seine Schritte lähmten, daß er sich auf eine im Gehölze befindliche Bank niederlassen mußte.

Welch eine Bestätigung seines Schönheitsgefühles! Wie wurde sein dunkler Trieb aufgehellt, noch eine Strecke Weges im Strahle echter Schönheit zu wandeln, und er ahnte nicht, wie echt pedantisch es war, durch Aussagen eines andern, eines Kenners, sich bestärken zu lassen.

Er nahm sich aber zusammen, von Stimmen nahender Leute geweckt; es waren die Wohlwendschen, die ihn aufsuchten. Mit verändertem Wesen, wie einer, der einen Geist gesehen hat, voll inneren Staunens über den Reichtum des Lebens und zugleich in ernster Zurückhaltung befangen, schritt

er mit ihnen nach dem Garten zurück, wo eine Abendkollation bestellt war. Dort verharrte er, wenig sprechend, an Myrrhas Seite, die er ungesucht gefunden, und überließ ihrem Schwager das Wort, der den Frauen und Knaben allerlei Unterricht erteilte und zuweilen unversehens den Freund Salander mit einem „Ist's nicht so?" überraschte und ihn dabei aufmerksam betrachtete.

Unterdes sammelten sich noch andere Gäste, die zu Pferde oder im Wagen ankehrten und den schönen Abend noch rasch genießen wollten, darunter Leute, die dem Herrn Wohlwend nicht gefielen, weil es wahrscheinlich alte Gläubiger waren. Sie erkannten ihn zwar nicht, und wenn es auch geschehen wäre, so hätte es nichts zu sagen gehabt; denn es liefen manche Geschäftsleute herum, welche ein oder mehrere Male sich abgefunden, ohne deswegen belästigt zu werden. Allein es war ihm jetzt nicht angenehm, zumal er bemerkte, daß die Herren fleißig nach dem Fräulein Myrrha Glawicz zu blikken anfingen, und aus diesem gleichen Grunde war es auch Martin Salander recht, aufzubrechen. Sie ließen also einspannen und fuhren mit angehender Dämmerung ab.

Als sie die Stadt erreichten, war es Nacht. Martin brachte die Familie Wohlwend in ihre Straße und begab sich dann zu Fuß nach Hause, langsamen Schrittes, bald gesenkten Hauptes, bald nach den Gestirnen ausschauend, welche einzeln und zu zweit hie und da in der Höhe über die Gassen zogen, ebenso säumig wie der Mann in der Tiefe. Die alte treue Magdalene, die seiner geharrt, öffnete die Haustüre, erfreut, daß der Herr kam, nachdem sie den ganzen Tag allein im Hause gewaltet.

„Habt Ihr auch ordentlich gelebt?" fragte er; „ich will wetten, es war Euch alles zu viel!"

„Mir? da kennen Sie mich schlecht, Herr Großrat! Ich habe getan, was mich gut dünkte! Mittags hab' ich einen dicken Pfannkuchen und einen Salat gehabt, wie ein Fuder Heu, mit heißem Speck angemacht, Herr Großrat! und abends kochte ich eine Milchsuppe, wie meine selige Mutter

sie machte, es ist lang her! mit Brot und Pfeffer drin! Dazwischen hab' ich alles Messing in der Küche geputzt und mir dazu extra einen Schoppen Wein im Keller geholt!"

„Ei, warum nicht gar!"

„Freilich, vom letztjährigen, der im Sommer gut für den Durst ist, wenn Sie ihn schon nur Purrligeiger nennen! Aber haben Sie denn auch zu Nacht gegessen, Herr Großrat? Soll ich Ihnen nicht Tee machen und etwas Kaltes dazu?"

„Gar nichts brauch' ich!"

„Nur der Sympathie wegen! Denn die Frau sitzt im Lautenspiel gewiß noch mit den Kindern zusammen und sie plaudern und tun sich gütlich! Die armen Kinder! Wie haben sie sich gebettet! Aber Jugend hat eben keine Tugend, und ich Esel mußte noch mithelfen! Glücklich, wer darüber hinaus ist, über das böse Wesen, und kein unruhiges Herz mehr hat!"

Martin Salander hörte nicht mehr und schickte die Magd zu Bett. Erst als sie aus dem Zimmer gegangen, hörte er nachträglich die Worte: „Glücklich, wer kein unruhiges Herz mehr hat," wie man öfter in der Zerstreutheit eine Rede vernimmt, die schon verklungen ist wie ein Ruf im Felde.

Aber er achtete nicht darauf, sondern ergriff das Licht und schritt in das Schlafzimmer hinüber, wo es still war wie in einer Gruft. Der Spiegel seiner Frau warf ihm den Schein der flackernden Kerze entgegen, welche teils von seinen starken Schritten, teils von einem leisen Luftzuge unruhig brannte. Salander stellte sich vor den Spiegel, und das Licht emporhaltend, begann er prüfend sich selbst zu beschauen; allein es beschlich ihn eine Scheu, es ward ihm zumut, als ob Marie Salander ihm mit ernsten Augen über die Schulter blickte und erblassend verschwände. Seine Aufregung verwünschend, ging er in das Besuchszimmer, wo ein großer wohlgeschliffener Spiegel hing, und stellte sich vor diesem auf.

Martin Salander war nie ein Liebhaber seines Gesichtes

gewesen und bewunderte es im Spiegel so wenig als in den Bildern, welche die Sitte der Zeit ihm abdrang. Er ging nun im fünfundfünfzigsten Lebensjahre; zwar nicht älter erscheinend als die meisten seiner Altersgenossen, die sich leidlich erhalten, sah er doch keineswegs so jung aus wie einer jener Glücklichen, die immer Zweiundvierziger bleiben; das noch volle und sogar buschige Haar, sonst blond, war so bezuckert wie ein Ährenfeld, auf das der späte Reif gefallen ist, ebenso der krause Bart, der überdies mehr als eine sehnige Furche an Hals und Unterkiefer verhüllen mochte, aus dem zu schließen, was im oberen Gesichte in milderen Falten zutage trat. Die geistige Jugend und gemütliche Rüstigkeit, die trotzdem dasselbe Gesicht und dessen Augen belebten, konnte er selber nicht verstehen und anrechnen, und so fand er sich von dem nächtlichen Spiegelbild weder erbaut noch aufgemuntert.

„Sei es!" sagte er, indem er rasch den Leuchter wegstellte und sich in einen der Lehnstühle warf, „ich hab' das ja wissen können, und daß ich ein alter Gesell bin, gehört ja gerade zu der Frage, die mich bewegt! Noch muß ich wirken und schaffen, und noch brauch' ich einen Mund voll Frühlingsluft, welche das Herz erneuert! — Die gute Marie; von Untreue im banalen Sinn ist ja nicht die Rede! Bessere Leute als ich haben ihre Jahre mit der Frauenfreundschaft, Neigung, nenne man es Liebe, verschönt und erweitert; und hat sie nicht im voraus schon gelacht, und wie lieblich gelacht, als ich zum erstenmal von der schönen Myrrha erzählte? Die Myrrha! — Wird sie mich dulden können? Fühlen können und wollen, was sie mir zu sein vermag? Hier ist ein Schicksal im Spiele, das so oder so vorübergehen wird! Es vernünftig zu lenken, ist meine Sache, es wird bald getan sein, wenn es nicht ist, was ich wünsche — und wenn es ist, so soll der Pfad eben und sonnig bleiben und niemand straucheln!"

Er verlor sich in süßen Träumen vom Genusse einer jugendlichen Neigung des seltenen Geschöpfes und von einem

Verkehre, der ein erfreuliches Schauspiel für die Menschen darbieten würde, weit entfernt, Ärgernis zu erregen; und in unbestimmter Zukunft sah er Myrrhas Leben, befreit von den unheimlichen Banden, in denen es jetzt gefangen war, wohlgeordnet dahinfließen an der Hand eines ihrer würdigen Mannes.

Nicht einen Augenblick fielen ihm seine unglücklichen Töchter ein, deren Liebesphantasie er so klar, wenn auch menschlich zu beurteilen wußte, noch weniger der Unterschied zwischen ihrem und seinem Alter und noch weniger derjenige zwischen ihrer damaligen Lage und der seinigen. Und noch weniger ahnte er, wie klar jetzt zutage trat, daß die guten Mädchen die Eigenschaft, solchen „fixen Ideen" anheimzufallen, von niemand anderem als von ihrem Vater ererbt hatten, und welch tragikomischen Anblick es bot, den armen Mann die Tatsache so sehr nachträglich nach rückwärts hin illustrieren zu sehen!

Und weiter bedachte er keineswegs, wie solch ideales Liebesverhältnis eines weisen älteren Mannes als Hauptsache ein mit ungewöhnlichem Geiste begabtes weibliches Wesen voraussetzt, während er von Myrrhas innern Zuständen noch gar keinen Begriff hatte oder dieselben zusammenphantasierte. Und das war wieder um so bedenklicher, als es darauf hinauslief, es walte auch hierin eine Selbsttäuschung vor und die schöne Neigung beruhe lediglich auf einem sinnlichen Anreiz.

Alles das war dem guten Martin Salander in seiner jetzigen Seelenlage unbewußt, aber darum nichts desto minder vorhanden in ihm, wie außer ihm, und drückte die Seele, wie wenn er an alles dächte; denn sie war doch immer daheim, wie eine gut gewöhnte Hausfrau. Er fiel daher, als er um Mitternacht endlich das Lager suchte, in einen unerquicklichen Schlaf, in welchem die Seele unwirsch herumfuhr wie ein Poltergeist.

Dann erwachte er am Morgen mit schwerem Herzen, und als er den Druck verspürte und ihm ein tiefer Seufzer entfuhr, sagte er: „Aha, da haben wir's! Eine Leidenschaft!

Eine Leidenschaft! Ach du lieber Gott! Wie hat das noch an mich kommen müssen!"

Und so hielt er den Rumor des alten Gewissens für den Anbruch eines späten Liebesfrühlings und litt Liebesschmerzen, wie ein junger Mensch, doch mit dem Kummer eines bejahrten Vaters, der sich voll Sorgen für die Seinen niederlegt und mit Seufzen den Tag erwachen sieht.

Dazu ward er in kurzer Zeit mit Verwunderung inne, wie jung er sich vor diesem unglückseligen Abenteuer gefühlt, und wie er jetzt täglich an seine Jahre denken müsse, während er noch nie so nötig hatte, sie zu vergessen, und zwar nicht allein wegen der unbequemen Leidenschaft, sondern auch wegen des allgemeinen Weltlaufes.

Der Sommer wurde mit jeder Stunde geräuschvoller, sozusagen üppiger durch eine ungeheure Zahl größerer und kleinerer Feste, Anlässe, Gesamtreisen, Vereinsausflüge und Begehungen aller Art bis in den Herbst hinein in allen Himmelsrichtungen; es war, als ob das ganze Volk wanderte, unter allen Vorwänden, Dorfschaften und städtische Nachbarschaften, Häuflein von Greisen, welche fünfzig, sechzig, siebzig Jahre alt geworden, und Hunderte von Kinderschulen, mit flatternden Fähnchen, von denen zuweilen eine an der Sonne lagerte, bis die Vorsteher aus dem berühmten Bierhause kamen, in das sie geschwind untergetreten. Ein unkundiger Fremder hätte fragen können, wer eigentlich in diesem Lande im Sommer arbeite, außer etwa den Wirtsleuten, weil er nicht bedachte, daß ihrer noch genug da waren, die zu Hause blieben und etwas schafften, und daß auch von denen, die wanderten, manche vor und nach genug taten, um sich die Freude gönnen zu dürfen, wie denn auch immer neue Züge sich auf den Wegen kreuzten und bald wieder verschwanden.

Wenn man jedoch sich der Klagen über schlechte Zeiten und stetig wachsende Volksnot erinnerte, so begriff auch der Einheimische nicht recht, wo sie alle das Geld hernahmen, das sie verjubelten. Scharen katholischer Wallfahrer, die zwischen

den weltlichen Luftfahrern sich bewegten, konnten ihn aber belehren, daß früher noch mehr im Volke gewandert und geschmaust wurde, und das gerade in Zeiten der Bedrängnis.

Martin Salander hatte zu besagter Fest- und Wanderfreude sonst redlich das Seinige beigetragen überall, wo irgendeine patriotische, volkserzieherische und fortschrittliche Idee hineingelegt werden konnte; dann begann der wachsende Strom ihn stutzig zu machen, und er mahnte zum Maßhalten. Jetzt, wo das Übermaß im Lande rauschte, wendete sich sein Sinn wieder. Er wollte nicht auf der Seite des griesgrämigen Alters stehen, und, gestachelt von dem verliebten Jugendbedürfnis, begab er sich selbst in das Gedränge und war da und dort hinter den wallenden Fahnen zu erblicken, mit einem Festzeichen im Knopfloch, seidener Armbinde oder mindestens mit einer Alpenrose auf dem Hut. Dergestalt glaubte er das Blühen des Vaterlandes in neuer Jugend zu genießen und räumte an den Festtafeln in Gedanken der Bringerin derselben einen Ehrenplatz neben sich ein, unbeschadet des täglichen Seufzers, mit dem er sich schlafen legte.

„Es ist doch ein wahres Wort," sagte er einst bei sich selber, „wenigstens für die ideale Liebe, jenes geflügelte: l'amour est le vrai recommenceur! Sie macht mir sogar die alte Republik wieder hüpfen wie ein Zicklein!"

Die Abendsonne, welche eben unter die betreffende Festhalle hereinschien, spiegelte an der vergoldeten Innenwand eines großen Ehrenpokales, der vor ihm stand, mit rotem Weine frisch versehen, und der Goldschein leuchtete mit unbeschreiblichem Zauber in die durchsichtige Purpurflut.

Martin heftete seine Augen auf das funkelnde Farbenbild, das, urplötzlich aus offenem Himmel gekommen, seine Gedanken zu besiegeln schien wie ein flammendes Siegelwachs. Ein rötlicher Schimmer aus dem Becher spazierte sogar über sein begeistertes Gesicht, was eine ihm gegenübersitzende anmutige Frau wahrnahm und es ihm sagte mit der Mahnung, er solle sich still halten, denn er sähe jetzt hübsch aus. Geschmeichelt hielt er ein Veilchen das Gesicht unbeweglich

still, bis auf demselben der Abglanz zu flimmern begann, gleich dem Wein in dem Pokale. Denn es lief eine schwache Erschütterung durch den langen schmalen Tisch herauf, welche auch den Inhalt des Bechers bewegte.

Die Erschütterung rührte aber davon her, daß ein Festgenosse von zwei bürgerlich gekleideten Polizeibeamten unversehens aufgefordert wurde, sich zu erheben und mit ihnen hinauszugehen, und sich dessen weigerte, so daß der leicht gezimmerte Tisch einen Stoß empfing, als sie die Hand an den Mann legten und ihn zum Aufstehn zwangen. Erbleichend fügte er sich und folgte ihnen, nicht ohne mit niedergeschlagenen Blicken verschiedene Dekorationen, bestehend in Rosetten, Schleifen und silbernen oder vergoldeten Emblemen, vom schwarzen Kleide zu nehmen, eins nach dem andern, so unbemerkt als möglich. Er war nämlich nicht nur mit dem allgemeinen Festzeichen des Tages, sondern, da er im Verlaufe desselben mehrere Freundschaften geschlossen, mit den ausgetauschten besondern Vereinsorden geschmückt.

Nur wenige wurden auf den Vorgang aufmerksam; so auch Salander, an welchem der Mann mit seinen Begleitern vorbei mußte, und jener schauderte, als er wohl sah, wie der Unglückliche die Ehrenzeichen der Freude ablöste und verstohlen in die Tasche zu bringen suchte. Es dünkte ihn nicht weniger schrecklich, als wenn einem hohen Offizier vor der Regimentsfront Degen und Ehrenzeichen abgenommen werden.

Erst, als der Mann verschwunden war, verbreitete sich an den Tischen das Gerücht von der Ursache der Verhaftung. Er war ein wohlbekannter und beliebter Festbesucher und eines großen Vertrauens teilhafter Verwalter irgendeiner der florierenden Unternehmungen, stets fröhlich und aufgeräumt, wo er hinkam, nur zuweilen, in letzter Zeit, mit einem gesummten Liedertriller einen aufsteigenden Seufzer abdrehend, oder mit den Fingern auf dem Tische trommelnd, oder mit lautem Absetzen des Glases zerstreute Gedanken verhüllend. Solche Beobachtungen wurden nun mitgeteilt, nach-

dem man vernommen, daß während seiner Abwesenheit von Hause ein Wirrsal von Unterschleifen, in das er verflochten, entdeckt und gleichzeitig festgestellt worden sei, wie er bei Auswanderungsagenten sich nach Schiffsgelegenheiten erkundigt habe. In seinem Leichtsinn hatte er sich nicht versagen können, vor der Flucht noch schnell das Fest mitzumachen zur letzten schönen Erinnerung, da ja ein reinlicher Bürger auch das Unliebsame stets zu einem artigen Stammbuchverslein zu gestalten strebt.

Verstimmt verließ Salander das Fest und reiste stracks nach Münsterburg zurück. Nachdem er mit seiner Gattin das Abendbrot geteilt, nahm er eine Zeitung zur Hand, und das erste, was er las, war die Nachricht von den zutage getretenen Unterschlagungen eines Beamten im Osten der Schweiz; im gleichen Blatte stand am Schlusse als Neuestes der kurze Bericht von der Flucht eines Kassiers im Westen.

„Was ist denn das für ein Unglückstag?" rief er kopfschüttelnd und erzählte, was er soeben an dem Feste selbst mit angesehen.

„Es ist zwar nicht eidgenössisch gedacht," sagte er; „aber ich bin doch froh, daß diese traurigen Sachen nicht in unserm Kanton vorgefallen sind!"

„Lies nur fertig!" versetzte Marie, „auf dem Beiblatte steht noch etwas Schönes!"

Da las Martin richtig, daß ein Aktuarius Schimmel in Münsterburg infolge einer Reihe von Veruntreuungen und Bestechlichkeiten, deren er verdächtig, am heutigen Tage verhaftet worden sei.

„Das fängt bei Gott an, einem an den Hals zu gehen, wie das Wasser!" sagte Salander, indem er die Zeitung wegwarf, „diesem habe ich durch meine Fürsprache zu der Stelle verholfen. Ich hab' es zwar bereut, weil er sich sofort als ein großmäuliger und unverschämter Mensch aufführte und mit seinem Patriotismus prahlte; für unehrlich hielt ich ihn jedoch nicht. Jetzt erinnere ich mich, vernommen zu haben, wie es auffalle, daß er immer an den öffentlichen

Wirtstafeln speise, anstatt mit Weib und Kind zu Hause, wo es ihm zu schlecht sei! Da liegt der Lump!"

Auf diesen rauhen Windstoß blieb es den Rest der Woche hindurch still von so ärgerlichen Dingen; ein mit siebenhundert Franken verschwundener junger Mensch, der am Samstag noch vereinzelt durch die Abendzeitungen lief, wurde nicht beachtet. Desto heftiger brach das Unwetter gleich am nächsten Montag wieder los, nachdem durch die mißbräuchliche und unredliche Führung ihrer Leiter ein paar Geldgewerbe ins Schwanken geraten waren und weite Kreise in Mitleidenschaft zogen. Lag hier die Ursache in der blinden Habsucht reicher Leute, welche ihren Überfluß der scheinbar glücklichen Hand solcher moralischen Tolpatsche zum Spielball überließen, so brauste am Dienstag ein Konsortium abgeschiedener Seelen durch die Luft, welche als arme Erwerbsbeflissene aus den Kassen ihrer Vorgesetzten ein gut geregeltes Börsenspiel unterhalten. Am Mittwoch ritt auf der Unheilswolke ein alter Seckelmeister daher, der die Aufsichtsmänner alljährlich den gleichen Haufen zersägter und als Geldrollen verpackter Besenstiele überzählen ließ. Am Donnerstag kam ein Aktienchef, der wöchentlich eine kleine Mappe auf den grünen Tisch und die Faust darauf legte mit den Worten: „Meine Herren, hier ist meine Ehre und jeder wünschbare Nachweis!" Die Beisitzer flatterten als angeschossene Enten hintendrein, weil nie einer gewagt hatte, das Mäppchen unter der Faust wegzuziehen oder auch nur ein „Erlauben Sie!" zu sagen, denn sie waren abergläubisch, und er streckte aus der Faust zwei Finger weit gespreizt hervor, so oft einer Miene machte; sie glaubten, er könne hexen. Als er spurlos verschwand, blieb das Mäppchen auf dem Tisch zurück; es enthielt nichts als eine hohe Säule von benannten Zahlen, welche der Reihe nach durchstrichen waren, mit schwarzer, blauer, roter Tinte, mit Blei- und Silberstift, je nach der Tageszeit und dem Orte des Unterganges. Am Freitag kam ein Gemeindefaktotum, das den Ertrag eines schönen Lärchenwaldes in die Lotterien aller Länder gesandt bis auf ein weniges, das

er versoffen hatte. Am Samstag ertränkte sich ein Vormund über sieben reiche Waisen, die nun arm geworden. Am Sonntag war wieder Ruhetag.

Aber am Montag hub der Tanz von neuem an, und so ging er viele Wochen fort, daß man die Mägde auf den Gassen, wenn sie des Morgens die Zeitungen holten und lasen, und die Männer beim Frühschoppen rufen hörte: „Sie haben wieder einen! Wieder einen!"

Durch das erwachte und wachsende Mißtrauen hervorgerufen, vermehrte sich der Untersuch und trieb namentlich ein kleines Heer mittlerer und kleiner Beamten ans Licht, welchen allen es unmöglich gewesen, anvertrautes Gut in Verwahrung zu halten, ohne sich daran zu vergreifen. Und die schlimme Krankheit durchzog das ganze Land, ohne Ansehen der Konfessionen oder der Sprachgrenzen. Nur etwa im Gebirge, wo die Sitten einfacher geblieben und das bare Geld oder Geldwert seltener, war nicht viel davon zu hören.

Unaufhörlich erstaunte und grübelte Martin Salander von neuem und sann der Möglichkeit der traurigen Tatsache nach, daß die Übel der Zeit nicht an den Grenzen der Republik stehen blieben, deren geistigen und sittlichen Ausbau er so getreulich betreiben half. Das war ja doch etwas anderes als jene materiellen Verkehrsfragen, wegen deren er einst den Leuten die Wahrheit sagte.

Sein Herz wurde aufrichtig bekümmert, was ihm insofern zustatten kam, als er jetzt, wenn er sich schlafen legte, unter diesem Gemütsdrucke hervor einen Seufzer tat und der Frau den Grund sagen durfte, wenn sie darnach fragte. Die „schöne Leidenschaft" drückte im geheimen freilich mit; doch wagte sie sich einstweilen nicht weiter hervor.

16

An einem Sonntagmorgen, als die Glocken verklangen und unversehens die wohlige Stille dieser Stunde eintrat, nahm Marie Salander ein Buch zur Hand. Sie war allein

im Hause und brauchte in solchen Augenblicken nur sich selbst überlassen zu sein, um allerlei beschauliche Einkehr zu halten. Es kam wie die frische Luft, wenn ein Fenster offensteht.

Jetzt freilich saß sie nicht lang allein. Ihr Mann hatte das beständige Verschlossenhalten der Haustüre vor einiger Zeit als aristokratisch abgeschafft, als volksfeindlich mißtrauisch, trotz der überhandnehmenden Hausschleicherei unzähliger Vaganten, die sich aus den Dachkammern der Dienstmädchen deren sauer zusammengesparte Jahrlöhne herunterholten. An Feiertagen arbeiten jedoch die Diebe gewöhnlich nicht in dieser Abteilung; nur im Anfang war Herrn Salander zu solcher Zeit ein neuer Regenschirm vom Flure gestohlen worden. Was heute seine Gattin in ihrer Sonntagsruhe störte, war ein unbeholfenes Klopfen an der Stubentüre. Als sie ging, dieselbe zu öffnen, trat Frau Amalie Weidelich herein. Sie hielt mit beiden Händen ein Gesangbuch samt dem weißen Schnupftuch umfaßt, welches nach ländlichem Weiberbrauche sauber gefaltet darauf lag.

„Mit Verlaub," sagte sie, „und guten Tag, Frau Schwäherin!"

„Ei, die Frau Schwäherin!" grüßte Frau Marie überrascht. „Sieht man sich auch einmal? Sie sind gewiß zu spät zur Kirche gekommen?"

„Nein, ich war früh genug, aber da ich die Woche hindurch nicht fort kann, und immer weniger, je älter man wird, anstatt auszuruhen, sagte ich unterwegs zu mir selber, du willst einmal hinter der Kirche herumgehen und der geehrten Schwäherschaft eine Visite abstatten! Ich besuche sonst immer eine der Stadtkirchen, wo es immer so voll und interessant ist und die Leute ihre Visitenkarten an die Bänke nageln! Aber heute, dacht' ich, kannst du aussetzen, einmal ist keinmal, und die Predigten werden ja nicht abgestellt wie die Brunnen, am Sonntag lauft's alleweil noch, das Lebenswasser! Aber sonst kann man's freilich brauchen, meine liebe Frau Schwäherin! Zwar versteh' ich nicht immer recht, wo's hinaus will, weil ich eben nicht gelehrt bin, aber ich

tu's meinen Söhnen zu Ehren, die gebildete Herren sind! Man soll nicht sagen, daß man ihre Mama nicht in einem gebildeten Gottesdienst zu sehen bekomme! Sie verdienen es eigentlich nicht! Aber man ist halt doch die Mutter! Und wenn sie dann auf den Kanzeln von dem lieben Gott reden, der keine Beine habe und uns persönlich nicht kenne, und wir doch mit einer gewissen Gotteskindschaft dicktun sollen, so lasse ich es dabei bewandt sein und bete dafür das Vaterunser desto andächtiger mit! Das versteh' ich jetzt wieder besser, als auch schon, liebe Frau Salander! denn ich hab' es nicht, wie der liebe Gott, ich fange an, meine Beine zu spüren, sie werden müd'."

„Darum nehmen Sie doch endlich Platz, gute Frau, da steht ja ein bequemer, weicher Sessel! Wollen Sie nicht den prächtigen Hut ablegen? Wer hat den gemacht?"

Marie Salander drängte mit diesen Worten das bittere Gefühl zurück, das der unerwartete Anblick der Zwillingsmutter erweckt hatte: sie entnahm den Gesichtszügen wie den Worten der Frau, daß sie nicht mehr so guten Mutes war wie früher. Diese setzte sich, ihr Kleid vorsichtig in acht nehmend. „Der Hut?" sagte sie, „den hat die Merklin gemacht, er ist aber viel zu schön und zu teuer ausgefallen, es paßt nicht mehr für mich! Abnehmen will ich ihn nicht, es ist mir zu mühsam, ihn wieder ordentlich aufzusetzen!"

Sie betrachtete nun ihrerseits ein Weilchen die Gegenschwäherin und lobte ihr Aussehen: „Ihnen geht es gut, Sie bleiben immer gleich! Und was macht denn der Herr? Ist er zu Hause?"

„Mein Mann ist früh ins Freie hinausgegangen; jetzt wird er wohl für eine Stunde oder zwei auf dem Kontor sein. Was macht der Ihrige, Herr Weidelich? Er ist doch gesund?"

„Gottlob, so ziemlich, die Arbeit hält ihn aufrecht, und doch schont er sich zu wenig und klagt hie und da über Unlust. Es hat eben jedes seinen Teil! Wir wissen zum Exem-

pel nicht, woran wir mit den Söhnen sind; um es gerad heraus zu sagen, bin ich gekommen, zu erfahren, ob Sie mehr von den Kindern wissen und was vorgeht?"

„Wieso denn vorgeht?" fragte Frau Marie, nicht sowohl überrascht, als halb erschrocken.

„Ja, es muß etwas vorgehen oder gegangen sein. Unsere Söhne, die uns leider nicht mehr viel nachfragen, kommen nur zur Seltenheit einmal gelaufen. Früher kamen sie zuweilen miteinander, jetzt scheinen sie sich zu meiden, und wenn sie bei uns unverhofft zusammentreffen, so schwatzen sie etwas Weniges, und der eine oder andere macht, daß er fortkommt. Erscheint aber einer allein, das geht nun seit einem halben Jahr oder länger, und man fragt nach seinem Bruder, so heißt's immer: ‚Weiß nichts von ihm, hab' ihn nicht gesehen! Seh' ihn überhaupt wenig die Zeit her!' So heißt's bei Isidor, und so bei Julian! Und doch stecken sie immer hier in der Stadt und haben Geschäfte, jede Woche müssen wir ein paarmal hören, sie seien da und dort gesehen worden, so müssen sie sich doch selber auch begegnen und sollten nicht sagen, sie wüßten nichts voneinander. Da haben wir gesagt, ich und mein Mann, Herr Salander und Frau sind durch ihre Töchter eher auf dem laufenden, gefährlich wird's am End' nicht sein, sonst würde man uns doch Kundschaft geben! Da bin ich denn heut richtig abgeschwenkt und zu Euch gekommen!"

Frau Salander schwieg verwundert einen Augenblick, indem sie zugleich überlegte, ob sie der Frau Gegenschwäherin die zum Teil ähnliche Erfahrung an den Töchtern mitteilen solle. Es könne nur zur besseren Erleuchtung der beunruhigten Leute beitragen, dachte sie, wenn sie davon Kenntnis erhielten, die ihnen offenbar ganz abgehe.

„Unsere Töchter," sagte sie, „haben uns von diesen Dingen nichts anvertraut, wahrscheinlich, weil sie ihnen unbekannt sind; wir haben in letzter Zeit nur gelegentlich von ihnen gehört, daß die jungen Männer viel abwesend seien."

„Natürlich, das glaub' ich schon!" warf Amalie Weide-

lich ein. „Das ist kein Geheimnis bei der Arbeit, die sie haben! Sonst wußten sie nichts, die Frauen?“

„Diesmal, ich will sagen von diesem Umstande wenigstens nicht!“

„Wie diesmal und von diesem Umstand? Aber ein andermal wußten sie, haben sie geplaudert, he?“

Als Marie nicht sogleich zu antworten vermochte, redete die andere Mutter mit gespannterem Tone fort:

„Seien Sie nur offen und hinterhalten Sie nichts! Sehen Sie, wir haben auch davon gesprochen, ob nicht ein Familienzwist, eheliches Zerwürfnis und dergleichen vorhandenn sei; ob die jungen Weiber auch sich in die Verhältnisse schicken oder vielleicht unzufrieden seien und den Männern zu Haus das Leben schwer machen? Sie müssen es nicht übelnehmen, Frau Schwäherin, man hat Beispiele, daß zwei Schwestern, die in die gleiche Familie geheiratet haben, zusammenhalten und gern miteinander Komplott machen, wenn es Unfrieden gibt, und imstande sind, alles auf den Kopf zu stellen! Ich will ja nichts damit gesagt haben, nur die Spur suchen!“

Nach nochmaligem kurzen Besinnen fand Marie Salander es an der Zeit, ihr ohne weiteren Rückhalt auf die Spur zu helfen.

„Sehen Sie, Frau Schwäherin,“ sagte sie mit ruhigem Ernst, soweit die innere Erregtheit es zuließ, „es ist sicher nicht alles, wie es sein sollte, da haben Sie recht! Ich will Ihnen jetzt nur erzählen, daß wir vor nicht langer Zeit etwas Ähnliches an unsern Töchtern erlebten, wie Sie nun an Ihren Söhnen. Sie ließen sich gar nicht mehr bei uns sehen, wie wenn sie das Elternhaus geflissentlich fliehen würden, und als das uns endlich auffiel und wir uns deshalb die Köpfe zerbrachen, vernahmen wir von dritter oder vierter Hand, daß die Kinder auch unter sich jeden Verkehr verloren hätten und sich scheuten, zusammenzutreffen. Da haben wir uns auch auf den Weg gemacht, mein Mann und ich, aber wir sind gleich zu den Töchtern gegangen und haben sie zur Rede gestellt.“

„Und nu? Was war's?"

„Wir fanden beide allerdings zu Haus und in einer großen Traurigkeit, jede von ihnen hatte Heimweh nach den Eltern und nach der Schwester und getraute sich doch nicht, die zu sehen, die sie gern gesehen hätte. Wir brachten sie dann am gleichen Tage wieder zusammen, wie mit uns, und halfen ihnen über die Wunderlichkeit hinweg, so gut es ging."

„Aber was ist's denn gewesen? Ging es meine Söhne an?" fragte die ungeduldige Wäscherin.

„Da Sie es wissen wollen, so muß ich es Ihnen sagen; es dient vielleicht zum notdürftigen Ausgleich der Irrungen oder Mißverständnisse und zur allgemeinen Erkenntnis seiner selbst. Meine Töchter haben ihre Heirat bereut und sich deshalb voreinander geschämt, weil sie den vermeintlichen Irrtum gemeinschaftlich mit langer Beharrlichkeit begangen, und vor uns, weil wir die Heirat nicht gern gesehen haben!"

„So?" sagte die arme Frau Weidelich mit gedehntem Laute, höchst betroffen und bleich geworden; denn trotz ihrer anzüglichen Reden von vorhin traf sie die Eröffnung so unerwartet, wie ein Blitz aus blauem Himmel. Sie fühlte das schöne Lebensgebäude schwanken, das sie mit so viel Sorge und Kunst ihren Söhnen aufgerichtet. Der erste Gedanke war das große Erbgut, das viele Geld, und der zweite, daß nicht einmal Kinder daseien.

Als sie sich vom Schrecken etwas erholt, fragte sie mehr kleinlaut als trotzig, was denn die Frauen groß Ursache hätten, die Heirat zu bereuen und mit so umständlichen Manieren? Ohne weiteres Besinnen erwiderte Frau Marie:

„Ja, das ist eben das Verwunderliche, das sich mit der Zeit verlieren kann, weil es ertragen werden muß; sie sagen von den jungen Herren, es sei nichts mit ihnen, sie haben keine Seelen!"

Mit rotem Kopfe, den sie so stark schüttelte, daß der Hut darauf mit allen Blumen und Bändern zitterte, der müden Beine vergessend, sprang die Frau Weidelich aus ihrem Sessel auf und rief tödlich beleidigt:

„Keine Seelen? Meine zwei Buben, die ich unter dem Herzen getragen? Das ist eine niederträchtige Verleumdung! Rund und nett hab' ich sie zur Welt gebracht, wie zwei Forellen, von den Köpfchen bis zu den Füßchen kein Mängelchen, und jedem hab' ich sein Seelchen mitgegeben von meiner eigenen unsterblichen Seele, soviel Platz finden kann in einem so kleinen Tümpelchen Blut, und es ist mit den Buben nachgehends gewachsen wie sie selbst! Wo sollt' es denn hingekommen sein? Würden sie Landschreiber geworden sein? Keine Seelen! Die verfluchten Gänse! Die dürfen mir nicht so kommen! O!"

Sie war so zornig, daß sie nicht weitersprechen konnte und sich niedersetzen mußte. Marie Salander bereute ihre Tat und suchte nach einem Essenzbesteck, da die Frau jetzt blaß war. Sie verweigerte aber die Tropfen und bat um einen Schluck Wein, wenn er da sei; denn sie fühlte sich wirklich elend.

Frau Salander ging schweigend nach dem Schranke, in welchem dergleichen Dinge für alle Fälle bereit standen. Während der eingetretenen Stille hörte man schwere Tritte auf Treppe und Flur, und gleich darauf klopfte ein Mann mit harten Fingern an der Türe. Vom Schranke weg eilte jene hin, zu sehen, wer da sei; denn wie erst bei dem ungeschickten Klopfen der Frau vermutete sie jetzt wieder, es poche jemand, der nicht ins Zimmer wolle.

Allein es war der Vater Jakob Weidelich, der dastand mit verstörtem Angesicht und mit unsicherer Haltung hereinkam, als Marie Salander die Tür ganz aufmachte. In der Zerstreuung nahm er den Hut erst vom Kopfe, nachdem er wortlos sich auf den nächsten Stuhl gesetzt, wie ein erschöpfter Mann.

„Verzeihen Sie," sagte er endlich, sich zusammenraffend, „ich habe mit Herrn Salander reden wollen, ist er nicht zu Hause? Aber da ist ja auch meine Frau! Ich glaubte, du seiest in der Kirche?"

„Und du, Jakob? Wie kommst du hierher?" rief die

Frau, die über seinen Anblick die eigene Beschwernis vergaß. Er hatte die gewohnten Sonntagskleider am Leibe, doch mit bewußtloser Hast umgeworfen. Die Weste war ungleich geknöpft, die Halsbinde fehlte, und in der Hand hielt er den abgeschossenen Werktagshut, um welchen statt des verlorenen Bandes sich eine Krone vom Arbeitsschweiße zog, der den Filz durchdrungen. Frau Salander sah dies alles auch und überdies, daß seine Hände leise zitterten. Bänglich wartend, was noch kommen würde, hielt sie sich schweigend abseits und überließ dem Schwäherpaare das Reden. Frau Weidelich hatte sich auf die Beine gestellt und sich dem Manne genähert, indem sie seinen nachlässigen Anzug musterte.

„Was ist denn das?“ rief sie, „wie kannst du ohne Halstuch fortlaufen? Und nicht einmal den Hemdkragen zuknöpfen! Und am Sonntag mit dem alten Hut in der Stadt herumstürmen, pfui Teufel!“

Als sie aber die ratlose Verfassung seiner Gesichtszüge genauer sah, durchfuhr sie ein Schrecken. Sie wußte, daß er nicht um eine Kleinigkeit in einen Zustand geriet, den sie nie an ihm erlebt.

„Was hat's gegeben, Jakob?“ fragte sie mit bleicher Furcht, da das Unbekannte, welches den sonst so ruhigen Mann aus dem Hause getrieben, ihr doppelt schreckhaft erschien.

Er suchte seine feuchte Stirn zu trocknen, fand aber kein Tuch in der Rocktasche. Die Frau blickte umher und gewahrte das auf einem Tische liegende Kirchenbuch mit dem Schnupftuch. Sie schlug dieses auseinander und wischte ihm selber Stirn und Schläfen ab. Weidelich nahm ihr das Tuch aus der Hand; etwas gefaßter ließ er sich nun vernehmen:

„Unser Sohn Isidor ist in der Stadt — ich muß es in Gottes Namen sagen, er sitzt gefangen, in schwerer Untersuchung — sie haben ihn gestern abend gebracht.“

Marie Salander suchte mit einem kleinen Schrei den Halt des nahen Fenstersimses; sie sah nur die arme Tochter Setti,

die verlassen und geängstigt im Lautenspiel sitzen mußte, vielleicht selbst gefangen gehalten oder wenigstens bewacht.

Isidors Mutter aber stand mit offenem Munde, den Mann anstarrend. Sie begriff nicht, was er sagte.

„Was kann er denn angestellt haben?“ stotterte sie, „das wird eine schöne Dummheit sein, sie sollen sich in acht nehmen!“

„Es ist kein Spaß, du arme Frau!“ sagte Jakob Weidelich, der sich jetzt erhob und mit Gehen und Sprechen zu erleichtern suchte. „Es ist einer von den Behörden im Haus erschienen, sobald du fort warst, und hat mir das Unglück angezeigt. Ich hafte ja mit unserm Vetter und Gevatter Ulrich als Amtsbürge für beide Söhne. Drum befragte mich der Herr nach meiner Zahlungsfähigkeit und forderte mich auf, die Mittel auf alle Fälle bereit zu halten; aber nicht nur das, er wollte wissen, was ich darüber hinaus etwa zu leisten imstande wäre, obgleich es nicht danach aussehe, als ob eine gütliche Auskunft möglich; denn es sei bei unserm Isidor eine große und böse Unordnung gefunden worden. Ich hab' in Schrecken und Angst nichts zu sagen gewußt, als daß ich tun werde, was ich vermöge, wenn es helfen könne, und bin hierher gelaufen, um den Herrn Gegenschwäher um Rat zu fragen, was zum Schutz des Sohnes zu tun sei. Denn ich kann nicht glauben, daß er, wie soll ich sagen, daß er sich so vergessen habe! In der Verwirrung hab' ich nicht einmal das Nähere vernommen! Ich hätte nie geglaubt, daß dergleichen an mich komme!“

Plötzlich schlug die Frau eine gellende Lache auf und tastete, wie wenn sie in einem dunkeln Raume ginge, mit vorgestreckten Händen nach dem kürzlich verlassenen Lehnstuhl. Dort schöpfte sie Atem, lachte dann nochmals stoßweise und rief bitter gegen den Mann hin:

„Aber an mich kann es kommen? Mir schadet es nicht, hab's am End' verdient, gelt? Dein Lebtag denkst du nur an dich! Eine schöne Welt, ein wackerer Sonntag! Zuerst heißt's, die Buben haben keine Seelen, dann werden sie ein-

gekerkert und zu Schelmen gemacht! Ach, ach, ach, wie weh!"

Ihre Worte verloren sich in einem erbärmlich klagenden Tone und dieser in erneuter Übelkeit, die sie befiel, indes Weidelich sich auch wieder gesetzt hatte und, die Hände auf die Knie gestützt, zu Boden starrte.

Frau Marie Salander ergriff die bereits hervorgenommene Flasche mit altem Xeres und füllte für jedes der geschwächten Eheleute ein Kelchglas, obgleich ihr selbst schlecht zumut war. Und wie die Mutter Isidors in seiner Person beide Söhne zusammenfaßte und einseitig nur an diese zu denken vermochte, so dachte Marie Salander an beide Töchter, ohne von ihnen zu sprechen, da die bedrängten Gegeneltern ihre Aufmerksamkeit den jungen Frauen jetzt nicht widmen konnten.

Amalie Weidelich trank einen guten Schluck von dem Weine und stellte das Glas weg, in die Luft, daß es zu Boden fiel.

„Also der Isidor ist eingesperrt," sagte sie, „und kann nicht mehr gehen, wo er will! Bringt ihm denn jemand zu essen und zu trinken, wenn es ihn gelüstet und die gewohnte Zeit da ist, wie gerade jetzt? Haben sie dort auch etwas Ordentliches für einen Landschreiber, einen Ratsherrn? Für einen armen Menschen, der nicht weiß, was Hunger und Durst ist?"

„Soviel ich mich erinnere," bemerkte Frau Salander, „können solche Gefangene, solange die Untersuchung dauert und bis sie verurteilt sind, auf ihre Kosten haben, was sie wünschen, so wie sie es ungefähr gewöhnt sind."

„Verurteilt sind! Ein solches Wort will ich von niemandem hören! Wenn ihm schlechte Teufel aller Art, mit denen er zu tun hat, Unkraut in seine Geschäfte gesät haben, wenn er manchmal nicht weiß, wo ihm der Kopf steht, so klärt er das gewißlich auf, und für seine Verfolger wird es ein schlechtes Ende nehmen! Aber jetzt muß man sorgen, daß es

ihm an nichts gebricht! Warum ist seine Frau nicht mit ihm gekommen, über ihn zu wachen und in der Nähe zu sein?"

„Sie wird zu Hause zu wachen haben, da sonst niemand dort ist!" sagte Marie Salander trocken, ihren Unwillen zurückhaltend.

„So müssen wir sorgen, hörst du, Mann! Wir wollen hingehen, oder geh' du allein und bring' ihm etwas Geld, im Fall sie ihn etwa ausgeplündert haben! Ich will indessen heimlaufen und einen Vorrat von Speis' und Trank bereitmachen, hörst du nicht?"

Der Vater Weidelich hörte freilich nicht. Er zergrübelte unablässig den Gedanken, daß ihm Unehrlichkeit und Verbrechen in Gestalt des eigenen Sohnes nahe treten und überdies sein ganzer bescheidener Wohlstand, den er in so vielen Jahren mit saurer Arbeit errungen, in Rauch aufgehen solle und er ärmer dastehen würde, als er im Anfang gewesen; denn den Hof im Zeisig hatte er zu seiner Zeit noch mit Hilfe eines kleinen väterlichen Erbes erworben. Und wenn es so käme, könnte er von vorn anfangen in seinem Alter? Wolle es Gott, so würde es doch nicht so kommen, es könne ja nicht sein!

Da er solchergestalt in seiner Grübelei verharrte und keine Antwort gab, vergaß die Frau ihren Vorsatz und sank mit zerfahrenen Sinnen in sich zurück.

Marie Salander benutzte die herrschende Stille, um nach einem Glase frischen Wassers zu gehen und sich dann still in eine Ecke zu setzen, in der Absicht, nicht nur selbst einen Augenblick der Sammlung zu gewinnen, sondern auch das vom Unheil ergriffene Ehepaar zu einer kurzen Ruhe zu verlocken. Es gelang ihr auch, beinah ein halbes Stündchen zu überstehen, ohne daß die Stille anders als durch ein Stöhnen oder Seufzen unterbrochen wurde.

Mit rascheren Schritten als gewöhnlich kam ihr Mann heran. Sie dankte dem Himmel, als sie ihn hörte, und ward doch über seinen Anblick betroffen, der von Sorge und großem Ärger Zeugnis gab.

„Da sind wir ja alle beisammen!“ sagte er, im Zimmer stehend, „augenscheinlich wißt ihr die Neuigkeit schon!“

„Leider ja!“ ließ sich Vater Weidelich vernehmen, der über Salanders Ankunft erwacht und aufgestanden war. „Ich bin zuerst hierher gekommen, Herr Salander, um Sie um Rat zu ersuchen, was zu tun sei. Es ist hoffentlich doch nicht so arg, wie es im ersten Schrecken aussieht!“

„Es ist schlimm genug!“ erwiderte Salander, der die üble Verfassung Weidelichs und auch diejenige der Frau bemerkte. Diese war scheinbar teilnahmlos in ihrem Lehnstuhle sitzen geblieben, mit abgewandtem Gesicht, und Frau Marie, die aus ihrem Winkel hervortrat, deutete gegen ihren Mann auf sie hin. Dieser suchte sich deshalb schonender auszudrücken, als er gestimmt war.

„Der Unterbeamte, der bei Ihnen war,“ fuhr er Weidelich gegenüber fort, „ist auch zu mir auf das Bureau gekommen. Es scheint aber ein voreiliger und zu diensteifriger Mensch zu sein; mir fiel auf, daß er nicht genaueren Aufschluß geben konnte und überhaupt am Sonntag in solchen Geschäften herumlief. Auch bei mir wollte er vernehmen, was ich allenfalls für den Schwiegersohn zu tun gesonnen wäre, damit eine Strafklage unterbleiben könne. Das ist eine gute Meinung, die jedoch zu einem Bescheid vorderhand nicht hinreichte. Ich machte mich auf den Weg, um geeigneten Orts Bestimmteres zu vernehmen. Es ist keine Rede von Fahrlässigkeiten und dergleichen Dingen, deren Folgen niedergeschlagen werden könnten. Isidor hat unter Mißbrauch des Amtes so unglaublich kühne Dinge unternommen, daß die Entdeckung immer an einem Haare hing und endlich in vergangener Woche eintrat. Drei Tage dauerte die Untersuchung der Bücher auf seiner Kanzlei. Gestern waren die Hundertundfünfzigtausend überschritten, und noch soll kein Ende abzusehen sein. Darum wurde das Verfahren in Unterlaub abgebrochen und nach Münsterburg verlegt.“

„O Herr Jesus!“ tönte es vom Schmerzenssitze der Mutter Weidelich her mit einem Jammergeschrei. Vater Jakob

suchte wieder seinen Stuhl. Die vernommene Zahl erhellte ihm wie eine Brandfackel die Lage. Auch Martin Salander fühlte sich ermüdet, desgleichen die Gattin Marie, und so saßen die vier alternden Personen schweigend umher, wie der Zufall es fügte.

Nach einer geraumen Weile wimmerte die Frau Weidelich:

„Wäre ich doch lieber zur Kirche gegangen, so hätte ich noch eine Stunde gehabt, wo ich von nichts wußte! das wär' noch ein gutes Stündlein gewesen, und hätte guter Dinge nach Haus gehen können, ohne es mir ansehen zu lassen!"

Abermals nach einigen Minuten rief sie:

„Jetzt muß es doch sein! Jakob, wir wollen gehen, daß wir unter Dach kommen!"

Da sie sich gleichzeitig aufraffte, so gut es ging, nahm sich auch der Mann zusammen und trat mit gebrochenem Wesen zu Salander, der sich ebenfalls erhoben.

„Es tut mir leid," sprach er mühselig, „daß wir Ihnen so viel Ungelegenheit machen."

Die Stimme versagte ihm und er schwieg. Martin gab ihm die Hand; er sah, wie der Mann litt, und, die eigene Beschwernis vergessend, sagte er mit allerdings zweifelhaftem Troste zu ihm:

„Wer kann heutzutage behaupten, er sei vor dem allgemeinen Übel sicher? Es ist wie die Reblaus oder die Cholera! Wenn euch einer schief ansieht, so dürft ihr ihm nur sagen, er soll erst nach Haus gehen und nachschauen, ob's nicht schon dort sei!"

Inzwischen hatte Amalie Weidelich mit ihrem Hute zu schaffen, der sich wegen der Erregungen der Frau verschoben und nicht mehr recht sitzen wollte. Sie suchte ihn vor einem Spiegel zurechtzurücken und festzumachen, und Marie Salander kam ihr zu Hilfe. Plötzlich aber riß sie ihn vom Kopfe und erklärte, sie wolle ihn nicht mehr aufsetzen, sondern ohne Hut heimgehen.

So begab sich das Paar auf den Weg. Kaum waren sie auf der Straße, so fühlte sich die Frau so schwach, daß der Vater Jakob sie am Arme führen mußte; in der linken Hand trug er den schönen bunten Hut wie einen Henkelkorb am Bande. Sein eigener abgetragener, schweißbefleckter Hut vollendete den wunderlichen Aufzug des Paares, welches trübselig dahinschwankte durch den unsichern Gang der Frau, die sonst von manchem Glase Wein, das sie getrunken, niemals geschwankt hatte.

Man blickte ihnen nach, Vorübergehende standen sogar still, und jemand sagte vernehmlich zum andern: „Die zwei Leutlein haben ja wacker gefrühstückt!“

Sie hörten es mit den scharfen Ohren der jungen Schande, sahen aber weder rechts noch links. Auf einer geräumigen Brücke kamen sie noch schwieriger voran; eine Menge Kirchenleute kreuzte sich von beiden Seiten her, und fast alle blickten auf den Hut, der an Jakob Weidelichs linker Hand hing, und sodann auf den etwas zerzausten Kopf der Frau.

„Gib mir den Hut, Jakob!“ sagte sie, „es schickt sich nicht für dich, daß du ihn trägst!“

Er ließ es sich gefallen und gab ihr das stattliche Modenstück, und da sie in diesem Augenblicke gegen das Brückengeländer gedrängt wurden, warf die Frau den Hut in den Fluß, ohne ihm nachzusehen.

„Was machst denn? Bist du närrisch?“ murmelte der Mann.

„Nur vorwärts! Steh nicht still!“ sagte sie, „ich habe genug von der Herrlichkeit!“

So gingen sie weiter und bekamen Raum genug. Denn die nächsten des Brückenvolkes, welche den Wurf bemerkt hatten, liefen eiligst auf die andere Seite hinüber und bogen sich über das dortige Geländer, um den Hut unterhalb der Brücke hervorschwimmen zu sehen, und als die übrigen dies Geläufe wahrnahmen, pflanzte sich die Bewegung fort, und die ganze Brücke entlang sprang alles wie besessen nach jener Seite und guckte ins Wasser. Auf den ziehenden Wellen-

spiegeln fuhr auch der arme Hut schon den Fluß abwärts, wie ein mit Seide bewimpeltes und mit Blumen bekränztes Schiffchen oder ein schwimmendes Gärtchen. Aber in kurzer Frist stießen auch schon in einem Rettungskahne zwei Burschen vom Lande und ruderten dem luftigen Fahrzeug eilig nach, um es entweder für sich zu erbeuten oder wenigstens ein gutes Trinkgeld zu verdienen, während die beiden Ufer entlang sich immer neue Zuschauer einstellten.

Indessen gewannen die bekümmerten Eltern der Zwillinge unerkannt das Freie und klommen zum alten Zeisig empor.

„Daß du den Hut nicht mehr aufsetzen magst," begann Weidelich, als sie einen Augenblick verschnauften, „finde ich auf eine Art begreiflich; aber du hättest ihn ja verkaufen können. Ich fürchte, die Zeit ist nah', wo wir auf jeden Franken achten müssen!"

„Es ist jetzt geschehen," seufzte Amalie, „ich hab' kaum gewußt, was ich machte! Übrigens ist noch manches da, was ich verkaufen kann, die Röcke, die Uhr und die Kette, das schickt sich alles nicht mehr, weil es die Blicke der Leute auf mich zieht, und dann werde ich auch die Brosche nie mehr vorstecken, mit den zwei Bübchen drauf — nein, die Brosche kann ich nicht verkaufen, wenn sie jetzt auch nicht mehr recht tun können und uns verloren sind — ach, es war doch eine glückliche Zeit! Nein, ich will das Bildchen behalten und auch das Gold daran lassen, solang wir noch eine Brotrinde haben!"

Sie sagte das in Tränen, von Schluchzen unterbrochen. Jakob mahnte sie erschreckt und kummervoll, sich zu fassen.

„Wie kannst du auf einmal so reden und beide Söhne in einen Tiegel werfen? Auch wenn der, der jetzt gefangen ist, nicht zu retten wäre, so haben wir ja noch den Julian, der wird doch will's Gott nicht so zum Vorschein kommen!"

„Du kennst sie nicht wie ich, die ich sie zur Welt gebracht! Sie haben jederzeit und alleweil das gleiche gedacht, gewollt und getan und jeder gewußt, was der andere wollte. Ach

Herr du mein Gott, nun weiß ich auch, warum sie einander gemieden haben und immer sagten, ich weiß nichts, ich hab' ihn nicht gesehen! Sie wußten genau, daß sie auf den gleichen Wegen gehen und dasselbe tun, und weil es etwas Böses und Gefährliches war, scheuten sie sich! Denk' dir nur, die Salanderin, die ich diesen Morgen zu fragen ging, ob sie nicht wisse, was das sein könne, erzählte mir ganz trocken, ihre Töchter hätten es ähnlich gemacht, sie hätten die Eltern und sich selbst gegenseitig geflohen, und weißt du warum? Weil sie sich vor den Eltern und eine vor der andern geschämt haben, ja geschämt!"

„Weswegen? Was haben denn die getan?"

„Sie haben sich geschämt, weil sie unsere Söhne geheiratet haben! Wie deutlich versteh' ich jetzt unsere Buben, die armen Tröpfe, die als Zwillingsbrüder sich im Bösen voreinander gefürchtet; und keiner wollte, daß der andere auf seine Sache zu reden komme! Es ist mir, als guck' ich mitten in ihre Herzen hinein!"

„Das ist ein Glück zum Erbarmen, das wir mit den Söhnen erlebt haben; es wird ja je länger je trauriger und unbegreiflicher! Ich wollte bald lieber, ich wüßte nichts von meinem eigenen Leben!"

„Es will alles zurückbezahlt sein, wie ich merke," erwiderte die Frau, „umsonst ist der Tod! Dort ist unser altes Haus! Gott sei Dank, daß wir nicht ein neues an seiner Statt bauten in unserm Übermut. Obgleich wir beide immer fleißig und tätig darin gewesen sind und uns der Arbeit nie geschämt haben. Wir wollen uns heut noch gut darin verbergen und still halten, und tun, als ob es eine Ewigkeit so still und heimlich bliebe. Die Dienstboten können noch nichts wissen! Aber morgen ist's Montag, da müssen sie die Wäsche für die Woche abholen in allen Ecken der Stadt, da werden sie's wohl vernehmen, und am Dienstag kommen meine Wäscherinnen, vier Stück — eine bittere Woche, diese erste — komm, Jakob, wir wollen hineingehen und uns still halten! Wenigstens merkt es der liebe Gott nicht, da er uns

nicht persönlich kennt, wie der große Kanzelherr sagt! Es ist ein Glück, daß er uns also nicht nach unsern Kindern fragen kann; denn er hat keinen Hochschein davon, wie unsere lustigen Söhne zu sagen liebten, wenn einer etwas nicht kannte! Komm hinein!"

Es war, als ob die arme Frau im Gefühl, daß es nötig sei, sich wieder lebendig redete, um sich vor den Hausgenossen eine Haltung zu machen. Sogar ein wenig Geistesgegenwart gewann sie; denn sie griff sich im Hausflur plötzlich an den Kopf und ging ungesehen zuerst nach der hintern Stube, als ob sie dort den schönen Sonntagshut ablegen wollte.

Auch Martin Salander und seine Frau verließen das Haus an diesem Tage nicht mehr. Nachdem die Gegenschwätzerschaft sich entfernt hatte und das Paar allein war, sagte Martin:

„Es ist mir heut merkwürdig gegangen! Ich ließ mir in der Frühe das Haar schneiden; neben mir saß einer, der barbiert wurde und dabei durch das Fenster auf die Straße schaute, immer in der Richtung, wie ihm der Barbier just das Gesicht drehte, bald so und bald anders, so daß ihm die Augen zuweilen nach dem Himmel oder an die Zimmerdecke gewandt wurden. Als er fertig war, aufstand und das Gesicht mit dem Handtuch trocknete, sagte er, während ihm der Bart geputzt worden, habe er nach und nach auf dem Trottoir vor dem Fenster nicht weniger als vier gute Bekannte gehen sehen, von denen jeder zur Zeit einen Anverwandten im Zuchthause sitzen habe. Das sei doch etwas stark, während eines einzigen Bartscherens! Und doch habe er bei weitem nicht alle Vorübergehenden gesehen, weil ihm der Rasierer alle Augenblicke das Gesicht am Nasenzipfel oder Kinn zur Seite zog. Einige habe er vielleicht übersehen oder nicht erkannt, da das blaue Drahtgitter gerade am Fenster die Gestalten etwas verdunkle. Ich mußte bei allem Elende lachen, nun hat es sich schnell gerächt!"

„Wenn es nicht so schmählich wäre, was geschieht," gab

Marie zur Antwort, „so würde ich mich freuen, daß wir die Töchter wieder zu uns nehmen können; denn das wird keine Frage sein, ob sie jetzt frei werden oder nicht!"

„Natürlich! Das heißt, wenn sie nicht auf eine neue Narrheit verfallen, nämlich die, den einmal angetrauten Gatten im Unglück, heiße es, wie es wolle, vor der Welt anhangen zu müssen und den Lohn im Bewußtsein einer standhaft geübten Barmherzigkeit zu suchen. Man hat ja Beispiele!"

„Du vergißt, daß hiezu immer noch ein Fünklein Liebe gehören würde, das ja längst erloschen ist!"

„Du magst freilich recht haben! Um so besser! Aber wir sprechen ja schon nur von beiden Herren, während noch gar nicht gesagt ist, daß Meister Julian, der Vogelsteller, den Weg seines Bruders gehen werde! Er kann, wenn auch nicht braver, doch vorsichtiger, schlauer gewesen sein oder mehr Glück gehabt haben!"

„Ich bin sicher, daß er den anderen früher einholen wird, als man vielleicht denkt. Wozu sollte er sich gerade in diesem Punkte von ihm unterscheiden?"

„Desto schlimmer für mich!" sagte Salander mit düsterem Sinne, „oder vielmehr für uns alle! Wenn nur einer so elend zugrunde geht, so ist es nicht das gleiche, wie wenn beide dahinfahren; da erst wird die auffällige Doppelhochzeit recht aufgerührt werden, die ich angerichtet habe, durch die ich in den Rat gekommen bin, was jedermann weiß, und die ein höhnisches Sprichwort sein wird, länger als wir leben; und auf diese Weise habe ich meiner politischen Parteirichtung, der Volkssache überhaupt Schaden statt Nutzen gestiftet! Und die Töchter werden wie lebendige Denkmäler der vertrackten Geschichte herumgehen. Und dann der Arnold! Schon damals hat man nur von der Salanderhochzeit gesprochen; wenn er nun endlich heimkehrt, so hab' ich ihm einen schönen Knüppel an seinen Namen gehängt, wenn er öffentlich wirken will!"

„Solche Angste hab' ich nun nicht," erwiderte Marie nach-

denklich; „du stehst doch nicht auf so schwachen Füßen, und was den Arnold betrifft, so wird er immer den guten Namen finden, den er braucht. Nur gesteh' ich, daß, so sehr ich seine Heimkehr herbeiwünsche, ich doch jetzt erschrecken würde, wenn er mitten in den Skandalprozeß hineingeriete! O diese heillosen Schlingel!"

„Wir wollen darüber nicht die arme Setti vergessen, die zu dieser Stunde ratlos in ihrem traurigen Lautenspiel sitzen wird!" sagte Salander, dessen Gedanken durch das letzte Wort auf das Geschick der Tochter gerichtet wurden. „Ich würde sofort nach Unterlaub fahren, wenn ich nicht dächte, es hülfe jetzt zu nichts. Sie wird einige Tage auf sich selber gestellt und wahrscheinlich froh sein, wenn niemand kommt! Einen rechtlichen Beistand braucht sie noch nicht, da die Lage einfach ist. Das Bare, das wir mitgegeben, ist natürlich verschwunden; die übrige Aussteuer können sie ihr nicht nehmen. So denk' ich, wir telegraphieren einstweilen nur um ein Lebenszeichen. Sie mag berichten, ob man sie holen soll und wann; lang' wird's nicht dauern, bis sie gehen muß; denn der Konkurs ist in jedem Falle sicher, und das erste, was geschieht, ist der Verkauf der Liegenschaft, die Gant."

„Da können wir nur für Raum sorgen," versetzte Frau Marie, „wenn wir auf einmal die zwei Aussteuern unterbringen wollen, von denen jede ein Wohngemach so ziemlich ausfüllt. Ich habe mir so viel Müh' damit gegeben, daß ich den Kram nicht gern im Stich lassen möchte. Schreib aber nun das Telegramm, daß es die Magdalene noch schnell forttragen kann. Der Mittag naht, Setti kann vielleicht eher einen Bissen essen, wenn sie es hat. Wahrscheinlich macht sie sich unsertwegen wieder Gedanken!"

„Ich will selbst hingehen, damit Magdalene nicht am Kochen gestört wird," sagte Salander; „ich bin von diesen schäbigen Schicksalsäußerungen hungrig geworden!"

„Bleib nur!" rief Marie, „das Wenige, was noch zu tun ist, kann ich schon besorgen, wenn nötig. Gehst du jetzt auf die Post, so triffst du vielleicht ein Rudel guter Freunde

und anderer mildtätigen Seelen, die dich bereits voll Teilnahme ausfragen und vor deinen Augen weitertelegraphieren, was du sagst!" Salander stutzte.

„Du kannst bei Gott recht haben! Sie sind jetzt alle schon beim Frühschoppen gewesen, die Unterrichteten mitten drunter! Und über den Verbleib von einigen Hunderttausenden verlohnt sich das Telegraphieren immer für gewisse Leute!"

Er nahm also ein Formular, beschrieb es mit den erforderlichen lakonischen Worten und gab es der Frau.

Sie las den Blitzbrief, studierte einen Augenblick daran herum und beschrieb ein neues Formular. Verwundert las Martin Salander dasselbe, als sie fertig war. Sie hatte die gleich harten Steinblöcken dastehenden Haupt- und Zeitwörter mit den dazugehörigen, sie verbindenden Kleinwörtern versehen, sonst aber nichts geändert.

„Du hast ja gar nichts dazugetan als die Pronomina, den Artikel und einige Präpositionen und dergleichen. Dadurch wird ja lediglich die Depesche dreimal so teuer!" sagte er, noch immer überrascht.

„Ich weiß wohl, es ist vielleicht närrisch," erklärte sie bescheiden; „allein es will mir vorkommen, daß diese kleinen Zutaten die Schrift milder machen, ein wenig mit Baumwolle umhüllen, so daß Setti das Gefühl hat, als hörte sie uns mündlich reden, und dafür reut mich die höhere Taxe nicht. Wenn du aber willst, so unterschreib' ich das Ding selbst!"

„Es ist merkwürdig, wie recht du hast!" sprach Salander, der die drei oder vier Zeilen nochmals gelesen. „Es nimmt sich in der Tat urplötzlich fein und herzlich aus. Wo zum Kuckuck holst du die wunderbar einfachen Stilkünste? Nein, das mußt du selbst unterschreiben, es wäre mir altem Schulfex nicht eingefallen!"

Eine Stunde später bei Tisch sitzend, empfingen sie Settis Antwort, nach welcher sie in wenig Tagen das Haus zu verlassen gedachte, indessen vorher noch einen Brief verhieß. Dieser langte schon am nächsten Morgen an. Er enthielt eine

gedrängte Anzeige des über sie ergangenen Schreckens, der Tag und Nacht andauernden Untersuchungsarbeiten der eingetroffenen Amtsleute und Fachmänner, welchen Isidor in fortwährenden Verhören beiwohnen mußte. Anfangs habe er sich sprützig und hochfahrend angelassen und sich sonst verkehrt benommen; als aber die Männer, unter denen sich duzfreundliche Amtsgenossen von ihm befunden, unversehens ihn trockenen Tones mit Ihr traktierten und ihm befahlen, hier zu stehen, oder dort, oder sich in eine Ecke zu setzen und zu warten, bis man ihn rufe, und zuletzt ein Polizeisoldat zum Vorschein kam, der die Kanzleitüre nicht mehr verließ, da habe er gemerkt, daß er verloren sei, und weinend alles gestanden, was man wollte, aber nichts, ohne Unwahrheiten daran zu hängen, jedesmal auch einen Verweis bekommen. Als er mit allen Büchern und Akten fortgebracht worden sei, habe er der Frau nur kurz ein Adieu zugerufen, mit dem Beifügen, er sei leider Staatsgefangener (wie wenn er etwas Höheres und Feineres ausgearbeitet hätte), und er hoffe bald wieder da zu sein, sie möge gute Hausordnung führen! Schon seit einiger Zeit habe sie kein Monats- oder Wochengeld mehr erhalten, sondern für jede einzelne Ausgabe die benötigte Münze in der Kanzlei verlangen müssen. Jetzt sei mit Ausnahme ihrer Kleiderschränke und der Küche alles versiegelt. Eine Spur von ihrem Barvermögen habe sich nicht gefunden, jedoch sei ihr versprochen, daß sogleich nach Bestellung des Konkursrichters die Freigabe ihrer sämtlichen zugebrachten Fahrhabe verfügt werden solle. So lange möge sie nicht im Hause bleiben, und wenn sie das wenige Reisegeld besäße, so würde sie mit Erlaubnis der Eltern ohne Verzug dahin zurückkehren, wo sie nie hätte fortgehen sollen.

„Morgen ist Dienstag," sagte Salander, „ich will sie morgen holen! Wir wollen ihr sogleich telegraphieren, sie soll das Nötigste einpacken und sich bereithalten. Hat sie auch noch Koffer oder Kisten? Ich will wetten, der Mensch hat alles verreist und verrissen!"

„Ich sah noch die Koffer und Korbsachen, die sie von

hier mitgenommen hat," erwiderte Marie, „die Herren reisten stets mit kleinem Handgepäck."

„Du hast recht! Wie es der große Diätenfresser von Gauchlingen macht, der jahraus und -ein das Land mit einer alten ledernen Aktenmappe durchrutscht, in welcher ein Nachthemd steckt!"

„Übrigens möchte ich mitkommen," nahm Marie wieder das Wort, „und meine, wir könnten einen Wagen nehmen, trotz der Eisenbahn, so müssen wir nicht mit Setti zu Fuß nach der Station wandern und können auch ihre Sachen sofort aufladen. Es schadet nicht, wenn sie dort sehen, daß sie noch wo zu Haus ist. Und hier kommen wir gerade recht mit der Dunkelheit an, so daß es auch da nichts zu gaffen gibt. Etwas kaltes Essen wollen wir für alle Fälle mitnehmen, wer weiß, ob sie etwas hat! Wir brauchen dann unterwegs nicht anzuhalten."

„Mit allem bin ich einverstanden, wie du es willst! Die du eine Widersacherin dieser Unglücksheiraten gewesen bist, denkst jetzt an alles, worauf unsereiner nicht geriete!"

Sie führten den Plan aus, besorgt, in welchem Zustande sie die Tochter finden würden. Setti erschien etwas abgemagert und blaß, auch ermüdet, aber doch gefaßter, als die Eltern es sich vorgestellt. Das Gefühl der Befreiung aus selbstverschuldeten unwürdigen Fesseln mochte unbewußt die Wage halten gegen alle anderen Eindrücke, die sie erfahren.

Auch war sie nicht allein im Lautenspiel, obgleich die Magd und der Schreiber ihres Weges gegangen. Wie in einem Hause, dessen Stütze durch jähen Todfall abgeschieden ist, sich die Nachbarinnen tröstend und helfend bei der Witwe einfinden, so hatten sich bereits zwei oder drei angesehene Frauen von Unterlaub eingestellt, welche täglich herbeikamen, der verlassenen Landschreiberin gefällig zu sein oder wenigstens die Zeit zu vertreiben. Zwei saßen auch jetzt strickend auf den Koffern, die sie füllen und schließen geholfen, während Setti aus den letzten Überresten die letzte Mahlzeit zusammenstoppelte, Tee, Butterbrötchen, Eierkuchen. Der von der Mutter

mitgebrachte Imbiß war höchlich willkommen. Da die Pferde gefüttert werden mußten, sandte Martin den Kutscher in ein Wirtshaus zu Unterlaub und trug ihm zugleich auf, den dortigen Gemeindammann hinauszusenden, damit er das Haus abschließe und in Gewahrsam der Behörde bringe.

Die Dorffrauen nahmen an dem Stegreifmahle bescheidentlich teil, der Merkwürdigkeit wegen, und ließen sich hernach nicht hindern, das gebrauchte Geschirr zu reinigen und in der Küche alles an seinen Ort zu stellen. Dann gossen sie das Spülicht weg, putzten den Gußstein und lehnten den kleinen Besen säuberlich in die Ecke; denn es war ein fast noch neues Binsenbeslein. Mit dem Reste des Wassers endlich löschten sie sorgfältig das glimmende Herdfeuer.

So erschien der Ammann eben recht. Er ließ sich verständigen, an die letzten Räume und Behälter das amtliche Siegel zu legen, und hatte dazu das Erforderliche mitgebracht, Siegellack, Bandstreifen und Stempel, sogar einen Wachsstock, da er gewohnt war, zu dieser Verrichtung zuweilen nicht einmal ein brauchbares Licht vorzufinden. Hier standen zwar ein paar schöne Leuchter im Zimmer, die Frau Salander einst selber eingekauft hatte. Sie meinte, man könnte den einen davon oder beide nehmen und nachher in der Kutsche unterbringen, da sie ja der Frau gehörten; dann möge man das Siegel anlegen. Allein der Gemeindammann erklärte, die Leuchter müßten bis zur Inventaraufnahme stehen bleiben, es sei schon genug Verwirrung in der Gegend, der ganze Besitzstand scheine zu schwanken, wie bei einem Erdbeben; viele fürchten, von Haus und Hof zu kommen, ohne zu wissen wie? Die Bevölkerung sei ganz erhitzt und fabele von Millionen, die verloren seien.

„Zünden Sie Ihren Wachsstock an!“ sagte Salander und reichte dem Amtsmann ein Streichhölzchen. Dieser ging an sein Geschäft und gelangte so mit der kleinen Gesellschaft Schritt für Schritt bis vor die Haustüre. Martin Salander drehte den Schlüssel um und übergab ihn dem Gemeindammann. Hierauf nahmen sie Abschied von den zwei Frauen

und dankten ihnen für die erwiesene Teilnahme und Freundlichkeit, so daß sie gerührt die Augen wischten. Setti vermochte keine Träne zu vergießen; halb gelähmt von den Worten des Ammannes, bestieg sie mühselig mit den Eltern den bereitstehenden Wagen, der rasch davonfuhr.

Die zurückgebliebenen drei Personen blickten ihm nach und gingen langsam nach dem Dorfe zurück.

„Das sind gutstehende Leute," sagte eine der Frauen, „der Herr vermöchte gewiß, dem Schaden abzuhelfen, wenn er wollte; und es sind jedenfalls auch rechtdenkende Leute!"

„Er wäre ein Narr, wenn er einen Franken hergäbe!" versetzte der Herr Gemeindammann. „Eigentlich müßten mir diejenigen den Schaden gutmachen, die einen solchen Menschen zu ihrem Notar wählen und das Recht dazu an sich gerissen haben! Jetzt wird die Staatskasse herhalten und das Wahlvergnügen bezahlen müssen!"

Im Wagen blieb es zwischen den drei andern Personen eine gute Weile still, bis Salander melancholisch zu sprechen anhub:

„Das wäre jetzt das Lautenspiel gewesen! Armes Kind! Und ich hatte mir gedacht, als der schöne Eidam vom Bäumeschlagen und Verkaufen des Gütchens faselte, ich könnte den reizenden Sitz ihm wohl abnehmen und zum stillen Asyl für unsere alten Tage bestimmen! Jetzt möchte ich es nicht geschenkt haben; denn es wäre ja unmöglich für uns, dort zu wohnen!"

„Setti schläft jetzt," sagte Frau Marie leise, „wir wollen sie ruhen lassen!"

In der Tat war die Tochter neben der Mutter eingeschlafen, da sie vermutlich die letztvergangenen fünf oder sechs Nächte die Augen wenig zugetan hatte. Vater und Mutter schwiegen daher und lehnten in dem geschlossenen Wagen zurück, um sich nach all den trüben Geschichten innerlich zu beschauen und darüber ebenfalls ein bißchen einzuschlummern.

Es war ziemlich dunkel, als der Wagen über das Straßenpflaster der Stadt Münsterburg rollte und die Eltern dar-

über munter wurden. Setti aber erwachte erst, als das Gefährt plötzlich vor dem Hause hielt. Sie war indes so schlaftrunken und müde, daß der Vater sie leiten mußte, und erst als die treue Magdalene herbeieilte und ihnen die Treppe hinauf voranleuchtete, lebte sie auf und rief lächelnd:

„Da bin ich ja! Guten Abend, Magdalene, denk', wie froh bin ich! Und du bist immer wohlauf, wie ich sehe!"

„Gottlob, man tut es immer noch aushalten, liebes Settli! Wenn nur bald alle Kinder wieder beisammen sind, so wollen wir auch noch frohmütig werden und Kastanien braten wie ehemals!"

Sie sagte es jedoch etwas gedrückt, wie wenn sie kein sehr gutes Gewissen hätte, und öffnete der Herrschaft die Türe des Wohnzimmers, sich sofort zurückziehend.

Am Tische saß, den Kopf auf die Hände gestützt, Schwester Netti von Lindenberg. Auch sie schien zu schlafen und hatte guten Grund dazu, da sie ebenfalls die letzten Nächte mit wachen Augen zugebracht und gegen Abend zu Fuß im Vaterhause angelangt und natürlich todmüde war; denn ihr Mann Julian hatte sich seit vier Tagen nicht mehr sehen lassen und sie sich geschämt, davon zu reden; der Schreiber, der sie nicht darum befragte, ging ab und zu, wie er wollte, und die Dienstmagd machte ein unvertrautes Gesicht. Heut aber las sie in der Zeitung die Nachricht von Schwager Isidors Unfällen mit dem Zusatze, es gehe bereits das Gerücht von einem zweiten in Untersuchung geratenen Notar. Es handelte sich zwar noch nicht um Julian, sondern um einen weiteren Unglücksbruder, der sein Privatglück an den durch seine Hände laufenden anvertrauten Gütern ein wenig gerieben hatte, um sie fruktifizieren zu lassen, wie der Kunstausdruck lautete. Allein sie vermochte natürlich nur an ihren Mann zu denken, sowie an das öffentliche Unglück, in welches das häusliche sich verwandelte und die ganze Familie verwickelt wurde. Sie war in der Angst keines andern Beschlusses fähig, als sofort nach Münsterburg zu eilen; ein Bahnzug stand während mehrerer Stunden nicht in Aussicht, auch

fürchtete sie schon die Leute, die mitreisten, und die Angestellten, sowie die auf den Stationsplätzen Herumstehenden. So machte sie sich kurz entschlossen auf und legte den dreistündigen Weg zu Fuße zurück. Wie sich später ergab, waren Ahnung und Furcht wohl begründet. Julian saß zwar nicht im Gefängnis wie Isidor; aber er war bei der ersten Kunde von den Vorgängen im Lautenspiel außer Landes geflohen; und die in Isidors Amtskreis erwachte Erregung der vom Schaden Ergriffenen oder Bedrohten fand schon einen starken Widerhall im Lindenberger Gebiet.

So kam es, daß die Salanderschen Eltern beide Töchter am gleichen Abend wieder unter ihrem Dache bargen. Bei ihrem Eintreten erwachte Netti aus dem Halbschlafe und hinkte ihnen traurig entgegen; denn sie hatte die Füße wund gelaufen. Vater und Mutter umarmten und küßten sie; doch die Töchter, da sie sich nun gegenüberstanden, gaben sich nur mit niedergeschlagenen Augen die Hände, die sie indes nicht fahren ließen. Die Schicksalslast, die sie sich auferlegt, als sie die Zwillingsjünglinge einst an den Ohrläppchen zupften, hatte sich auf einmal verdoppelt, und sie schämten sich aufs neue voreinander.

Die von Lindenberg mußte nun dartun, warum sie gekommen sei, und sie erzählte es.

„Der hat sich aus dem Staube gemacht," sagte der Vater; „hier in der Stadt ist er schwerlich! Aber gründliche Arbeit haben sie besorgt, diese jungen Scheusale von Flachsköpfen!"

Die Mutter ermahnte, die Beratung für heute abzubrechen und die Ruhe zu suchen; wer könne wissen, was die kommenden Tage wieder bringen.

„Fürs erste," sagte Salander, „muß Netti morgen bei guter Zeit nochmals nach dem Lindenberg zurück und das Haus samt der Kanzlei in amtliche Obhut geben; ich will mitgehen und dafür sorgen, daß es ordentlich geschieht; denn so kann man die Sache nicht im Stiche lassen!"

In der Frühe fuhr er mit Netti hinüber und wunderte sich, auf der Höhe angelangt und rings umschauend, aufs

neue mit tüchtigem Ärger, wie man in diesem friedlichen Himmelsglanze so vom Teufel besessen werden und sich Welt und Leben schmählich zerstören könne.

Drinnen im Hause jedoch gab es abermals Neuigkeiten, und es war gut, daß Netti, und zwar vom Vater begleitet, erschien. In der Kanzlei hauste schon ein Trupp Untersuchender, Gemeindammann, Statthalter, einer vom Gericht und ein zugezogener Notar, und bereits war festgestellt worden, daß auch die Frau des verschwundenen Landschreibers das Haus, unbekannt wohin und heimlich, verlassen habe. Sie kam daher gerade recht, ein ordentliches Verhör zu bestehen, worauf man sie aufforderte, ihr im Hause befindliches Eigentum zu bezeichnen, und ihr erlaubte, das Unentbehrliche mitzunehmen und in Ehren abzuziehen. Das tat sie auch, nachdem sie unter Beihilfe des Vaters die Magd ausbezahlt und fortgeschickt, auch der Behörde überlassen hatte, über das Verbleiben des Schreiberleins zu verfügen.

Martin Salander brachte desselben Tages auch diese Tochter mit ihren paar Kisten und Schachteln in Sicherheit. Die Voraussage hingegen der beiden Schwestern, daß die guten Jünglinge bald genug zu ganzen Männern auswachsen würden, die von sich reden machen, war seltsam erfüllt.

17

Jeden Tag enthielten die Zeitungen nun Nachrichten über den Fortgang der Untersuchungen, deren Ergebnisse sich nicht so glichen, wie einst die Brüder Weidelich. Dadurch gewann jeder dem andern gegenüber eine gewisse Originalität, was man nie für möglich gehalten hätte.

Isidors Wirkungskreis umfaßte eine Anzahl bäuerlicher Gemeinden, die um diese Zeit just in der Verbesserung ihrer Kreditverhältnisse begriffen waren. Sie bildeten Genossenschaften für gegenseitiges Gewährleisten der hypothekarischen Sicherheit und dergleichen, kündeten dann insgesamt die beschwerlichsten wie die schlechteren Pfandbriefe und boten den

Gläubigern neue Titel zu billigerem Zinsfuße an. Da gleichzeitig viele Kapitalisten ihr in Aktienunternehmungen angelegtes Geld nicht mehr sicher sahen, griffen sie gern wieder nach dem Grundbesitz. Der Notar aber war der Mittelsmann und Führer der ganzen Bewegung. Er schrieb ein Anleihen nach dem anderen aus, nahm die Einzahlungen in Empfang, löste die gekündeten Briefe ab, indem er die alten Gläubiger auszahlte und den neuen die neuen Pfandbriefe ausstellte und protokollierte, was das Zeug hielt: weil das alles sich in die Millionen belief, so verfuhr er vielleicht bescheiden, wenn er von den vielen Geldern, die ihm zwischen die Hände gerieten, nur einige Hunderttausend veraberwandelte, um damit sein Glück im Börsenspiel zu versuchen. Da er, wie recht und billig, als hohler Kopf, der ohne alles Urteil dareinfuhr, nur verlor, so sah er sich bald genötigt, einen veruntreuten Posten durch einen anderen zu ersetzen und darin immer eifriger fortzufahren, indem er rüstig die Schuldbriefe ausstellte und zuerst mit einiger Auswahl, dann ohne Wahl das dafür erhaltene Kapital zurückbehielt. Es handelte sich ohnehin um eine weitläufige und langwierige Besorgung, und so vermochte er längere Zeit die Leute mit allerlei trockenen Redensarten hinzuhalten, auch im dringenden Fall durch einen neuen Eingriff vorzubeugen, immer in der Hoffnung, das Glück werde endlich großartig einschlagen und alles in Ordnung bringen. Er war sogar so kühn, viele gelöschte alte Titel, statt sie den Schuldnern zu übergeben, ohne Vermerk bei auswärtigen Bankgeschäften zu versetzen, während sie doch in den Protokollen abgeschrieben waren. Auf diese Art gewann er mehr als einmal den doppelten Betrag am nämlichen Briefe.

Hierbei führte er lang eine ziemlich sorgfältige geheime Buchhaltung, bis ihm dieselbe gleich dem ganzen Schwindel selbst über den Kopf wuchs und er die Übersicht verlor.

Julians Verfahren war nicht so mühselig und kühn. Er begnügte sich, von jedem Kaufschuldbrief, den er zu fertigen hatte, ein Duplikat und ein Triplikat herzustellen, letztere

Stücke eigenhändig in stiller Nacht, und diese Kunstwerke in einer besonderen Schatztruhe aufzubewahren. Sobald er nun ungerechtes Geld bedurfte, suchte er ein oder mehrere Stücke hervor und schaute zunächst nur darauf, ob die Originale, nach dem Inhaber zu urteilen, in festen Händen ruhten. Ergab sich aber ein Mangel an Vorrat solcher Stücke, so verfertigte und malte er in aller Form gänzlich erfundene Pfandbriefe, die in keinem Protokolle standen, und er sorgte nur dafür, daß es Personen betraf, die in guter Sicherheit dahinlebten und sich nicht auf dem Geldmarkte umtrieben. Er belastete die Höfe wohlhabender Bauern mit Schulden zu Gunsten weit davon entfernter Rentner, die sich von der unsichtbaren Bereicherung nichts träumen ließen. Da namentlich diese ganz in der Luft hängenden Hypotheken sehr solid aussahen und von Bankbeamten beim Anblick der darauf figurierenden Namen als gut geschätzt und belehnt wurden, so beschränkte Julian sich zuletzt ausschließlich auf den bequemeren Zweig und behing ihn mit zahlreichen Früchten; je nach Bedürfnis pflückte er dieselben, um am letzten Tage des Monats die ansehnlichen Börsenverluste zu decken.

Auch er führte Buch über das Nebengeschäft, schon um das Verzinsen auf den Banken nicht zu versäumen, was nicht ratsam war, dann aber auch behufs einer wohlgeordneten Reihenfolge in der Rückzahlung der geborgten Gelder. Es war eben der beiden Brüdern gebliebene Anteil am menschlichen Idealismus, das Unrecht nur mit dem Vorbehalte zu üben, es mit Fortunas Hilfe rechtzeitig gutzumachen und nicht etwa zugrunde zu gehen. Das hielt ihren leichten Mut auch nach dem Falle aufrecht und gab ihnen das Bewußtsein, nicht zum Trosse verächtlicher Sünder zu gehören.

Ungefähr eine Woche nach der Flucht erhielt Frau Netti einen Brief von Julian, welchen er auf dem Wege nach einem portugiesischen Seehafen irgendwo aufgegeben, die Adresse mit verstellter Hand geschrieben.

„Meine heißgeliebte, verehrteste Gattin!“ lautete der Brief. „Ein bitteres Schicksal hat mich von Deiner Seite

gerissen (Du wirst das Nähere bereits vernommen haben!) und mich gezwungen, jenes kleine Lumpenländchen zu verlassen, wo ich geboren und in jugendlicher Unerfahrenheit der allgemeinen Verderbnis anheimgefallen bin. Ein Flüchtiger und Geächteter, eile ich jetzt besseren Zonen entgegen, wo der freie Mannesgeist Raum zur vollen Entfaltung findet und wo ich hoffe, in kurzer Frist den von einer philisterhaften und gelddurstigen Krämerwelt mir aufoktroyierten Fehltritt gutzumachen. Ich kann Dir eidlich beteuern, meine teuerste Gemahlin, daß dieser Fehltritt aus einem langen Martyrium bestand, ein Kampf ums Dasein war, dem ich einstweilen unterlegen bin, ich sage feierlich: Einstweilen! Und jetzt, liebstes Weib! wie ich dereinst ewige Treue gelobt habe auch für den Fall, daß Deine Eltern Dich enterben sollten, jetzt baue ich auch auf Deine Treue und hoffe, Du werdest sie mir bewahren, nachdem ich ein Enterbter unseres Vaterlandes geworden bin! Über die Länder, durch welche ich bisher mit Sturmeseile gereist bin, kann ich Dir nichts Interessantes mitteilen, da ich begreiflicherweise keine großen Beobachtungen anstellen konnte. Aber von drüben, überm Meere, hoffe ich Dir die neue Welt einläßlich zu schildern, die sich mir auftun wird, sobald ich festen und sichern Fuß gefaßt habe. Bis dahin kann ich Dir auch keine Adresse angeben. Grüße Deine verehrten Herren Eltern recht herzlichst von mir und sei so gut, es auch bei den meinigen zu tun und sie um Verzeihung für mich zu bitten! Es ist mir jetzt unmöglich, ihnen zu schreiben. Auch meine teure Schwägerin Setti grüße ich tausendmal! Ich bedaure nur meinen armen Bruder, den sie erwischt haben! Ich glaube, ich habe das schlimme Beispiel geahnt, das er mir unbewußt gegeben hat. Item, die Sonne wird auch für uns wieder aufgehen! Und nun lebe wohl, Geliebte! Und auf ein glückliches Wiedersehen, wenn ich Dir eine Stätte bereitet habe! Dein getreuer Gatte J. W."

Netti gab beim Abendtee, als alle beisammen waren, den Ihrigen den Brief zu lesen. Er wirkte fast erheiternd, be-

sonders da sie die verlassene Frau so ruhig sahen. Dies war sie, weil sie jetzt die Rechnung endgültig abgeschlossen hatte, ohne Hoffnung auf eine mögliche Änderung des Mannes. Frau Marie fühlte sich fast zufrieden, Setti hingegen war immer niedergedrückt, weil ihr Umstand in nächster Nähe geborgen saß, wenn auch unfreiwillig.

Da kam spät noch Herr Möni Wighart auf eine Tasse Tee mit dem guten Rum, welchen Salander zu beziehen wußte. Dieser ging in letzter Zeit nicht unter die Leute und sah es gern, daß der teilnehmende und doch stets anspruchslose Kumpan zuweilen ein Stündchen vorsprach.

Frau Marie hatte ihm die Untat längst verziehen, die er einst an ihr begangen, als er bei der ersten Rückkehr aus Brasilien ihren sehnlich erwarteten Martin sozusagen vor der Haustüre in ein Wirtshaus verlockte.

Sie holte ihm sogleich einen Aschbecher herbei.

Herr Wighart rief heuchlerisch: „Ho ho! Man sollte mich für einen Schnapsbruder halten; nun, 's mag für einmal hingehen!" als ihm Martin Salander aus dem Rumfläschchen die Tasse bis zum Rande vollgoß.

„Warum ich so spät noch komme, ist etwas Lustiges, das ich erzählen muß! Es wird Euch ein klein wenig Spaß machen! Der verflossene Meister Notar Julian (Verzeihung, Frau Netti!) kommt noch täglich als ein trefflicher Humorist zum Vorschein!"

„Ein Humorist?" seufzte Netti. „Ach, du lieber Gott!"

„Hört nur! Ich komme aus den Vier Winden, wo einige Herren sitzen, die den ganzen Tag mit den Angelegenheiten des Bewußten zu tun hatten. Noch kurz vor der Abreise hinterlegte er bei der allgemeinen Not- und Hilfsbank einen schönen, neuen, vorstandsfreien Pfandbrief von zehntausend Franken und erhielt darauf sechstausend. Als Schuldner erscheint in dem Instrument ein reicher, filziger alter Bauer hinter Lindenberg, genannt Agidi, als Pfand dessen Hof und Land, und als Gläubiger der Bruder des Schuldners, ein

anderer alter Filz, der sogenannte Schleifer in Nasenbach und bekannter Wucherer. Diese beiden Brüder führen seit Jahrzehnten eine Erbstreitigkeit um die andere, und wenn sie fertig sind, fangen sie von vorn an. Sie leben wie Hund und Katz' gegeneinander und betrachten sich gegenseitig als den Fluch ihres Daseins, ohne alle Not, da jeder für sich genug hätte. Gut, die alten Männer waren heute nebst manchen anderen einberufen. Man zeigte ihnen, als die Reihe an sie kam, die schöne Hypothek und fragte, ob sie in Ordnung sei? Zuerst nahm sie der angebliche Schuldner in die Hand, weil er eher mit dem Aufsetzen der Brille fertig war; im übrigen sind beide übelhörig und verstanden zunächst kein gesprochenes Wort. Kaum hatte der Hofbesitzer herausstudiert, daß er dem feindlichen Bruder zehntausend Franken schuldig sein sollte, geriet er in eine fürchterliche Aufregung und zerriß den Brief von oben bis unten so von Zorn zitternd, daß die zwei Stücke zwei Sägen ähnlich wurden.

Der Schleifer aber, der nicht anders glaubte, als daß der Bruder eine ihm nützliche und zustehende Urkunde vernichte, fuhr über ihn her, und augenblicklich verkrallten sich ihre Hände in den beidseitigen Halsbinden, und die Greise hämmerten sich mit kurzen kraftlosen Faustschlägen auf die Köpfe. Mit Mühe brachte man sie auseinander und schrie ihnen, als sie atemlos dastanden, den Sachverhalt in die Ohren. Allein, sobald sie vernahmen, daß irgend jemand auf das Schriftstück, das notdürftig zusammengefügt auf dem Tische lag, sechstausend Franken ausbezahlt erhalten habe, gerieten sie, ohne sich um etwas anderes zu kümmern, wieder aneinander, zerklaubten sich aber diesmal in kürzester Frist Kinn und Backen und zerrissen sich die Naslöcher. Abermals wurden sie unter großem Gelächter, das endlich den amtlichen Ernst überwand, gebändigt. Den eingebildeten Gläubiger packten zwei Männer an den Schultern, drückten ihm das Gesicht gegen den Brief und fragten ihn bei Ja und Nein, ob er diese zehntausend Franken dem Notar von Lindenberg für den Agidibauer, der hier neben ihm stehe, selbst oder durch einen

andern übergeben und diesen nämlichen Brief dagegen empfangen und jemals besessen habe?

Nach ängstlichem Besinnen, während dessen ihm das Blut auf die unglückliche Hypothek tropfte, krächzte er schließlich: ‚Nein, davon weiß ich nichts! Man soll mich gehen lassen!‘

‚Aber ich will wissen, wer die Sechstausend auf meinem Hof gekriegt hat!‘ schrie der andere, dem der Zusammenhang noch immer nicht klar schien. Sie wurden jedoch ohne weitern Bescheid vor die Türe geführt, wo die übrigen Zeugen harrten. Man gab ihnen ihre Hüte und Stecken und schickte sie fort. Kaum auf die Gasse gelangt, benutzte ihre verfluchte Leidenschaft die lang entbehrte Gelegenheit und hetzte die betörten Filze aufs neue aneinander. Ohne zu wissen wohin, und ohne sich lassen zu können, so fesselte sie der Haß, liefen sie auf beiden Seiten der Straße fort unter greulichem Schimpfen und Drohen; es war bei Gott ein widerwärtiges Beispiel, wohin der elende Geiz und Neid sogar ein Paar betagter Brüder treiben kann. Ich kam gerade dazu und lief mit dem Publikum den Rasenden nach, bis sie unversehens aneinander gerieten und mit den langen Weißdornstöcken dareinhieben, ohne sich zu treffen. Es kam dann ein Stadtpolizist und führte die armen Teufel auf die Wache. Nachher ging ich auf Vier Winden, wo ich das andere vernahm, wie ich es erzählt.

Ist das nicht ein verzwickter Streich von dem Notarius, ein köstlicher Einfall sogar, den geldstollen Brüdergreisen auf einem Pfandbriefe die Haare zu verstricken als Gläubiger und Schuldner? Viel Haare waren es freilich nicht mehr, und die spärlichen Streifen, die noch herumhingen, haben sie sich vollends ausgerauft!“

„Das ist kein lustiger Einfall gewesen,“ sagte Netti; „ich erinnere mich jetzt, daß er schon früher einmal klagte, wie er bei den reichen Geizhälsen Geld für Klienten gesucht habe und von beiden grob abgewiesen worden sei. Nun hat er sie eben doch noch benutzt, ohne sie zu fragen!“

„Er hat sie vermutlich schon damals anschmieren wollen.

Jetzt muß natürlich die Not- und Hilfsbank den Schaden tragen!" versetzte Salander. „Indessen ist es in der Tat ein traurig-lächerliches Phänomen!"

„Jawohl!" entgegnete Frau Marie, „wie man in der Nacht beim Anblick einer Feuersbrunst sagt, es sei furchtbar schön! Behüt' uns der Himmel!"

Wie sie noch so sprachen, halb zehn Uhr war schon vorbei, schellte jemand stark an der Hausglocke. Nach einem Weilchen kam Magdalena mit einem Briefe, den ein Gefängnisbote gebracht. Der Aufseher habe ihm denselben schon am Nachmittag übergeben; allein er sei wegen vieler Arbeit erst jetzt nach Hause entlassen worden und bringe den Brief doch noch auf Bitten des inhaftierten Weidelich.

Das Schreiben war wirklich von Isidors Hand und an seine Frau Setti gerichtet, die zusammenfuhr.

„Ist der Mann fort?" fragte Salander, und als die Magd es bejahte, meinte er, da man Julians Brief einmal habe, so möge man den Isidorischen auch annehmen und Setti ihn für sich lesen, ehe sie ihn zum besten gebe! Man müsse die Dinge jetzt anfangen, von der Seite der Merkwürdigkeit aus zu betrachten, sonst komme man schwer darüber hinweg.

„Ich habe genug an dem Briefmuster, das Nettli erhalten hat," sagte Setti, „und zweifle nicht, daß meine Epistel von gleichem Werte ist. Ich begehre sie nicht zu lesen und schenke sie euch! Lest, ich geh' ins Bett!"

Damit erhob sie sich und wollte gehen. Der Vater hielt sie jedoch zurück.

„Halt!" sagte er, „du mußt ihn auch hören, und Herr Wighart soll ihn auch hören, so wird es etwas, das gewissermaßen alle angeht, rein sachlich oder gegenständlich neutral! Die Mutter mag vorlesen; so kann sie sofort aufhören, sowie nach ihrem Gefühl etwas Peinliches zum Vorschein kommen sollte!"

„O du Erzdüftler!" sprach Marie Salander lächelnd; „gib her den Brief." Während ihr Mann schon seit einigen Jahren einer Brille bedurfte, wenn er lesen wollte, las sie

das Geschreibsel mit bloßen Augen, ohne nur die Lampe näher zu verlangen:

„Herzlich geliebtes Wesen! Teuerste Gattin! Endlich finde ich einen Augenblick der Fassung, um Dir aus dem Kerker ein Lebenszeichen übersenden zu können. Ich will mich über das bis Dato Erduldete und wie es gekommen ist, jetzt nicht weiter verbreiten. So Gott will, wird der Tag unserer Wiedervereinigung nicht ausbleiben, wo wir das Unglück mit frohem Rückblicke in traulichem Geplauder genugsam betrachten können! Möge es so sein! Für jetzt möchte ich Dich nur mit einigen kleinen Wünschen behelligen, deren Erfüllung in diesem provisorischen Zustande mir zustatten käme. Da die Wut der Verhöre etwas nachzulassen scheint, bleibt mir so viel freie Zeit, daß die Untätigkeit mir peinlich wird. Da bin ich auf den Gedanken gekommen, sowohl um mir selbst Rechenschaft zu geben, als vielleicht auch der Gesamtheit nützlich zu sein, eine sozial-pädagogische Studie zu schreiben über Pflichtverletzungen und ihre Quellen im Staats- und Volksleben und die Verstopfung der letzteren, vom Standpunkt eines Selbstprüfers. Leider fehlt es mir an gutem Schreibmaterial, an das ich gewöhnt bin; das, was ich hier bekomme, ist miserabel. Schicke mir daher ein Buch weißes, starkes, aber gut satiniertes Papier, Imperial, ferner eine Schachtel von meinen Stahlfedern, die Du ja kennst, ein Fläschchen blaue Tinte, ein dito rote und zwei Federhalter. Alles dies bekommst Du in der Handlung von J. G. Schwarz & Ko. am besten. Bezüglich der Kost befinde ich mich einstweilen nicht so übel, da meine Eltern die Verpflegung garantiert haben; denn Du weißt, daß ich ohne einen Rappen Geld fortgeschleppt worden bin. Doch wäre eine kleine Aufbesserung sehr erwünscht, woher untenstehende Notierung. Endlich fehlt es mir an geeigneter Lektüre. Es sind wohl Bücher zu haben, die aber mehr für Kinder oder Versorgte in Korrektionsanstalten passen. Eine gute geographische und historische Beschreibung der nord- und südamerikanischen Staaten wäre mir willkommen, nebst einigen Bänden Ger-

stäcker oder so was. Auch fehlt mir der Schlafrock, den ich vergessen habe. Du könntest ihn vielleicht durch den Gemeindammann aus unserem Tuskulum herauspraktizieren lassen. Er hängt gewiß noch hinter der Tür wie immer. Tue mir also die Liebe und berücksichtige folgendes Verzeichnis meiner dermaligen Wünsche:

1. Obiges Schreibmaterial;
2. den Schlafrock;
3. Eidamerkäse, 1 Laib mittlerer Größe;
4. Salamiwurst, große ½, kleine 1/1;
5. ein Topf eingemachte Zwetschgen;
6. eine Flasche Kognak;
7. Bücher in obigem Sinne;
8. ein paar Dutzend Zigarren zur Probe, mittelstark;
9. meine Haarbürsten, die ich vergessen. Vielleicht mit dem Schlafrock zu bekommen;
10. ein oder zwei Schlipse.

Unwandelbar Dein getreuer Isidor.

PS. Meine Demission beim Großen Rate habe ich schicklicherweise schon jetzt geglaubt erklären zu müssen. Dennoch fühle ich das Bedürfnis, auf dem laufenden zu bleiben, so gut möglich. Vielleicht wäre der Herr Vater so gütig, mir zeitweilig die wichtigsten Traktanda und Sitzungsberichte zukommen zu lassen?"

„Danke fürs Zutrauen!" murrte Martin Salander. „Bist du zu Ende, Marie?"

„Ja, gottlob!" antwortete sie und legte den Brief hin. „Wie gefällt dir die Epistel, Setti? Gedenkst du dich auf den Weg zu machen und die verlangten Dinge einzukaufen?"

Die Gattin des Briefschreibers sagte mit sichtlich bleicher Nasenspitze:

„Ich friere vor Kälte, die mich überfallen hat, ich will zu Bett gehen! Gute Nacht allerseits!"

„Nun, Freund Möni?" sagte Martin, nachdem die eine Tochter sich entfernt, „ist der nicht auch ein Humorist?"

Wighart hatte schon seine Zigarrenspitze eingepackt.

„Nein, da hört der Scherz auf!“ sagte er verdutzt; „der Topf mit den eingemachten Zwetschgen hat mich darniedergeworfen!“

„Der Eidamerkäse und das Papier für die Studie sind aber auch nicht übel, sowie die Ratstraktanden!“ seufzte Salander. „Keine Spur von Scham oder Reu'; lauter Aufgeblasenheit! Es kommt mir vor, wie wenn wir auf einer hohlen Stelle der Erdrinde säßen!“

„Nur nicht gleich so verzweifelt!“ mahnte die Mutter; „wenn die Köpfe hohl sind, so kann die Erde doch noch ein Weilchen vorhalten! Morgen will ich doch einmal bei den Eltern im Zeisig nachsehen, wie es ihnen geht! Vielleicht ist es eher angebracht, dort ein gutes Wort oder einen kleinen Trost einzulegen!“

„Das ist wohlgesprochen, Verehrteste!“ sagte Möni Wighart. „Ich bin gestern wieder einmal beim Friedensrichter im Roten Mann gewesen, er hat einen herrlichen Neuen; der Mann ist freilich auch weiß am Kopfe, aber noch immer munter! Dort vernahm ich, daß die Frau Weidelich, als die Flucht des anderen Sohnes bekannt war, bettlägerig geworden sei und der alte Weidelich herumgehe wie ein Schatten an der Wand. Aber stets sei er bei der Arbeit, stehe noch eine Stunde früher auf und gehe später zu Bett, immer schweigend, mit allem Möglichen beschäftigt, als ob er das Unglück damit bannen oder ungeschehen machen wollte. Und dabei sorge er noch für die Frau und ihre Pflege! Jetzt will ich euch aber nicht länger zur Last sein, ihr Herrschaften, und haltet euch nur frisch oben. Recht geruhsame Nacht! Wie heißt es doch in dem Brief, fällt mir noch ein. Laßt sehen!“

Er nahm den noch offen liegenden Brief und las.

„Richtig, da steht's. Salamiwurst, große, ein Zweitel, kleine, ein Eintel! Es klingt doch drollig! Recht gute Nacht nochmals!“

18

Marie Salander stieg am nächsten Nachmittag wirklich in den Zeisig hinauf, die alten Wege, die sie einst gegangen, als der kleine Arnold ihrer harrte. Sie traf den alten Weidelich in seinen Gemüsegärten, wo er die Herbstgeschäfte besorgte, mit der Schaufel in der Hand das Ausgemutzte und Abgewelkte wegräumte und zwei oder drei Arbeitern Anweisungen erteilte. Er schien um zehn Jahre älter geworden zu sein seit der kurzen Zeit.

Als Frau Salander sich zwischen den Beeten langsam näherte, stieß er die Schaufel in die Erde und ging, seinen alten Hut lüftend, ihr entgegen.

„Lassen Sie sich nicht stören! Ich wollte nur sehen, wie es Ihnen geht und was die Frau macht! Wir haben gehört, sie sei krank."

„Es ist eine freundliche Nachfrage!" sagte Jakob Weidelich. „Leider liegt die Frau im Bett und ist schlecht dran! Sie hat einen Schlaganfall bekommen, als es hieß, der Julian habe sich geflüchtet, er sei auch so weit wie der andere. Wollen Sie nicht einen Augenblick hineingehen — ich darf fast nicht sagen, Frau Schwäher!"

„Kann sie aber doch sprechen?"

„Nur langsam, sie ist halb gelähmt, ich weiß nicht, wie es noch werden soll!"

„Die arme Frau! Ich will sie doch begrüßen, wenn es angeht!"

Der bekümmerte Mann führte sie in das Haus und in die Wohnstube, wo die Mutter der verunglückten Söhne im Bette lag.

„Amalie, das ist Frau Salander, sie ist so gut und will dich besuchen!" Die Kranke ruhte tief in den blau und weiß gewürfelten Bettstücken; Jakob rückte die Kissen unter dem Kopfe zurecht, daß sie freier um sich blicken konnte, und Marie setzte sich auf den Stuhl, der neben dem Bette bereit stand. Sie ergriff die eine Hand, welche der Bewegung

fähig war und den Druck schwach erwiderte, und fragte mit einigen tröstenden Worten nach dem Befinden der Schwergeprüften. Diese drehte die Augen nach ihr und sah sie groß an.

Sie sagte nichts, als: „Beide hin!" Das war ihr geläufig.

Dann schwieg sie schwer atmend, bis sie einige weitere Worte gesammelt: „Ich kann Gedanken nicht beieinander halten, weil die Buben weit auseinander. Hier einer, weiß nicht wo, und einer auf dem Meere, ach, ich sehe keinen mehr, nie!"

„Das wollen wir nicht sagen, es geht alles vorüber und wird wieder gut!" versuchte Frau Salander gegen ihre Überzeugung zu trösten; sie konnte nicht anders, weil sie das Leiden der hilflosen Mutter tief empfand und begriff; vielmehr tat es ihr weh, daß ihrem guten Willen nicht bessere Worte zu Gebote standen.

Die Kranke bewegte aber, so gut sie es vermochte, verneinend den Kopf.

„Nein, ich hab' gehört, glaub' ich, daß sie Tausendskerle sind, und nicht wiederkommen wollen, vielleicht nicht ehrsam, so spitz-, so spitzbübelig, die Blondköpfe. Ach, Herr Jesus, sie waren so lieb — nein, jetzt noch —"

Der Kopf sank zur Seite und sie schloß die Augen.

„Sie ist jetzt nur erschöpft und sucht Schlaf!" sagte Jakob Weidelich, als er sah, daß Frau Salander erschrak. Diese stand geräuschlos auf und ging mit ihm hinaus. In der größeren Stube bot ihr der selbst müde Mann von neuem einen Stuhl; sie merkte, daß er noch einiges zu sprechen wünschte, und nahm bei ihm, der sich auf die alte Bank setzte, Platz.

Auf ihre Frage, ob er von dem Unglück schon stark in Mitleidenschaft gezogen sei, abgesehen von den Leiden der Frau, erwiderte er, alles, was er erworben habe, sei zum größten Teile, nahezu ganz verloren. Als Amtsbürge habe er für beide Söhne die Kautionssummen schon sicherstellen müssen.

Sobald der Prozeß oder die Prozesse auf einem gewissen Punkte seien, werden die Forderungen eingezogen. Er habe zwar noch Mitbürgen, die aber erst zahlen müßten, was er nicht mehr zu leisten imstande wäre. Zudem seien es Verwandte, deren Vorwürfe und Mißachtung er nicht ertragen würde.

„Ich werde nicht vom Hof getrieben, aber er wird mit Schulden belastet, für deren Verzinsung ich die paar Jahre arbeiten muß, die mir noch bleiben, wenn ich überhaupt diese Zeit überstehe! Die Frau werde ich wohl verlieren, und damit geht auch ein schöner Verdienst verloren! Das Schwerste indessen ist, daß ich nicht weiß, wie man den Buben einst wieder aufhelfen soll, wenn sie ihre Strafen verbüßt haben! Ob ich noch lebe oder nicht mehr lebe, so wird nichts mehr dasein; und es sind doch immer die leiblichen Kinder!"

„Das müssen Sie nicht so schwer nehmen," sagte Marie Salander, „sie werden immer noch jung genug zur ehrlichen Arbeit sein; und wenn das Leben sie hart ankommt, so schadet es ihnen nichts! Jeder von ihnen hat an seine Frau geschrieben; die Briefe sind zufällig am gleichen Tage angekommen. Ich möchte sie Ihnen nicht zeigen, guter Herr Weidelich, denn aus beiden Briefen ist nichts zu ersehen, als daß ihnen jedes Gefühl und Verständnis ihrer wahren Lage abgeht! Ich würde es dem Vater nicht sagen, wenn ich nicht dächte, es hülfe Ihnen ein wenig, die Dinge von der rechten Seite anzusehen."

Das Gesicht des armen Mannes ward womöglich noch schmäler, und er entgegnete, mit zuckenden Wimpern zur Seite blickend:

„Es wird so sein, ich fange es an zu begreifen!"

Er verharrte kummervoll in sich versunken, wie ein Mensch, der von einem ihm notwendigen Worte oder Begriffe Abschied zu nehmen versucht.

„Wir haben im Beginn dieser Geschichte, meine Frau und ich," sagte er dann, „beratschlagt und gegrübelt, woher die

Buben die Unzucht geerbt haben. Wir sind freilich aus dem Volk und können beide nicht über die Großeltern und ihre Zeit hinauf denken; was weiter zurück ist, davon wissen wir so wenig, wie von den Heiden, von denen wir alle abstammen. Aber wenn doch bei meines Urgroßvaters Zeiten zum Beispiel etwas vorgekommen oder einer bestraft worden wäre, so hätte mein Vater es gewußt und davon gesprochen, denn er sprach oft von seinen Großeltern. Und so ist es bei der Frau. Einzig von eines Großvaters Bruder hatte sie die dunkle Erinnerung, daß er ein Fäßlein Apfelmost gestohlen haben sollte, und zwar aus Barmherzigkeit, weil ein liederlicher Fuhrmann es an der heißen Sonne liegen ließ und im Wirtshaus drinnen im Schatten saß. Dafür sei er in den Turm gesetzt worden, nämlich der Großonkel."

„Das ist ja für nichts zu rechnen," sagte Frau Marie lächelnd, obgleich der Mann durchaus keinen Scherz hatte erzählen wollen. Sie erhob sich, um zu gehen. Vater Jakob zögerte ein wenig und brachte dann schüchtern vor, er hätte noch etwas auf dem Herzen, das ihn drücke. Auf ihre Bitte, es nur zu sagen, fuhr er fort:

„Ich glaube nämlich, es werde nun mit dem ehelichen Verhältnis unserer Kinder zu Ende gehen. Meine Frau wollte nichts davon wissen, als sie noch reden konnte und mochte, vor der Flucht des zweiten. Allein ich kann und muß es nur billigen, wenn die jungen Frauen auf Scheidung klagen! Ich wüßte nicht, wie es anders gehen sollte, besonders nach dem, was ich von den Briefen höre, welche die Söhne geschrieben. Es würde mich in meiner Not doppelt bedrücken, wenn ich einsehen müßte, wie mein Blut fernerhin einer braven Familie mit Unehren zur Last fallen wollte. Nein, glauben Sie nicht, Frau Salander, daß ich den Schritt übelnehmen und nicht völlig gerechtfertigt finden werde! Das habe ich noch sagen müssen, und ich bitte auch, mir und meiner Frau alles Widerwärtige, was man an uns erlebt und noch zu erfahren hat, nicht nachzutragen!"

Marie Salander gab ihm die Hand.

„Allerdings ist es so," sagte sie, „wie Sie voraussetzen! Unsere Töchter müssen sich von den unglücklichen Männern trennen; sie haben viel mehr, als Sie wissen, zu erdulden gehabt und dazu geschwiegen. Auch das, was nun kommt, für das Leben noch auf sich zu nehmen, sind sie nicht gesonnen, und wir würden es auch nicht zugeben. Ich danke Ihnen aber für Ihre ehrenhafte Gesinnung im Namen der Meinigen und versichere Sie, daß wir, wohlbewußt, wie sehr auch unsere Töchter gefehlt haben, Ihnen und Ihrer wackeren Frau ein gutes Andenken bewahren und auch gewiß uns freundschaftlich gefällig erweisen werden, wenn sich die Gelegenheit bietet. Ich habe heut einen tiefen Blick tun können, an dem Bette da drüben und in dieser Stube hier! Leben Sie wohl und möge Ihnen Gott helfen!"

Nochmals gab sie ihm mit nassen Augen die Hand, welche Jakob zitternd drückte. Er vermochte aber nichts zu erwidern, da seine ungewohnte Beredsamkeit plötzlich wieder versiegte.

Nachdenklich ging Frau Salander von der Anhöhe weg; sie bedachte, wie verschieden bei aller Traurigkeit doch das Los zwischen den Familien geteilt sei, während die Töchter an der leichtsinnigen Heirat in Hinsicht auf ihre damals reiferen Jahre die größere Verschuldung trugen. Und wer könne wissen, ob nicht der Antrieb, selber reich zu werden, gerade durch die sogenannte reiche Heirat in die törichten Notare gefahren sei. Dann fiel ihr das düstere Nachsuchen der alten Leute und das von einem Vorfahren entwendete Fäßchen Apfelmost bei.

„Das fehlte auch noch," dachte sie, „daß das arme Volk nachgrübeln soll, woher es die Übel geerbt habe, ob von väterlicher oder mütterlicher Seite, die ganz neu in seinen breiten Ackergrund gesäet worden! Davon werde ich meinem Martin nichts sagen, sonst gräbt er ebenfalls nach und fügt seinen erzieherischen Postulaten noch eines über selektionstheoretischen Volksunterricht in sittlicher Beziehung bei, oder wie er es nennen würde! Und der rührende Zug der hoff-

nungslosen Eltern würde mit der Zeit, weiß der Herr, zu welchem Homunkuluswerk aufgeblasen!"

Das war von Marie Salander nicht wissenschaftlich gedacht; allein sie kümmerte sich darum nicht und verschwieg das Mostfäßchen.

Zwei Tage nach der Ankunft von Julians Brief brachte ein Zeitungstelegramm die Kunde von seiner in Lissabon erfolgten Gefangennahme, wo er, mit Geld wohl versehen, herumspazierte.

Nach weiteren acht Tagen wurde er auf die härteste Art eingebracht, mit Daumschrauben, weil er zu entspringen versucht hatte. Sein Prozeß hielt mit demjenigen Isidors bald Schritt; denn die Betriebsart des letzteren erforderte ein verwickelteres und langwierigeres Verfahren als die drollig-einfache Prellerei Julians.

Endlich waren die Anklageakten geschrieben, und da die Brüder keines der von ihnen wirklich verschuldeten Vergehen mehr leugneten, so hätten beide Fälle vom ordentlichen Strafsenat beurteilt werden können, wenn nicht in jedem ein Rest vorgekommener Betrügereien übrig geblieben wäre, zu deren Eingeständnis keiner der Angeklagten sich herbeiließ, und die noch nicht aufgeklärt werden konnten. Erst in letzter Stunde geriet man einem geschäftlichen Handlanger auf die Spur, welchen beide Weidelichs, ohne voneinander zu wissen, zu manchen Dienstleistungen gebrauchten, ohne wiederum zu glauben, daß der Mann von der verfänglichen Natur der ihm aufgetragenen Verrichtungen eine Ahnung habe. Derselbe durchschaute aber wegen des eigentümlichen Gebarens der Brüder und bei der großen Frequenz ihrer Aufträge die Sache bald oder war frech genug, sie wenigstens durchschaut haben zu wollen, und verübte auf ihre Rechnung, aber in seine Tasche, eine Reihe mäßiger Additionen oder Subtraktionen, je nach dem Fall, bei Einzahlungen oder Bezügen. Dieser untergeordnete Deliktschmarotzer wurde nachträglich eingezogen, verhört und konfrontiert, auch so gut als überwiesen. Allein er leugnete alles und jedes aus und ab, und

so mußten alle drei Prozesse miteinander vor das Schwurgericht gebracht und im Zusammenhange verhandelt werden.

Damit war den Unheilsbrüdern und ihren Angehörigen das Äußerste, ein öffentliches Schauspiel, nicht erspart geblieben; denn es sammelte sich an dem festgesetzten Tage in aller Frühe ein großes Volk in und vor dem Gerichtshause und in den umliegenden Wirtschaften. Inmitten des unruhigen Gewoges saßen sie auf der Anklagebank wie auf einer Insel im Meere. Diesmal konnten sie nicht, wie im Großen Rate, an einen Tisch gehen und Briefe schreiben, und statt des dienstfertigen Großweibels stand hinter jedem ein Polizeisoldat.

Auf einer anderen Insel saßen die Geschworenen, schlichte Männer, wie das Los sie aus allen Ecken des Landes herbeigeweht, mit ihrem Obmann, zu dem sie in der Eile denjenigen ernannt, dem sie unter sich vermöge seiner sonstigen etwaigen Stellung die meiste Gewandtheit zutrauten.

Eine erhöhte Klippe nahm der Gerichtshof ein. Die Menge der einberufenen Zeugen war so zahlreich, daß sie nur in kleineren Gruppen hereingeführt und jedesmal von den Angeklagten mit scheu aufgeschlagenen Augen betrachtet wurden. Alle waren es ihnen wohlbekannte Landleute, deren bürgerliches Dasein sie zugrunde gerichtet hätten, wenn nicht der Staat mit seinen Steuerkräften eintrat. Auch ein Trupp von Finanzpersonen zog auf, die von dem eine halbe Million übersteigenden Gesamtschaden einen guten Wisch anzusprechen kamen.

Die Verhandlungen dauerten bis gegen Abend, bestanden aber mehr im Verlesen der weitläufigen Anklageschriften und Feststellen aller einzelnen Punkte, als in langen Reden der öffentlichen Ankläger und der Verteidiger, da nichts mehr bestritten war als die durch den Deliktschmarotzer getrübten Teile. Dieser Nebenhandel erledigte sich aber von selbst und diente sogar als Rechenprobe, indem nun das ganze große Exempel klappte, sozusagen bis auf den Franken. Isidors Verteidiger benutzte sogar den Anlaß, die Brüder Weidelich

als eine Art ordnungsliebender Männer ins Licht zu stellen, die nur durch einen betrügerischen Vertrauensmann an den Rand des Verderbens gebracht worden. Hiergegen bemerkte ein Staatsanwalt, ob jener nicht noch eine Bürgerkrone für die Angeklagten verlange? Es sei nur gut, daß der Staat nicht ganz allein die Suppe werde auseſſen müſſen, ſonſt erlebe man, daß die koloſſale Anſchröpfung als eine ſozialpolitiſche Tatſtudie bezeichnet werde, ein allerdings etwas weitgehender praktiſcher Umſatzverſuch, der mit derjenigen Achtung und Milde zu behandeln ſei, welche den Opfern ſozialer Probleme gebühren.

Dieſen ironiſchen Ausfall griff ſofort Julians Verteidiger in vollem Ernſte auf, und denſelben weiter ausführend, geriet er, nach Milderungs- oder gar Rechtfertigungsgründen ſuchend, auf die beklagenswerte Mangelhaftigkeit des öffentlichen Unterrichts, der Volkserziehung, der alles Unglück beizumeſſen ſei. Im gegenwärtigen Falle ſeien die hoffnungsvollen jungen Männer wohl zur Schule, ſogar in höhere Anſtalten, geſchickt worden. Er wolle die Beſchaffenheit dieſer Schulen nicht näher unterſuchen; es genüge der Augenſchein, daß die Wirkung ausgeblieben. Und da finde er keinen andern Ausweg als den Regreß auf die Eltern, welche in ihrer eigenen, vom Staate vernachläſſigten Erziehung nicht die Mittel gefunden hätten, ihrem guten Willen den rechten Nachdruck zu geben und die Söhne mit Sachkenntnis und im Bewußtſein ihrer Aufgabe vor Abwegen zu behüten uſw.

Die verlorenen Söhne ſchauten den Sprechenden aufmerkſam an, wie wenn ihnen ein Licht aufginge und zugleich ein Stern der Hoffnung. Der Gerichtspräſident ſchloß jedoch das Verfahren und hielt die zuſammenfaſſende Anrede an die Geſchworenen, ihnen die Fragenreihen, die ſie zu beantworten hatten, mit den leitenden Geſichtspunkten auseinanderſetzend. Zum Schluſſe konnte er ſich nicht verſagen, die Angriffe des verdrehten Advokaten auf das Unterrichtsweſen als Quelle der Verbrechen abzuweiſen.

„Meine Herren Geſchworenen!“ ſagte er in ernſtem Tone,

„vor nunmehr hundert Jahren hat in unserm Lande ein braver Mann ein Buch für das arme und unwissende Volk geschrieben, das Sie alle kennen: Es heißt Lienhard und Gertrud! Von da an hat er ein langes Leben voll Mühsal, Mißkennung und unermüdlicher Arbeit zugebracht, und durch seine Arbeit ist das Gebäude unserer Volksschule vorbereitet und es ist darauf gegründet worden. Seit länger als einem halben Jahrhundert hat unser engeres Gemeinwesen, immer in den Fußstapfen des braven Mannes ehrerbietig wandelnd, das Gebäude erneuert und stetig, ununterbrochen umgebaut. Viele Millionen haben wir in fünfzig Jahren dafür geopfert; seit Jahrzehnten rühmen wir uns, daß die Ausgaben für unser Unterrichtswesen den obersten Posten in der Staatsrechnung bilden; gegenwärtig beträgt dieser Posten nahezu die Hälfte der besagten jährlichen Rechnung, obgleich wir die übrigen Staatszwecke, wie ich glaube, nicht ungebührlich vernachlässigen! Die Last, welche die Gemeinden sich für die Schule auferlegen, ist natürlich nicht inbegriffen. Und zur Erziehung des Volkes werden täglich neue Anforderungen gestellt und alle werden erwogen und das irgend Mögliche berücksichtigt, wenn es nicht geradezu verkehrt ist. Und nun kommt man uns so!

Meine Herren Geschworenen! Die braven Eltern der beiden Angeklagten sind auch noch in ihrer Kindheit Schüler der neuen Zeit gewesen, wie wahrscheinlich die meisten ältern Leute unter uns; aber wenn es auch nicht der Fall wäre, so dürften wir sie doch nicht wegen angeblicher Unwissenheit für die Sünden der Kinder verantwortlich machen, so wenig als die damaligen Einrichtungen! Denn ich glaube, das Haus des ungelehrten Landmannes kann noch heute, wie zu allen Zeiten, eine Schule der Ehrlichkeit und Pflichttreue sein! Den Auslassungen der Verteidiger gegenüber, meine Herren! spreche ich die Überzeugung aus, daß Sie denselben in Ihrem Erwägen umsoweniger Raum geben, als sie im rechtlichen Sinne nicht zur Sache gehörten. Ich denke, daß Sie das wissen, und habe doch reden müssen von dieser Stelle aus,

weil es mir, wie schon öfter in neuerer Zeit, zumute war, wie wenn der Geist eines hysterischen alten Weibsbildes in unserm Ländchen herumführe, wie der Böse im Buch Hiob!"

Dieser Präsident war allerdings ein Altliberaler und der gleiche Herr, welcher bei dem ersten Erscheinen der Zwillinge im Großen Rate den Vorsitz führte. Daher wurde einigen Beifallsrufen, die in der tiefen Zuhörermasse ungehörigerweise laut wurden, ein heftiges Zischen entgegengesetzt.

Die Geschworenen zogen sich zurück. Obgleich so gut wie einig über den zu fällenden Wahrspruch, bedurften sie doch einiger Zeit zur geordneten Vornahme des Geschäftes, und das Volk, hiervon verständigt, lief zum größten Teil auseinander.

Auf dem Zeisighofe war es an diesem Tage noch stiller als gewöhnlich. Jakob Weidelich suchte sich in seiner unverdrossenen Arbeit zu verbergen, bald im Stall, bald in den hintersten Winkeln seiner Gärten, bald in den Vorratsräumen. Ab und zu sah er nach der Frau, die sich soweit hatte erholen können, daß sie zeitweise das Bett zu verlassen und sich im Krankensessel aufzuhalten vermochte. Mit Mühe hatte der Mann ihr alle Nachrichten vom Fortgange der traurigen Geschichte verheimlicht; sie wußte weder vom Einbringen des entflohenen Julian etwas, noch vom heutigen Gerichtstage, und es sah aus, als ob ein glückliches Vergessen der Dinge ihrer starken Natur allmählich wieder aufhülfe.

Am Nachmittage wurde es immer stiller. Nicht nur fast die ganze Nachbarschaft hatte die Neugierde in die Stadt hinuntergetrieben, auch Weidelichs Knechte waren von der Arbeit weggelaufen, um die Meisterssöhne in ihrer Not sitzen zu sehen. Schon brach die frühe Herbstdämmerung an, und noch immer blieb es still, bis auf die Kühe im Stall, die nach der Tränke brüllten. Weidelich ging hin, sie an den Brunnen zu treiben; es war nicht mehr der alte mit dem Flintenrohr. Der hatte für den vergrößerten Wirtschaftsbetrieb nicht mehr genügt, weshalb Wasser hinzugekauft und ein steinerner Brunnen mit zwei starken Metallröhren erbaut

worden. Die gefleckten Tiere drängten sich um die geräumige Schale und tranken mit Behagen das lautere Bergwasser. Jakob gönnte es ihnen und sah das Labsal rinnen mit jener schwermütigen Zerstreutheit, welche den Gang der bittersten Stunde einen Augenblick aufhält. Der stattliche Brunnen hatte der Vorbote eines neuen Hauses sein sollen; nun blieb es dabei.

Als die Kühe sich satt getrunken, führte er sie nach dem Stalle zurück. Die jüngste bockte herum und entlief in eine Wiese. Jakob suchte die Milchmagd, die aber hinter dem Scheuentor bei irgendeiner Nachbarin verborgen stand und leise schwatzte.

Mittlerweile war es der kranken Frau im Hause langweilig geworden, da sie niemanden mehr sah oder hörte. Sie schleppte sich aus der Wohnstube, wo ihr Sessel stand, in das Schlafgemach an das halb offene Fenster, nach dem Manne zu sehen. Unter diesem Fenster lehnte eben der eine der Knechte, der endlich zurückgekommen und hinter das Haus geschlichen war, um unbemerkt sich zu schaffen zu machen. Bei ihm befand sich auch schon die aus der Nachbarschaft herübergehuschte Magd in eifrigem Gespräch.

Sie glaubten die Meisterin in der vorderen Stube und sprachen nicht gerade laut, doch so vernehmlich, daß die Kranke alles verstand und mit einer wahren Hellsicht die Ereignisse in einem Augenblicke begriff, wie wenn sie die ganze Zeit vorher alles einzelne erfahren hätte. Sich mit beiden zitternden Händen an den Fensterpfosten klammernd, lauschte sie mit dem besser hörenden Ohre hinaus.

„Es war ein verfluchtes Gedränge," sagte der Knecht; „Kopf an Kopf, und doch totenstill, als das Urteil verkündet wurde!"

„Was für ein Urteil denn?" fragte die Magd ungeduldig.

„Jeder hat zwölf Jahre Zuchthaus, der Lindenberger und der Unterlauber. Dann ist noch ein kleinerer Schelm da, eine Sorte von Markthelfer der andern, der hat vier Jahre! Mich dauern doch die Alten; ich kann mir nicht helfen!"

„Herr und Heiland!“ sagte die Magd. „Zwölf Jahre! Wie sahen sie denn aus? Was machten sie?“

„Ich hab' sie nicht sehen können. Einer, der vor mir stand, sagte, sie sähen elend aus, er glaube, sie seien ohnmächtig. Ich hab's aber nicht geglaubt. Die Leute lachten und fluchten durcheinander.“

Jakob Weidelich kam um die Hausecke und schickte, ohne sich bei dem Knecht nach irgend etwas zu erkundigen, denselben samt der Magd an die Geschäfte. Er selbst besorgte noch einiges in der Scheune und ging endlich, da es ganz dunkel wurde, ins Haus, um Licht zu machen und für sein Weib zu sorgen. Nun preßte es ihm erst das müde Herz, da er wußte, was heute geschehen sein mußte und der armen Frau nicht lange mehr verborgen bleiben konnte.

In ihrem Sessel fand er sie nicht, die Kissen waren auf den Boden gefallen. Erschreckt ging er in das andere Zimmer, wo sie beim Fenster auf dem Boden lag und schwach röchelte.

„O Frau! Was machst du, armes Kind?“ rief er flennend und trug sie auf das Bett. Er leuchtete mit der Lampe in ihr Gesicht. Das Auge drehte sich zum letzten Male langsam nach ihm und erlosch dann.

Der Arzt, nach welchem Jakob den schwatzhaften Knecht alsobald schickte und der auch in zehn Minuten dawar, bestätigte ihren Hingang.

Um diese Stunde glichen die Söhne der Toten einander wieder ganz so, wie sie ehedem getan, und setzten die Beamten der Strafanstalt in Verlegenheit, da sie geschoren, rasiert und in die Sträflingskleider gesteckt waren, als lebende Beweistümer, daß das eiserne Uhrwerk der Gerechtigkeit noch aufgezogen war und seinen Dienst tat.

Nach Verfluß von drei Tagen ließ Jakob Weidelich die Leiche begraben. Er hatte die Nächte wie immer in seinem Bette zugebracht, das neben ihr stand; die schlaflosen langen Stunden gingen dadurch leidlicher vorüber, weil er wähnte,

sie müsse seinen Jammer und die einzelnen Worte, die er zuweilen stöhnend an sie richtete, vernehmen.

Am letzten Morgen nahm er mit unsicherer Hand seinen stoppeligen Bart ab, vor dem kleinen Spiegelchen stehend, das ihm viele Jahre gedient. Die eingefallenen Wangen, das veränderte Kinn und besonders das Aussparen des bescheidenen Backenbartes machten ihm die größte Mühe, deren ihm das elende Leben nicht mehr wert schien.

Einen Augenblick fiel es ihm ein, ob er nicht besser täte, mit dem Messer tiefer hinabzufahren und die Kehle abzuschneiden, so wäre auch er erlöst. Aber das eingewurzelte Pflichtgefühl ließ ihn keinen zweiten Augenblick bei dem Gedanken verweilen; er barbierte sich ruhiger zu Ende.

Von den nicht zahlreichen Verwandten fand sich nur der kleinere Teil am Leichenbegleite ein; die anderen entschuldigten sich. Martin Salander, den der Witwer benachrichtigt, aber nicht ausdrücklich eingeladen, erschien schwarz gekleidet im Hause unter dem Häufchen sonstiger schlichter Männer aus Jakobs Bekanntschaft, die ihm den Dienst nicht versagten. Es tat dem armen Manne offenbar wohl in der peinlichen Stille, die in der Trauerstube herrschte. Vor dem Hause dagegen sammelte sich eine gute Zahl ernster Leute der Umgegend, welche dem schwarz behangenen Sarge folgten, der auf den Friedhof hinausgetragen wurde.

Es war ein unruhiger Tag im Spätherbste. Bald schien die Sonne auf Wiesen und Gärten, bald jagte der Wind fliegende Wolken über den Himmel und ihre Schatten über die Wege, welche der Trauerzug langsam beschritt, den von acht Männern getragenen Sarg voran. Über die Bahre und die Köpfe der Leidtragenden hinweg wehte der Wind außerdem das von den Bäumen gerissene abgestorbene Laub, und die gelben Blätter raschelten und tanzten auf dem Wege so hurtig voraus, wie wenn sie Leben und große Eile hätten, den Heimweg einer Seele anzusagen.

Auf dem Friedhofe ruhte die Sonne und flimmerte in unbestrittenem Glanze auf den Hunderten von Glas-, Flitter-

und Blechkränzen, mit denen der verirrte Geschmack die Denkmäler der Verstorbenen behing, aus der gleichen Eitelkeit, welche Wochen und vierzehn Tage hindurch die öffentlichen Blätter erst mit der Todesanzeige und dann mit der Danksagung für erfahrene rühmliche Teilnahme anfüllt. Das wäre alles so recht im Sinne der armen Amalie Weidelich in ihrer guten Zeit gewesen; nun war sie der Torheit enthoben und ging den letzten Gang in einem besseren und höheren Stile.

Während die Bahre den Weg nach dem offenen Grabe fortsetzte, trat die Trauerversammlung in das sogenannte Bethaus, wo der Geistliche bereitstand, nach Vorschrift Anrede und Gebet abzuhalten. Er hatte den Vater Weidelich besucht und gesehen, daß derselbe eine totenrichterliche Leichenpredigt, nach ländlichem Gebrauch den Umständen angepaßt, nicht gut ertragen würde, und widerstand daher dem Anreiz, ein Beispiel zu liefern.

Nach geschehener Verrichtung hielt er das Barett vor das Gesicht und verharrte so an seinem Platze, zum Zeichen, daß es aus sei. Einer um den andern begann hinauszugehen. Weidelich blieb ermüdet auf seiner Bank sitzen und auch aus Bescheidenheit, bis das Bethaus leer und auch der geistliche Herr unversehens verschwunden war. Dann wankte auch er hinaus und schaute unter der Türe sich nach dem Grab um. Von den Personen des Geleites war niemand mehr zu erblicken.

Da trat Martin Salander zu ihm, nahm ihn unter den Arm und führte ihn zum Grabe, wo die Totengräber soeben den einfachen Sarg von weißem Tannenholz, wie er bis in die neuere Zeit für reich und arm gezimmert worden, in die Grube senkten und die Erde hinunterzuschaufeln begannen.

Jakob Weidelich fing wehrlos an zu weinen und brachte kaum die Worte: „Du armes Kind!“ hervor, nun zum zweiten Male, seit er die Frau tot gefunden. Er redete sie offenbar in den verschollenen Tönen der Jugendzeit an, die am

Ende der Dinge wieder erwachten, weil keine zärtlicheren dem verwitternden Manne zu Gebote standen.

Als die Graberde über dem Sarge wieder eingepackt war und der Totengräber seine Arbeit mit der flachen Schaufel noch ein wenig streichelte und klopfte, um sich das Ansehen eines Künstlers zu geben, führte Salander den vereinsamten Mann hinweg und begleitete ihn bis in seine Wohnung, weil er wußte, daß er dort nun sich allein überlassen blieb, wenn man das unvertraut gewordene Gesinde nicht zählte.

Er saß mit ihm eine Zeitlang schweigend am Tische. Weidelich ruhte aus und brütete dann in sich hinein, bis er sich aufrichtete und sagte:

„Nun kann meine Frau am Morgen liegen bleiben; ich aber muß mich beizeiten auf die Beine machen und das Geld für die Bürgschaften auftreiben, das jetzt bezahlt sein muß. Am Abend sitze ich nicht mehr auf freiem Grund und Boden und bin so arm wie eine meiner Mäuse, dazu noch zins- und fronpflichtig. Es ist hart! Ohne Lohn zu bleiben nach der Arbeit!"

Salander zog seine Brieftasche hervor und legte sie auf den Tisch.

„Ich bin," antwortete er dem Manne, „wegen dieser Sache besorgt gewesen! Die Meinigen und ich, d. h. Frau und Töchter, wir haben uns gesagt, daß man Sie nicht in solchem Zustande verlassen könne, daß es uns auch anstehe, das Band der Verwandtschaft, obgleich es niemand Segen gebracht, in freundlicher Weise zu lösen. Also bin ich gestern auf die Staatskasse gegangen und habe Ihre Bürgschaftspflichten, sozusagen in Ihrem Namen, erfüllt. Hier haben Sie die Quittungen, sie lauten zusammen für die beiden Söhne auf sechsundsiebzigtausend Franken. Leben und schaffen Sie nur weiter mit guter Gesundheit und machen Sie kein Wesen aus der Sache, es wird Sie niemand behelligen. Ich meinerseits kann es wohl tun und habe auch nichts dagegen, wenn Sie damit einst den Söhnen noch nützlich sein können. Sie waren einmal unsere Tochtermänner, so kann

ich auch eine Bürgschaftsschuld für sie übernehmen, wenn es ihrem braven Vater die alten Tage leichter macht! Nehmen Sie die Quittungen an sich und behalten Sie den Sachverhalt als Ihr Geheimnis für sich; die Leute können ja annehmen, ich hätte das Geld auf Ihren Hof geliehen!"

Jakob Weidelich war so rot als noch möglich geworden und traute seinen Augen nicht, als er die zwei Scheine in der Hand hielt. Nur undeutlich und verworren drückte er seine Dankempfindungen aus, in welche sich Zweifel an der Annehmbarkeit eines solchen Opfers mischten. Er hielt aber die Quittungen fest, und als Salander sich entfernte, hörte er noch, wie auch Jakobs Stimme schon fester tönte, die einen der Arbeitsleute zur Ordnung wies.

„Das wäre auch vorbei!" sagte Martin vor sich her, und der Kaufmann in ihm fügte hinzu, es sei doch fraglich, ob man nicht mit Recht ihn einen Narren heißen dürfte, da er eigentlich nur den jungen eingesperrten Verbrechern ein Geschenk gemacht habe, welche den Vater beerben; und wenn sie wieder auf freien Fuß kämen, könne dieser längst tot sein.

„Doch nein!" sprach wieder der alte Martin. „Es ist so recht und die beste Auseinandersetzung mit den Buben, nachdem sie sich einmal in meine Lebenskreise haben drängen können! Ja, die Hochzeit, die verherte Hochzeit! Gleich morgen muß der Anwalt mit der Scheidungsklage für die Töchter beauftragt werden. Diese Sache wird bald erledigt sein!"

19

Während Martin Salander von den Zeitkrankheiten, welche zuletzt in schweren Symptomen bis an seinen häuslichen Herd drangen, in Verdruß, Sorge und Zweifel versetzt war, hatte er den Louis Wohlwend und sein Haus beinah ganz aus dem Gesicht verloren. Das rührte freilich auch daher, daß Wohlwend öfter reiste und, nachdem er die Knaben in ein erzieherisches Haus am Genfersee gebracht, in der Tat,

wie er vorausgesagt, für seine Gottesstaatsidee zu wirken trachtete. Er suchte geistliche und weltliche Anführer heim und nahm an Versammlungen der verschiedensten Art teil, um der heiligen Sache Eingang zu verschaffen und dafür aufzutreten, fand aber, außer bei ein paar Perpetuum-Mobile-Erfindern und dergleichen, wenig oder gar keinen Anklang. Mit vieler Mühe hatte er eine Verfassung ausgedacht, in welcher für alle Ratsversammlungen, vollziehenden Gewalten und Gerichte dem lieben Gott das Präsidium vorbehalten war und zur unmittelbaren Leitung der Geschäfte Vizepräsidenten durch die Kirchensynode gewählt wurden, die mit dem großen Landesrate zusammenfiel. Diese Synode sollte aus ebensoviel Laien als Geistlichen bestehen. In allen weltlichen und geistlichen Behörden, besonders auch in den Gerichten, wurde bei wichtigen Beschlüssen und Urteilen, wenn die Stimmen gleichstanden, dem göttlichen Präsidenten der Stichentscheid mittelst des Loses anheimgestellt, das unter Innehalten einer eigenen Gebetordnung gezogen werden sollte usw. Gottes Stichentscheid erschien um so wundersamer, als Wohlwend auf Befragen erklärte, seiner weitgehenden Duldsamkeit sei es rein gleichgültig, welcher Gottesbegriff zugrunde gelegt werde, ob der persönlich überweltliche oder der allsächlich innerweltliche, der dreieinige oder der unbedingt einfachste; ihm komme es nur auf die Idealität des Gedankens an.

Diese Abenteuerlichkeit schadete ihm aber nicht einmal so viel wie der gänzliche Mangel an wirklich religiösem Gefühl oder an Verständnis und Bewußtsein dessen, was er sich unter dem Worte Religion dachte. So merkte denn jeder, daß Wohlwend, sobald er sein Wort von den ewigen Idealen ausgestoßen habe, auf dem Boden seines Schulsackes angelangt und dieser kleiner sei als derjenige frisch konfirmierter Kinder. Und seine ehemalige Schulmethode, anderen erst abzufragen, was er mit Vorteil sagen könne, ließ ihn jetzt ganz im Stich, da er alt war und sich nur lächerlich machte.

Dennoch ließ er das Ding nicht ruhen, tat, als ob er nichts

merkte, und fuhr mit leichtem Sinne fort, jede Gelegenheit zum Entfalten des Prophetenmantels zu benutzen, ein Zeichen, daß Salander richtig gedacht und Wohlwend nur eine Spezialität besitzen wollte, um sie als Tarnkappe zu brauchen, auch eine Kurzweil zu haben, wie ehemals die Heraldik und den Krebsfang.

Nun, da die gute Jahreszeit vorüber und der erste Schnee gefallen, war er mehr zu Hause. Eines Morgens befand er sich mit der Frau Alexandra allein zusammen, in seltsamer Zwiesprache begriffen, welche er auf die Privatangelegenheiten gelenkt hatte. Es handelte sich um das Verhältnis zu Martin Salander; dasselbe war scheinbar eingeschlafen, und Wohlwend gedachte, es wieder zu beleben. Allein noch hatte er keinen Tritt in das Haus des alten Freundes getan, da er nicht dazu aufgefordert wurde, und er getraute sich nicht, ungeladen zu erscheinen; denn er fürchtete die dortige Hausfrau wie ein Schwert. Salander aber hatte die vergangenen Monate noch weniger Mut und Lust empfunden, den Versuch zu wagen und die Familie bei sich einzuführen.

Wohlwend saß an einem zierlichen, aber gebrechlichen Damenschreibtischchen, das er sich zugelegt, nur nebenbei etwa mit schriftlicher Arbeit beschäftigt. Im Mittelstücke des Aufsatzes, hinter einem Spiegeltürchen, lag in einem Tabernakel die Handschrift seines Verfassungsentwurfes. Halb gegen die Gattin gewendet, die auf dem Sofa weilte, erwiderte er auf etwas, das sie eben gesagt:

„Kannst du mich denn ewig nie verstehen? Nicht auf den alten Herrn Salander hab' ich es abgesehen mit der Myrrha! Er sieht sie gern und ist vielleicht verliebt in sie, damit will ich ihn allerdings an uns ziehen; allein er hat einen Sohn, der heimkehrt und der Erbe des bedeutenden Handelsgeschäftes sein wird. Dieser soll die Myrrha heiraten, wenn man meine Pläne nicht verdirbt; und dann hoff' ich nicht nur, dadurch in nützliche Beziehungen zu kommen, sondern auch den sträflichen Hochmut der Madame heimzuzahlen, die uns verachtet."

Für sich murmelte er noch:

„Der selbstgerechte und kluge Bruder Martin, ihr Gemahl, hat einstweilen durch die berühmten Schwiegersöhne den Lohn für jene Hochzeit erhalten, der Geldprotz!“

Indes hatte die Frau wieder zu reden begonnen, und er rief:

„Was sagst du?“

„Ich sage, man kann mit meiner Schwester nicht auf die Art umgehen! Schon durch den Spaß mit dem alten Herrn kommt sie in ein Geschwätz, und ist der Sohn da, so hat er vielleicht eine, die er weiß, oder will die Myrrha sonst nicht. Guck' nur und schiel' mich an, es ist so!“

Er rüttelte unwillkürlich an dem Tischchen, gegen das seine Hände sich stemmten.

Aber Alexandra redete nur lauter:

„Sie ist nicht die Gescheiteste und hat niemand mehr auf der Welt als mich, wie es scheint, der dafür sorgt, daß sie nicht —“

Hier wurde sie von Knall und Fall unterbrochen. Louis Wohlwend hatte sich zornig erhoben, auf das Schreibtischlein gestützt, und die dünnen gewundenen Säulchen, die es trugen, dabei auseinandergedrückt. Das zarte Möbel lag kläglich auf dem Boden mit allem, was sich darauf befunden; aus dem kleinen Porzellangefäße lief ein kümmerliches Bächlein Tinte.

In diesem Augenblick trat auch Myrrha in das Zimmer und stellte sich mit Schrecken und Bedauern ebenfalls vor den Schaden. Wohlwend war plötzlich zur Besonnenheit und Frau Alexandra aus dem Winkel zurückgekehrt, in welchen sie sich geflüchtet hatte. Hiermit blieb das Gespräch für einmal auf sich beruhen.

Das, wovon es handelte, schwebte dafür anderwärts an die Luft empor. Salanders Sorgen waren zur Ruhe gekommen, die Wut des allgemeinen Übels hatte nachgelassen, die ärgerlichen Zeitungsnachrichten hörten allmählich auf, und sein besonderer Anteil, die Geschichte der zwei Notare, war

in der sühnenden Stille der Strafgefängnisse eingeschlafen, der kurze Scheidungsprozeß der Töchter entschieden und ihr altneues Leben im Elternhause tröstlich geordnet.

Sie hatten sich mit einem Teil ihres Gerätes im oberen Stockwerke eingerichtet und gingen der Mutter mit der im einsamen Ehestand angewöhnten häuslichen Tätigkeit zur Hand. Im übrigen lebten sie eingezogen und verhältnismäßig zufrieden, was die Mutter nicht hinderte, im stillen, soviel der Vater merken konnte, auf den Sohn Arnold zu bauen, durch welchen wohl der ein' und andere Mann von Tüchtigkeit im Gesichtskreise der Familie auftauchen würde; denn die Töchter sähen eigentlich erst jetzt nach etwas aus, wie wenn sie an Inhalt gewonnen hätten. Arnold sollte einstweilen in dem Hause wohnen, wo Salanders Geschäftsräume waren. Er hatte die Liegenschaft endlich gekauft, weil der Eigentümer gestorben. Der große Garten sollte neu hergestellt und gepflegt, auch das Haus für alle ausgebaut werden.

Nachdem dergestalt eine friedliche Windstille eingetreten und die Zukunft heller und wieder glücksfähiger geworden schien, entlud sich auch Martin Salanders Gemüt seiner Lasten bis auf den dunklen Druck seines verjüngten Liebebedürfnisses, oder wie man es nennen mochte. Um seine mannigfaltige Tätigkeit für Volk und Staat mit erneuter Kraft aufzunehmen, war ihm, wie er unverwüstlich glaubte, die Herzerneuerung durch die schöne, keusche Neigung notwendig, die sich während des Unwetters geduckt hatte, wie jenes Käuzlein, und nun wieder die Flügel breit machte und die Augen glühen ließ in den dunklen Nächten. Zwar hielt ihn die Anwesenheit der Töchter noch vor allen bedenklichen Schritten zurück, so daß er sich nur in unbestimmten Plänen und Hoffnungen des Wiedersehens erging.

Da geschah es an einem Winternachmittage, als er einen Marsch ins freie Feld tun wollte, daß er dem Fräulein Myrrha Glawicz begegnete, welches in der Vorstadt einen verlorenen Weg zu suchen schien und, in Samt, Pelz und

Schleier gehüllt, vorsichtig und scheu die feinen Füße in den Schnee setzte gleich einem verirrten ziervollen Vogel aus wärmeren Zonen.

Erst als sie schon ganz in der Nähe war, erkannte er die Gestalt, die er mit den Augen wohlgefällig verfolgt hatte, und sah, wie sie tief errötete und ihn mit den großen Augen flehentlich ansah, als ob sie um Mitleid bäte, da er sie freudig erschreckt begrüßte. Erfahrend, wohin sie wolle, führte er sie eine Strecke auf den richtigen Weg, den sie zu gehen hatte, und versuchte mit ihr zu sprechen, abermals ohne einen ordentlichen Gang der Wechselreden zu finden. Denn er war bald ebenso verwirrt wie die Dame selber, die sich, vor einem Hause stehen bleibend, plötzlich mit süßem Danke und neuem Erröten losmachte und hineinging.

Seinen Weg stundenlang fortsetzend, bis die rötliche Dämmerung die beschneiten Fluren allmählich verhüllte, beschloß er, seiner Gattin anzukündigen, daß er die Wohlwendschen Frauen ins Haus einzuführen wünsche, und ihr dabei offen zu bekennen, wie er des Anblickes der unschuldigen Schönheit Myrrhas bedürfe und daran von den Krankheiten der Zeit zu gesunden und wieder zu erstarken hoffe, und wie das alles keine Bedenken und Gefahren in sich bergen solle. Kurz, er dachte sich eine lange Rede aus, seine Torheit als Weisheit darzustellen; und selbst die guten Töchter erschienen ihm nicht mehr als Hindernisse, sondern im Gegenteil als jugendliche Mittlerinnen in dem Verjüngungshandel, da sie ja erst recht den wonniglichen Verkehr ermöglichten. Trotzdem schlug ihm das Herz etwas ängstlich, als er sich seinem Hause näherte; die Angst verwandelte sich aber in Verwunderung, weil alle Fenster von unten bis oben hell erleuchtet waren.

Auf dem Hausflur lagen Kisten und Gepäckstücke; die schöne Laterne, die von oben herunterhing, als ein neuangeschafftes Stück, erhellte die Treppen, auf denen Frau Marie mit dem Schlüsselbund dem Manne begegnete. Sie fiel ihm sofort um den Hals und rief:

„Martin, wo bleibst du? Es ist wieder einmal einer aus Brasilien gekommen! Arnold ist da!“

„Jetzt schon? Ich glaubte, auf Ostern gelte es?“ sagte Salander betroffen.

„Er wird eben täglich klüger und hat sich früher eingeschifft! Komm herein, Setti und Netti sind in allen Zuständen, das macht, er hat sich herzig gegen sie benommen, sie brauchten sich gar nicht zu schämen vor dem Herrn Bruder! Hör' nur, wie sie lachen!“

Sie lachten wirklich, obschon Arnold ganz ernsthaft in der Stube stand, als Vater Martin hineinging. Der Sohn trug den jugendlichen Kopf des letztern auf den Schultern; aber er war um einen Zoll höher gewachsen und dabei schlank wie eine Tanne. Das Herz des Vaters freute sich über den Anblick; ein feines Ohr hätte mitten in der Herzensfreude einen schwachen Schrei, wie eines erwürgten Kaninchens, hören können, da in derselben die pedantische Liebelei Martins ohne weitere Umstände verschied. Denn ohne daß er sich deutlich des Vorganges bewußt wurde, stand der blühende Sohn wie eine lebendige Kritik vor ihm und wirkte augenblicklich auf seine gute Natur. Im übrigen schüttelten sie sich bieder die Hände. „Ich meinte,“ sagte Salander, „du kämst im Frühling?“

„So war ich gewillt! Allein im März muß ich wieder einmal meinen Militärdienst tun, sie wollen mir nicht länger Urlaub geben. Wenn ich meinen jetzigen Grad behalten wolle, heißt es, so müsse ich dienen, weil ich noch jung sei, sie können keine alten Leutnants in den Batterien brauchen! Vorher muß ich doch ein paar Monate mich hier einleben!“

„Du hast recht!“ erwiderte Martin wehmütig. „Ich wollte meiner Zeit auch noch dienen und wäre wenigstens vielleicht ein brauchbarer Verwaltungsoffizier geworden; daran hat mich die Wohlwendgeschichte verhindert, als ich Knall und Fall fort mußte! Nun hab' ich doch den Sohn im Feuer, wenn's etwas gibt!“

„Apropos Wohlwend,“ sagte Arnold Salander, „da

bring' ich Neuigkeiten mit! Ich habe die Akten, betreffend deinen Handel mit der verpufften Bank in Rio, nicht vergebens mitgenommen. Erst ein Vierteljahr vor der Abreise bekam ich durch einen guten Bekannten von dir Wind, daß ein alter ausgeräucherter Kerl von jener Gesellschaft, von der Not getrieben, herangeschlichen sei und krank im Spitale liege. Er sei entdeckt worden; verschiedene Leute, die einst Schaden erlitten, ließen ihn gerichtlich verhören, und der geschwächte Patron, der nichts mehr zu verlieren habe, krame aus, was er wisse. Natürlich gab ich deine Akten, versehen mit einem zweckdienlichen Auszug und Bericht, auch ein und verlangte die Einvernahme. Siehe da, er bekannte, hinter dem Rücken des schönen Direktoriums mit Schadenmüller-Wohlwend noch einen besondern geheimen Betrugskonto geführt zu haben, zu dessen Gunsten sie einander bei guter Gelegenheit allerlei Hasen in die Küche gejagt; so habe er auch den Wohlwend von deiner Einzahlung und der dafür erhaltenen kolossalen Tratte in Kenntnis gesetzt und ihm bedeutet, was er zu tun nicht unterlassen solle. Allein sie hätten, von den Ereignissen überrascht, den sauberen Konto nie liquidieren können, und so habe Wohlwend für sich behalten, was er erwischt, das heißt, was hier in Münsterburg nicht ausbezahlt worden sei. Das Protokoll in gutem Portugiesisch, gehörig beglaubigt, habe ich bei mir. Der Mensch ist dann gestorben; was dort weiter geschehen, weiß ich nicht."

Martin hörte staunend zu und sagte zuletzt nur: „Also doch!" Aber statt sich lange bei der altvermuteten und neubestätigten Sache aufzuhalten, mußte er in verschwiegenen Gedanken nur das gütige Geschick preisen, das im letzten Augenblicke ihn davor bewahrte, in das ihm gestellte Netz zu fallen, seine treue Frau zu kränken und vor dem Sohne als ein törichter alter Mensch dazustehen. Mit dem letzten Seufzer, den er in dieser Sache tat, gelobte er sich Besserung, und schritt darauf an der Spitze der Seinigen in das Speisezimmer, wo Frau Marie und ihre Töchter zu Ehren des

Heimgekehrten den Tisch bereitet hatten und die Magdalena mit wahrem Hochmut den schönsten Braten auftrug, den sie seit langem gewendet und begossen.

„Ich bin nun froh, daß ich endlich wieder da bin," sagte Arnold Salander, als der Vater ihm einschenkte, „es ist doch am besten in der Heimat!"

„Du kommst gerade in keinem glücklichen Augenblick," versetzte Martin, der Vater; „hast du nicht vernommen, was in diesem Jahre alles über uns ergangen ist von elendem Zeug?"

„Ich habe es wohl verfolgt und zwar in unsern eigenen Zeitungen," entgegnete Arnold, „es war nicht erbaulich! Doch ist schon manches über unser Land gekrochen, was noch weniger schön gewesen ist! Nach den glorreichen Burgunderkriegen war das Volk so verwildert, daß man jeden aufhenken mußte, der so viel stahl, als ein Strick kostete. Das steht ja schon in unsern Schulbüchern! Und doch haben wir die vierhundert Jahre weitergelebt!"

„Es war zuweilen auch danach," sagte der Vater, „es ist aber doch ein guter Spruch, den du getan hast! Kommt, Frau und Kinder, und laßt uns mit Arnold anstoßen und uns freuen, daß er es erträglicher findet, als wir gehofft!"

Sie klangen froh, wie lange nicht, mit allen Gläsern zusammen, Magdalene schaute unter der Türe zu und strich mit beiden Zeigefingern die Augen. Frau Marie rief sie heran und bot ihr das eigene Glas, das sie tapfer leerte, worauf sie schämig hinauslief. Arnold nahm sein Wort nochmals auf.

„Ich glaube," sagte er, „es würde vieles erträglicher werden, wenn man weniger selbstzufrieden wäre bei uns und die Vaterlandsliebe nicht immer mit der Selbstbewunderung verwechselte! Ich habe, obgleich noch jung, ein ziemliches Stück von der Welt gesehen und das Sprichwort: „C'est partout comme chez nous" würdigen gelernt. Wenn wir nun etwa in ein schlechtes Fahrwasser geraten, so müssen wir eben hinauszukommen suchen und uns inzwischen mit der

Umkehrung jenes Wortes trösten: Es ist bei uns, wie überall!"

Das war dem alten Martin aus dem Herzen und ganz nach seinem Sinne gesprochen; nur dünkte es ihn neu, weil er selbst, seit er so rüstig an dem öffentlichen Wohle mitgezimmert und gebastelt, manches für unvergleichlicher und einziger gehalten hatte, als es war.

Noch geraume Zeit saß die wiedervereinigte Familie beisammen und ganz so glücklich wie an jenem Abend, da Martin gekommen war, die hungernden Kinder samt der Mutter zu speisen. Mit leichtem Mute und wirklich verjüngt ging er zu Bett. Nach einiger Zeit, da Marie wahrnahm, daß er nicht schlief, sondern zufrieden etwas spintisierte, rief sie:

„Du, Martin! Gelt, der Arnold freut dich doch, denn du hast zum erstenmal deinen Gutenachtseufzer vergessen, mit dem du mich seit länger als einem halben Jahre betrübt hast!"

„Du bist nur halb auf der Spur!" gab Martin bedächtig stockend zur Antwort; dann entschloß er sich jedoch, der treuen Frau seine Abirrung zu bekennen, damit kein dunkler Punkt zwischen ihnen sei.

Er erzählte ihr also die ganze Geschichte mit der Myrrha Glawicz, die eingebildeten Liebesleiden bei harmlosen Absichten und höheren ethischen Beweggründen, samt der Rede, die er sich für Frau Marie ausgedacht, bis zu dem Augenblick, wo der bloße Anblick des Sohnes das Luftschloß zertrümmerte.

„Nun, was sagst du dazu?" fragte der vergebungsbedürftige Mann hinüber, da die Frau schwieg. Erst nachdem sie sich eine Weile unruhig auf ihrem Lager gedreht, lachte sie plötzlich hell auf und schwieg dann wieder. Dann lachte sie nochmals und sagte: „Ich lache nur aus Freuden darüber, daß diese letzte Gefahr, die uns bedroht, sich so glimpflich verzogen hat! Dank' du dem Himmel, Mann! daß dein Sohn so zu rechter Zeit, auf die Minute, gekommen ist! Es

wäre ja nicht um mich zu tun gewesen, aber um dich und ihn, und die Töchter! Wie wären wir vor denen dagestanden! Aber weißt du, Martin, weil du von der einfachen, unerwarteten Gegenwart unseres Sohnes geheilt wurdest, so soll dir die Verrücktheit vergeben und vergessen sein, die du mir hast antun wollen! Es ist ein gutes Zeichen, ein goldenes, das ich mir im Gemüt aufbewahren will, solang ich noch lebe! Und jetzt, schlaf wohl, Mann, deine Geschichte hat doch etwas Einschläferliches an sich!"

So ging Martin Salanders später Liebesfrühling, der die Verjüngung seiner politischen Tatkraft herbeiführen sollte, in Gnaden und ohne weitere Gewitter vorüber.

20

Und er schien doch jünger geworden, als er, den Sohn zur Seite, am nächsten Morgen den Weg nach seinem Kontor beschritt. Leicht trugen ihn die Füße; die Hüften aber wiegten sich leise, fast unmerklich, hin und her, wie einstmals, wenn ein frischer Lebensmut, ein guter Gedanke ihn durchströmten.

Im Geschäftshause angekommen, unterhielten sie sich zuerst mit den Angestellten, die Arnold freundschaftlich grüßte, und besprachen im allgemeinen dies und jenes, was der Tag brachte oder in letzter Zeit ausgeführt worden. Dann begaben sich Vater und Sohn in Martins besonderes Zimmer, um in ausführlicher Unterredung Stand und Zukunft des Hauses gründlicher zu erörtern, als es in Briefen geschehen konnte. Neues trat hierbei nicht viel zutage, wenn es nicht etwa die Schlußfrage war, ob nicht die Geschäfte, die Unternehmungen bei so befriedigendem Gange auszudehnen und ein gewisser Aufschwung zu wagen sei?

Es war Martin, der die Frage aufgeworfen und den Sohn aufmerksam und mit vollem Vertrauen ansah.

Arnold bedachte sich oder hielt vielmehr mit der Antwort zurück, welche er nicht zu suchen brauchte. Er spielte indessen

mit dem Muster einer neuen Goldwage, die man auf des Vaters Tisch gestellt hatte.

„Es hängt von dir ab, lieber Vater!“ sagte er endlich, „ich arbeite gern mit unter deiner Leitung!“

„Nein, von dir hängt es ab!“ erwiderte Martin, „du bist der Sohn und Erbe, dessen die Zukunft ist!“

„Der Nachdruck der Frage liegt in dem Worte ‚wagen‘, das du gebraucht hast; ob eine Ausdehnung zu wagen sei!“ fuhr Arnold fort, „wir stehen hart an der Grenze, wo dies ganz richtig gesagt ist, d. h. wo man, um Mehreres zu tun, einen Teil des Gewonnenen, vielleicht schließlich alles aufs Spiel setzen muß. Für meine Person, muß ich gestehen, habe ich drüben, jenseits des Wassers in stillen Augenblicken mehr als einmal nachgedacht, wie weit wir denn eigentlich gedeihen wollen in unserm Erwerb? Wollen wir in der Tat kleine Nabobs werden, die entweder ihr Leben ändern oder den weit über ihre Bedürfnisse reichenden Mammon ängstlich vergraben müssen und in beiden Fällen vor sich selbst lächerlich sind? Zudem bist du ja Politiker und Volksmann, ich bin meines Zeichens Geschichtsfreund und Jurist; es steht also uns beiden besser an, wenn wir in schlicht bürgerlichen Verhältnissen und Gewohnheiten bleiben, wie du es bis jetzt so musterhaft getan hast. Vergib, das ist mein Gefühl! Ich empfinde auch einiges Heimweh nach meinen Büchern und müßte bei allfällig rapidem Anwachsen des Geschäfts mehr Zeit mit dem Kurszettel in der Hand und auf der Börse zubringen, als mir lieb wäre!“

„Du sprichst nur Gedanken aus, die ich selbst schon gehegt! Was mich aber auf die Frage gebracht hat, ist die Zukunft unseres Landes. Ich fürchte, die Zeit ist nicht mehr fern, in welcher die Gesetzgebung die Hand kräftiger auf das Vermögen legen wird; da dürfte es, dacht' ich, gut sein, wenn man tüchtiger einzuschießen hat, ohne gerade zu verarmen.“

Arnold lachte.

„Das wäre,“ sagte er, „nicht mein Standpunkt, ich

möchte nicht Geldmacher für zukünftige Dinge sein, die ich nicht billigen kann. Ich werde vielmehr die Willkür bestreiten, solang ich es vermag; siegt sie, wohl und gut, so füge ich mich gelassen; dann ist es mir aber auch gleichgültig, ob sie uns zwei oder zehn Millionen nehmen."

„Ei, wer spricht denn gleich so von nehmen," rief der Vater leicht gereizt, „es geht alles mit rechten Dingen zu! Glaub' aber nur, die Postulate der Notwendigkeit werden so dicht regnen, daß wir noch froh sind, gute Schuhe zu haben!"

„So laß regnen, es wird auch wieder aufhören! Erinnere dich, Vater, an den Anfang unseres Jahrhunderts, als nach der durchgerungenen Helvetik das Vaterland auf den Kopf gestellt war und in der Knechtschaft des Ersten Konsuls von Frankreich seufzte. Damals berichteten die Pfarrer, daß in ihren Gemeinden viele Leute lebensmüd seien und sich nach dem Tode sehnten! Jetzt nach achtzig Jahren sitzen wir geringe Leute vom Lande, frei wie Lerchen in der Luft, wenn auch nicht frei von Leidenschaft vielleicht: wir sitzen hier in einem der Häuser der untergegangenen Aristokratie und pflegen Rats, ob wir noch reicher werden wollen oder nicht! Ich fürchte mich aber weder mit dem vielen Gelde, noch ohne dasselbe!"

Der alte Salander blickte den jungen mit glänzenden Augen an und ergriff dessen Hand.

„So laß uns," sprach er gerührt, mit leiserer Stimme, wie ein Verschwörer, „laß uns zu dieser Stunde geloben, daß wir das Land und Volk nie verlassen wollen, es mag beschließen, was es will."

„Das kann ich wohl geloben!" antwortete der Sohn, den Handschlag des Vaters erwidernd, „höhere Gewalt immerhin vorbehalten!"

„Was meinst du damit?"

„In diesem Fall zum Beispiel eine völlige Entartung!"

„Das kann ja die schönste reservatio mentalis werden!"

„Nun, also ohne Vorbehalt! Es würde doch chez nous comme partout sein!"

„Also gilt es!" schloß Martin Salander und gab Arnolds Hand frei.

„Und was das Geschäft betrifft," fügte er bei, „so lassen wir es einstweilen beim alten!"

Nach dieser seltsamen Verhandlung, in welcher die zwei Männer sich so grundverschieden und doch wieder so grundähnlich erwiesen, kamen sie auf den Louis Wohlwend zu sprechen und berieten, was mit dem von Arnold aufgebrachten Protokoll zu beginnen sei. Sie fanden, daß sie schon wegen der Verjährung keinen Nutzen mehr für das Haus darin suchen, dagegen unter der Hand sich erkundigen wollten, ob etwa Pflichten gegen dritte eine Anzeige erheischen könnten. Vorläufig beschlossen sie, eine deutsche Übersetzung anzufertigen, um mittelst derselben nötigenfalls den Wohlwend zu jeder Stunde durch bloßen Vorhalt aus dem Lande treiben zu können. Inzwischen sollte der Verkehr mit ihm gänzlich abgebrochen werden. Arnold empfand nicht übel Lust, die Verjagung ohne weiteres vorzunehmen; der Vater hingegen war für das Abwarten, da er mit den Frauen, die er für unschuldige Opfer hielt, Erbarmen hatte. Sogar Wohlwend selber zu schonen, fühlte er ein geheimes Bedürfnis; denn wenn der Sünder für die Strafe auch nicht mehr erreichbar war, so mußte ihn das Bekanntwerden jenes Aktenstückes dennoch in die Reihen der offenkundigen Verbrecher endgültig hinabstoßen. Und er blieb doch immer Salanders ältester Jugendgenosse und gewesener guter Freund.

Kaum waren auch diese Dinge abgetan und die Männer im Begriff, jeder an eine Beschäftigung zu gehen, so klopfte es und der unglückliche Wohlwend trat herein, die schöne Myrrha am Arme führend.

„Verzeih, alter Freund," rief er, „daß wir dich so unvorgesehen überfallen! Da mache ich mit meiner Schwägerin einen Gang durch die Stadt und vernehme plötzlich, daß der Herr Sohn heimgekehrt sei. Und wie wir hier an das Haus

kommen, sag' ich, wir wollen einen Sprung hinauf tun, du kannst immer mitkommen und den Herrn in frischer Tat begrüßen! Seien Sie auch uns bestens willkommen, Herr Arnold, so heißen Sie ja doch?"

Vater und Sohn waren wie vom Blitz getroffen. Keiner ergriff die dargebotene Hand, aber keiner wußte ein Wort zu sagen, noch weniger brachten sie es über sich, den Mann in Gegenwart des so rührend schönen Frauenzimmers schroff abzuweisen. Endlich ermannte sich Martin Salander, indem er den alten Freund sachte beiseitezog und leise zu ihm sagte:

„Sie entschuldigen, Herr Wohlwend, daß wir Sie jetzt nicht sprechen können! Wir sind, wie Sie leicht begreifen, dringend beschäftigt!"

„Sie?" murmelte Wohlwend stutzend, und trat sogleich weiter zur Seite, „was soll das heißen?"

„O nicht eben viel!" versetzte Martin verlegen und doch sonderbar gereizt, daß der böse Geist die gefährliche Person vor die Augen des Sohnes brachte. „Die Verhältnisse ändern sich zuweilen; ein geeigneter Aufschluß wird sich wohl finden lassen, für heute, wie gesagt, müssen wir Entschuldigung verlangen, wir sind wirklich sehr beschäftigt!"

Er hätte kein härteres Wort über die Lippen gebracht, weil Myrrha, nach welcher er einmal hinschielte, ein inniges Mitleid von neuem erweckte. In seiner Verlegenheit schritt er neben Wohlwend an der Wand auf und nieder, während er seine abgebrochenen Worte sprach, und Wohlwend schritt beharrlich neben ihm her, schweigend, böse Blicke schießend, auch nach den jungen Leuten spähend und den Aufbruch nicht wagend, weil er nicht wußte, wie der sich gestalten würde.

Indessen war Myrrha verlassen im Zimmer gestanden, ratlos blickend und zuletzt zitternd, als Arnold sie überrascht betrachtete. Nun bat er sie gefällig, sich zu setzen, und nahm selbst einen Stuhl.

„Sie sind aus Ungarn, mein Fräulein?“ fragte er sie mit unwillkürlicher Teilnahme, um etwas zu sagen.

Wiederum zitternd schaute sie ihn an und erwiderte mit erwachendem Vertrauen:

„Ja wahrlich aus Ungarn, Königreich! Aber Schwager Volvend-Glavicz hat nicht wahr gesagt, nicht jetzt auf der Straßen, schon gestern abend hat gewußt, daß gnädiges Herr angekommen sind! Aber entschuldigen Sie, er hat nur vergessen!“

„Und wie lange leben Sie schon hier?“

„Glaub' ich, zwei Jahr', oder eines, bitt' ich um Vergebung, ich weiß es nicht sicher!“

„Und wie gefällt es Ihnen denn in der Schweiz?“ fuhr er etwas verblüfft fort und sah sie genauer an. Das empfand sie wohl. Sie flüsterte mit fallenden Tränen:

„Mir gefällt es nirgendwo! Bin ich nur schön, aber nicht ganz gescheit, sagte mein Vater seliger, und Herr Volvend-Glavicz sagt, bin ich auf den Kopf gefallen, aber Heiraten macht gesund! Versteh' ich nicht, aber auch glaub' ich nicht, bis ich das sehe!“

Das alles sagte sie trotz der Bedrängnis mit trauten Worten, von Jugend zu Jugend, wie wenn sie da vor die rechte Schmiede gekommen wäre in einer verworrenen und höchst bedenklichen Angelegenheit. Immer mehr erstaunt sah Arnold das ziervolle Geschöpf forschend an und entdeckte erst jetzt, wie ein irres Licht durch den feuchten Schleier der Tränen flackerte.

In diesem Augenblicke blinzelte Wohlwend herüber, der noch immer in der Unbehaglichkeit neben dem alten Salander herlief, und sah die scheinbar schnelle Vertrautheit der jungen Leutchen. Offenbar hielt er die ausgeworfene Angel für festsitzend, mochte aber für geraten halten, die Schnur für einmal abzureißen, um die Angel für einen günstigeren Zeitpunkt wirken zu lassen. Plötzlich ließ er den Vater Salander stehen, trat mit zwei Schritten hinter Myrrhas Stuhl und legte die Hand auf ihre Achsel.

„Nun dürfen wir die Herren aber wirklich nicht länger stören," rief er, „komm, Schwägerin Myrrha, wir wollen uns empfehlen!"

Zugleich nahm er sie, die sich erschrocken erhob, an den Arm und verschwand, laute Abschiedsworte in das Zimmer zurückrufend und eine stattliche Pelzmütze schwingend, mit dem schönen Scheingebilde ebenso rasch durch die Tür, wie er gekommen war.

Vater und Sohn standen und schauten sich an.

Arnold tat endlich einen starken Atemzug, gleich einem, der sich von jähem Schreck erholt.

„Wie schad' um das schöne Frauenzimmer!" sagte er.

„Wieso schade?" fragte der Alte entgegen, der schon zu fürchten begann, der Sohn möchte sich bereits verliebt haben.

„Nun," meinte Arnold hinwieder, „weil der arme Tropf ja blödsinnig ist, wo nicht gar verrückt!"

„Blödsinnig?"

„Aber weiß man denn das nicht? Hast du nie mit ihr gesprochen?"

„Mehrmals! Allerdings wollte nie ein ordentliches Gespräch zustande kommen!"

„Jedenfalls ist das Mädchen in hohem Grade einfältig, was wohl aufs gleiche herauskommt! Hör' nur, mit was die Armste mich unterhalten hat."

Arnold erzählte den Inhalt ihrer wenigen Reden und schilderte ihr Benehmen, den Ausdruck ihres Gesichtes.

Der Vater wurde feuerrot bis unter die angesilberten Locken über der Stirne, ratlos, was er dazu sagen sollte. Es war ein allzu bitterer Nachklang, der ihn auf dem Nachhauseweg, den sie angetreten, wiederholt den Kopf schütteln ließ. Arnold nahm diese innere Erregung nicht wahr. Der Sohn hatte das kleine Ereignis auch schon vergessen, als es ihm bei Tisch unversehens einfiel und er davon zu reden begann. Nachdem er den Hergang geschildert, hob er hervor, wie gut sich natürliche Anmut mit Blödsinnigkeit zu ver-

tragen scheine. Es sei aber ein unheimliches Schauspiel, und er würde sich doch dafür bedanken.

Frau Marie war sofort leicht rot geworden, als er des unerwarteten Besuches erwähnte. Als sie aber einen Blick auf ihren Mann warf und in seinen stummen Zügen den schwer verhehlten Kampf mit der Beschämung, in der er vor ihr saß, bemerkte, verzog sich die Röte wie ein zarter Rosenschleier, und in den Augen, um die Lippen regte es sich leise wie das feinste Lustspiel, das je in einem Frauengesichte aufgeführt wurde.

Nur Martin Salander, der die Gattin mißtrauisch anblickte, sah und verstand es; er fühlte sich leidlich besser, nickte ihr dankbar und etwas dummlich zu, indem er sie um ein Glas Wasser bat. Aber schon hatte sich das Spiel auf Maries Gesicht in ernste Zufriedenheit verwandelt, als sie hörte, mit welch kalter Ruhe Arnold seine Offenbarungen schloß.

Erst jetzt wagte Salander, der Vater, dem Sohne zu bemerken: „Du hast aber doch den Kopf etwas nah mit ihr zusammengesteckt, wie ich flüchtig sehen konnte!"

„Nicht ich," entgegnete Arnold, „sie war es, die mir in ihrer Unschuld näher rückte, und das störte mich sogar ein bißchen, weil sie jedenfalls kurz vorher Wurst gegessen hat, wie ich an ihrem Hauche spürte. Wäre etwas Senf dagewesen, so hätte ich ihn dazu genossen!"

„Mit dir ist auch nicht gut Kirschen essen!" rief eine der Schwestern, die bislang kleinlaut zuhörten, da das Kapitel ihnen nicht gefiel, und der Vater sagte:

„Ja, er ist ein kritischer Gesell!" Die Mutter sagte kein Wort; aber ihr Auge ruhte wohlgefällig auf dem Sohne. Das wahre Geheimnis war und blieb den Kindern verborgen.

21

Das neue Leben der wieder vollzähligen Familie floß nun klar und ruhig weiter, bis die Flut sich etwa kräuselte, durch Martins pflichteifrigen Geist bewegt.

Es dauerte nicht lange, so wollte er nicht mehr zusehen, wie Arnold außer dem Geschäfte nur seinen Studien und dem gesellschaftlichen Verkehr mit einigen Jugendgenossen lebte; er drang in ihn, sich doch alsgemach den öffentlichen Dingen zuzuwenden, wozu er ja die beste Gelegenheit habe, wenn er mit dem Vater die politischen Vereine, Wahlversammlungen und zuweilen auch einen der zahlreichen Vorträge zur Erklärung eines Gesetzes oder anderer Volksbeschlüsse und obschwebenden allgemeinen Fragen besuche. Da werde er bald lernen, die erworbenen Kenntnisse anzuwenden, die Urteilskraft geltend zu machen und ein Mitwirkender zu werden. Und das sei notwendig, denn ohne erweckte Jünglinge und junge Männer fehle es den weisesten Alten am halben Leben.

Allein Arnold lehnte des Vaters Andringen bescheiden, aber beharrlich ab. Er habe sich vorgenommen, so erklärte er, sich auf die Erfüllung aller Bürgerpflichten zu beschränken, wozu, nebenbei gesagt, auch gehöre, niemals an einer Wahl teilzunehmen, wenn er weder den Vorgeschlagenen noch die Vorschlagenden kenne. Das sogenannte Mitwirken wolle er an sich kommen lassen, wenn es einst sein müsse, bis dahin aber das faktische Geschehen beobachten und die Früchte desselben betrachten; an ihnen werde er auch die Personen erkennen, die sie hervorbringen, besser als aus ihren Reden, und die Parteien hinwieder an diesen Personen, sowie an den Zeitungsartikeln, die sie schreiben. Die hergebrachten Einflüsse möge er nicht auf sich wirken lassen und gehe deshalb auch nicht hin, wo sie ausgewechselt werden; nur so fühle er sich frei und einst imstande, jedem zu sagen, was er für wahr halte. Manche junge Leute dächten jetzt so.

Der Vater bestand nicht länger auf seinem Ansinnen;

aber er fühlte sich verletzt, wenn das nun der ganze Einfluß war, den er auf den eigenen Sohn haben sollte, er, der so uneigennützig es sich sauer werden ließ, dem Lande zu dienen. Er kam daher wieder auf den Gedanken zurück, der Sohn sei auf den Schulen ein Doktrinär geworden, in welchem vielleicht der Reaktionär nur schlummere. Ein schmerzliches Mißtrauen fing an sein Gemüt zu belästigen.

Das wandte sich zwar wieder zum Bessern, als Arnold eines Tages sich erbat, einige Freunde im Hause bewirten zu dürfen, da er etwas derart schuldig sei. Es handelte sich um acht junge Leute, von denen ein Teil unbemittelt, wo nicht arm, ein anderer Teil aber Söhne reicher Familien waren. Arnold wünschte zugleich, daß der Vater seine Gegenwart schenke, und dieser schlug mit dem raschen Gedanken ein, bei diesem Anlasse des Sohnes Umgang und Gesinnung gründlicher zu erfahren. Die Mutter machte dem Sohne gern die Freude, erklärte aber, man müsse einen Koch mit Aufwärter kommen lassen, die alte Magdalene sei außerstande, die Sache zu bewältigen, und sie selbst wisse nicht, was jetzt üblich sei, und könne auch nicht mehr in der Küche stehen. Die Töchter dürfe man nicht vorspannen.

Arnold verwahrte sich gegen die Maßregel. Er wolle nicht Aufwand und Üppigkeit ins Haus bringen, das sei ihm nicht eingefallen! Seine Freunde seien alle verständige und fröhliche Gesellen, und wenn die alte Magdalene ein paar solide Stücke zubereite, was sie ja schon lange könne, und die Speisen etwas drollig daherbringe, so werde alles aufs beste ablaufen. Einen weiblichen Adjutanten in der Küche möge sie immerhin beiziehen.

Es gab hierüber einen kleinen Zank, bis er die Oberhand behielt, aber nur scheinbar. Als er am bestimmten Abend eine Stunde früher nach Haus kam, stand ein schneeweißer Koch am Herde und im Speisezimmer ein befrackter Aufwärter, der sich mit einer Menge von Tellern und Gläsern zu schaffen machte und ohne Zweifel die Servietten gefaltet hatte, welche auf dem bereits gedeckten Tisch in Gestalt von Kaninchen

und Hühnern die Teller zierten. Frau Marie sagte, es wäre nicht anders gegangen; sie habe nicht mit einem mißlungenen Wesen die Familie erst recht als eine Emporkömmlingsware ins Gerede bringen können!

Die Gäste stellten sich pünktlich ein, fast alle auf einmal, so daß Vater Salander bequemlich als der letzte erscheinen konnte, ohne zu lange warten zu müssen. Sogleich fand er sich angenehm berührt durch das gute Aussehen und das anständig offene Benehmen der Gesellschaft. Bei Tisch vollends wunderte er sich insgeheim über den unbefangenen guten Ton, die Abwesenheit aller schlechten Sprechmanier verhockter Kreise mit ihren Trivialwitzen und Zweideutigkeiten. Um besser zu hören, sprach er selbst nicht viel und hütete sich besonders, von Politik anzufangen, in der Absicht, daß die Freunde Arnolds, und mit ihnen er selbst, um so rückhaltloser darauf verfallen sollten. Er sorgte auch genügend für Erneuerung der Getränke, welche die Zungen lösen. Die jungen Herren wurden nur fröhlicher, alles in geziemenden Grenzen, ohne einiger Vorsicht zu bedürfen. Die Unterhaltung belebte sich, und da die Teilnehmer ziemlich gleichmäßig gebildet, wohlunterrichtet und auch lebendigen Geistes waren, so tauchten politische Gegenstände nicht minder als andere hervor; allein nicht ein unfreisinniges Wort, nicht ein Wort, welches auf Mißachtung des Volkes hätte schließen lassen, war zu hören, kaum etwa ein ungezwungen derber Ausdruck über diesen oder jenen gemeinen Sykophanten, der eben in der Presse oder in den Räten spukte; dann hieß es höchstens: Was wollt ihr? Dem Kerl ist sein Weg vorgezeichnet, er muß ihn laufen und wird seinem Lohn nicht entgehen!

Indem Martin sich noch über den erfahrungsmäßigen Ton wunderte, welcher dieser Jugend schon geläufig schien, war der Gegenstand schon aus dem Gespräch verschwunden. Die haben, dachte er, nicht die Fähigkeit, auf einer Idee zu beharren; sie scheinen doch keine politische Ader zu besitzen! Aber ehe er den Verdacht besser ausspinnen konnte, bewegte sich die Unterhaltung auf weiten freien Bahnen; keiner tat

sich als Lehrer oder Prophet hervor, und Phrasen wurden noch weniger laut; man sah nur, daß es männliche Jünglinge seien, die sich die Welt offen behielten und nicht in einen Tabaksbeutel stecken ließen. Martin hatte einige Mühe, neuen und neuesten Anregungen auf den Pfaden des allgemeinen Bildungszustandes zu folgen; denn er war in manchen Dingen ein wenig viel zurückgeblieben und mußte sich mehr als einmal Aufschluß erbitten, der ihm ohne Wohlweisheit und ganz ohne Aufheben erteilt wurde, als selbstverständlich, wie man einem sagt, was draußen für Wetter sei. Und durch alles ging ein Hauch unverdorbener Ehrlichkeit, die ihm das Herz erfrischte.

„Gottlob!" dachte er, „wir haben unser Geld nicht umsonst ausgegeben! Das sind doch auch Erziehungsfrüchte!"

Doch untersuchte er nicht, ob des Hauses oder des Staates.

Er teilte bald die heitere Laune der Tischgenossen; ritterlich dachte er, sein sichtliches Vergnügen damit zu bezahlen, daß er um zehn Uhr schon die kleine Tafelrunde Arnolds sich selbst überließ und sich als Alter zurückzog. Allein es gelang ihm erst um halb elf, loszukommen und die Frauen in ihrem Asyl aufzusuchen, wo sie noch wach beisammensaßen.

„Kommst du endlich, du Kneipier?" sagte die Mutter, „das muß dir ja herrlich gefallen haben bei den jungen Leuten! Wie war es denn?"

„Ich habe mich, glaube ich beinah', in meinem Leben nicht so gut unterhalten, wie diesen Abend!" versicherte der Mann, „es sind ganz vortreffliche Menschen, helle Köpfe und nota bene gesittete Bursche, mit denen unser Arnold verkehrt, Gesellen, von denen man sagen kann, sie seien alle gut aufgehoben, wenn sie beieinander sind!"

„Das klingt ja sehr erbaulich!" erwiderte Frau Marie froh, „und ist mir lieb zu hören! Und was spielt denn der Arnold für eine Rolle unter ihnen?"

„Es spielt keiner eine Rolle! Sie sind keine Streber, möchte ich beschwören, und wissen dennoch, was sie wollen,

obgleich oder weil sie nicht davon schwatzen! Glaub' nur, wenn es viele junge Mannschaft der Art gibt, so ist mir vor unserer Zukunft nicht bang'!"

Mit beredter Zunge suchte er den vergnügt lauschenden Frauen den ungefähren Verlauf des Abends zu schildern und von einigen der Freunde, die ihm besonders gefallen, ein Bild zu entwerfen, bis er durch einen kräftig schallenden Gesang unterbrochen wurde, der von dem bescheidenen Saale her ertönte. Sie sangen dort mit resoluten frischen Stimmen ein lebensfrohes Lied, rasch und taktfest, kurz und gut, und gleich darauf hörte man sie aufbrechen und ohne starkes Geräusch das Haus verlassen.

„Ei, wie nett war das!" riefen die jungen Frauen, „und so rund abgeschlossen, punktum!"

„Da seid ihr alle noch auf," sagte der mit einem Lichte eintretende Arnold, „das ist gut, ich glaubte schon, unser Geschrei hätte euch aus dem Schlafe geweckt. Ich mochte sie nicht gern verhindern und hab' sogar mitgekräht, da es in einem zu ging!"

„Ihr hättet immer noch fortsingen mögen," sagte die Mutter, „und doch hat uns das entschlossene Aufhören einen trefflichen Eindruck hinterlassen! Macht ihr es immer so?"

„Ja, wenn wir einmal singen; ich weiß nicht, wie es sich bei uns eingebürgert hat! Die Lust muß hinaus, und da wir keine Virtuosen sind, so mögen wir doch auch keine Fronarbeit leisten! Aber nun gute Nacht allerseits und schönen Dank für geübte Geduld! Ich will noch ein Stündchen lesen, eh' ich schlafe!"

Als Arnold fort war, fragte die Mutter ihren Martin ganz erstaunt:

„Hat der Junge denn nur Wasser getrunken? Noch ein Stündchen lesen! Und ist so ruhig wie eine windstille Luft!"

„Den Teufel hat er Wasser getrunken!" sprach Salander, der Vater. „Er schluckte so viel Wein wie jeder andere! Er ist eben dein Sohn, du Hexe!"

Alle lachten über den komischen Zorn und gingen zu Bett.

Ruhig fuhr nun das Schifflein Martin Salanders zwischen Gegenwart und Zukunft dahin, des Sturmes wie des Friedens gewärtig, aber stets mit guten Hoffnungen beladen. Manches Stück mußte er noch als gefälschte Ware über Bord werfen; allein der Sohn wußte unbemerkt die Lücken so wohl zu verstauen, daß kein Schwanken eintrat und das Fahrzeug widerstandsfähig blieb den bösen Klippen gegenüber, welche bald hie, bald dort am Horizonte auftauchten.

Auch das dunkle Raubschiffchen des Louis Wohlwend, das seit bald einem Menschenalter Martins Bahn kreuzte, strich noch wiederholt heran, konnte aber nicht mehr entern. Es war jetzt ziemlich sicher, daß er mit dem an Martin begangenen Raube seine Frau auf die bewußte Weise erwarb, damit das Gut bergend und zugleich ihr eigenes Erbe. Also hatte er keineswegs nötig, noch mehr zu raffen; allein er hielt den „alten Freund" einmal für sein Privateigentum, und der Neid der angebornen Beschränktheit trieb ihn immer wieder, seinen Teil zu erhaschen und den Freund zu schädigen, während die einfältige Religionsstifterei ihm zur Vermummung dienen und zugleich die rohe Eitelkeit befriedigen sollte, der er zu allen Zeiten frönte.

Die Salanderschen mochten aus Mitleid mit seinen Knaben und den wahrscheinlich unschuldigen Weibsleuten noch immer keinen Gebrauch von dem Dokument machen, das ihn augenblicklich vernichten mußte. Sie begnügten sich damit, ihn kurz abzuweisen, in welcher Form auch er sich an sie machen wollte, ohne ihm zu sagen, warum es geschehe.

So geriet er zuletzt in einen unerträglichen Zustand der Ungewißheit und verlor gänzlich sein dummes Selbstvertrauen. Er räumte den Platz, um anderwärts das Nichts zu finden, das ihm beschieden war.

Eines Abends erschien Möni Wighart, der Getreue, und erzählte, er habe Wohlwend auf dem Bahnhofe gesehen, wie er mit Weibern, Kisten, Koffern und bösen Blicken erschienen und mit einem Blitzzuge abgefahren sei.

Ende

Nachwort

Erster Druck: Deutsche Rundschau, hrg. von Rodenberg. Bd. 46 bis 48 (Januar—September 1886).

Buchausgabe: Martin Salander. Roman von Gottfried Keller. Berlin 1886.

Literatur: Baechtold III, 299—312. 638—646. Ermatinger I, 632—50. Kriesi, S. 207—240. Köster, 145ff. Brahm, Kritische Schriften, II. Bd., S. 211ff. u. a. R. Fürst, Martin Salander (Deutsche Dichter des 19. Jahrhunderts, Nr. 8, Leipzig 1903), habe ich leider zu spät kennen gelernt.

1. Des Dichters Äußerungen über das Werk

1. An Julius Rodenberg, 8. April 1881:

Jetzt denke ich allmählich auf einen einbändigen kleinen Roman, was daraus wird, mag der Herrgott wissen. Ich will mich auch einmal dem Laster des Leichtsinns überlassen und ein Buch anfangen, dessen Gestalt ich noch nicht kenne, dafür aber die Handschrift durchführen und nachher selbst wieder abschreiben, schön und deutlich.

2. An Wilhelm Petersen, 21. April 81:

Dann denke ich auf einen kleineren Roman, von dem ich aber noch nicht viel zu sagen weiß.

3. An Adolf Frey, 29. Juli 81:

Dann denke ich auf einen einbändigen Roman, an dem ich ruhig das ein und andere Kapitel zu schreiben beginnen werde.

4. An Theodor Storm, 12. August 81:

Ich gehe jetzt mit einem einbändigen Romane um, welcher sich ganz logisch und modern aufführen wird; freilich wird in andrer Beziehung so starker Tabak geraucht werden, daß man die kleinen Späßchen vielleicht zurückwünscht.

5. An Julius Rodenberg, 9. Sept. 81:

Den kleinen Roman wende ich bereits etwas kräftiger hin und her, ohne daß ich jedoch einstweilen ein prophetisches Wohlgefühl des Gelingens empfinde. Vielleicht kommt's besser, wenn das Ding anfängt zu wachsen.

6. An Paul Heyse, 30. Januar 82:

Von dem Romänchen kann ich Dir nicht viel sagen, da ich selbst noch nicht viel davon weiß. Wenn Du Dich an die Erzählung „Das

verlorene Lachen" erinnerst, so hast Du ungefähr den Grund und Boden, eine politisch oder sozial-moralische Entwicklung aus der aktuellen Misere heraus in versöhnliche Perperske (oho!) Perspektiven, wenn ich's herausbringe! Es handelt sich darum, vor Torschluß noch aus dem ewigen Referieren heraus- und in das lebendige Darstellen hineinzukommen, ohne daß ich just auf endlose Dialoge ausgehe. Einen anschaulichen Anfang habe ich, ebenso einige spätere szenische Motive, auch den Hauptmenschen und die anderen Lumpen, aber noch fehlt ein Weibsbild von Rasse, das vielleicht während der Jagd aufspringt, d. h. sich natürlich durch sich selbst und die Dinge gestaltet, ohne gleich das bekannte schätzbare Frauenzimmer zu werden, das uns immer im Tintenfasse steckt, d. h. den faulen Kerlen meinesgleichen.

7. An Paul Heyse, 1. Juni 82:

Das Romänchen habe ich einstweilen weglegen müssen, da es wegen zu großer Aktualität jetzt noch seine Schwierigkeiten hat und leicht als eine Art Pamphlet angesehen oder wirken könnte.

8. An Theodor Storm, 5. Juni 82:

Meinen Roman habe ich zurückstellen müssen, da er noch nicht reif ist, wie es sich beim Schreiben ergibt. Dafür habe ich eine Dreizahl von Novellen, welche seit langer Zeit zu vermeintlich dramatischen Versuchen in meinem Lebensdunste sich umtrieben, als bescheidene Erzählungen aufs Korn genommen. Es handelt sich aber nicht wieder um einen Zyklus und sogenannte Rahmenerzähler, sondern ich erzähle jedes Stück von Anfang bis zum Ende selbst als Autor, um wieder einmal frei reden zu können.

9. An J. Rodenberg, 22. Juli 82:

Ich habe den Roman zurücklegen müssen, mit welchem sich zudem punkto Abklärung und zu große Aktualität einige Schwierigkeiten erhoben.

10. An Paul Heyse, 25. Dez. 82:

Ich denke jetzt wieder mehr an mein Romänchen, worin alles im guten und schlimmen Sinne aufwärts strebt, und das mit einer wirklichen Bergfahrt vieler Menschen katastrophlich abschließen soll. Glaubst Du als Sprachenmeister, daß hiefür der Titel: Exzelsior (Longfellowschen Andenkens) angehen würde, oder wäre er zu entlegen und ungeeignet?

Heyse rät von dem Titel ab (1. Jan. 83).

11. An Paul Heyse, 8. Januar 83.

Liebster Freund! Ich hatte nicht gemeint, Dich wegen der Titelfrage unmittelbar in Tätigkeit zu setzen, da es noch alle Zeit hat.

Rechne ich noch den neuen Schmerzensstand hinzu, in dem Du wieder zu sitzen scheinst, so habe ich alle Ursache, meine unbedachte Anbohrung zu bereuen, freue mich aber dennoch Deines lieben Briefes, wie es so der Welt Lauf ist. Es genügt mir, daß Du annimmst, der „Verewigte“[1]) hätte das Exzelsior für trefflich gehalten, um die Idee einstweilen aufzugeben; denn in den letzten Zeiten war alles in und an und um den Guten so gemacht, daß es aussah, als hätte er sich in seinen alten Tagen noch selbst gemacht, wie weiland Wagner den Bewußten. Wer weiß aber, ob's nicht schon früher geschehen ist. Es handelt sich allerdings, wie bei Longfellow, um ein allgemeines Klettern und Klimmen an sich, wobei wenigstens einer mit den Seinen auf in die reinere Luft kommt; es sollte ein etwas ernstes Ding werden, wo ich mich womöglich selbst etwas rühre, was freilich Mäuse kosten würde ('s koscht Mäus'! heißt's alemannisch). Da wird es nun am besten sein, den Titel aus dem sich ergebenden Personenstand zu nehmen, mit Vermeidung aller Affektationen, damit das Werklein selbst von vornherein davon rein bleibt.

12. An Theodor Storm, 19. Mai 83:

Ich habe immer noch mit dem Druck der Gedichte zu tun, deren letzte von den zirka dreißig Bogen noch im Satze sind, und kann daher erst in ein paar Wochen mit ungeteilter Kraft an den Roman gehen, der jetzt wieder obenauf ist.

13. An Julius Rodenberg, 8. Juli 83:

Sie dort [in Fulda] wohl aufgehoben wissend, will ich jetzt gleich das Brett am dicken Ende ansägen und den Kernpunkt Ihres Briefes berühren mit der Ankündigung, daß ich das Manuskript auf Mitte August noch nicht abgeben kann! Neben anderweitigen Störungen hat eine abermalige Mutation des Gegenstandes stattgefunden. Die drei Novellen wurden zurückgelegt und der kleine Roman resp. Einbänder definitiv vorgenommen, weil der Gegenstand einen zu aktuellen Charakter hat, um ihn sich verliegen lassen zu können. Zugleich aber muß ich einmal ein Buch bis auf das letzte Wort fertig machen, um die übereilten Schlüsse und deren Unfertigkeit zu vermeiden und während des Druckes absolute Ruhe zu haben, welche für den glücklichen Verlauf der nächsten Arbeit so wichtig ist.

Seien Sie deswegen nicht ungehalten, teuerster Freund und Vorsteher, wenn ich als Spielmann den zehnten Jahrgang nicht eröffnen kann, und zählen Sie darauf, daß ich bald darauf von meinem Feldwege mit dem Dudelsack fröhlich eintreffen werde. Sie finden leicht einen bessern Vorpfeifer, als ich bin.

[1]) Das ist Berthold Auerbach, der am 8. Februar 1882 gestorben war und besondere Geschicklichkeit im Erfinden von wirksamen Buchtiteln bekundet hatte.

14. An Theodor Storm, 21. Sept. 83:

Der Roman ist ernsthaft in der Mache; die Wendung zum Schlusse schwebt aber mit ihrer Gestaltung noch immer in den Nebeln des Werdens, trotzdem die Lokalitäten und begleitenden Phänomene sichtbar sind. So kann ich die Vollendung bei ein paar Monaten auf oder ab nicht zeitlich bestimmen.

Soeben (25. September) hat mir Rodenberg vom Genfer See aus auf morgen seine Durchreise in Zürich angemeldet; er wird auch nach dem Buche sehen wollen.

15. An Julius Rodenberg, 9. Jan. 84:

Wenn ich Ihnen melde, daß mich Ihr lieber Brief vom 16. November in einer vollkommenen Briefersstarrung traf, die bis jetzt anhielt (er ist der erste, den ich von einem dicken Konvolut oben abhebe), so haben wir auch gleich den Übergang zu der gewünschten Orientierung wegen des Romans oder der dicklichen Novelle oder wie wir es nennen wollen!

Dieses Opus hat nämlich nochmals einen Stillstand erfahren von jener Art, die mit einer Evolution verbunden ist und ruhig ertragen werden muß. Das Skelett bleibt bestehen, aber es knacken alle Gelenke und die Knochen wachsen sich kräftiger aus. In solcher Situation darf man das alte Recht, das Wesen eine Weile sich selbst zu überlassen, wohl benutzen oder soll es vielmehr. Denn wenn man trotz alledem weiter zappelt und industriös ist, so bleibt das Geschriebene in Gottes Namen stehen und die besseren Ahnungen und Mahnungen verhallen spurlos. Damit ist leider nicht gesagt, daß ich etwas höchst Vortreffliches zu erreichen meine; allein es kommt doch hinzu, daß ich durch das vertrackte Gerühmsel, das mir in letzten Zeiten teilweise widerfahren ist, veranlaßt bin, an meinem geringen Orte ein wenig darauf zu sehen, daß ich nicht plötzlich abfalle, sonst geht es mir schlechter als jemals. Jetzt bin ich aber wieder dran gegangen, und Sie tun ein Liebeswerk, wenn Sie noch einige Zeit, d. h. drei bis vier Monate längstens nicht auf das Manuskript rechnen wollen. Kommt es vorher zustande, so wird es sofort abgeliefert werden, auch wenn Sie es alsdann nicht sogleich drucken resp. brauchen können.

16. An Maria Knopf, 22. Jan. 84:

Die Vorstellung solchen Fleißes hätte mich fast verleitet, an einem kleinen Roman, den ich jetzt schreibe, rascher zu arbeiten und das tägliche Pensum zu vergrößern; jedoch fürchtete ich bei reiflicher Überlegung, Ihnen durch ein so tobsüchtiges Gebaren zu mißfallen, was ich nicht wünschte.

17. An Adolf Exner, 16. Febr. 84:

Ihren Studenten konnte ich leider kein Geschreibsel schicken, da der Roman nicht so weit war, daß ich einen Teil davon aus der

Hand geben konnte und überdies das Opus, dessen erster Abdruck für die „Rundschau" bestimmt ist, so neu als möglich erhalten werden muß[1]). Ich lasse mir mit dem Fertigmachen Zeit und bereite dazwischen anderes vor, was einem vielleicht binnen kurzem nicht mehr einfällt. Schreiben können alte Kerle immer noch genug, aber nicht mehr projektieren.

18. An Theodor Storm, 26. März 84:

Meine Arbeiten haben sich bisher ziemlich auf dem Fleck herumgedreht, indem ich bald dies bald jenes vornahm und wieder liegen ließ. Der Grund ist, daß der Roman oder die größere Novelle, wie man es nennen kann, noch nicht klar und reif genug war und ich doch darauf sehen muß, nicht schon zu sehr abzufallen durch unbedachtes Abschließen. Jetzt wird letzteres aber doch in den kommenden paar Monaten stattfinden.

19. An Paul Heyse, 4. Juni 84:

Ich laboriere immer noch an meinem Einbänder herum, der sich langsam etwas umgestaltet und vertieft hat, hoffentlich auch verschönert, soweit davon die Rede sein kann. Eine ernstere Stimmung, die sich leider mausig macht in mir, ist hiebei wirksam und hat somit auch ihr Gutes.

20. An Theodor Storm, 9. Juni 84:

Jetzt denke ich mir Sie bei der gelinden und ruhigen Behandlung einer guten Frühsommerarbeit, wenn die Gartenpflege nicht zu starke Konkurrenz macht. Ich bin immer noch an meinem Roman, wie ich eine dicke Novelle, die einen Band füllt, nenne, und bin noch nicht ganz sicher, ob ich ihn nicht nochmals weglege, um dafür die alten Novellen zu machen.

21. An Joseph Viktor Widmann, 9. Nov. 84:

Der kleine Roman, den Sie so hoffnungsfreundlich erwähnen, kann dieses Jahr leider nicht mehr erscheinen und macht mir keineswegs so viel Spaß, wie er Ihnen zu machen scheint, eh' er nur zutage gekrochen ist. Ich muß den letzten Rank immer noch finden, um aus dem Staub der Landstraße hinauszukommen, was mir das verfrühte Annoncieren erschwert, wo nicht verdorben hat. Ich habe hierbei gelernt, nie mehr einem Verleger oder Herausgeber etwas mitzuteilen und zuzusagen, ehe das Punktum gesetzt ist.

22. An Maria Knopf, 21. Nov. 84:

Ich bin leider immer noch mit meinem Roman beschäftigt, welcher etwas ernsthaft werden sollte und fast nicht will, obgleich die Zeit, die ihn eingegeben, schlimm genug ist.

[1]) Wiener Studenten hatten Keller um ein ungedrucktes Werk zu einer Vorlesung Sonnenthals gebeten (Ermatinger III, 455).

23. An Paul Heyse, 28. Nov. 84:

Daß Du meinen Roman schon wo gesehen hast, bezweifle ich, da ich immer noch daran laboriere. Ich würde ihn sogar nochmals zurücklegen, wenn die Rundschauleute nicht durch ihre verfluchten Abonnementsausschreibungen mir eine Art Zwang auferlegt hätten. Ich muß nun aber das Ding zu Ende bringen. Es ist sehr unbequem, ohne alle Verpflichtung und Schuldigkeit so der Freiheit in seinem Tun zeitweise beraubt zu sein.

24. An Adolf Exner, 16. Jan. 85:

Mit meinen Arbeiten, nach denen Sie fragen, bin ich in Rückstand gekommen wegen körperlicher Anfechtungen und schlechter Stimmungen resp. Nichtaufgelegtseins, dem anderseits genügliche Einnahme durch neue Auflagen entgegenkam, so daß ich mir sagen konnte: Du wärst ein Narr, wenn du dich strapazieren würdest in einer Zeit, wo man alle Tage sieht, was die zappeligen Streber erreichen. Doch werde ich schon auf dem Platze erscheinen, wie des Swinegels Gattin beim Wettlaufe mit dem Hasen.

25. An Paul Heyse, 15. Mai 85:

Mein Unglücksroman will sich keineswegs faire désirer, au contraire, mein' fromme Mutter weint im Grab, daß ich die Sach' hätt' g'fangen an[1]), und es ist nur das verfluchte jacta est alea, das die Rundschau mit ihren Ankündigungen in Szene gesetzt hat, welches mich zwingt, auszuharren; ohne das hätte ich das Ding längst aufgegeben, das mich von Anderem und Besserem abhält. Es gehört zu den Gespinsten, die sich selbst spinnen müssen, und nicht durch Schreiben entstehen oder gefördert werden, was ich leider nicht gewußt oder gedacht habe. Wenn ich, wie nun doch geschehen muß, doch bald so weit komme, so ist es das Erste, daß ich einen Sprung über den Bodensee tue, auch wenn ich nur sicher bin, nachher leichtes Spiel übrig zu haben.

26. An Julius Rodenberg, 5./7. Aug. 85:

Zu unserer Romanangelegenheit muß ich zuerst die Wohltat preisen, welche Sie mir durch die Aufstellung der beiden Armstronggeschütze der Damen Ossip Schubin und von Hillern erwiesen und so meiner geängsteten Seele Luft geschafft haben. O trefflicher Julius, rief ich, als ich die Ankündigung las, das sichert mindestens acht Monate Frist.

Ich gehe wegen dieser Arbeit trotz des warmen Sommers, der alles entführt, nicht weg und hoffe definitiv bis zur Jahreswende fertig zu sein, d. h. wenigstens in der Weise, daß ich bis Anfang

[1]) Zitat aus Huttens Gedicht „Ich habs gewagt" (Briefwechsel Heyse-Keller. S. 299).

November für zwei bis drei Hefte der „Rundschau" Manuskript abliefern und bis Ende Dezember, wenn die Publikation begonnen hat, den Schluß mit Sicherheit besorgen kann. Nicht schaden wird es allerdings, wenn Sie für den Notfall einen kleinen Lückenbüßer bereit haben, um den Anfang jedenfalls im Januarheft bringen zu können. So sehr ich gewünscht habe, nur das fertige Ganze aus der Hand zu geben, wird es am Ende doch wieder darauf hinauslaufen, daß ich, wie bei den früheren Sachen, erst im Drange der Druckerschlacht entschlossen zu Ende kommen kann. Doch wird nicht mehr viel zu tun sein. Ich hätte diese Arbeit längst aufgegeben, wenn sie nicht annonciert wäre und ich selbst nicht für notwendig und ehrenhaft hielte, sie trotz der Abneigung zu machen, d. h. mich zu zwingen. Die entstandene Abneigung rührt daher, daß ich mir zu spät inne geworden bin, wie sehr ich mich in die Reihe der auf allen Punkten auftauchenden Verfallspropheten und Sittenrichter stelle und so ein der Mode nachlaufender Skribent zu sein scheine, während das Bedürfnis, das Buch zu schreiben, mir ganz spontan entstanden ist.

Der Umstand jedoch, daß es am Ende lohnt zu zeigen, wie keine Staatsform gegen das allgemeine Übel schützt, und ich meinem eigenen Lande sagen kann: „voilà, c'est chez nous comme partout", läßt mich über jenes Bedenken hinwegsehen und ausharren. Vielleicht fällt er doch nicht zu schlecht aus.

27. An Ida Freiligrath, 9. Aug. 85:

Was mich betrifft, so hätte ich dies Jahr sowieso nicht rheinabwärts fahren können, weil ich im Winter und Frühjahr nicht viel getan habe und nun im Sommer aushalten muß, um endlich mit einem Romane fertig zu werden, an dem ich schon lang mit wenig Tinteverlust herumboßle.

28. An Julius Rodenberg, 3. Nov. 85:

Ich bin so weit, daß ich Ihnen das Manuskript für das Januarheft, zirka zwei Rundschaubogen (40 Manuskriptseiten des Ihnen bekannten Formates) bis Mitte d. Mts. übersenden kann, in der Meinung, daß es längstens am 15. November in Ihren Händen sein soll. Ich muß eben jede Portion selbst ins reine schreiben, weil ich nur hierdurch die letzte Hand und zugleich eine leserliche Schrift für den Setzer gewinne. Mit den Fortsetzungen werde ich so verfahren, daß jedesmal mindestens zwei Bogen kommen können, damit die Bettelsuppe sich nicht allzu lang hinschlängelt. Mit der richtigen Ahnung, daß Sie eines Berichtes bedürftig seien, war ich im Begriff, Ihnen dieser Tage einige Zeilen zu schreiben, als ich heute Ihren freundlichen Brief vom 1. November erhielt.

Am 18. November 1885 traf die erste Manuskriptsendung des „Martin Salander" in Berlin ein.

29. An Paul Heyse, 5. Jan. 86:

Dein freundliches Drängen zum Besuche Münchens wird im Frühjahre kaum wirksam sein können, da mein Roman noch bis in den Mai hinein Spießruten laufen muß in der Rundschau, und bis dahin also allerlei Hin- und Wiederschicken erforderlich ist, das mit Reisen sich nicht verträgt.

30. An Julius Rodenberg, 9. Januar 1886:

Verehrter Freund und Meister!

Sie sind letzteres schon im eminenten Sinne als Muster eines Pflegers und Aufmunterers wackliger Autoren. Ich danke Ihnen für die mild freundlichen Briefe, die Sie mir in letzter Zeit geschrieben, und werde trachten, unter ihrem wohltätigen Hauche unser Schifflein, nach Ihren Wünschen, über die kritische Zeit weg und in den Hafen zu steuern. Ein paar pièces de résistance werden freilich nötig sein, das heißt, dickere Brocken, um nicht allzu langweilig zu fahren, und werden von selbst mit der Sache da sein.

31. An Marie v. Frisch, 10. Jan. 86:

Bei mir geht etwas Ähnliches vor: ich besitze jetzo vier geehrte Korrespondentinnen, die alle Marie heißen, und kann also das Grab Christi nun doppelt garnieren. Eine in Wien, die andere in München (Mariechen Eller!), eine in Frankfurt und eine in Köln[1]). Um alle vier im Schach zu halten, habe ich eine Romanheldin, die soeben angefangen hat, im Druck eine artige Rolle zu spielen, Marie getauft, und werde sie als das Vorbild derjenigen Korrespondentin erklären, die mir am angenehmsten im Barte kratzt. Natürlich nur figürlich!

32. An Wilhelm Petersen, 26. Februar 86:

Statt einer Schuldabtragung im jetzigen Augenblick für Ihre treue Freundlichkeit erhalten Sie nur ein paar Worte. Ich bin vor einigen Wochen gegen acht Tage unpäßlich gewesen und konnte daher das Material für das Märzheft der „Rundschau" nicht rechtzeitig abliefern, wenn nicht wieder ein kleines Pröbchen erscheinen sollte.

Der Herausgeber Rodenberg will daher in dem betreffenden Heft eine kurze Anzeige erlassen, daß die Fortsetzung im Aprilheft käme, und den Grund, mein Unwohlsein, angeben. Dies der Grund dieser vorläufigen Zeilen, damit Sie sich nicht weiß Gott welche Dinge vorstellen, wenn Sie die Notiz lesen werden.

Übrigens bin ich erfreut, daß die bisherigen paar Stücke des Romans Ihnen nicht mißfallen, teile aber Ihre rosige Ansicht einst-

[1]) d. h. also Marie v. Frisch, geb. Exner in Wien, Marie Edler in München, Maria Knopf in Frankfurt a. M., Marie Melos, die Schwägerin Freiligraths, in Köln.

weilen noch nicht, habe vielmehr Angst, daß das Ganze langweilig ausfallen werde.

33. An Julius Rodenberg, 18. April 1886:

Ich kann leider Ihren peremptorischen zwanzigsten auch diesmal noch nicht innehalten, und muß als äußersten Termin den 28. bezeichnen, um sicher zu gehen. In diesem Falle wird die Sendung über zwei Bogen betragen, zirka vierzig Druckseiten, weil der Stoff hinein muß und doch noch ein ebenso starkes Stück für das Juliheft übrigbleiben wird, womit ich aber abzuschließen hoffe und eher einige Kürzungen in der Buchausgabe ersetzen kann. Denn ich ahne schon, daß Ihnen das Ende Ihrer Pein auch willkommen sein wird.

Jetzt werde ich wirklich ein übriges tun, morgens beizeiten aufstehen und jeden Tag mich so lange dranhalten, bis das erforderliche Pensum getan ist. Ich arbeite eben nicht mehr leicht und spüre das Alter. Deshalb habe ich auch das Gefühl, daß die Arbeit an diesem Romane etwas langweilig und trivial aussehe, und Ihre wohlwollenden Bemerkungen ein bißchen dem Streicheln eines müden Gaules gleichen.

Sollte ich vor dem 28. April mit dem Pensum fertig sein, was gar nicht unmöglich ist, so schicke ich es natürlich sofort.

34. An Julius Rodenberg, 8. Mai 1886:

Auf meiner verbrecherischen Rundschaulaufbahn muß ich heute eine kleine Zwischenhandlung begehen. Ich finde nämlich nichts, das im noch übrigen Teil der Erzählung gestrichen resp. weggelassen werden könnte, ohne den Abschluß zu sehr zu beeinträchtigen. Deshalb könnte ich mit dem Juliheft nicht wohl abschließen, wie ich neulich glaubte, und werde das Augustheft noch in Anspruch nehmen müssen. Mit dem gegenwärtig in der Krisis liegenden Stück steuere ich auf den 24. oder 25. Mai hin, in Absehung der Ablieferung und hoffe auf eine volle Woche leichterer Laune, die mich fördert...

In meinem Romanabschnitt ist nach der Korrektur noch ein Druckfehler hineingekommen. S. 276 Zeile 21 von oben sollte es heißen: den Rank finden, nicht den Rang. Es war ursprünglich richtig gesetzt und von mir auch so gelassen worden. Es ist ein proverbialer Ausdruck, der bedeutet, mit einem Fuhrwerk gut um eine schwierige Ecke herum gelangen, eine kritische Wendung ausführen. Doch genug der Pedanterie! Mit allen Grüßen Ihr in der Asche sitzender G. Keller.

35. An Julius Rodenberg, 8. Juni 1886:

Ich habe die letzten zehn Tage nicht viel tun können, und zwar hauptsächlich durch die geistige Obstruktion, die eine Folge meiner

Zwangslage wegen des Romans ist bei meinen siebenundsechzig Jahren.

Wenn ich nun das Buch nicht mit sehenden Augen verhunzen will, so muß ich vom Juliheft entbunden sein und etwas Luft in der Bewegung haben. Der Schluß, der mit dem, was Sie in Händen haben, gegen oder voll drei Bogen betragen wird, kann dann mit einemmal im Augustheft kommen, womit Sie des Elendes auch los sein werden.

Ich zweifle nicht, daß Sie für den Moment etwas Erzählendes zur Verfügung haben. Daß es ein Dogma sei, eine längere Erzählung dürfe nicht nochmals anhalten, kann ich nicht anerkennen, zumal das Ende ohnehin näher rückt. Ich bitte Sie also, sich behelfen zu wollen, wie Sie können, und dabei zu glauben, daß mir die Situation erst mit Ihrem gestrigen Telegramm klar geworden ist und nicht doloser Natur.

Ferner möchte ich Sie ersuchen, im Juniheft lediglich am Fuße des Inhaltsverzeichnisses kurz anmerken zu wollen, der Schluß werde im nächsten Hefte folgen, dagegen den grünen Zettel, der ausnahmsweise nur mir appliziert zu werden scheint, wegzulassen.

Es sind jetzt bloß vier Seiten Manuskript vorhanden, die sich vorige Woche bei mehr Munterkeit zu einer kleineren Partie (die ja aber auch verpönt ist) hätten ergänzen lassen; allein auch dazu hätte ich zur Abrundung ein wesentliches Motiv in der Ausführung geradezu verderben müssen. Dies nur zur Orientierung.

Seien Sie nun, nach aller erwiesenen Freundlichkeit, so gütig, die Sachlage resp. vorübergehende Verlegenheit nicht peinlicher zu nehmen, als sie an sich ist, und zu bedenken, daß hundert äußere Umstände die gleichen Kalamitäten untern Grades hervorbringen können.

[Anfang August sendet Keller den Schluß des Romanmanuskriptes nach Berlin.]

36. An Julius Rodenberg, 24. August 86:

Eh' Sie Ihre Herbstreise antreten (die schwerlich nach dem cholerakränkelnden Süden ultra montes geht), muß ich Ihnen doch noch herzlichst für den schönen Abschiedsbrief danken, den Sie den sehr fragwürdigen Salanderleuten gewidmet haben. Deren Wachstum ist Ihnen allerdings teuer zu stehen gekommen, was mir aufrichtig leid tut. Ich bin aber vorweg auf Abzahlung mit einigen Schmerzen bestraft worden, und schließlich ist mir die „Rundschau", wie ich sehr fürchte oder vielmehr weiß, für den Abschluß doch noch ein wenig zum Prokrustesbette geworden, und wenn Ihnen allenfalls diesfällige und mißfällige Bemerkungen von Abonnenten zukommen sollten, so sagen Sie denselben getrost, wir wüßten es schon!

Für das Manuskript brauchen Sie mir ja gar nicht zu danken, verehrter Freund! Ich habe noch niemals eines wiederbekommen und

es auch nicht verlangt. Es ist mir aber um so schmeichelhafter, daß Sie dies Pfund oder Kilo Papier der Aufbewahrung wert halten[1]). Nebenbei gesagt, habe ich meine Orthographie daran wieder verdorben, die sich schon an die neue Schreibweise gewöhnt hatte. Weil aber die „Rundschau" beharrlich bei der alten bleibt, verfiel ich in der für sie bestimmten Handschrift auch wieder in die alte, da es doch nichts nützte, die neue zu brauchen. So befand ich mich auch in dieser Hinsicht wie ein Kindlein auf der Schulbank, das nicht allein wegen des nicht erfüllten Pensums, sondern auch wegen der Schriftfehler zittert. Warum bleiben Sie aber, Scherz beiseite, so lange zurück mit dem, was doch kommen muß? Es ist ja doch nicht so arg, wie es erst aussah.

37. An Joseph Viktor Widmann, 25. Aug. 86:

Daß der Mensch aber mit großer Kunst sich aus der Freiheit selbst sofort wieder eine Zwangslage herauszufischen versteht, hab' ich freilich soeben an mir erfahren, nämlich durch den soeben in der „Rundschau" abgeschlossenen Roman, der mir unter den Händen abgestorben ist, wenigstens vorläufig. Ihre freundlichen Notizen in Ihren Blättern, soweit ich sie kenne, haben mir deshalb bittersüß geschmeckt. Lachen mußte ich jedoch über Ihre Forderung, der Bund oder die schweizerische gemeinnützige Gesellschaft sollten solche Bücher aufkaufen und für das Volk im Lande behalten. Da würden ja die Parteien, Konfessionen usw. sofort für Einführung einer Zensur sorgen, die alles Dagewesene überträfe! Und erst die pfarrherrlichen und pädagogischen Volksschriftenkommissionen, wie sie unsere Gemeinnützigen so beharrlich aufzustellen pflegen! Deren kritische Verhandlungen möcht' ich hören! Nein, da lieb' ich lieber die weite Welt! Man schreibt in seinem Lande und aus demselben heraus; aber wenn etwas dran sein soll, so muß es immer auch noch für andere Leute geschrieben sein. Ist dieses der Fall und ein Opus lebenskräftig, so kehrt es dann mit guter Beglaubigung an seinen Ursprungsort zurück und die Zugänglichkeit für das Volk stellt sich mit der Zeit von selbst ein und ist dann nicht so leicht verfrüht, d. h. ein Schuß ins Blaue.

Ich bitte aber, verehrter Freund, von diesem ganzen, den Salanderismus betreffenden Passus keinen weiteren Gebrauch machen zu wollen, damit nicht ein reklamenartiges Geräusch daraus entsteht.

38. An Joseph Viktor Widmann, 25. Mai 87:

Zuerst hole ich meinen ebenso schuldigen als herzlichen Dank nach für die unverwüstliche Großmut, mit welcher Sie den schwachbeinigen „Salander" gleich bei seinem Erscheinen gestützt haben. Denn wenn auch das Buch nicht ganz so langweilig sein sollte, wie es

[1]) Rodenberg hat das Druckmanuskript dem Goethe- und Schillerarchiv geschenkt.

von der Berliner und Wiener Lesewelt gescholten wurde, so ist es doch durch den Betrieb der Zeitschrift und die moderne Zwangsanstalt des Weihnachtsmarktes in der Ausführung und namentlich in dem ursprünglich intendierten Abschluß, der die pièce de résistance abgegeben hätte, verkümmert worden. Auch konnte ich nicht ein so ganz fehlendes Verständnis des Gegenstandes voraussetzen, der ja in allen Staaten heuzutage der gleiche ist.

Leid hat es mir nur getan, daß Sie meine von Herrn Hegar überlieferte Äußerung wegen des „Wilhelm Tell“[1]) nicht ganz richtig erfahren oder aufgefaßt haben. Ich war natürlich nicht der Einbildung, daß Sie Schillers Werk und den kleinen „Martin“ an sich hätten gleichstellen wollen; ich fand mich aber durch die relative gutmütige Nebeneinanderstellung schon in Verlegenheit gesetzt, wie ja nicht anders sein kann, und bin auch überzeugt, daß mancher gute Bruder mir in Gedanken dafür einen Nasenstüber versetzt hat.

Mit welchem Tenor ich mich nun im fraglichen Falle habe vernehmen lassen, ist mir nicht erinnerlich; doch bin ich überzeugt, daß es lediglich das etwelche übliche Gebrumme war, mit welchem man superlativische Lobsprüche abzulehnen pflegt. Von einer bösartigen Laune, in der ich gesprochen hätte, konnte nicht die Rede sein, da ich wohl weiß, daß Ihr Hang, mit starkem Ausdruck zu preisen, was Sie anspricht, dem gleichen edlen Temperament entspringt, mit welchem Sie unverblümt tadeln, was Sie ärgert. Verzeihen Sie nur, daß ich den kleinen Nebel so spät zerstreue.

39. An Marie Melos, 17. Juli 87:

Ich gebe auch ein Buch zur Post, das letzte Weihnacht erschienen ist, und stelle dem edeln Schwesterpaar anheim, es zu lesen oder nicht; es hat mir nur Verdruß gebracht, da es gar nicht fertig geworden ist durch die Umstände. Meine Freiexemplare liegen fast noch alle auf einem Haufen, und das heutige ist das erste, das ich nach auswärts sende.

40. An Kaethe Kroeker-Freiligrath, 8. Aug. 87:

An Sie, verehrteste Tochter der Verehrten, lasse ich den „Martin Salander“ abgehen, von dem Sie sprechen, möchte Ihnen aber nicht raten, das sehr problematische Buch ins Englische zu übersetzen. Es wurde nicht einmal in Deutschland verstanden, weil es nicht breit ausgeführt ist. Überdies entbehrt das Buch des ursprünglich geplanten Schlusses, der Hauptbewegung und allerhand Spektakel bringen sollte und mir wegen der vorgerückten Zeit durch das Geschick gekappt wurde. An der Stelle ist jetzt eine dürftige Skizze.

[1]) Widmann hatte im „Bund“ bei Gelegenheit der Besprechung des Romans gesagt: der „Salander“ sei das Wertvollste, was das Schweizervolk seit Schillers „Tell“ in nationaler und erziehender Hinsicht besitze. (Ermatinger III, 511.)

Die Engländer, welche an den Reichtum eines Dickens usw. gewöhnt sind, würden die Beziehungen vollends nicht herausfinden. In Deutschland bessert es sich allgemach ein wenig, indem sie anfangen, das Ding zum zweitenmal zu lesen.

41. An Ida Freiligrath, 9. Aug. 87:

Meinen sogenannten Roman habe ich Ihrer Fräulein Schwester geschickt. Es ist freilich mehr ein trockenes Predigtbuch als ein Roman und zudem leider nicht fertig. In meinem Lande ist es wohl verstanden und unter großem Gebrumme gelesen worden. Draußen aber haben nur wenige gemerkt, was es sein soll und daß es sie auch etwas angeht. So geht es, wenn man tendenziös und lehrhaft sein will. Ich bin froh, mich wieder an die „zwecklose Kunst" halten zu können, wenn es eine gibt.

42. An Sigmund Schott, 9. Juni 88:

Der „Martin Salander" ist mir verunglückt, ich habe jetzt noch den größten Teil der Freiexemplare unausgepackt liegen, so sehr ärgerte er mich. Ich mußte ihn nämlich abbrechen, da die „Rundschau", wo er erschien, mit dem Oktoberheft 1886 einen neuen Jahrgang begann und Fortsetzungen in einem solchen unstatthaft sind. Für die Buchausgabe bestand der Verleger auf dem Weihnachtsmarkt, kurz ich wurde um die eigentliche pièce de résistance des Romans gebracht und werde, wenn ich mich besserer Gesundheit erfreue, sehr wahrscheinlich einen weitern Band unter dem Titel „Arnold Salander" schreiben, wozu das Material da ist. Über den „Martin" und seine Tendenz kann ich mich jetzt nicht verbreiten, wir finden wohl Gelegenheit zu mündlicher Plauderei. Sie haben indessen den Unglücksvogel viel glimpflicher aufgefaßt oder wenigstens behandelt, als ich erwartete.

43. An Marie von Frisch, 7. Juni 89:

Sie haben mir, ehe der „Martin Salander" noch fertig war, ein sehr schmeichelhaftes Briefchen geschrieben. Das Bücherbällchen, welches die Freiexemplare der Buchausgabe enthielt, habe ich, nachdem es seit Weihnacht 1886 in einem Winkel gelegen, erst dies Jahr aufgemacht. Sie und Adolf haben die Eurigen auch noch zu beziehen.

2. Die zeitgeschichtlichen Grundlagen des Werkes

Im allgemeinen. Der Schwindelgeist der Gründerjahre (zirka 1870—84) verbunden mit unerfreulicher Entwicklung in den einzelnen politischen Parteien und in ihrem Verhältnis zueinander, mit mangelnder Reife auf allen Gebieten öffentlicher bürgerlicher Betätigung und mit fehlendem Verantwortlichkeitsgefühl.

Im einzelnen: 1. Schwere Erschütterung finanzieller Verhältnisse. Beispiel: Der Kampf Winterthurs um die finanzielle Hegemonie im Kanton Zürich. J. J. Sulzers Unternehmen der Nationalbahn vom Bodensee zum Leman unter Umgehung der Hauptstadt. 1878 völliger Zusammenbruch. Finanzielle Belastung der Stadt Winterthur bis zur Gefahr des Konkurses. (Kellers Brief an Petersen, 23. Sept. 80. Ermatinger III, 317.)

2. Vergiftung der Atmosphäre des öffentlichen und privaten Lebens durch gemeine Verleumdung. Beispiele: Hetze gegen den Direktor der kantonalen Irrenanstalt Burghölzli Dr. Hitzig (1878). Die Adresse für Hitzig — von Keller verfaßt — klingt fast wie ein Vorwort zum Salander [Kriesi S. 297 f.]:

Selbstsucht, Roheit und anmaßende Unwissenheit eröffneten in Umkehrung aller Verhältnisse, in gewissenloser Feindseligkeit einen Krieg gegen Sie, in welchem Sie mit den pflichttreuen, aber machtlosen Gehilfen lange Zeit allein standen. Und als Sie endlich das Einschreiten der Oberbehörde erstritten und das Aufgraben der Tatsachen erreicht hatten, da erhob sich erst ein Getümmel der wildesten Verleumdung und Verlogenheit, wie es noch nie beim Werke und im Hause der Humanität gesehen worden und unter dessen Getöse die Gegner nur Schritt für Schritt den Kampfplatz verließen.

Berufstreue, Mannesehre, wissenschaftlicher Ruf, Familienglück — nichts blieb unangetastet, und in gleicher Weise kehrte sich die Wut gegen jeden, der Ihnen zur Seite stand, sowie gegen die ruhig untersuchenden Behörden.

Wohl kann man sagen, die unheimliche Erscheinung zeuge von einer teilweisen Erkrankung des öffentlichen Geistes, der solches dulde oder hervorbringe; es müssen, wie es in der physischen Welt geschehe, ausnahmsweise günstige Bedingungen für solche Krankheiten in der Luft liegen, wie Sie denn selbst gesehen haben, daß geübte Lügner und Abenteurer des Auslandes von dem Geruche herbeigelockt worden sind, ihr Gedeihen allhier zu suchen, und man kann sagen, wie jede Krankheit, werde auch dieses Übel, das unser, wie so manches andere Gemeinwesen seit Jahren ergriffen hat, wieder verschwinden. Allein das Unheil ist darum nicht minder empfindlich, und es ist ein peinliches Schauspiel, einen pflichttreuen Ehrenmann dem Unwetter ausgesetzt und denselben lange Zeit fast allein dagegen ankämpfen zu sehen.

Gekrönt wurde das Gebäude der Verleumdung durch den heuchlerischen Mißbrauch, der mit dem Namen unserer altehrwürdigen Staatsform getrieben wurde; aber gerade dieser Mißbrauch ist es, der das hellste Licht auf Sie geworfen hat. Denn indem Sie im Kampfe für Recht und Pflicht mutvoll und unermüdlich ausharrten, haben Sie sich als wirklicher Republikaner in der Republik erwiesen und sich um die letztere verdient gemacht gegenüber jenen, welche Sie in einem

Ihrer teuersten Güter haben schädigen wollen und bereits geschädigt haben.

3. Untreue der Beamten als Zeichen der öffentlichen Korruption, die die zuverlässigsten Stützen des staatlichen Gemeinwesens ergriffen hat. Beispiele: Entsetzung eines Statthalters im Bezirk Zürich wegen Unterschlagung von 26000 Franken. Ein Sanitätssekretär muß wegen Untreue seiner Stelle enthoben werden. Ein anderer Statthalter nimmt wegen unordentlicher Amtsführung seinen Rücktritt. Ein Gemeindepräsident wird wegen Unterschlagung verhaftet. Der Notar Koller von Thalwyl, zugleich ein Führer und Hauptredner der Liberalen, hat 600000 Franken unterschlagen mit Hilfe von gefälschten Hypothekenbriefen. Ein anderer Notar, Rudolf von Dielsdorf, der demokratischen Partei angehörend, hat nach Verübung bedeutender Fälschungen „dies kleine Land der Korruption" fluchtartig verlassen. Beide wurden zu schweren Zuchthausstrafen verurteilt. Alles dies ist in wenigen Jahren (1879—81) geschehen.

4. Andere Verfallssymptome im öffentlichen Leben: Überhandnehmende Vergnügungssucht und Genußgier, törichte Prahlerei mit den Errungenschaften der Väter (Szene im Café Orsini, Baechtold III, 644). Festbummelei, die die eingeschläferte Tatenlust ersetzen soll, Phrasenpatriotismus.

Folgerungen für den Dichter, der sorgenvoll der Entwicklung der Dinge zusah. Seine Äußerungen: an Th. Storm, 25. Juni 78; an W. Petersen, 21. Sept. 82; die Gedichte: „Land im Herbst" (Teil IX, S. 46) und „Die öffentlichen Verleumder" (Teil IX, S. 185) aus dem Jahre 1878, wozu der Brief an Rodenberg, 18. Febr. 78 zu vergleichen ist.

Fragen: Ist das Volk reif für die Freiheiten, die ihm die Verfassung von 1869 gegeben? — Wie sollen Treue und Zuverlässigkeit wiederkehren? — Wie ist die endlose Hatz nach Geld und Gut, die Gier nach dem Genuß abzuleiten? — Wie ist das schwerkranke öffentliche Leben zu beeinflussen, damit seine Gesundung eintrete? — Wie wird sich der politische Wirrwarr klären?

„Mit jauchzenden Liedern hatte der Jüngling die Siege des liberalen Gedankens gefeiert. Der Mann hatte den Festen der Republik seine Gesänge geweiht. Nun drängte der Anklagezustand, in dem die Demokratie sich befand, dem Greise die Feder in die Hand. Und das Bild, das er entwerfen mußte, konnte nicht anders als tief ernst werden." (Ermatinger II, 637.)

In der Folge der Novellen eine ähnliche Entwickelung: Die „Leute von Seldwyla" von 1856 verspotten — bei aller typischen Bedeutung — in gutmütiger Liebe und mit überlegenem Humor die Schwäche der einzelnen (des Schmollers, des Gerechten) oder rufen zu positiver Mitarbeit am öffentlichen Leben auf (Fritz Amrain), im „Fähnlein" von 1860 gibt der Dichter seiner patriotisch-politi-

schen Zufriedenheit mit den Zuständen im Vaterland Ausdruck. Die Neuausgabe der Seldwyler (1874), besonders das Vorwort zum dritten Bändchen schlägt dann Töne an, aus denen man trotz aller ironischen Überlegenheit über das Treiben des Völkchens einen leichten Unterton von Sorge heraushört, man merkt wohl, wie das Übel schon um sich gegriffen hat. Das „Verlorene Lachen" gar ist schon ein voller Vorklang zu den Salandermotiven, der aus ernstlichster Sorge um Wohl und Wehe der Heimat entspringt.

Selbstverständlich weiß Keller, daß die ihn beunruhigenden Symptome nicht auf die Schweiz allein beschränkt sind, daß vielmehr ganz Europa darunter leidet. —

Des Dichters Absicht. Geplantes Vorwort aus den Materialien (Baechtold III, 638): „Es scheint jetzt eine Zeit zu sein, in der alle Nationen, große und kleine, eine Art Romanbekenntnisse ablegen, in denen sie ihre Schäden vergleichen und beklagen, Überhebungen und Verirrungen abbüßen und ihre Besserungsrezepte austauschen. So eintönig der Gesang zu werden beginnt, kann sich doch keiner der auf den Bäumen herumsitzenden Vögel ihm entziehen, zumal die Kunstform eine Freiheit der Bewegung gestattet, die sonst nicht leicht vorhanden ist. Auch vorliegender kleiner Roman stellt sich in diesem Sinne an die Heerstraße und ohne andern Anspruch, als in das allgemeine ‚es ist bei uns wie überall' als umgekehrtes ‚C'est partout comme chez nous' einzustimmen."

3. Der Ideengehalt des Werkes

Drei Probleme der Darstellung.

1. Das politische Problem. Voraussetzung: Herrschaft der Demokratie. Mangelnde Reife weiter Schichten gegenüber der ungeheuren Verantwortung (Gleichgültigkeit, Lässigkeit). — Anderseits: Verzerrung des politischen Lebens in den Händen gewissenloser Ober-, Mittel- und Unterschieber. Im gesetzgebenden großen Rat spielen sie die Hauptrolle und pflegen eine wichtigtuerische eilfertige Gesetzesmacherei. Die Parteikonstellationen bedingt durch skrupellose Karrieremacher: „Es ist eine Zeit, wo die tüchtigen Staatsmänner, Richter usw. nicht gesucht werden mußten und um der Sache willen mit ernstem Entschlusse einstanden, sondern wo die Streber und Ehrgeizigen überall vordrängten und jenen das Arbeiten schwer machten." (Baechtold III, 640.) — „Die politischen Abenteurer, welche die Wohnsitze wechseln und nach Orten hinziehen, wo gewisse Parteien gerade herrschen und unruhig bornierte Wählerschaften das Aufkommen möglich machen. Advokaten, Ärzte, Geistliche usw. machen sich herbei, mischen sich in alle Händel. Das Ende ihres Strebens ist gewöhnlich der Besitz eines Hauses und gutes Auskommen oder

umgekehrt. Also Spekulation auf bestimmte Wahlkreise und deren Eigenschaften. Erscheinung der Zugewanderten." (Keller denkt an einen bestimmten Fall. Baechtold III, 641 f.) In den Zwillingen Isidor und Julian Weidelich erscheinen alle diese Momente personifiziert und konzentriert, die das politische Leben und Wirken vergiften. Als die Sieger über alle die Mißstände und als die Bringer einer neuen von gesundem heilbringenden Streben erfüllten politischen Zukunft hat sich der Dichter jene „vortrefflichen Menschen, hellen Köpfe und notabene gesitteten Bursche" gedacht, als die Arnold Salander und seine Freunde, wenn auch kurz dargestellt worden.

2. Das wirtschaftliche Problem. Die Verhältnisse der 70er Jahre: Industrie, Handel (Übersee), die Frage der großen Vermögen und ihre Besteuerung, die Frage der Börsenspekulation und der parasitischen Schmarotzer im Wirtschaftsleben. „Einfluß trotz schlechter Vergangenheit und trotz Mangel an wahrem Verstand und Verständnis. Gerade die Komödienhaftigkeit, die unwahre Hanswurstart, die hohle Beredsamkeit tragen empor. Reineke-Künste." (Baechtold III, 640. 641.) Der Vertreter dieser typischen Spezies ist Louis Wohlwend. — Weiter Mißstände im Notariatswesen. Folgeerscheinungen daraus: Lockerung der Begriffe von Recht und Ehre in Kreisen, wo beide die Grundsäulen des Daseins bedeuten; Steigerung der Genußfreude zur Gier. Eitelkeit, Verschwendung, Putzsucht der Frauen und Familien („Kleinpeter"). „Die heutige Republik, die nur noch bürgerlicher Natur mit gleichen Rechten sein kann, besteht auch im modernen Leben nur mit einem gewissen Grade von Einfachheit und Ehrbarkeit. Wenn Luxus, Genußsucht, Unredlichkeit und Pflichtvergessenheit überhand nehmen, lohnt die Aufrechterhaltung der Form und des Namens nicht mehr der Mühe, und die verkommende Gesellschaft fällt besser der nächst besten monarchischen Zwangsanstalt anheim, wo sie dann als Untertanen ein neues Leben versuchen mögen." (Baechtold III, 646.)

3. Das Bildungsproblem als Programmpunkt eines demokratischen Staatsmannes. Geschichtlich: Der Siebersche Schulgesetz-Entwurf von 1872, der die durch die Verfassung von 1869 geforderte Reform des Bildungswesens verwirklichen wollte, wurde abgelehnt. Einzig die Unentgeltlichkeit des Sekundarschulunterrichts und die Besoldung der Volksschullehrer werden Gesetz. Immer neue Entwürfe in den folgenden Jahren. — Die menschliche Schwachheit scheint freilich die nutzbringende Tätigkeit der Volksbildung und Aufklärung in ihr Gegenteil zu verwandeln. (Vgl. die Stelle im 1. Aufsatz Kellers über Gotthelf, Teil XIV, S. 139. Fortschreitende Bildung wird dieses erste Stadium falschen Ehrgeizes überwinden. — Doch ist da noch unendlich viel zu tun. Denn: „Wir haben Sehnsucht nach oben, nach Licht und Ruhe: aber nicht der erfüllten Pflicht und des befriedigten Gewissens, nach dem Lichte der Ordnung, sondern

nach dem Glanze der befriedigten Selbstsucht, des Ehrgeizes und der Ruhe des Genießens." (Baechtold III, 645.) Entstehung eines unsteten, schnellebigen, genußsüchtigen Proletariats. Landflucht. „Erziehungsfrage. Wie können Leute sozial und sittlich erziehen, die selbst nicht erzogen sind? Volksleidenschaften usw. Beweis: Die Volkslehrer fallen größtenteils außer den Stunden den rohen Sitten anheim. Saujargon." (Baechtold III, 646.) Andere Erscheinungen: Erregung unnatürlichen Ehrgeizes, Vornehmtuerei, aufgeblasenes windiges Wesen, Unzufriedenheit. —

Alle diese Probleme vereinigt in der Gestalt des Martin Salander: Sein Leben ist das Schicksal des Zürcher Volkes in jener Periode: Er ist von Beruf ursprünglich Lehrer gewesen, und Bildungsfragen erregen auch später sein höchstes Interesse. Er versäumt keine Gelegenheit in der Familie, auf Spaziergängen pädagogisch zu wirken, über Erziehungsprobleme zu sprechen, in den politischen Versammlungen die Bedeutung gesunder und zielbewußter Volkspädagogik zu betonen. Neben die Stelle über Pestalozzi in der Rede des Gerichtspräsidenten (die so recht als Kellers persönliches Bekenntnis aufgefaßt werden darf) tritt Salanders, des unverwüstlichen Idealisten, Erziehungsplan, der keinen Jüngling in Stadt und Land vor dem zwanzigsten Lebensjahr aus der staatlichen Lehre entlassen will. Eine kritische Erörterung der Schäden am staatlichen Erziehungssystem, soweit sie die Schule im engern Sinn betreffen, ist im Roman vermieden. Dagegen ist der auf dem Mißbrauch der staatlichen Bildungsmittel wenigstens z. T. sich aufbauende törichte Hang zur Vornehmtuerei und zum Hinausstreben über die gegebenen Bedingungen in der Gestalt der „Mama" Weidelich und ihrem traurigen Schicksal sowie in ihren Söhnen gebührend gekennzeichnet.

Salander ist aber auch Kaufmann. In seiner Geschäftstüchtigkeit spiegelt sich der klare nüchterne Sinn seiner Landsleute. Daher wird sein Streben von sicherm Erfolg gekrönt. Den Kniffen und Listen der modernen Zeit, die in Wohlwend Individualität gewonnen haben, ist er freilich nicht gewachsen und würde ohne fremde Hilfe auch ein drittes Mal das Opfer des gerissenen Schlaukopfs werden.

Endlich erscheint Salander als die Verkörperung des demokratischen Prinzips. Auch als Politiker ist er Idealist, verfällt aber leicht der Gefahr der Veräußerlichung, der Überschätzung der Form und Geste. Seine Töchter, die den Nachteil des Zuviels an Freiheit bei Unmündigen schlagend erweisen, ermöglichen das Eindringen der politischen Korruption, verkörpert durch die Weidelichschen Zwillinge, in die Familie und führen sie tief in Schmach und Schande. In Salanders ein wenig lächerlicher Leidenschaft für die blödsinnige Myrrha symbolisiert sich der Hang der Gründerzeit zum Äußerlichen und Prunkhaften unter Verkennung wahrer Werte, die das schlichte Gewand der Frau Marie umschließt. Im Sohne Arnold aber ver-

körpert sich zuletzt das junge Geschlecht, das die Gefahren bezwingt und eine neue bessere Zukunft hoffen läßt. (Ermatinger I, 640 f.)

Ein Werk, dessen Wesentlichstes sich mit so großer Leichtigkeit und so verhältnismäßig restlos symbolisch fassen und umdeuten läßt, ist — so darf man von vornherein vermuten — nicht aus unmittelbarem dichterischem Schauen, nicht aus gefühlsmäßig bestimmter Intuition herausgeboren worden (dann wären wahrscheinlich die Gestalten des Romans das erste gewesen, was vor des Dichters geistigem Auge gestanden), sondern es ist, zum mindesten in seinen Anfängen, das Erzeugnis wägenden Kunstverstands, der sich die Lösung eines Problems vorgesetzt hat, das als solches zuerst im Bewußtsein aufgetaucht war und das erst sekundär in den menschlichen Gestalten und Schicksalen verkörpert wurde, womit natürlich nichts gegen die künstlerische Notwendigkeit des Werkes gesagt sein soll.

Greift ein solches Erzeugnis bewußter Kunstübung, das aus der Idee heraus geboren ist, in lebendige Gegenwartsfragen ein, besonders in solche, die stark umstritten sind, dann wird es in den meisten Fällen ein Tendenzbuch werden. Und auch Gottfried Keller hat die Tatsache nie bestritten, daß der Martin Salander eine bestimmte Tendenz verfolge. Da der dargestellte Interessenkonflikt unmittelbar in das Parteileben des Tages eingriff, mußte auch der Dichter selbst Partei nehmen, um an seinem Teil, wenigstens in seinem Roman, die Entwicklung so zu lenken, wie er sie wünschte. Es standen ihm also Zwecke vor der Seele, die keineswegs rein künstlerischen Charakters waren. —

In den letzten Jahren hätte er sich so gern „der reinen Freude am Erzählen" hingegeben; nun fragt es sich, ob sich diese reine Freude am künstlerischen Gestalten mit der Tendenz vereinigen läßt, die der Altersroman verfolgt, ob das Didaktische im Poetischen aufgelöst worden ist wie Zucker oder Salz im Wasser (Ermatinger II, 495).

4. Künstlerische Gestaltung des Stoffes.

Notwendigkeit der Romanform. Es dreht sich im Salander nicht um einen interessanten Einzelfall, nicht um eine individuelle Entwicklung in konzentrierter Form und unter einem bestimmten Gesichtspunkt mit Ausscheidung alles Unwesentlichen, also nicht um ein novellistisches Problem (vgl. den Keller-Storm-Briefwechsel, hg. von Köster, S. 114 f. 119 ff. 249 ff. und Else Riemann in den „Studien zur Literaturgeschichte". Festschrift für Köster, Leipzig, 1912, S. 233 ff.), sondern um „eine Handlung, die als typisch gelten konnte, als ein Symptom der ganzen Zeit und des ganzen Volkes, eine Handlung, die in tausenden von Familien und Verbänden zwar nicht wirklich geschehen zu sein brauchte, aber doch täglich geschehen

konnte" (Köster, S. 147), eine Handlung, die sich zudem auf breitestem zeitgeschichtlichen Hintergrunde abspielen sollte.

Zum Träger der Handlung wählt Keller die Familie Salander, und es ist im hohen Maße zu bewundern, wie er es versteht, die öffentlichen Dinge in den engsten Zusammenhang mit dem Leben dieser Familie zu setzen. Adolf Frey nennt die allenthalben bewerkstelligte unmerkliche Einschmelzung der zahlreichen Erscheinungen des öffentlichen Lebens in die Privatschicksale mit Recht eine „Meistertat" (Frey, Schweizer Dichter. Wissenschaft und Bildung, Bd. 126, Leipzig, 1914, S. 111).

Mit der des Martin Salander kommen zwei andere Familien in engere oder losere Berührung: die des Gärtners Jakob Weidelich im ersten Teil des Romans und die des „alten Freundes" Louis Wohlwend, die als solche erst gegen den Schluß der ausgeführten Erzählung in Erscheinung tritt, der aber nach den Entwürfen des Dichters ursprünglich eine viel bedeutendere Rolle zugedacht war, während ihr würdiges Oberhaupt, der sentimentale Schurke, mit dem Geschick Salanders von früh an auf verhängnisvollste Weise verknüpft ist.

Das von Keller gewählte Kunstmittel der Darstellung ist das des Kontrastes, und nie hat er die Kunst der Kontrastierung so „raffiniert" ausgeübt. Die Handlung ist so geführt, daß die ursprünglich getrennten Lose der Familien Salander und Weidelich sich zunächst rein äußerlich leicht berühren. (Die Weidelichsbuben und der blasse stille Arnold, dieselben Buben im Garten der Kreuzhalde, Salander und die Waschfrau.) Dann nähern sich die Pfade energischer (Tanz auf der Waldwiese), um sich zuletzt zu verschlingen (Liebschaft und Heirat). Die seelische Beschaffenheit der Teilhaber bedingt aber mit Notwendigkeit die Lösung der Verbindung. Die Katastrophe reißt die Glieder der Weidelichschen Familie in den Abgrund, während die Salanderart den Zusammenbruch überdauert, so daß nunmehr die zweite als Gegenspiel wirkende Familie in Erscheinung treten kann, die einmal dazu bestimmt ist, dem Träger der Haupthandlung letzte Nücken auszutreiben, im Herzen des alten Salander, der ja immer einen neuen Osterhasen aufjagen muß, eine letzte Verwirrung anzurichten, eine törichte Liebesleidenschaft, die freilich vor den klaren gesunden Augen seines eigenen Sohnes im Augenblick des Wiedersehens mit dem schwachen Schrei eines erwürgten Kaninchens verscheidet. Andernteils aber soll gezeigt werden, wie sich die neue Jugend, die in Arnold heranwächst und auf der die Hoffnung der Zukunft beruht, von der Schönheit ohne Seele keinen Augenblick blenden läßt, sondern unbeirrt ihrem Ziel entgegengeht.

Fragen wir mit Köster: Ist das ein pessimistischer Roman? so antworten wir: Nein, wenigstens dann nicht, wenn man daran denkt, was dem Dichter vor der Seele stand, was er geben wollte,

und darauf kommt es doch bei der Beurteilung gerade dieses Punktes entscheidend an.

Wie dachte sich Keller den Schluß?

Er meint in den Materialien (Baechtold III, 645): „Die Korruption, der sittliche Verfall des Volksstaates ist so gut der Regeneration fähig wie das Körperliche des Volkes durch Reaktion seiner Kräfte, natürliche Polizei, Ausruhen; es ist ja überall in der Geschichte dieser Rhythmus von Sinken und Erheben. Glücklich, wenn diese Perioden nur so lange dauern, daß die Erinnerung an das Glück derjenigen an das Übel das Gleichgewicht hält."

Daraus geht schon hervor, daß er die Verfallsperiode, die er als alternder Mann erlebte und die er, durch seine vaterländische und dichterische Gewissenspflicht gezwungen, dargestellt hatte, nicht als eine endgültige ansehen konnte. Vielmehr strebte er von Anfang an, d. h. also schon vom Augenblick der Konzeption an, danach, „die politisch oder sozial moralische Entwicklung aus der aktuellen Misere heraus in versöhnliche Perspektiven überzuführen" (an Heyse, 30. Jan. 82). Das muß doch recht nachdrücklich betont werden. — Der Zusatz: „Wenn ich's herausbringe", leitet uns weiter zu der Erkenntnis, daß die dem Roman so oft vorgeworfene mangelnde Lebensbejahung nicht durch einen Wandel in der Gesinnung des Dichters bedingt ist, er glaubte nach wie vor an sein Volk, sondern daß sie in der fehlenden Kraft ihre Erklärung findet, über die seelischen Widerstände, die natürlich vorhanden waren, endlich zu obsiegen. Und es bleibt ewig zu bedauern, daß der positive Teil des Romans, der der kritischen oder auch pessimistisch gefärbten ersten Hälfte erst das rechte Licht gegeben haben würde und der von Anfang an geplant war, was man immer wieder hervorheben muß, mit ein paar flüchtigen Andeutungen erledigt worden ist. Die körperliche und geistige Verfassung des Dichters, die sich in den eingangs mitgeteilten Briefstellen klar widerspiegelt, hat als unüberwindliche Hemmung gewirkt. Er traute sich die Kraft nicht mehr zu, dem „Arnold Salander" (vgl. den Brief an Schott, 9. Juni 1888) Gestalt zu geben. Er wagte auch nicht den Schluß des ersten Teiles so auszuführen, wie er ihn sich geträumt hatte (den jetzigen Schluß nennt er ja selbst nur ein Notdach, das durch die erzwungene Ablieferung des Manuskripts an die Rundschau bedingt war).

Der Plan dieses Schlusses aber war wohl so entworfen, daß die Entwicklung der politischen Verhältnisse die Sozialdemokratie vorübergehend zur Herrschaft bringen sollte, doch nur damit ihre Unhaltbarkeit gegenüber dem „Volke der Ordnung" dargetan werde. Auch die religiösen Probleme sollten ihre Besprechung finden, wobei Keller ein „Beispiel ernster Ethik der Nichtkirchlichen" gegenüber den strenggläubigen Christen, d. h. ihrer Kirche und gegenüber den Sekten aufzustellen gedachte. —

Am Schluß sollte es einen gewaltigen Zusammenbruch geben. Baechtold berichtet (Bd. III, 309) über den Schluß aus „frischer Erinnerung", wie der Dichter ihn am Ostersonntag 1883 erzählt hat. Ich gebe hier die noch etwas ausführlicheren Materialien wieder, die Baechtold III, 643 f. abdruckt. Dazu ist zu bemerken, daß im Hause Salander ein Zwist zwischen Mann und Frau angenommen ist, der zu zeitweiliger Trennung führt, daß Wohlwend sich zu den Anarchisten geschlagen hat, um auf diesem Weg vielleicht sein Ziel, den Martin Salander noch einmal unterzukriegen, zu erreichen. Arnold sollte offenbar stärker in die Handlung einbezogen werden, als das jetzt der Fall ist, so daß am Schluß das Kind der „Mutter" triumphiert hätte.

Die Aufzeichnungen lauten:

„Pfingstmontag: Kulminationspunkt. Zusammentreffen der verschiedenen symptomatischen Momente mit dem Naturphänomen auf dem Berge. Das junge degenerierliche Volk, das in der Nacht schon lärmend den Berg besteigt. Die Sozialisten, die einen „Agitationsbummel" mit Landpartie verbinden. Die Frommen, die der Zeit und den neuen Volksgewohnheiten, Lockungen usw. Rechnung tragen, haben ebenfalls eine Waldpartie mit Gesang und frommen Vergnügungen ausgeschrieben. (Die religiösen Gassenlieder zu weltlichen Gassenhauer-Melodien. Dessauermarsch, „So leben wir usw., des Morgens bei dem Abendmahl, des Mittags ein Glas Bier, am Abend bei Herrn Jesulein im Nachtquartier" usw.) Dazu etwa noch andere Ausflügler-Vereine. Alles kommt auf dem brennenden Bergvorsprung, der von dem reißenden Gewitterregen, resp. angeschwollenen Bergbächen abgeschnitten ist, zusammen und dem Untergang nahe. Rechtliche und hilfsfähige Männer finden sich doch noch in den Landesfalten genug vor und bringen Rettung. Reinigende Wendung. Vor oder nach dieser Katastrophe kann das Märchen vom Kampfe zwischen Feuer und Wasser episodisch, aber organisch eingeschaltet werden.

Energische Ausführung des Motivs der Bergfahrt am Himmelfahrtstag. Alles geht hinauf auf allen Wegen. Unter den verschiedenen Religionsparteien sind auch heilsarmeeartige Aufzüge, die in Sturm und Gewitter usw. ihre tollen Gesänge ertönen lassen. Schüchtern klingen die erkünstelten Gassenlieder älteren Herkommens der Evangelischen resp. Orthodoxen hindurch. Geschrei des Pöbels, Kampflieder der Sozialisten und Anarchisten. Weiber vordringlich, schrill!

Der Anarchisten-Überfall am Pfingstmontag soll nicht ein ernst gemeinter, sondern eine Probeübung, ein großartiges Manöver sein, verbunden mit Mystifikation der Bourgeois. (Dynamitdrohung, Bern usw.)

Die Sozial-Anarchisten schlagen eines Tages los. Widerstand des Volkes der Ordnung, welches, wie aus der Erde hervorwachsend, mit spontaner Kraft überall heranzieht, überall niederschlägt, was sich entgegenstellt. Auf einem Punkte herrschen jene ganz kurze Zeit (einen Tag oder so was).

Rettung (Salander muß berauscht sein, daß er Verstand und Haltung verliert).

In dieser Verwirrung kommt auch die zerstreute Familie Salander zusammen und findet sich glücklich. Die Frau ist in Gefahr und wird von den Ihrigen gesucht.

Wohlwend will den Pfingsttag zum dritten Raubzug auf Salanders jetzigen Reichtum benutzen. Er verlockt ihn zur Bergfahrt mit einer sozialistischen Fraktion mit Weibern (zugleich politische Falle) und isoliert ihn mit dem Weib in einem seitwärts gelegenen Berghaus. Verführungsversuch. Scheitert durch Marie Salander und Sohn."

Vom zweiten Teil, dem positiven, in dem Arnold Salander die Führung habe, hat Keller in den letzten Lebensjahren viel gesprochen, z. B. mit Frey (Erinnerungen, S. 30 f.); noch in der Selbstbiographie von 1889 (vgl. Teil XIV, S. 79) meint er: der Roman ermangele durch Ungunst der Verhältnisse seines ausführlichen Schlusses und dürfe statt desselben einem selbständigen Buche rufen. Auch auf den oben mitgeteilten Brief an Schott ist hinzuweisen. C. F. Meyer erzählt, daß der Dichter noch kurz vor seinem Tod vom zweiten Teil des Salander phantasiert habe und von einer Überschwemmung, die ihn beschließen solle (Briefe C. F. Meyers, hg. von Frey, Leipzig, 1908, II. Bd., S. 517). Vorhanden ist nach Baechtolds Mitteilung im Nachlaß nichts Nennenswertes. Man muß sich den zweiten Teil mit dem Helden Arnold Salander schon aus dem, was der ausgeführte Band von ihm sagt (eine Briefstelle, ein paar Unterhaltungen mit dem Vater), konstruierend aufbauen, was immer ein mißliches Ding ist. So wird man sich zu bescheiden haben. —

Gegen den Roman, wie er vorliegt, mag man mit Recht mancherlei Einwendungen erheben. Aber man wird doch die glatte Ablehnung des Ganzen, wie sie z. B. in Stoeßls wundervollem Gottfried Kellerbüchlein in der „Literatur (hg. von Georg Brandes) zutage tritt, nicht gutheißen dürfen. Wenigstens kann ich nicht die Charaktere samt und sonders als „ungerechtfertigt grau in grau, als allzu naiv oder allzu verderbt dargestellt, zum mindesten in ihrem Gegeneinanderwirken als konstruiert und irreal" empfinden. Freilich die Zwillinge muß man preisgeben, sie haben ja beide keine Seelen, wir lernen sie auch kaum recht kennen. Und der altkluge Musterknabe der Zukunft Arnold ist auch nicht zu retten, so vielversprechend er

angesetzt ist. Er bleibt in der Theorie hängen. Aber der urechte Demokrat, der ewig unbelehrbare Martin, dieses große Kind mit dem goldenen Herzen und dem treuen Sinn, dem Theoretisieren und Predigen an- und eingeboren ist, den seh ich rund und plastisch vor mir bis auf jeden einzelnen kleinen Zug seiner Gestalt und seiner Art: mag er sich nun unmittelbar vor der Haustür nach siebenjähriger Abwesenheit von einem neugierigen Schöppleinstecher ausfragen lassen oder mag er auf einem ersten Spaziergang mit der Familie gleich seine pädagogischen Künste üben, mag er aus einer Hochzeit ein vielbesprochenes demokratisches Volksfest gestalten oder mag er sich im großen Rat theoretisch für seine Ideen ereifern, mag er in stiller selbstverständlicher Freundlichkeit den Bedrängten vor Schande und Schaden bewahren oder mag er eine Herzerneuerung durch eine schöne keusche Neigung für notwendig halten, die ihm zugleich behilflich sein soll, die Krankheiten der Zeit zu überwinden. Und Frau Marie, mit den schönflächigen Wangen, dem tapfern Herzen und den klaren klugen Augen, ist eine echt Kellersche Schöpfung voll Reife und Süßigkeit. Welch wundervolles Temperament bei allem innern Gleichgewicht, welch liebevolle treue Fürsorge, die sich bis auf des Gatten durch sieben schwere Jahre hindurch treu gehegten Stiefelknecht erstreckt, welch ein überlegener und doch gutherziger Humor, wenn es sich um ihre Lippen leise regt wie das feinste Lustspiel, das je in einem Frauengesichte aufgeführt worden ist, welch instinktive Muttersicherheit in der Beurteilung und Behandlung der Kinder, welche Tapferkeit und welch überlegener Geist, trotz eines zitternden Herzens, in den Stunden der Not, wie sie ihren Kindern das Märchen vom Regenbogenschüsselchen erzählt, welch feiner Takt in den Augenblicken weiblichen oder mütterlichen Triumphes, welch rührende Hingabe in dem Augenblick des Wiedersehens, als sie mit halb erstickten Lauten sagt: „Kommst du? Bist du endlich da?", wenn sie sich im weiblichen Vertrauen fest auf den Arm des Mannes stützt, den sie so lang entbehren mußte, und welche Befriedigung für uns, wenn wir mit dem sorgenden Gatten die Schlafende beobachten und jeder Zug ihres Gesichtes in seiner Ruhe und Zufriedenheit als der Herold einer wohlgeborgenen Seele erscheint. Guter Theodor Storm, sag ich mir oft, wo hast du nur deine Augen gehabt, als du den Salander so in Bausch und Bogen als langweilig und ungenießbar abtatest? Und damit nicht genug: Die Mutter Weidelich ist nicht minder köstlich gelungen, trete sie nun als scheltende Waschfrau mit zurückgeschlagener Schürze vom Zuber weg vor das Haus, um ihrer Brut zu helfen, oder prange sie im höchsten Staat unter buntem Blumenhut auf der Berghalde, voll Stolz auf die vielversprechenden Jünglinge schauend, wiege sie sich im höchsten Triumph dem Salanderpaar gegenüber an der Hochzeitstafel der Söhne oder kämpfe sie wie eine Löwin um den guten Namen

der Zwillinge im Augenblick des Zusammenbruchs. Jedes Wort aus ihrem Munde sitzt recht, jede Geste paßt zu ihr, jede Handlung entspricht ihrem Wesen, kurz eine von echtestem individuellen Leben erfüllte köstliche Gestalt. — Auch den Vater Weidelich sehe ich vollkommen deutlich bis in jede Einzelheit, und den feinen klugen Möni Wighart. Ein Meisterstück aber ist endlich der Louis Wohlwend, er wird einem anschaulich wie die Jungfer Bünzlin aus den Kammmachern, mag er nun einen Schnurrbart tragen, der sich nicht am Platze fühlt und dessen Härchen sich nach allen Seiten sperren und um sich stechen, oder mag er eine tatarenähnliche Bartpflanzung hegen, mag er falsch deklamieren oder dem Freund mit einem Tischgebet tückisch zwischen Lippe und Löffel fahren, mag er kulturgeschichtliche und heraldische Studien treiben oder Krebse fangen, mag er ein schönes Stück Weiberfleisch als Köder auslegen oder mit treuherziger Miene eine Abschlagzahlung von verjährter Schuld leisten, um darauf neuen größeren Schwindel aufzubauen, mag er den Prophetenmantel entfalten, um eine neue Tarnkappe für seine wahren Absichten zu gewinnen, oder mag er sich das Winkelriedbild aus gleicher Absicht heraus an die Wand malen lassen. Immer ist er ganz der eine zielbewußte, sentimental aufgeputzte, nichtsnutzige Louis Wohlwend. Man wird dem Halunken zuletzt ordentlich gut.

Wenn wir demnach die Charaktere keineswegs grau in grau gezeichnet finden und wenn wir in vielen Einzelheiten der Darstellung, auf die nicht weiter eingegangen werden kann, mit Stoeßl „epische Urschönheiten" finden, so muß doch zugegeben werden, daß der Roman als Ganzes ein Produkt sinkender Gestalter-Kraft ist. Er ist mehr ein Zeugnis der selbst im höchsten Alter gewahrten dichterischen und persönlichen Energie, als absoluter künstlerischer Höhe. Das Didaktische ist nicht überall im Poetischen aufgelöst, die „novellistische Petersilie" reicht nicht hin zur Ausschmückung des „didaktischen Knochens" (an Auerbach, Ermatinger II, S. 511).

Demzufolge und weil die zeitgenössischen Leser die tieferen Absichten des Dichters nicht kennen konnten, war die Aufnahme des Romans sehr kühl. Einige Briefstellen, in denen der Dichter — der selbst am unzufriedensten war — über diesen Punkt spricht, sind oben mitgeteilt. Storm schreibt an Heyse (Briefwechsel, hrg. von Plotke, München, 1918, Bd. II, S. 170. 180), er habe den Roman so langweilig gefunden, daß er ihn nicht hätte zu Ende lesen mögen, es sei nur „Salanderie" (über die Bedeutung des Wortes: Keller-Storm-Briefwechsel, S. 265 f.), und Keller selbst gesteht er (S. 219), daß ihn das Buch etwas verschnupft habe, und daß er nichts hätte damit anfangen können. Offenbar hat sich der damals schwerkranke Storm nicht die Mühe genommen, den Absichten des Züricher Meisters nachzugehen. Er hielt sich an die leicht merkbaren Schwächen und fand dabei viele viele Gesellschafter. — Auch der unbedingteste

Gefolgsmann Meister Gottfrieds versagte, wenigstens zum Teil. Paul Heyse schreibt:

München, 12. Dezember 1886.

Das ist kein Roman, das ist ein Erbauungsbuch! sagte meine liebe Frau, als sie die Bekanntschaft meiner Stiftsdame im Manuskript gemacht hatte. Um so besser! sagte ich. So wird endlich einmal von dem „unsittlichen Schriftsteller" ein liebliches Gerücht im Lande ergehen. Darin täuschte ich mich nun freilich. Denn Freund Kröner, dem ich ein altes Versprechen gegeben hatte, mich auch einmal in der Gartenlaube blicken zu lassen, verweigerte der guten Dame den Eintritt „wegen der erotischen Partien" und der mangelnden „Spannung". Nun habe ich, als ich gestern Deinen Salander, liebster Freund, zu Ende gelesen, mich eines vergnügten Lächelns nicht erwehren können, da ich Dich ganz auf demselben Pfade betraf, sowohl was die berüchtigte Spannung betrifft, als insofern auch dieses Buch nicht sowohl ein Roman als ein politisches — Erbauungsbuch ist. Arm in Arm mit Dir, erwarte ich nun gelassen das Geschrei der Herren Kritikaster, die sich sofort, wenn auch freilich nicht im gerührten Sinne meines Weibes, an die Klassifizierung heften und uns in gleiche Verdammnis schleudern werden, da wir ihnen mit unrichtiger Etikette einen doch immer recht trinkbaren Wein vorgesetzt haben.

Vom einzelnen heute kein Wort. Es wirkt immer lange und höchst persönlich in mir nach, wenn ich etwas Neues von Dir gelesen habe, und daß mir, wenn ich eine Zeitlang der vox humana in Deiner Orgelfuge gelauscht, eine stille Andacht, so mich überkommen, jede kühle Kritik unmöglich macht, hast Du schon unterschiedliche Male erfahren. Und so sei gegrüßt und bedankt, und nimm heute mit diesem Wenigen meiner Sehrwenigkeit vorlieb. Mein Haus wird umstürmt von aufregendem Schirokko und mein Zimmer von Wintergästen, die mich zu keiner steten Besinnung kommen lassen.

Treulichst heut und immer

Dein Paul Heyse.

Am verblüfftesten war man natürlich in der Schweiz, das Buch wollte nicht zu dem Bilde passen, das man sich vom Dichter der Sieben Aufrechten gemacht hatte. Naturgemäß verfiel es der Parteileidenschaft, die erregt herüber und hinüber Stellung nahm. Keller schwieg zu allem und hoffte auf die zukünftige gerechtere Beurteilung, glaubte er doch schon im August 1887 einen Umschwung in der Stimmung gegen sein Werk draußen in Deutschland erkennen zu sollen. Und diese Hoffnung hat denn auch nicht getrogen.

Wir sehen heute im Martin Salander einmal ein ergreifendes menschliches Dokument von Kellers vaterländischer Gewissenhaftigkeit, von jener Stellungnahme zur Heimat, die Conrad Ferd. Meyer

so gewaltig imponierte, daß er sie mit der eines Schutzgeistes verglich; wir erkennen in ihm den Ausdruck jener Liebe zur Scholle, die der Dichter nicht nur selbst hegt, sondern die er beim letzten Bettler seines Landes als etwas Selbstverständliches voraussetzt (vgl. Teil X, S. 66 ff.). Aber darüber hinaus erscheint der Roman als eine bedeutende Dichtung, in der der denkbar sprödeste Stoff so gemeistert ist, wie es die sinkende Kraft eines Künstlers von überragender Größe ermöglicht hat, aus der uns eine Reihe prachtvoll lebendiger Menschen entgegentritt und in die eine Fülle köstlicher Einzelschönheiten verschwenderisch ausgestreut ist. Das wird die richtige Einstellung sein.

Conrad Höfer

Druck und Einband von Hesse & Becker in Leipzig. 425

Gottfried Keller

Sämtliche Werke

Vierzehnter Teil

Gottfried Keller

Sämtliche Werke in vierzehn Teilen

Herausgegeben von Conrad Höfer

Vierzehnter Teil

Nachgelassene Schriften

Leipzig / Hesse & Becker Verlag

Nachgelassene Schriften

von

Gottfried Keller

Leipzig/Hesse & Becker Verlag

Inhalt

1. Dichtungen Seite

Verschiedene Freiheitskämpfer. Eine Erzählung . . . 7
Der Wahltag. Eine eidgenössische Geschichte . . . 29
Die mißlungene Vergiftung 42
Therese. Ein Trauerspielfragment 47
Parabel 73
Vom Fichtenbaum, dem Teiche und den Wolken . . 74
Die Leuchtwürmchen und die Sterne 75

2. Vermischte Aufsätze

Selbstbiographie 76
Autobiographisches 80
Erinnerung an Xaver Schnyder in Wartensee. . . . 90
Am Mythenstein 97
Die Weihnachtsfeier im Irrenhaus 121
Niklaus Manuel 126
Jeremias Gotthelf 136
„Der Trank der Vergessenheit" 185
Die neuen kritischen Gänge von F. Th. Vischer . . . 190
Zu Friedrich Theodor Vischers achtzigstem Geburtstage 204
Heinrich Leutholds Gedichte 207
Ein nachhaltiger Rachekrieg 209
Goethes „Reineke Fuchs" von Kaulbach 212
„Pflügende Ochsen", Bild von Rudolf Koller 214
Ludwig Vogel 217
Ein bescheidenes Kunstreischen 218
Emil Palleske 228
Vermischte Gedanken über die Schweiz 229
Randglossen 235
Zu Alfred Escher's Denkmalweihe 245
Ein Bettags-Mandat 245

Nachwort 250
Alphabetisches Verzeichnis der Dichtungen und Schriften 266
Gesamt-Inhaltsübersicht 268

Dichtungen

Verschiedene Freiheitskämpfer

Eine Erzählung

Man sagt, daß die Löwin, wenn die Männchen um sie streiten, ruhig dem Kampfe zuschaue und dann mit demjenigen gehe, der zuletzt Meister bleibt. Sei diese Eigenschaft nun mehr dem Löwen oder mehr bloß dem Tiere im Löwen zuzuschreiben, so wird auch unter dem Menschengeschlecht zuweilen ein Teil der weiblichen Welt von ihr ergriffen, in den verschiedensten Ländern, im Norden wie im Süden, von der Magd in der Küche bis zur Herrin im Saal. Wenn nämlich ein siegreiches feindliches Heer, eine eingedrungene fremde Völkerschaft das Land besetzt hat und die eigene Mannschaft flüchtig, versprengt und unterdrückt ist, so dauert es keine Stunde, bis die Mädchen mit den Eingedrungenen Arm in Arm über die Gasse wandeln, und unter den Haustüren, an allen Brunnen wird ein Getue und eine Sache zum Erbarmen. Doch ist diese Erscheinung nur dann zu beobachten, wenn die Männer sich nicht gewehrt haben wie sie gesollt, wenn überhaupt kein pflichttreuer Widerstand stattgefunden hat.

Als im Frühjahr 1798 die fünfhundertjährige schweizerische Eidgenossenschaft unterging durch die schuldvolle Ratlosigkeit der alten Regenten, durch ihre leichtfertig verspäteten Zugeständnisse, durch die Unwissenheit und Unverständigkeit der Revolutionäre und ihren sittlichen Mangel an nationalem Selbständigkeitsgefühl, endlich durch den gewissenlosen Einbruch eines sogenannten französischen Befreiungsheeres, der nur durch alles das möglich wurde — da ging die Löwenlaune auch unter vielen Schweizerinnen um. Zwar nicht an den Orten, wo das alte Ehrgefühl einen verzweifelten Kampf bestanden hatte; dort gab es erschlagene Frauen und Jungfrauen genug zum Zeugnis ihrer unwandelbaren Treue zu den Männern und der Ehre des Landes; aber anderwärts, wo die Männer, statt sich selber zu helfen, die Franzosen herbeigerufen hatten und sie bewunderungsvoll und unter-

tänig angafften, oder wo man sie zwar haßte, aber zugleich fürchtete, da ließen sich die Weiber willig von ihnen den Hof machen. So bitter dies Schauspiel war, so begreiflich war es, wo die Männer, die vertriebenen Oligarchen anklagend, sich selber der politischen Unwissenheit und Unbeholfenheit beschuldigten und die große Nation der Neufranken — die soeben als große Dilettanten die eigene Republik zugrunde richteten — als ihre Lehrmeister der Freiheit begrüßten und verehrten.

Es ist ein trauriger Vorwurf, wenn Kinder ihre Eltern einer mangelhaften Erziehung und der Verwahrlosung anklagen. Noch trauriger ist es, wenn gestürzte Regenten von den empörten Landeskindern den bittern Hohn hinnehmen müssen: ihr habt uns in Unwissenheit und Roheit gehalten, und dennoch haben wir euch besiegt. Allein die sich so als Unwissende und Rohe bekennen, werden darum nicht größer in den Augen des Weibes. Übrigens ist es eine schlechte Ausrede, wenn man sich der eigenen Unfähigkeit anklagt, um das Herbeiholen der Fremden zu beschönigen; denn wer sich nicht selber helfen kann, verdient eben noch nicht frei zu sein.

Auch die Jungfrau Babette Zulauf — nicht mehr ganz jung und Bürgerin eines alten Städtchens in der deutschen Schweiz, dessen Name hier verschwiegen bleibt — fühlte sich an einem schönen Frühlingstage des Jahres 1798 von jener Löwenlaune beseelt; denn man erwartete im Laufe des Nachmittages ein Bataillon einer französischen Halbbrigade, die man die schreckliche oder die schwarze Legion nannte. Das Städtlein hatte seit Jahrhunderten unter der Oberherrschaft zweier eidgenössischer Stände gelebt, aber nicht ohne seine eigene uralte Verfassung und Freiheiten, bestätigt durch die Deutschen Kaiser sowohl als durch die verschiedenen Herren, die es besessen, bis es durch jene zwei Stände gemeinsam erobert wurde. Ihrerseits hatte die Stadt, während sie selbst untertan war, zwei ansehnliche Dörfer zu Untertanen; aber nur über eines derselben übte sie die hohe Gerichtsbarkeit, die niedere gehörte einem entfernten Frauenkloster, welchem sie ein längst vertriebener Junker einst für einige Pfund Pfennige oder Schillinge verpfändet und das Einlösen vergessen hatte. Die hohe Gerichtsbarkeit des andern Dorfes besaß eine ihrerseits auch beherrschte Talschaft, welche das Dorf einst erobert und nach hundertjährigem Besitz wieder abgetreten hatte bis auf diesen Herrschaftsrest, für den sich kein „rechtmäßiger Be-

sitzer mehr vorfand. Übrigens verwalteten beide Dorfgemeinden sich selbst nach alten Offnungen, die von eigentümlichen und phantasievollen Bestimmungen strotzten, deren verborgene Weisheit die Bauern genau zu deuten verstanden, und deren sinnbildliche Einkleidung sie sorgfältig handhabten. Überdies waren selbst diese Dörfer nicht ohne alle Herrlichkeit, da sie gemeinschaftlich einige Gefälle bezogen von einem einsamen Hofe, welche sie einst einem bedrängten Johanniterhaus abgeschnappt hatten. Die Bewohner dieses Hofes endlich waren wiederum freie Männer und gehörten einem demokratischen Gemeinwesen an, das mit den souveränen Kantonen auf gleichen Füßen stand und mit einigen derselben irgendein unterworfenes Ländchen regierte.

So war das Recht und die Freiheit der Menschen kristallisiert wie das Blumeneis einer gefrorenen Fensterscheibe, und das alte, aber immer noch scharfe Schwert, das man „freundeidgenössisches Aufsehen" nannte, hütete dies Eisbild wie ein köstliches Kleinod. Plötzlich aber zerbrach das Schwert, und das Eisbild zerschmolz an einem heißen Hauche, der aus dem zusammenfallenden Krater der französischen Revolution noch spät herüberwehte. Da gaben die Eidgenossen das Städtchen frei, das Städtchen gab die Dörfer frei, die Dörfer gaben den Hof frei, und die Bauern des Hofes stimmten auf ihrer Landsgemeinde zur Freigebung aller gemeinen Herrschaften.

So war nun alles frei, aber niemand Herr im Lande als der Franzos, welcher eben durch den alten Torbogen unsers Städtleins marschierte in abgebrochenen Zügen, die sich aber innerhalb des Tores sofort wieder herstellten in ganzer Breite, damit das elastische Einherschweben, das Tänzeln und Schulterwiegen der Grenadiere ja seine volle Wirkung nicht verfehle. Auch sperrten die Bürger mit ihren Weibern und Kindern vor lauter Bewunderung den Mund so weit auf, daß das Bataillon in jedes Maul mit unabgebrochenen Zügen hätte hineinmarschieren können. Die ungeheuren Hüte mit der Breitseite fest aufs rechte Auge gedrückt, mit weißer Brust und lang hin wehendem blauem Frackzipfel, das Gewehr im Arm, tanzten die Grenadiere durch das offene Maul in die Herzen der neuhelvetischen Bürger und ihnen nach die Füsiliere und Jäger.

Der schönste von den letzteren und der letzte Schließende des ganzen Zuges, der Chasseur Peter Dümanet von Paris, rückte unmittelbar ins Herz der Babette Zulauf, dicht vor welche er

beim Halt zu stehen kam. Schlank und geschmeidig wie eine dunkle Schlange, drehte und wiegte er sich unablässig in seinem dunkelblauen Kleide, dessen spitze Schöße gegen die Fersen schlugen. Unter dem schwarzledernen Helme, der seltsamlich gewölbt und mit einer Bürste eingefaßt war, blitzten seine dunklen Augen unruhig suchend umher, lachten bald hier-, drohten bald dorthin, während unter dem sorgfältig eingeschmierten und gepuderten Haare hervor die goldenen Ohrringe ebenso behend und unruhig zitterten und blinkten. Auf dem Rücken trug er den Sack von weiß und schwarz gefleckten Ziegenfell, nachlässig hangend, und auf dem Sacke stand eine kleine papierne Windmühle, welche, wenn ein Lüftchen ging oder der Mann im Marsche war, einen Mönch und eine Nonne herumtrieb, daß sie einen unanständigen Tanz aufführten. Das ganze Werklein stand schief ab vom Sacke in die Luft hinaus und war das Wahrzeichen des Soldaten Dümanet. Denn weil er es stets unversehrt und lustig drehend aus dem Feuer brachte, so verkündigte es seine gewandte, sichere und zierliche Fechtart. Mochte es bergauf und niedergehen beim Plänkeln oder zu Sturm und Angriff, immer wußte er mit aufrechter Haltung das Spielzeug durch das Getümmel zu tragen. Nur wenn der Regen es verdarb, machte er sich im nächsten Quartier ein neues.

So hatte er schon einen Ludwig XVI. gehabt mit einer Marie Antoinette, welche, wenn der Windhaspel sich drehte, sich verbeugten und voreinander die Köpfe abnahmen und wieder aufsetzten; dann einen sitzenden Schuster, der mit dem Knieriemen den kleinen Dauphin durchwalkte und dabei die Zunge aus- und einschob. Doch merkwürdiger als das immer bewegte Windspiel war das Gesicht des Kriegers, das trotz seiner Jugend von Mühseligkeiten und Leidenschaften, von Ausschweifung und patriotischer Ruhmsucht gefurcht und gebleicht und von der Sonne der Feldzüge wieder gebräunt erschien. Er war schon als junges Bürschchen zu Paris hinter dem blutigen Schmierfinken Marat hergelaufen, hatte alle Greuel mitgemacht, und man sah es seinem Munde voll blendendweißer Zähne nicht an, daß er in den Septembertagen wörtlich ein volles Glas Menschenblut ausgetrunken hatte — zumal wenn er anmutig lächelte. Nur um die Augen zuckte es trotz der dort wohnenden Frechheit zuweilen unsicher und scheu, wenn die grauenvollen Mordbilder in seiner Erinnerung aufwachten. Gewöhnlich aber übergoß das Bewußtsein, der gro-

ßen Nation anzugehören und die Republiken gründende Freiheit auf seinem Bajonett einherzutragen, das vielsagende Gesicht mit Heiterkeit.

In dies Gesicht schaute Jungfer Babette nun mit Staunen und Herzklopfen wie jemand, der zum erstenmal das Meer sieht. Sie hatte bislang nur einfache, keine zusammengesetzten Gesichter gesehen und war mit dem hausbackenen Brote und mit dem Vaterland unzufrieden, angeblich aus Freiheitsliebe.

Ihr Vater war ein kundiger Blechlackierer, der mit rastlosem Handgelenk und in die Luft gestrecktem kleinen Finger griechische Tempel auf Teebretter malte, fünf Säulen mit vier Strichen. Davon hatte er auch den höheren Schwung bekommen und seinem Kinde mitgeteilt; er war jetzo der erste freie Wortführer des Städtleins. Da man sich zu allererst nach drei Farben umgetan hatte (denn die Posamenter, Färber und Lackierer waren die Lykurge und Solone der neuen Republiken, welche Frankreich säete wie Rettiche), so schwamm der Bürger Zulauf in seinem Element, indem seine Kunst nun im Patriotismus aufging. Er lackierte unzählige blecherne Kokarden in Grün, Rot und Gold, den erwählten helvetischen Farben, und verhandelte sie in der unteilbaren Republik herum gegen Barzahlung oder hinreichende Sicherstellung. Alle Fensterbretter seines Häusleins waren mit frisch gemalten und lackierten Kokarden besetzt, reihenweise, damit sie trockneten. Auch den großen blechernen Hut auf dem Freiheitsbaume hatte er lackiert samt den drei Federn, welche, aus Blech geschnitten, darauf prangten. Der Baum war zwar schon seit Monaten errichtet, seit die letzte Tagsatzung zu Aarau auseinandergegangen war, nachdem sie vergeblich den alten Bundesschwur erneuert.

Damals hätte ein festlicher Tanz um den Baum stattfinden sollen; allein als eben der französische Agent, der das Fest leitete, mit dem Bürger Zulauf und seiner Tochter Hand in Hand zum Reihen antreten wollte, fuhr ein unfreundlicher Wintersturm mit dichtem Schneewirbel über das Städtchen her, und zugleich stürmte ein langer Reiter im roten Mantel und mit grimmig höhnischen Blicken durch das Tor, der Standesreuter von Schwyz, welcher der altmodischen Gesandtschaftskutsche voranritt. Hierauf trabte ein gelb und schwarzer Langmantel mit seiner Kutsche, der Weibel von Uri, und zuletzt der weiß und rote Unterwaldner vorbei. Es waren die heimkehrenden Gesandten der Urkantone, welche finster

und entschlossen zu ihrem Volke eilten und mit kaltem Stolze aus ihren Wagen blickten. Der ganze Zug war im andern Tor schon wieder verschwunden wie ein Traum; aber dennoch stoben die tanzlustigen Bürger, das Schneegestöber zum Vorwande nehmend, auseinander, indem der altgewohnte Respekt vor den strengen Eidgenossen ihnen einen plötzlichen Schreck in die Glieder jagte.

So war der Baum der Freiheit ungeweiht geblieben bis heute, wo nun die Ankunft der Befreier, der Neufranken, die schönste Gelegenheit gab, das Versäumte nachzuholen. Darum hatte Babette die alte Landestracht, welche sonst in diesem Städtchen getragen wurde, abgelegt und sich zum erstenmal französisch gekleidet zu Ehren der Befreier. Sie trug ein durchsichtiges weißes Kleid, welches den Hals sehr frei ließ, und eine rosenrote Schärpe nebst roten Schuhen, die fast wie Sandalen aussahen und mit roten Bändern kreuzweise an den Füßen befestigt waren. Das Haar war in krause Locken entfesselt, die ihr über Stirn und Schultern herabfielen, und da sie ein feines Gesicht und große ausdrucksvoll scheinende Augen darin hatte, so sah sie beinah einer Muse gleich. Freilich ahnte sie nicht, wie sie so unter der Haustüre in der Sonne stand, daß im Hintergäßchen ein alter Bauer durch den dunklen Flur guckte und als er durch ihr beleuchtetes Gewand hindurch den ganzen Umriß ihres Körpers sah, kopfschüttelnd und voll Abscheu aus der Stadt eilte, um klagend und fluchend auf den Dörfern den Heidengreuel zu erzählen, der da ins Land gebrochen sei. Babette aber hielt ein altmodisches, mit verblichenen Bandschleifen verziertes Körbchen in der Hand, welches noch aus der Schäferzeit herstammte, und dasselbe war mit den Quartierbilletts angefüllt, je für ein Kompagnie in einen Büschel gebunden mit dreifarbigen Bändchen. So hatte sie es mit ihrem Vater ausgesonnen: nachdem er die Bewillkommungsrede namens der befreiten Stadt an die Franzosen gehalten, sollte er die Tochter aufführen und diese die gastfreundlichen Zettel eigenhändig an die Soldaten austeilen oder wenigstens an die Fouriere.

Der Bürger hielt also seine begeisterte Rede, auf dem Rande des Brunnentroges stehend, und wies öfter auf einen steinernen Winkelried, welcher auf der Säule mit seinen sternlosen Augen über die Menge hinweg sah. Man verstand aber nichts von der Rede, weil die Soldaten, ohne darauf zu achten, schwatzten und schäkerten; nur der Kommandant hörte stolz und ruhig zu, wie

sein siegreiches Heer gepriesen und ihm demütig versprochen wurde, daß man nun auch wieder tapfer und freiheitliebend werden wolle bei so gutem Beispiel und so erhabener Lehre, damit in kurzem die Enkel Winkelrieds und Tells diese vielleicht sogar übertreffen würden.

Hierauf sprang Bürger Zulauf herunter vom Trog und ihm nach die lange messingene Säbelscheide, die er trug, mit großem Gerassel, während der dreifarbige Federbusch auf seinem gewaltigen Bogenhut erschwankte; denn er trug die ungefähre Tracht eines Senators, obgleich er noch nicht in den Räten saß. Seine hohe Halsbinde über das Kinn heraufziehend, den Säbel stattlich unter den Arm nehmend, holte er nun seine Tochter ab, gab ihr den Arm und führte sie vorerst vor den Kommandanten, während der Soldat Dümanet auf den Wink des nächststehenden Offiziers sich als Ehrenbegleit hinten anschloß. Nachdem Babette wiederum mittelst einer kleinen Rede dem lächelnden Kriegsmann als der Genius der Gastfreundschaft dargestellt worden, ging sie, hocherrötend vor Begeisterung, am Arme ihres Vaters die Reihen der wetterbraunen, frechblickenden Männer entlang, unter welchen viele Verbrecher und ehemalige Sträflinge standen, und überreichte denselben jeweilig die zierlichen Bündel aus ihrem Körbchen. Hinterdrein spazierte gemächlich Peter Dümanet, das Gewehr im Arm, und auf seinem Rücken tanzte, da eben ein frischer Luftzug ging, der Mönch lustig mit seiner Nonne, so daß das Bataillon im Verein mit dem gaffenden Volke fröhlich in gemeinsames Gelächter ausbrach.

Babette ward aber nichts davon gewahr; denn ihre Aufmerksamkeit war ganz von dem Gedanken eingenommen, welchen Franzosen sie selbst ins Haus wählen wolle. Erst hatte sie immer von einem oder zwei ritterlichen Offizieren geträumt, wovon aber der Vater nichts wissen wollte, der vielmehr sämtliche Offiziere nebst genugsamer Mannschaft einigen Aristokraten zugeteilt und sich selbst mit einem bescheidenen Soldaten bedacht hatte. So trug sie denn das Quartierbillett desselben besonders in der Hand verborgen, um es gelegentlich demjenigen Kriegsmann zu überreichen, der ihr am besten gefallen würde.

Gleich als sie den seltsamen Peter gesehen hatte, war ihre Wahl entschieden durch das Dämonische in seiner Erscheinung; und als sie nun am Ende der Soldatenreihe angekommen war, von wo sie ausgegangen, suchte sie mit ihren Augen etwas zag-

haft den schönen Franzosen, ohne ihn zu finden. Sie drehte sich um und um, siehe, da stand er dicht hinter ihr, den Blick auf ihre schlanke Gestalt geheftet, und präsentierte halb zum Spaß, halb aus Galanterie das Gewehr, als sie ihm, schüchtern zu Boden sehend, den gastfreundlichen Zettel anbot. „C'est ça Dumanet! Vive la citoyenne!" riefen die Soldaten mit neuem Lachen, und während die ganze Schar sich auflöste und von den Kindern und Gaffern sich in die Quartiere führen ließ, tänzelte Babette beglückt am Arme ihres neuen Ritters in ihr Haus, gefolgt von ihrem Papa, welcher sich den Schweiß seiner Taten von der Stirne wischte und derweil den Boden mit seinem helvetischen Federbusch fegte, da er den Hut in der Hand trug.

Den kleinen Zug aber schloß der gute Waisenschreiber Beni Schädelein, der schon seit fünf Jahren Babettens Bräutigam war, ohne daß sie sich entschließen konnte, ihn zu heiraten oder ihn fahren zu lassen. Dieser konnte jetzt seine eigene Verwaistheit aufschreiben, da er in der ihm wohlbekannten Stube an den Wänden schlich, ohne daß jemand sich um ihn bekümmerte.

Denn vor allem mußte nun der Franzmann gespeist und getränkt, gehegt und gepflegt werden; alles, was das Gerücht von ihm als seine Liebhaberei bezeichnet hatte, wurde ängstlich hervorgesucht und bereitet. Mit doppeltem Eifer und großer Schlauheit tat man dies, die vorläufige Kenntnis preisend, da die Gegenstände durchaus nicht kostspielig waren: ein leckeres Omelettchen, ein Salätchen, ein Schälchen Kaffee, ein Gläschen Kirschgeist, das war leichtlich zu erschwingen und stellte mehr vor, als es wert war, wenn es im saubern Geschirr aufgetragen wurde. Doch schloß sich der Soldat hilfreich und freundlich den Zubereitungen an, meinend, ob nicht auch ein wohlgeschmortes Stückchen Fleisch und ein Gläschen Wein dienlich wären, und lud, als auch dies hinzugefügt war, seine Wirte freundschaftlich zur Mahlzeit ein und unterhielt sie vortrefflich, bis nun endlich der Tanz um den Freiheitsbaum gefeiert werden sollte.

Die Klänge der Musik, das erneute Geläufe auf der Gasse verkündigte die große Stunde; ja, als Dümanet mit seiner Wirtin ans Fenster trat, sah man schon ein Dutzend Soldaten, jeder mit zwei Frauenzimmern am Arme, dem Platze zuschreiten. Diese Damen, überrascht durch Babettens Aufzug, hatten in aller Schnelligkeit sich ebenfalls etwas umgewandelt; die eine trug zu der alten Landestracht einen französischen Hut, die andere einen

alten Pompadour am Arm, die dritte eine verschossene Mantille um die Schultern, so daß ein Fastnachtsvergnügen im Anzug schien. Einige andere Soldaten kamen an der Hand begeisterter Bürger und mit entsagungsvollem Gesichte, da sie diesen läppischen Tanz schon genugsam gefeiert auf Befehl ihrer Vorgesetzten. Offiziere waren gar nicht dabei; die hatten bereits auf den Schlachtfeldern den Tanz um den Marschallstab begonnen und kümmerten sich den Teufel um die dürre Stange mit dem blechernen Hut, sobald sie aufgerichtet war zum Zeichen der Unterwerfung.

Peter Dümanet aber, der jetzt mit Babetten aufzog, war noch mit ganzer Seele dabei und hielt sich alles Ernstes für einen Vorkämpfer der einen und wahren Völkerfreiheit, weil das Blut, das er in den Septembertagen zu Paris hatte vergießen helfen, nächtlich seine Ruhe störte, sein Gewissen beklemmte und ihn zwang, bei der Stange zu bleiben, wenn er sich nicht selbst verabscheuen sollte, was nicht seine Sache war. Also ging denn der Tanz los: die ganze Gesellschaft faßte sich bei den Händen, bildete einen Ring um den Baum und schob sich dergestalt einigemal nach dieser und einigemal nach jener Seite herum; Weiber, Soldaten, Bürger und Kinder, je ein Weib zwischen zwei Franzosen; sogar der Waisenschreiber, welcher Babettens Hand hatte ergreifen wollen, wurde von einem Soldaten so höflich weggedrängt und zwischen zwei Kinder gestellt, über welche er mit seiner langen Figur in seinem grauen Rokelor verdrießlich emporragte. Bürger Zulauf mit seinem Federstrauß tanzte zwischen dem ehrgeizigen revolutionären Pfarrhelfer und dem Nachtwächter.

Nur die Franzosen wußten einige zierliche Sprünge und Schritte zu machen; die Eingebornen hingegen, Weiber wie Männer, warfen lediglich die Füße hintenauf, wie die Füllen auf der Weide, daß man die ganzen Schuhsohlen sah, und dazu baumelten die Frackschöße, die Ritiküls, die Haarzöpfe und Zulaufs Säbelscheide, die er nicht einen Augenblick ablegte, alle wie toll, während die Carmagnole und Ça ira gesungen wurde. Doch nur die Soldaten sangen deutlich, die Deutschen schrien in unartikulierten Tönen, bis sie etwa ein Wort der Befreier erwischten. Zum Schlusse fiel sich alles durcheinander in die Arme und gab sich den Bruderkuß, wobei wunderlicherweise die guten Bürger der Stadt sich immer selbst zu küssen bekamen und weder eines Franzosen noch einer Mitbürgerin habhaft werden konnten. Schädelein, der

verwaiste Waisenschreiber, küßte traurig seine zwei Kinder, ging mit ihnen zur Seite und kaufte ihnen einen Wecken, da es arme Gassenkinder waren.

Während solchermaßen die neue Freiheit eingeweiht wurde, hauste der Kommandierende der Truppen mit einigen Offizieren im Rathaus und auf dem alten Schloßturm, der wettergrau über den Häusern des Marktes stand. Nachdem die elf Kanonen der Stadt schon mit Beschlag belegt und zum Wegführen bereit waren, verwandelten sich die besagten Herren trotz ihrer Unwissenheit in sehr gewandte Altertumsforscher und packten in jenen alten Gebäuden alle Gegenstände, denen sie irgendeine Ehre und eine namhafte Bedeutung anrochen, in starke Kisten, um sie schleunig nach Paris zu schicken. Obgleich sie weder neues noch altes Deutsch lesen konnten, wußten sie schnell die Pergamente zu finden, die mit den alten Freiheiten und Ordnungen der Stadt, mit uraltem deutschem Rechte beschrieben waren, sowie eine dicke Chronik von mehreren Jahrhunderten und einen Kasten voll lateinischer Kauf- und Schenkungsbriefe, den sie auf alle Fälle mitlaufen ließen. Einem unscheinbaren wurmstichigen Stecken sahen sie es auf der Stelle an, daß es ein Gerichtsstab war, der seit acht Jahrhunderten in dem Turme aufbewahrt wurde, sowie seinem Gefährten, einem alemannischen Grafschaftsschwerte. Einige Dutzend alte Schlachtschwerter, Harnische und Hellebarten wurden als gute Beute erklärt und hängen heute noch im Musée d'artillerie zu Paris, wogegen es zweifelhaft ist, wo die silbernen Ehrenbecher der Stadt geblieben, deren altertümliche und kunstreiche Arbeit von den einpackenden Herren sichtlich belobt wurde.

Als man das alte Stadtbanner, das in allen Schlachten der Eidgenossen mitgeweht, einwickelte, traten dem letzten Bannermeister der Stadt, der dabei stand, die Tränen in die Augen; doch er überwand sich und verriet mit keiner Bewegung den Wert der Fahne. Tief in der Nacht schlich er wieder zu der Kiste, auf die Gefahr hin, erschossen zu werden, zog in der Nähe der französischen Schildwachen das Banner leise mit mühevoller Vorsicht hervor, riß es von der Stange und steckte diese wieder unter die übrigen Waffen, welche dann glücklicherweise nicht wieder ausgepackt wurden. So beseelte das zerschlissene Tuch seinen letzten Träger mit der alten Ehre, mitten in der Verlorenheit und Verwirrung.

Es war freilich am Ende alter Plunder, welchen die Franzosen

einpackten und fortschickten, und nicht alles kann ewig dauern. Wie der einzelne Mensch zuweilen zu seinem Wohlsein den Wust alter Papiere beseitigt, der ihn beengt, so ist das Unglück für das Gemeinwesen nicht allzugroß, wenn da oder dort ein stickluftiges Archiv abbrennt; Licht und Geräumigkeit sind zuletzt die Hauptsache zu gesunder Bewegung. Allein es ist ein Unterschied, ob der Mann sich seines zu lang gewordenen Barthaares selbst entledigt oder ob es ihm ein anderer mit tückischer Gewalt aus dem Gesichte reißt. —

Das Bataillon marschierte nach kurzer Zeit wieder weg bis auf die Kompagnie, zu welcher Dümanet gehörte. Er wurde ganz heimisch in der guten Stadt und half dieselbe wacker regieren. Da er ein politischer Charakter in seinem Bataillon, ein erfahrener Antreiber und großer Redner war, wurde er von den Pariser Kommissären vielfach als Anschicksmann und Aufwiegler gebraucht, wenn die unterworfenen Freiheitsgenossen wegen des hereinbrechenden Elendes und der fremden Säbelherrschaft verblüfft und schwierig wurden; und er leistete um so bessere Dienste, als er aufrichtig an die Aufgabe seiner Nation glaubte und für die französische Republik schon frühzeitig sein Leben eingesetzt hatte und jederzeit einzusetzen bereit war. Ebenso bereitwillig wagte er es für die Republiken, welche er mit seinem Bajonett nach gallisch-romanischem Zuschnitt anderwärts pflanzen half. Mit wilder Leidenschaft verfolgte er alle Widerhaarigen. Er strebte nicht nach Rang und Auszeichnung, sondern wollte der einfache Volkssoldat der Republik bleiben, worin er durchaus nicht behindert, vielmehr um so brauchbarer befunden wurde. Erfahren und bewandert wie er war in der Revolutionsgeschichte, so weit sie auf den Straßen spielte, unterrichtete und lenkte er den angehenden Senator Zulauf, der sein aufmerksamer und andächtiger Schüler war und eine Menge schreckhafter Phrasen und Wendungen einübte, bei deren Klang er sich erst recht aufdonnerte und seinen Säbel erklirren ließ.

Dafür wurde der Franzose wiederum Babettens Schüler, welche ihm die Gründung des Schweizerbundes und die Geschichte seiner Helden erklären mußte, weil die altrömischen Redensarten, die er im Pariser Konvent gehört — von Brutus dem ältern und dem jüngern, von den Gracchen, von Regulus und Cincinnatus und dergleichen — in der Schweiz mit deren eigener landüblichen Freiheitsterminologie vertauscht werden mußten, um die Bauern

und Bürger zu belehren und aufzustacheln. Babette erzählte ihm also von den tyrannischen Vögten, von den drei Männern im Grütli, von Tell und Winkelried und den großen Freiheitsschlachten, wie alle diese Dinge sich in ihrem Köpfchen abspiegelten. Dieses Spiegelbild verbesserte Dümanet wiederum mit mannigfacher Einrede und Belehrung, so daß aus dem schäferlich-romantischen Weiberhirn und der politischen Phantasie des Franzosen eine Reihe von seltsamen Helden hervorging mit eleganter Schäfergestalt und stattlichen Räuberköpfen darauf, angetan mit Schärpen und Federn. Diese Unterrichtsstunden dünkten der begeisterten Bürgerin die Höhe ihres Lebens, nach der sie sich schon lange gesehnt; sie genoß dieselben mit der glückseligen Genugtuung, ihre Neigung zu schöner Männlichkeit mit der Freiheitsliebe und mit ihrer „politischen Ader" vereinigen zu können, wie es dem freien Weibe gezieme. Wenn Dümanet mit finster glühendem Auge, mit vom Gewissen gepreßter Stimme behauptete, der Keim der nachherigen Verknechtung der Schweizer schlummere schon in dem Umstande, daß sie die vertriebenen Vögte nicht getötet hätten samt ihrer ganzen Sippschaft, so sah sie mit staunender Verehrung zu dem hübschen interessanten Fanatiker empor.

Aber ihr Glück war nicht ohne wechselnde leidenschaftliche Bewegung: denn wenn der dämonische Kriegsmann gleich darauf sich eine alte rotgewürfelte Bettgardine ausbat und sich nach der allgemeinen Sitte jener gewandten Soldaten daraus gar behend ein Paar weite Pantalons für den täglichen Gebrauch zuschnitt und nähte, so fühlte sie sich plötzlich wie von kaltem Wasser begossen und glaubte einen prahlerischen heimlichen Schneider zu entdecken, so daß sie kaum den Mut fand, den federstolzen Waisenschreiber, welcher verstohlen zu lächeln wagte, auf einige Tage aus ihrer Nähe zu verbannen; denn ihn ganz zu vertreiben hatte sie immer noch nicht den geeigneten Zeitpunkt gefunden, besonders da ihn der Franzose durchaus freundschaftlich und ohne Eifersucht behandelte, worin sie auch ein Zeichen innerer Größe und einen Gegenstand ihre innigen Dankbarkeit entdeckte. Doch sobald Dümanet etwa die Erstürmung der Bastille, welche er als sechzehnjähriger Knabe mit bestanden, mit unverkennbarer Wahrheit beschrieb oder wenn er die Kugelspuren an seinen Waffen, Kleidern und an seinen Armen nachwies, welche überdies mit tätowierten Dolchen, Jakobinermützen, durchbohrten Herzen und dergleichen Symbolen bedeckt waren — dann zerstreuten sich die Nebel des

Zweifels und die Sonne strahlte wieder in alter Glut, indem Babette den zitternden Finger auf die Narben und die merkwürdigen Zeichen legte. Als aber endlich Dümanet sich von ihr noch einen vom Pfeil durchschossenen Apfel auf den Arm punktieren ließ und ihr dafür auf den zierlichen weißen Arm eine phrygische Mütze einstach und beide Gebilde mit dem Pulver einer geleerten Patrone einrieb, da vermochte keine ungewohnte Sitte mehr den politischen Seelenbund zu erschüttern und der ehrsame Schädelein wurde aufgefordert, sich ja alles das recht zu merken, damit er auch etwas lerne und sich zu einem Charakter heranbilde.

Als der Herbst nahte, nahm der artige politische Roman im Zulaufschen Hause ein vorläufiges Ende, weil die Kompagnie und mit ihr Peter Dümanet wieder ins Feld mußte, um den letzten Rest altfreier Landleute, die nicht von ihrem deutschen Recht lassen wollten, zu überwältigen und zu zwingen, die romanisch-gallische Einheitsverfassung zu beschwören, welche in Paris von politisch-dilettantischen Kehlabschneidern gemacht und den Schweizern aufgedrungen worden. Überall, wo demokratische Gemeinden nach selbstgeschaffenem und uraltem Gesetze glücklich gelebt, verabscheute das Volk die Herrschaft ausländischer Publizisten und neugebackener republikanischer Zwingherren und sperrte sich dagegen wie wider ein ekelhaftes Gift. Wie in einem verzweifelten Traume, vom Alpdrücken hervorgebracht, suchten sie von Landschaft zu Landschaft einander beizuspringen und zu helfen; aber ein Tal nach dem andern wurde durch List, Überredung und Androhung von Not und Elend übersponnen, bis der verhaßte Eid hier mit menschlicher Entsagung, mit mühselig überlegtem Nachgeben, dort mit verzweifeltem Gelächter, unter höhnischen Possen und Verdrehungen geleistet war, wozu insbesondere das Weglassen Gottes aus der Eidesformel die äußere Veranlassung gab; denn während die Machthaber das alte religiöse Rechtsmittel des Eidschwures auf die neuen Verhältnisse anwandten, hatten sie zugleich mit feiger Halbphilosophie den Hauptbestandteil desselben, die Berufung auf eine allwissende Vorsehung, daraus gestrichen, und das Volk mußte bloß rufen: Wir schwören es! ohne den Zusatz: so wahr mir Gott helfe! Das Volk aber kannte und fühlte besser die Form und den Inhalt dieser ehrwürdigen Einrichtung und fand sich durch die unlistige Halbheit beleidigt und gekränkt. Gar nicht oder nur zum Teil überzeugt, fügte es sich dem Rate und den Bitten der weltklügeren Angesehenen und dem

Zwange der fremden Waffen, um das Feuer von seinen Hütten fernzuhalten.

Nur das grünschattige Nidwalden am tiefen Waldstättersee hielt zu allerletzt ganz allein an sich selber fest, verlassen sogar von seiner Zwillingshälfte Obwalden. Ein Völklein von kaum zehntausend Seelen, konnte und wollte es nicht glauben, daß es ohne die äußerste unbedingte Aufopferung von seiner halbtausendjährigen Selbstbestimmung lassen und in der Menschen Hand fallen solle, ohne vorher zu Boden geworfen zu sein im wörtlichsten Sinne. Alle Weltklugheit, alle Vernunftgründe für leibliche Erhaltung verschmähend, stellte es sich auf den ursprünglichen Boden reiner und großer Leidenschaft, nicht für eine Tagesmeinung, sondern für das Erbe der Väter, für Menschenwert so recht im einzelnen, von Mann zu Mann. Drei Dinge werden hauptsächlich geltend gemacht, um diese Erhebung von zweitausend waffenfähigen Männern gegenüber nicht nur der übrigen Schweiz, sondern der „großen Nation", die soeben Europa besiegt hatte, zu verdammen: erstens die Hoffnung auf östreichische Hilfe, zweitens der religiöse Fanatismus und der Einfluß der Priester und drittens eben die gänzliche Hoffnungslosigkeit des Aufstandes.

Allein was den ersten Vorwurf angeht, so trifft der Fluch nicht den, welcher den zweiten Fremden ins Land wünscht, sondern den, welcher den ersten hereingerufen hat. Was den zweiten Punkt anbelangt, war es Tatsache, daß die Franzosen, welche die Verfassung ins Land gesendet, ihre Kirchen geschlossen und die Priester vertrieben hatten; Grund genug, wenn man unparteiisch sein will, für die Zukunft Ähnliches zu fürchten. Dies Völkchen in seinem todesmutigen Entschlusse faßte eben alles zusammen: die geistige und weltliche Existenz, wie sie ihm Ehrensache war. Das beste Sinnbild für diese Stimmung sind jene Nidwaldenschen Jungfrauen, welche die Waffen und den Tod wählten, um Religion, Heimat, Freiheit und die persönliche jungfräuliche Ehre, alles wie einen einzigen Begriff, zu retten. Gegenüber diesem innern Ernste waren die paar fanatischen Pfaffen und die gebräuchliche katholische Ausdrucksweise unerheblich; die höhere Geistlichkeit suchte eher zu beruhigen, und jene Pfaffen, welche Volksmänner waren, ersetzten bei der aufgelösten Staatsordnung lediglich die Vorsteher. Was endlich die Hoffnungslosigkeit betrifft, so ist es gerade das Wahrzeichen und das Recht der höchsten Leidenschaft, für sie zu ringen wie für die sicherste Gewähr.

Dies reine Vestafeuer haben die Nidwaldner durch ihre Tat gerettet und zu besserem Glücke aufbewahrt für alle Schweizer.

Als Peter Dümanet seine Feldrüstung umhing und die Flinte ergriff, um gegen das Volk zu marschieren, welches sich durchaus dem Glücke nicht fügen wollte, das er gebracht hatte, war er nicht gut auf diese Leute zu sprechen, von denen er freilich im Hause des Bürger Zulauf gar nichts Gutes gehört. Jedoch erhob ihn das Bewußtsein, abermals Freiheit und Menschenrecht bis in die innersten Täler und in die engsten Schlupfwinkel des gotischen Zeitalters zu tragen mit Hintansetzung seiner Ruhe und seines Lebens. Er nahm sich vor, recht gemessen und streng, aber dennoch menschlich und belehrend mit den armen Verblendeten zu verfahren. Kehrte er aber aus diesem letzten Kampfe zurück, so hielt er seine Pflicht als Weltbürger, insofern dieser zugleich Krieger ist, für getan; er sehnte sich nach Ruhe und bürgerlicher Tätigkeit und ließ in den Abschiedsworten durchblicken, daß er in der helvetischen Tochterrepublik, in dem patriotischen Städtlein sich niederzulassen und eine neue Heimat zu gründen wünsche, da er niemand mehr in Paris habe, der ihn näher angehe.

In der Tat war seine Mutter auf dem Marsfelde vor den Kanonen der Nationalgarde und sein Vater, ein wilder Dachdecker, auf der Haupttreppe der Tuilerien unter dem Pelotonfeuer der Schweizer gefallen, welche dieselbe verteidigten. Von diesem Umstande ließ ihn, seit er in der Schweiz war, ein Zug von Großmut und Versöhnlichkeit nur wenig sprechen und ohne Rachegefühl; aber die Erinnerungen an die eigenen wahnsinnigen Bluttaten damit zusammengenommen machten ihm allerdings die Rückkehr nach Paris zuwider.

Er mochte sich mit Babetten schon verständigt haben für eine dauernde Verbindung; denn sie errötete bei seiner Andeutung stark und litt den republikanischen Bruderkuß, welchen er ihr wie ihrem Vater gab, mit freundlichem Schweigen; ja sie vergoß heftige Tränen, als er endlich beim Trommelschlag abmarschierte, wiewohl ohne Windmühle auf dem Tornister, da er etwas ernster geworden schien. Doch faßte sie sich und gebot dem Waisenschreiber, sie eine Strecke weit neben den Soldaten hinzuführen; es war das erstemal, daß Beni Schädelein des Armes seiner Braut wieder habhaft wurde, weshalb er sehr vergnügt nach dem Takte der Trommel mit Babetten dahinschritt, ziemlich weit.

Im Freien trat Dümanet aus der Reihe und ging nochmals

neben seinen Freunden. Als er aber den Schreiber fragte, ob er nicht Lust habe, auch gegen die Nidwaldner auszuziehen und für die Freiheit zu fechten, erwiderte Schädelein mit großer Kühnheit: wenn er überhaupt fechten möchte, so würde er sich lieber gegen die Franzosen schlagen, und schwenkte, immer im Feldschritt, nach dieser stolzen Rede plötzlich ab mit seiner Geliebten, welche er, einmal tapfer geworden, festhielt und zwang, mit zu marschieren. Der Soldat sah ihn mit Verachtung an und trat in den Zug zurück, neugierig und frisch belebt von den Dingen, die seiner harrten in dem Gebirge, das er vor sich aus tiefblauer Dämmerung silbern hervorblitzen sah.

Er war jetzt am Ufer des Vierwaldstättersees angekommen. Aus dessen Spiegel stieg in herbstlichem Duft und Glanz das Gebirge von Unterwalden empor, still wie ein Feiertag, und war dasselbe zur Stunde doch voll Empörung und Zurüstung zum Untergangskampfe. Nur ein paarmal wehte der Wind einen unheimlich anschwellenden Ton herüber; es war das „Landhelmi" oder das alte Heerhorn der Nidwaldner, welches die alte Kraft und Landesehre herbeirief und eben die kleine Abteilung Männer aus Schwyz begrüßte, die mit Gewalt von Brunnen her zugezogen kamen.

Wie dies Völkchen von wenigen tausend Seelen nun sechzig Jahre vor Erfindung der Napoleonischen Volksabstimmung über Staatshoheit, abgeschieden und verlassen von der ganzen übrigen Welt, vom eigenen weitern Vaterlande, seinen letzten Kampf um seine Selbstbestimmung stritt, wie es seine zweitausend Kämpfer in rührend kleinen Häufchen rings an die Schutzwehren des Ländchens, das noch keines Feindes Fuß betreten, hinstellte gegen die sechzehntausend Franzosen des General Schauenburg, wie es in zuverlässiger Kenntnis seiner Armut wie seines Reichtums jeden Mann karg abzählte, eine Abzählung, die sich auch in einer Reihe von heldenmütigen Einzelkämpfen bewährte, wie das wohlgestaltete Geschlecht seiner Frauen den Streit und das Leiden in vollem Bewußtsein mit ertrug: alles dies erzählt die Geschichte.

Hier wollen wir nur dem Schicksal des Freiheitsmannes Dümanet nachgehen, das seiner in diesem doppelsinnigen Freiheitskriege wartete, und zwar an den Felsenhängen des Bürgenberges, der seine Wälder zuvorderst aus dem tiefen See emporhebt.

Hoch am Bürgen stand ein kleines Haus von rötlichem Holz, ohne allen Zierat, aber von zierlichen, ja edlen Verhältnissen auf

schneeweißem Sockel, und glitzerte mit seinen klaren runden Scheibchen freundlich und still hernieder. In jenen Septembertagen wohnte dort Aloisi Allweger, erst seit drei Tagen mit seinem Weibe, der schönen Klara, getraut im Drange des Aufruhrs und nach neunjährigem Harren und Lieben, obgleich er erst siebenundzwanzig Jahre, sie kaum vierundzwanzig zählte.

Vor neun Jahren, in eben solchen Herbsttagen, hatte der junge wilde Bursch beim Aufzuge eines Alplerfestes im Tale das sogenannte Wildmannli gespielt, d. h. ganz in grüne Tannreiser gehüllt mit einem ähnlichen Wildweibli seine Sprünge gemacht und in alten, durch gelegentliche Einfälle bereicherten Reimsprüchen ein Zwiegespräch geführt, in welchem die Untugenden und Schwächen beider Geschlechter gegenseitig ins Licht gesetzt wurden. Sei es nun, daß sein Gegenpart, das Wildweibli oder der Gesell, welcher dasselbe vorstellte, gelasseneren Temperamentes war oder sonst nicht Lust verspürte, sein eigenes Geschlecht herunterzusetzen, genug, das Wildmannli behielt in dem derben Streite völlig die Oberhand und machte zum Ergötzen der dickarmigen und Tabak rauchenden Alpler, die behaglich unter ihrer Fahne des heiligen Wendelins standen, die Frauensleute fürchterlich herunter, welche Rücksichtslosigkeit mit seinem jugendlichen Gesichte und mit seinen hellblauen Augen, wie sie unter dem Tannreisig kindlich genug hervorleuchteten, in seltsamem Widerspruche stand.

Durch den Beifall der Männer einem unbedachten Übermut verfallend, wandte er sich, anstatt sich an sein Wildweib allein zu halten, zuletzt an die umherstehenden Frauen und begrüßte sie in seiner Unerfahrenheit mit allerhand weiteren Witzen und Beschuldigungen, bis er plötzlich vor ein fünfzehnjähriges Jungfräulein geriet, welches seinen mit roten und weißen Bändern durchflochtenen und mit einem reich verzierten Silberpfeil gewaffneten Haarschmuck verhängnisvoll schüttelte. Denn mit nassen Augen, voll Zorn und Erstaunen über solche Ungerechtigkeit, den jugendlichen Übeltäter unwillig mit der Hand abwehrend und doch ihn mit großen Augen messend, stand die junge Klara vom Bürgen da, also daß der Wildmann sogleich aus der Rolle fiel, das Mädchen voll Furcht und Zahmheit beschaute und sich ganz kleinlaut nicht zu helfen wußte. Er suchte sich stracks unter den Zuschauern zu verlieren, wurde aber unter allgemeinem Gelächter überall zurückgewiesen, mußte sich daher im offenen Ring aufhalten, verfolgt von dem bösen Wildweib, welches nun endlich auch in Fluß geriet und ihm,

je mehr er den Kopf verlor, desto ärger denselben wusch. In höchster Verlegenheit konnte er nicht umhin, sich von Zeit zu Zeit nach dem Mädchenkind umzusehen, und dieses verfolgte ihn unablässig zornig mit den Augen, aber die höchste Genugtuung empfindend, welche endlich in eine Art von Mitleid überzugehen schien, als sich das schöne Kind halb lächelnd wandte und davonging.

Seither mußte Aloisi Allweger sich besser darzustellen und die entrüstete Jungfrau aufzufinden gewußt haben; denn es entspann sich von da an das neunjährige treue Warten, indem Klara eine Waise war und unter der Obhut eines alten vetterlichen Bergmännchens, zwar später öfter begehrt, unbeweglich auf ihrem kleinen Gütchen auf dem Bürgen saß, während Aloisi, der kein Landmann von Nidwalden, sondern nach dem starren Rechte dieser Unbeweglichen nur ein ewiger Einsasse und blutarmer Gesell war, sich durch unverdrossene Gebirgshantierung und Gefahrübung allerart ein kleines Besitztum zu erwerben suchte.

Gerade in den Tagen der einbrechenden Ereignisse war Klara volljährig und der kleine Sparschatz ihres Geliebten groß genug zur Gründung eines bescheidenen Hauswesens geworden. Unter dem Läuten der Sturmglocken, unter Trommel- und Horngetöse wurden sie von einem bewaffneten Priester getraut; die Hochzeitgäste trugen Büchsen und Flinten, aber keiner tat einen Schuß, um das Pulver für den bevorstehenden Streit zu sparen. Vor dem Hause Klaras, das nun auch Allwegers Heimat war, angekommen, eilte der Begleit, welcher nur aus Männern bestand, wieder den Berg hinunter, und der Bräutigam selbst betrat sein Haus nur wie ein Krieger, der nicht weiß, ob er eine zweite Nacht in der gleichen Herberge zubringen wird. Die Freudenschüsse, welche dem Paar zu Ehren abgefeuert wurden, waren die Granaten und glühenden Kugeln, so die Franzosen vorläufig über den See warfen und die am Fuße der Felsen erstarben.

Endlich brach der 9. September, der Tag des Unterganges, an. Es war ein Sonntag. Klara weckte ihren schlummernden Mann und hieß ihn, da er im Werkelgewande hinuntereilen wollte, sich schmücken zum vielleicht letzten Gang. Sie band ihm selbst die buntgestickten Kniebänder um die hohen weißen, über das knappe, kaum an der schlanken Seite haftende Beinkleid hinaufgezogenen Strümpfe, knüpfte ihm das scharlachrote Brusttuch zu und brachte ihm ein blendend weißes Hirtenhemd, das liebste Gewand dieser Leute, das sie selbst in der Kirche trugen, und das sie ihm, das

Kind der Berge, mühevoll, aber sorgfältig und zierlich gemacht hatte. Sie kämmte ihm das lang in den Nacken fallende Haar glatt und vorn an der Stirn, wo es kurz querüber geschnitten war, besserte sie unter heiteren Scherzen mit der Schere nach, so gut sie an dem hohen Gesellen, der sich durchaus nicht bücken wollte, hinaufreichen konnte, obgleich sie nicht klein gewachsen war. Dann legte sie selbst ihr bestes Gewand und all ihren ländlichen Schmuck an, um diesen Ehrentag im Feierkleide zu durchleben und durchleiden. Wie ein Reisegeld zählte sie dem Manne darauf die frisch gegossenen glänzenden Kugeln sorglich zu und füllte das Pulverhorn auf.

So traten sie vor ihre Hütte, schön wie die Natur umher, in welcher durch das Morgengrauen eben der Rigiberg und der Pilatus das erste Gold zurückwarfen. Sie gingen Hand in Hand, soweit es Zeit und Weg noch gestatteten, heiter wie alle, denen sie begegneten und die desselben Weges gingen, da die Würfel geworfen waren und die Glocken im ganzen Land zur Tat stürmten. Als aber die ersten Kanonenschüsse donnerten, nah über den See her, fern hinter dem Berge, da trennten sie sich rasch. Aloisi eilte die steilen Hänge hinunter nach Kehrsiten, wo sein Platz am Gestade des Sees war. Klara stand und verschlang ihn mit den Augen, bis die wehenden Federn und Bänder an seinem Strohhut unter den Baumwipfeln unter ihr verschwanden; dann lauschte sie dem Aufruhr in der Tiefe und lief heftig weinend und hastig an den Herd zurück, ihn zu bewachen. Daß der Feind diese Höhen erreichen würde, dachte man indessen kaum.

Aloisi war im Hinuntersteigen ernst und seufzte vorübergehend; da guckte nun endlich, nach vielen Jahrhunderten, des Feindes Auge in das eigene Nest dieses Volkes, das so manchen Mann auf ferne Schlachtfelder ausgesandt, wo er nichts zu suchen hatte; da klopfte die Tyrannei in der Maske der Freiheit mit eiserner Hand an das Felsentor des Hirtenvolkes, welche sich Untertanen erobert und mit „freiem Handmehr" Vögte über dieselben gesetzt hatte, welche das Recht um Geld verkauften.

Aloisi ging zwar schuldlos in den Kampf; er hatte weder in fremden Kriegsdiensten gestanden, noch je für einen ungerechten Landvogt gestimmt an der Landsgemeinde; auch war er gerade kein großer Politiker, der sich in diesem Augenblicke müßigen Gedanken hingegeben hätte; es war vielmehr das allgemeine Gefühl menschlicher Schuld, welches jeden an diesem heißen Tage be-

schleichen mochte, sobald er einen Augenblick allein war, und den Schuldlosesten und Gewissenhaftesten vielleicht am stärksten. Die Schuldigen und in jenen alten Nationalsünden Verstockten fühlten sich am allerwenigsten irgendwie haftbar vor dem Völkergericht und betäubten von jeher ihr Gewissen mit den mythologischen Betäubungsmitteln. So sollte eben jetzt die Himmelskönigin in einem Stern über Unterwalden hingefahren sein und dasselbe festgemacht haben gegen jede Übermacht.

Auf all den Schlachtfeldern der Schweiz, Italiens und anderwärts, wohin die Nidwaldner ihre Leute gesandt, hatten sie durch die Jahrhunderte bis zur Stunde noch nicht tausend Mann verloren, und fast jeder einzelne, der gefallen, war wohlbekannt gewesen und in den Jahrzeitbüchern verzeichnet. Heute verloren sie die größte Zahl und das Tausend wurde voll; aber es fielen an diesem Morgen über zweitausend Franzosen, mehr als die Unterwaldner Streiter zählten.

Um Mittag war der Widerstand vorüber. Die Männer schlugen sich fechtend durch, und die Franzosen, wütend über diesen Widerstand, begannen das bekannte Morden der Frauen, Greise, Kranken und Kinder und füllten das grünschattige Land mit Asche und Trümmern, die nach sechs Jahren noch zu sehen waren.

Die Schanze zu Kehrsiten, in welcher Aloisi mit wenigen stand und sich mannhaft verteidigte, wurde zuletzt vom See und vom Lande her angegriffen. Die Verteidiger zogen sich Schritt für Schritt den Bürgenberg hinan, trafen die anstürmenden Franzosen mit ihren Kugeln oder wälzten Wurzelstöcke und Felstrümmer auf sie hinunter. Allweger blieb einer von den weitesten zurück, schlug sich von Mann zu Mann herum und wurde seitwärts in die Wälder verschlagen und von den Seinigen getrennt. Auch von anderen Seiten liefen Franzosen den Berg herauf, Weiber und Kinder vor sich herjagend, bis sie auf einzelne Männer stießen, deren Todesschläge ihre Wut wieder verdoppelten. Aloisi hatte seine Kugeln verschossen, seine Büchse zerschlagen, und hielt nur noch das Eisenrohr in der Hand, während er aus mehreren Wunden blutete. Er sank ermattet in ein Gebüsch, raffte sich aber auf, als er die Luft von Wehgeschrei erfüllt hörte, und suchte den Weg zu seinem Weib und Haus zu gewinnen, um bei oder mit ihr zu sterben. Bald erkannte er auch den Wald- und Felsenpfad, welcher dahin führen mußte, und schwankte, auf seinen Büchsenlauf gestützt, darauf fort.

Da kam über einen Kreuzpfad her ein einzelner Franzose gelaufen, welches niemand als unser Peter Dümanet war, wie betrunken und seltsamer ausstaffiert als je. Er hatte anfänglich wohlmeinend das Land betreten und mit gemäßigter Fechtart diese Störrigen und Unwissenden zur Freiheit führen wollen. Bald aber, als er mit Tausenden von wenigen Männern zurückgeschlagen, nur mit großem Verlust wieder vordringen konnte, als er selbst zu sechs und sieben vor einem einzelnen weichen mußte, als er an die zwanzig Jungfrauen zu Winkelried tot in einer Reihe liegen sah, auf ihren blutigen Sensen, drehte sich sein Verstand um und er durchraste ohne Besinnung Tal und Höhen, so daß er sich verlor und am Bürgenberge verirrte. Sein Hut war mit geraubten Silberpfeilen aus den Haaren der Nidwaldnerinnen besteckt, sein Tornister mit abgeschnittenen Zöpfen, mit den roten oder weißen Bändern durchflochten, behangen, und um den Hals trug er eine Anzahl silberner Göllerketten.

Mit einem Sprunge stürzte er sich auf den daherschwankenden Aloisi, setzte ihm das Bajonett auf die Brust und erklärte ihn zu seinem Gefangenen, der ihm den Weg über den Berg weisen solle; auch gab er ihm ein ziemlich schweres Säckchen zu tragen, welches er an seinem Säbelgriff hängen hatte. Aloisi gehorchte geduldig und ging vor ihm her, nachdem ihm der Franzose den Büchsenlauf genommen und weggeworfen hatte. Denn er überlegte sofort, daß er so am besten gleichzeitig mit dem Feind sein Haus erreiche. So mühte er sich denn ab, vor demselben herzugehen, wobei Dümanet ihn von Zeit zu Zeit mit dem Kolben sachte vorwärts stieß. In einem Hohlweg, der zwischen prächtigen Buchen hinführte, stießen sie auf einen toten Franzosen. Mit einem Fluche stieß Dümanet seinen Führer über die Leiche hinweg, als sie es nicht weit von da purpurrot durch das goldene Abendgrün der Buchen leuchten sahen.

Auf dem grünen Sammet des Mooses gebettet, das den ganzen Pfad überzog, lag Allwegers Frau da mit erblaßtem Gesichte, von der niedergehenden Sonne überstrahlt. Ihr roter Rock, ihre roten Strümpfe zeichneten ihren schlanken Wuchs; ihr mit Seidenblumen reich gesticktes Brustkleid war von Bajonettstichen zerrissen und durchbohrt, gleich einem Rosengärtchen, das durchgepflügt worden ist. Aber die mit blauen und roten Steinen besetzten Ketten und Spangen hingen noch darum, das Haar war noch fest geflochten und wie eben erst aufgebunden, der Pfeil, in

dessen Glassteinen ebenfalls die Abendsonne blitzte, steckte noch darin, sie war also unberaubt und hatte sich wahrscheinlich gegen mehrere verteidigt, von denen der vorher tot Gefundene einer gewesen.

Aloisi erkannte seine Frau augenblicklich, wie sie am Eingange des Waldes hoch über dem See lag, der unten dämmerte, und im Angesicht der stillen Gebirge. Er zitterte bis in das innerste Leben hinein, aber er tat nicht, als ob er die Leiche sehe, und wollte vorüberschwanken. Doch der Franzose schrie: halt! Er hatte eine neue Art von Trophäe entdeckt, die er noch nicht besaß, nämlich die Sonntagsschuhe der Klara, welche, sonst ziemlich fein, nach damaliger Sitte mit hohen eisernen Absätzen, sogenannten Tözeli, versehen waren. Schnell streifte er sie der Toten von den Füßen und gab sie hastig dem armen Aloisi zu halten, um auch noch den übrigen Schmuck zu nehmen.

Kaum aber hatte Aloisi Allweger die teuren Schuhe in der Hand, so durchströmte ihn seine letzte Kraft. Er faßte den Franzosen unversehens am Kragen, schlug ihm die Schuhe mit den eisernen Absätzen so gewaltig über das Haupt, daß er sofort zusammensank, und stieß ihn unverweilt über den Berg hinaus, daß er turmhoch mit all seinem Schnickschnack in den tiefen See fiel und ohne einen Laut untersank. Gleich darauf lag Aloisi bewußtlos über seiner toten Frau und wurde am andern Tage, als durch das Eintreffen Schauenburgs wieder einige Menschlichkeit herrschte, für tot gefunden. Er kam jedoch mit dem Leben davon und lebte nach vielerlei Schicksalen noch lange Jahre, aber in sich gekehrt und traurig.

Als einige Zeit nach diesen Ereignissen geschmückte Schiffe von Luzern herfuhren, welche die helvetischen Räte und ihre Herren, die französischen Ratgeber, herführten, um ein Freiheitsfest auf dem alten Rütli zu begehen, saß in einem der Schiffe auch Babette Zulauf, deren Vater inzwischen Senator geworden war, neben dem Waisenschreiber Schädelein, mit dem sie sich wieder näher verbunden hatte, da Peter Dümanet nicht zurückgekehrt. Sie war wunderherrlich aufgeputzt und drückte gerade an der Stelle, wo Peter in der Tiefe schlummerte, dem Waisenschreiber gerührt über die Schönheit der Natur und über die Herrlichkeit des Weihefestes die Hand, während ein französischer Unteragent ihr lächelnd ein Sträußchen von Alpenrosen an den Busen steckte.

Der Wahltag

Eine eidgenössische Geschichte

(1862)

Der achtzigjährige Friedensrichter Berghansli saß an einem schönen ersten Maisonntage lang und schlank, wie er geblieben war, hinter dem Tisch in stiller Stube und studierte etwas. Er hielt, da er schon einen ziemlichen Gang auf seinen hochgelegenen Matten gemacht, ein Stück Brot in der Hand und trank dazu ein Glas von seinem heiteren Wein, der ruhig und kühl war wie der Mann. Der war so lange schlank und munter geblieben, weil ihm nicht, wie den heutigen Spekulanten und Gelüstlern, kein Wein süß und feurig genug, kein Vergnügen zu teuer und kein Tag wechselvoll genug war.

Was der alte Berghansli studierte, war aber die Proklamation der Regierung, worin diese das gleichgültige Volk gar nötlich anfang, daß es doch seiner Bürgerpflicht genügen, sein Ehrenrecht gebrauchen und an den Erneuerungswahlen teilnehmen möchte, aus denen abermals ein Großer Rat hervorgehen und das Regiment neu bestellt werden sollte, und zwar am Nachmittage selbigen Maisonntages. Er las alle solche Kundmachungen von oben bis unten sehr aufmerksam und kritisch: wenn sie zu gefühlvoll waren, zu prahlerisch oder zu zierlich, so verzog er etwas spöttisch den Mund; waren sie aber zu trocken, zu amtlich, hölzern und ungesalzen, so ärgerte es ihn wiederum und er meinte, da sei es kein Wunder, wenn alle Wärme und aller Glanz des öffentlichen Lebens dahingingen; kurz, es war schwer, es ihm recht zu machen.

Denn es war dem Berghansli bei diesen Dingen so feierlich zumute, als ob das Gewissen des Landes selbst redete, und da dünkte es ihn nicht gleichgültig, welche Sprache dasselbe führe. Heute schien er jedoch nicht übel zufrieden zu sein; und als drei wandernde Handwerksburschen zum Fenster hereingereist kamen, nämlich ein ganz neuer weißer Sommervogel, eine lose Apfelblüte und ein verdorrtes Baumblatt vom vorigen Jahr, welche alle drei sich auf die Wahlproklamation niederließen, da wurde er fast gerührt, und diese Boten des Lebens und Todes gemahnten den Berghansli an den ewigen Wechsel und die Vergänglichkeit irdischer Dinge. Er wunderte sich, daß das Gemeinwesen, welches jene Prokla-

mation aussandte, in diesem Wechsel schon so lange bestand, an die fünfhundert Jahre, mit seinen zweihundert Ratsmännern; und in Betracht, daß auch diese fünfhundert Jahre, selbst wenn sie sich verdoppeln sollten, nur ein Augenblick seien gegenüber der Ewigkeit, nahm er sich vor, heute ebenfalls wieder und vielleicht zum letztenmal zu den Wahlen zu gehen, um, so viel an ihm lag, den besagten Augenblick benutzen zu helfen und jederzeit seine Pflicht zu tun.

Der alte Berghansli hatte drei Enkel im Hause von einem verstorbenen Sohn, kräftige und hübsche Burschе, welche seinen ziemlich großen Gütergewerb fleißig bebauten und auch sonst zu allerlei nützen und unnützen Dingen pünktlich bei der Hand waren; nur in keine Gemeinds- und Kreisversammlungen waren sie zu bringen und fanden stets etwas zu tun, wenn eine solche im Anzug war. Heute aber wollte der Alte sie beim Zipfel nehmen und mit Gewalt hinführen, eh' er von hinnen müßte. Er guckte daher wie ein alter Falk aus dem Fenster über sein Ausgelände und in das Tal hinunter, um die Burschе zu erspähen, als sie eben hinter seinem Rücken in die Stube traten und riefen: „Großvater! wir gehen alle fort und kommen heute nicht zum Mittagessen!"

„So?" sagte der Alte. „Seid ihr so eifrig zu den Wahlen? Ihr werdet mich doch mitnehmen wollen, und wenn wir um zwölf Uhr weggehen, so kommen wir noch früh genug!"

Bei dem Worte Wahlen schüttelten jedoch alle drei die Köpfe wie drei Esel, welchen man eine Bratwurst vorhält, da sie doch lieber Heu fräßen.

„Es wird in Thorlikon ein Schaf ausgekegelt," sagte Heiri, der älteste, „und ich habe abgeredet, dabei zu sein; es gibt einen großen Wettkampf zwischen den Thorli- und Narrlikonern."

„Ich will an die Bubliker Kilbi gehen und ein Mädchen beschauen, von dem man mir gesagt hat. Es ist ja ausgemacht, daß ich heiraten soll," sagte Jakobli, der zweite.

„Und ich," fügte Peterli, der jüngste, hinzu, „will einmal sehen, ob ich den Hirzenwirt zu Bücheliberg antreffe, und ihm seinen Stutzen abkaufen. Er wird wohl daheim hocken, da heut die Wahlen sind."

„So, so!" sagte der Alte. „Ihr habt ja alle zu tun wie die Braut im Bad! Aber erst hört noch ein Wort an von mir, eh' ihr an eure Geschäfte geht."

Somit ging er über sein Wandschränklein, in dem er seine

Papiersachen aufbewahrte, und nahm ein Bündelchen vergilbter Druckhefte hervor, mit einem alten weiß und blauen Schnürchen kreuzweis zusammengebunden und mit vielen Ohren und Brüchen versehen. Es waren alle Verfassungen, die der alte Mann seit 1798 beschworen hatte, gewissermaßen die Originalausgaben, wie sie ihrer Zeit als neugebacken dem Volke ausgeteilt wurden. Sie dünkten ihn, als er sie jetzt auseinanderlegte, wie abgedorrte Blätter vom Baum des Lebens, und er gedachte fast mit einem Seufzer seiner fernen stürmischen Jugendzeit, des fremden Volkes, das er im Vaterland gesehen, des Unfuges, den er an den eigenen Mitbürgern mit erlebt, aber auch der fröhlichen Tage der Befriedigung, die noch immer auf den Unfug, und des neuen Lebens, das noch immer auf das Absterben gefolgt war.

„Seht," sagte er, indem er die Verfassung der helvetischen Republik zur Seite legte, „das ist die erste Verfassung, die ich beschworen habe; fabriziert aber ist sie in Paris worden und hat uns kein Glück gebracht. Die sie gemacht haben, wußten nicht, was Schweizer sind, und wenn sie es erraten hätten, so würden wir eben keine Schweizer mehr gewesen sein. Doch fort damit! Es gibt auch heut noch Leute genug, die immer Alpenrosen im Munde führen, aber nie gemerkt haben, was schweizerisches Recht und Freiheit eigentlich seien. Sie meinen eben, wenn man nur keinen König über sich habe, so sei der Schweizer fertig. Das ist freilich nun so das Gröbste von der Sache.

Hier ist die von Anno 1802, die sogenannte Mediationsakte. Das war schon ein besseres Werk und das beste, das wir bis zur neuen Zeit gehabt haben. Der Bonaparte hat es gemacht und uns gegeben, und daher war es immer bitterlich für ein altes Kriegs- und Freiheitsvolk, wenn ein fremder Kaiser und Kriegsmann ihm das Gesetz machen mußte, das es selber nicht mehr zuwegbringen konnte.

Das ist die von Anno 1814, das die Bundesverfassung von 1815; es ist Herrenzeug und zwar von kleinen Herren, die immer weniger über ihre Nase hinaussehen als die großen. Folgt die von Anno 1831, die ich eigentlich gesucht habe. Das ist die erste, die so recht unser eigenes Gewächs ist, drum hat sie auch schon bald dreißig Jahre hergehalten. Glaubt aber nicht, daß das ein sehr kühnliches und vollkommenes Werk sei oder war; vielmehr hat es einen ganz bescheidenen Anfang genommen. Seht, was ich da mit Bleistift durchgestrichen habe: da hatte die Stadt Zürich

noch 71 Mitglieder in den Großen Rat zu setzen, ohne einen anderen Grund als denjenigen ihrer früheren Herrschaft. Nachdem wir diese bescheidentliche Form unserer Selbständigkeit sieben Jahre getragen, haben wir endlich Anno 1837 gewagt, ganz aus dem Hühnerkorb herauszugehen und haben das Wahlrecht auf das ganze aufrechte Volk verlegt. Was geschieht? Nun geht je der zehnte Mann in die Wahlen, als ob die übrigen alle Falliten und Bestrafte wären, und dieser zehnte Mann macht ihnen so das das Gesetz; das heißt sich freiwillig einer Bevogtigung unterziehen. Und dabei singt ihr, wenn ihr einen Schoppen im Leibe habt, mit euren neumodigen Fistelstimmen noch immer die schönsten Freiheitslieder! Habt ihr noch nie gesehen, wie einen gleichgültigen Mann, der an nichts in der Welt teilnehmen mochte, als was seinen Bauch anging, diese Teilnahmlosigkeit noch stets zur Selbstverachtung führte? Das heißt, um seine Laster, wie er meinte, zu beschönigen, sagte er zuletzt: Es ist eben mit allem nichts und mit mir auch nicht! Gerade so endet die träge Teilnahmlosigkeit eines Volkes immer mit der Mißachtung seiner Einrichtungen und mit dem Verlust seiner Freiheit. Überlaßt nur fünfzig Jahre lang die Bestimmung eures Schicksals einigen wenigen fleißigen Männchen, die nicht zu faul sind, in die Gemeinde zu laufen, so werden euch die schon eine Verfassung machen, welche euch der sauren Mühe des Wählens enthebt, ihr Nachtkappen, die ihr euch so davor scheut, als ob man euch in der Kirche die Nase abschneiden wollte!"

„Hoho!" sagte Heiri, „dann sind wir auch noch da! So lang ich aber mit der Sache, wie sie geht, zufrieden bin, so seh' ich nicht ein, warum ich immer laufen soll, wenn der Statthalter pfeift; wenn es mir einmal nicht mehr gefällt, so werde ich schon gehen!"

„So? Meinst du?" erwiderte der Alte. „Das ist freilich eine besondere Art, seine Befriedigung zu bezeigen, wenn man sich versteckt und stillehält wie eine erschrockene Maus. Wir sollen die, welche die Sache leiten, denn merken, daß sie es dir rechtmachen? Und wenn du mit einer Sache zufrieden bist, mußt du nicht trachten, daß sie Bestand habe und auf einen festen Grund gebaut sei? Der festeste Grund für ein Regiment ist aber die lebendige Teilnahme des Volkes. Ein Großrat, der von einer Kirche voll Bürger gewählt ist, hat ein ganz anderes Herz im Leibe als einer, den einige Dutzend Männlein gewählt haben. Er hat vor diesen

gar keinen rechten Respekt und ärgert sich über ihre kleine Zahl, statt ihnen dankbar zu sein. Wie? Du bestellst zu jeder Jahreszeit, sei die Hoffnung groß oder gering, dein Feld, damit es nicht an dir liege, wenn es fehlen soll, und du bist zu faul, alle vier Jahre einmal den Acker des Landes bestellen zu helfen, damit es nicht an einem kräftigen Erdreich fehle, wenn etwas wachsen will? Du magst nicht eine Stunde lang in die Kirche gehen, weil du ein Schaf auskegeln mußt? Glaubst du, das werde auf die Dauer Ratsmänner mit Haaren auf den Zähnen geben, die von solchen Zufriedenheitsleuten nicht sowohl gewählt als wählen gelassen worden sind?

Du pflügst und säest auf deinem Feld, ohne zu wissen, was du ernteſt, und doch bist du nicht verdrossen, es zu tun: da, wo du aber weißt, was du ernteſt, wo du dein Schicksal in der Hand hast, da scheust du dich zu säen und glaubst, es wachse dennoch. Zuletzt aber wird es nicht mehr wachsen oder wenigstens nicht, was dir gefällt."

„Das ist alles recht," sagte Heiri, „wenn es nur auf mich allein ankäme und wenn ein einzelner Mann die Wahlen machte!"

Der alte Berghansli zuckte die Achseln und erwiderte: „Das ist immer die Rede von deinesgleichen, und es ist eine falsche Bescheidenheit, die Zwillingsschwester deiner unechten Zufriedenheit. Wenn der Feind kommt, wenn Feuer ausbricht, wenn die Wasser austreten, so geht jeder ungeheißen, und keiner sagt, auf den einzelnen Mann komme es nicht an. Es ist eine Gedankenlosigkeit, wenn du sagst, nicht so verhalte es sich mit der Ausübung stiller Bürgerpflichten, wie die Wahlen zum Beispiel sind. Wenngleich unbemerkbar und langsam, so trägt im Gegenteil jeder einzelne Mann durch sein Wegbleiben zur allmählichen Abnahme des Allgemeinen bei, und jedenfalls möchte ich nicht immer mit Gewalt der sein, auf welchen nichts ankommt!

Und wie steht es mit dir, Meister Peterli, du willst einen Stutzen kaufen? Das scheint schon was Besseres, als ein Schaf auszukegeln. Aber ist es deine wirkliche Ausrede, oder hast du auch einen höheren oder tieferen Grund, wie dein wackerer Zufriedenheitsbruder?"

„Ich könnte allerdings," antwortete der Jüngste etwas trotzig und finster, „den Stutzen ebensogut an einem anderen Tage kaufen, obgleich ich nicht gern in der Woche im Land herumlaufe.

Aber ich will es nur gestehen, daß mich die Wahlen nicht viel kümmern!"

„Und warum nicht?" fragte der Alte.

„Weil," sagte Peterli, „ich nicht so denke wie mein Bruder, sondern im Gegenteil unzufrieden bin, da alles am Schnürchen gezogen wird wie jene Wiege, die eine listige Bauernfrau der Kuh an den Schwanz gebunden hat, damit das Kind einschlafe, während sie Bohnen steckt!"

„Nun," rief der Alte, „so geh' hin, du Schwerenöter und hau' das Schnürchen ab!"

„Wie soll ich es abhauen?"

„Geh' zu den Wahlen, ruf': hoho! hehe! Mach' Lärm und sag': Da fehlt's, dort fehlt's, der gefällt mir nicht, er hat dies und jenes getan oder nicht getan, den und den wollen wir wählen! Halte fest auf den, und wenn er nicht durchgeht, so unterziehst du dich bis zum nächsten Mal und hast deine Pflicht getan."

„Das ist eben die Not," sagte Peterli, „ich kenne niemand, dem ich stimmen könnte, es ist niemand um den Weg, es geht ja nichts vor, wobei man auf irgendeinen aufmerksam gemacht wird, es streckt keiner den Kopf hervor, der ein neues Gesicht hat —"

„Der Ratssaal," unterbrach der Alte ernst, „ist kein Schneiderladen, in dem immer neues Zeug ausgehängt zu sein braucht; die neuen Gesichter erweisen sich zuweilen als bloße Gesichter, an welche sich durchaus kein ehrwürdiger Schimmel der Zeit und Erfahrung ansetzen will. Wenn du aber niemand kennst, dem du deine Stimme geben kannst — wie willst du dazu kommen, einen kennen zu lernen, wenn du allen öffentlichen Verhandlungen, sei es in Angelegenheiten der Gemeinde, des Kantons oder der Eidgenossenschaft, aus dem Wege läufst? Nur dort kannst du hauptsächlich beobachten, wie sich der und jener benimmt, und du mußt ein sehr unzugänglicher Gesell sein, wenn nach Verlauf einiger Zeit nicht irgendein Mann den Eindruck auf dich macht, daß du ihn eher als einen anderen im Rate sehen möchtest. Denn einen von den Vorhandenen wirst du am Ende wählen müssen, wenn du überhaupt willst vertreten sein, da du nicht wirst warten wollen, bis gerade in deinem Wahlkreis ein solcher Prophet aufsteht, wie du ihn in deinem Kopfe ausgedacht hast. Darin hast du recht, daß du denjenigen so gut als möglich kennen lernen möchtest, dem du stimmen sollst; dazu ist aber nötig, daß man

selbst etwas Menschenkenntnis besitze und sich selbst auch Rechenschaft zu geben verstehe über das, worauf es ankommt.

Du bist Feldschütz; um so mehr sieh drauf, daß der Ratsmann, dem du deine Stimme gibst, auch eine Art Feldschütz sei, welcher auf unbestimmte Distanzen und ohne künstliche Vorrichtungen zu schießen versteht auf dem Platz, auf den er gestellt wird, das heißt, daß er sein eigenes Gewissen frei und frank in der Hand trage, wie du deinen Feldstutzen, und es angesichts der Ereignisse zu brauchen verstehe; kurz, daß er seinen Schuß selbst lade und ihn abgebe auf sein eigenes Mannesgewissen und nicht so in das verabredete Haufengewissen hinein, wo einer sich hinter dem andern versteckt und alle sich gegenseitig mit schreckbaren Reden Mut machen müssen.

Sieh zu, ob einer ein Urteil über die Dinge habe, eh' er die Zeitung gelesen hat, und wenn es auch schlicht und kunstlos ist, oder ob immer nur nachher.

Sieh auch zu, ob einer in allen Fällen mit seiner Meinung zum voraus fertig ist, eh' er die anderen gehört hat, und mit dem Vorsatz in die Beratung geht, auf nichts zu hören und keine Gründe auf sich wirken zu lassen; denn statt eines solchen könnte man ebensogut einen hölzernen Mann hinschicken.

Einem, den man nie einsam sieht, der nie eine freie Stunde für sich lebt und denkt, sondern der jeden müßigen Augenblick hinter den Karten zubringt, gib deine Stimme nicht, außer es wäre denn ein sehr kluger Mann; denn es gibt allerdings auch solche, welche in Gottes Namen einmal nicht allein sein können und immer etwas treiben müssen.

Einem, der bei jeder Gelegenheit mit allen Glocken läutet, seine Gegner im Großen Rat verächtlich und lächerlich macht und ihnen nachher lachend die Hand drückt, stimme beileibe nicht, denn ein solcher wird in den großen Dingen nie etwas ausrichten!

Stimme keinem, der um dich herumgeht, wie die Katze um den heißen Brei, oder der dir ein Gesicht macht, als ob er dich fressen wolle, wenn du ihm nicht stimmst; und auch keinem, der dich fürchten würde, nachdem du ihn gewählt hast!

Einem, der lügt, und wenn es auch für die gute Sache wäre, gib niemals deine Stimme, und endlich auch keinem Weinfälscher oder Kartoffelbrenner!"

„Gut," sagte Peterli, „da kann ich mich nur gleich auf die

Beine machen, um alle die Beobachtungen noch bis um zwei Uhr anzustellen."

„Heute wirst du allerdings nicht mehr viel sehen können," erwiderte der Großvater, „aber um so nötiger ist es, daß du den Anfang machst und gleich heute in die Versammlung gehst. Schon die Art, wie die Hervorragenden mit mehr oder weniger offenem Tone sprechen und wie sie dreinschauen, wird dir für den eint' und andern einen günstigen oder ungünstigen Eindruck machen, welchen du nachher bei anderen Versammlungen und Geschäften weiter verfolgen kannst. Wenn du z. B. einen siehst, der ruhig und in sich gesammelt auf seinem Platze verharrt und das, was er etwa zu sagen hat, ohne Zögern und mit Sicherheit vorbringt, aber mit wohlwollendem Blicke, so wird er dir besser gefallen als vielleicht einer, der beständig umherläuft, von einem zum andern, sich geschäftig erweist, die Versammlung mit gierigen Habichtsblicken belauert und fortwährend wie von einem bösen inneren Feuer verzehrt zu sein scheint; obgleich damit nicht gesagt ist, daß dieser nicht vielleicht eine ehrliche, wenn auch ehrgeizige Haut und jener ein durchtriebener und listiger Patron sein kann. Aber dein Instinkt für jenen kann dennoch der richtige sein, da die Selbstbeherrschung für einen Ratsmann eine Haupttugend ist und niemals ohne gute Früchte bleibt.

Doch wie steht es mit dir, Meister Jakob? Du scheinst mir den ernsthaftesten Abhaltungsgrund zu haben, da du eine Frau suchen willst. Aber könnte man nicht sagen, du würdest dazu ein besseres Recht erwerben, wenn du vorher deine Bürgerpflicht erfüllst? Denn wenn du Hausvater wirst, so bist du mit doppelten Banden an das öffentliche Wesen geknüpft, welches lediglich aus den gesamten Familien des Landes besteht und den Bestand desselben schützt."

„Nun," sagte der Brautschauer, „ich glaube, eine Frau könnte ich auch morgen und übermorgen noch bekommen. Aber offen gesagt, habe ich auch noch einen anderen Grund, mich nicht stark um die Wahlen zu bekümmern, wenn etwas Besseres zu tun ist."

„Und das wäre?"

„Ei," fuhr Jakobli fort, „man hat mir gesagt und es scheint mir auch so, unser kantonales Wesen mit seinem Großen Rate habe nicht mehr viel zu bedeuten, alles dränge jetzt der Einheit zu, der Auflösung der Kantone in ein Ganzes, des Kleinen in

das Große, und da muß ich gestehen, daß ich keine Freude habe, leeres Stroh dreschen zu helfen!"

„So?" rief der Alte, fast heftig auffahrend, „pfeifst du auch aus dem Loch? Was willst du mit deiner Schweiz ohne ihre alten und neuen Kantone? Eine ausgefressene Schüssel, ein leeres Faß würde sie sein, ein weggeworfener Bienenkorb ohne Waben! Ein in ein Haferfeld, auf dem die Rosse weiden, umgearbeiteter Garten würde sie sein! Nein, er ist schön, der rote schweizerische Bundes- und Waffenrock, aber ein politischer Schmutzfink ist, wer nicht sein reinliches, selbstgewobenes Hemd ehrbaren Standeslebens darunter trägt; es ist stattlich, das rote Ehrenkleid der Helvetia mit dem Kreuz auf der Brust; aber höchst ehrbarlich und von gutem Herkommen zeugend sind die zweiundzwanzig schneeweißen Hemdchen, welche sie im Kasten hat, das Zürcherische mit einem weiß und blauen Schildlein am Herzschlitz. Ohne Bund gibt es keine Eidgenossen, ohne Kantone keinen Bund, ohne Wetteifer im großen und guten keine Kantone: das ist der Steinschnitt im Gewölbe unseres Vaterlandes.

Daß aber unser Kanton in diesem Wetteifer rühmlich vorangehe, das hängt von dem Großen Rat ab, den wir heute zu wählen haben. Er soll eine Leuchte sein unter den Kantonen in Erfüllung der Bundespflicht wie in Verwaltung und Fortbildung seiner selbst, ein Erhalter der fruchtbringenden Mannigfaltigkeit unseres Schweizerlandes, und hoffentlich wird die Zeit bald kommen, wo die Kantone von ihrer ersten Verblüffung, welche sie über dem lustigen Getümmel der neuen Bundeseinrichtung beschlich, sich erholend, von ihrem Vorschlagsrechte Gebrauch machen und in eidgenössisch-lebendiger Bewegung miteinander wetteifern.

Also jetzt nur aufgebrochen und mitgekommen, wer ein guter Eidgenosse und ein guter Zürcher ist, keines ohne das andere, die Hälfte davon wird nicht angenommen!"

Die drei Wahlscheuen getrauten sich nicht länger, dem Alten davonzuschleichen, sondern gingen willig mit ihm den Berg hinunter.

Der schöne Maientag und der frische Mut des Greisen weckten auch ihre Zürcherherzen auf, und sie wurden noch auf dem Wege, nach Art aller Neubekehrten, so eifrig für die Sache, daß sie untereinander verabredeten, für diejenige Gemeinde, aus welcher verhältnismäßig die wenigsten Mannen werden gekommen sein, einen eigenen Übernamen zu erfinden und ihn derselben anzuhängen

für die nächsten vier Jahre, bis sie von einer anderen Gemeinde abgelöst sei.

Das Ergebnis der beendigten Wahlen war in diesem Kreise eine Art Mittelgut, hausbacken und gewöhnlich in der ruhigen Zeit, trotz einiger Änderungen, welche stattgefunden infolge natürlichen „Hinschiedes" einiger Räte. In solchen Zeiten ist immer ein sanftes Gras nachgewachsen, das nun zunächst steht und zum Blühen kommt.

Da wurde gewählt ein sogenannter Zehenstrecker, d. h. ein Mann, auf den das Volk nicht aus freien Stücken verfallen, den es nicht sehen würde, wenn er sich nicht bei allen Wahlanlässen jedesmal auf die Zehen stellte, bettelnd und schreiend die Hand erhöbe wie die Kinder unter dem Kirschbaum. Nachdem das Volk sich jahrzehendelang erst nach dem Zehenstrecker gar nicht, dann etwas verwundert umgesehen, wird es endlich aufmerksam und gibt ihm versuchsweise und lächelnd die ersehnte Stelle. Denn er ist über seiner ewigen Bewerbung ein geriebener Gesell geworden, der einen anscheinend ordentlichen Geschäftsdunstkreis um sich her aufgeregt hat. Eine Million Projektchen und Vorschläge hat er gemacht und jedesmal an den Wahlen in Umlauf gesetzt. Ein Kanälchen hat er ausgeheckt, um die Gemeindepfeffermühle zu treiben, die Erzielung einer Ziege mit fünf Zitzen hat er erfunden und was dergleichen Dinge mehr sind, aus denen zwar nie etwas wurde, die er aber in hundert Versammlungen und Vereinen besprach, in der Presse künstlich angreifen ließ und nachher verteidigte. Er handhabt die verdeckte Selbstangreifung wie ein Meister und die Reklame wie ein Künstler.

Da er nur einen Grundsatz kennt, der lautet: Wer nicht für mich ist, der ist wider mich! so ist er je nach Umständen jedermanns Freund und jedermanns Feind. Diese Stellung weiß er dann immer für eine Parteistellung auszugeben, obgleich er politisch so leer ist wie eine taube Nuß.

Ein solcher Zehenstrecker also wurde gewählt; denn das Volk will zuweilen auch solche Käuze haben; es sorgt stets für die Mannigfaltigkeit und Vollzähligkeit der Gestalten auf seinem Schachbrette.

Ferner wurde gewählt, ebenfalls spät, ein Alter, der sich seit dreißig Jahren gegenüber jeder herrschenden Partei die „junge Schule" nannte, obschon er kein Härlein mehr auf dem von Vorurteilen des Alters vollgepfropften Schädel trug. Dieser

wurde gewählt, weil er unter den Unmündigen und Frischkonfirmierten allerhand Schaden und Torheiten anrichtete und heimlich versprochen hatte, die jungen Schuljahre nunmehr abzuschließen und die Zeit der männlichen Reife anzutreten, wozu er jetzo in den schönsten Jahren stehe.

Auch wurde ein sogenannter Frühgemeinnütziger gewählt, d. h. einer, der schon vor seinem zwanzigsten Jahre den gemeinnützigen Gesellschaften der Gemeinde, des Bezirkes, des Landes und der Eidgenossenschaft angehört hatte und nun nach wiederum zwanzig Jahren durch seine vielfachen Missionen und Arbeiten einen ganz schätzbaren Vorrat von Kenntnissen und Erfahrungen erworben und ein brauchbarer Redner über alles war, welcher der Gegend wohl anstand.

Ein stiller Mann, welcher plötzlich eine Million geerbt, wurde sodann gewählt, da man ihn für Steuern und Geschenke fürchterlich zu schröpfen gedachte und hiefür in guter Laune erhalten wollte. Schon hatte er eine neue Feuerspritze, ein Kirchenfenster, eine Orgel, drei Kadettentrommeln und eine Gemeindefahne gestiftet und mehreres versprechen müssen.

Zum Schluß wurde ein noch stillerer Mann, ein bestandener Parlamentshecht erkürt als Vogt über diesen ganzen parlamentarischen Nachwuchs, der denselben mit wenig Worten in Ordnung zu halten und zum Nutzen der löblichen Wählerschaft zu verwenden hatte.

Nach beendigter Wahlhandlung aber saßen die drei Brüder in einem Hinterstübchen des Wirtshauses zusammen und ermittelten nach ihren gemachten Erhebungen diejenige Gemeinde, welche am schlechtesten vertreten gewesen, um ihr den besagten Spitznamen zuzumessen und unter die Leute zu bringen. Die Brüder selbst waren zwar bei ihrem Mangel an Erfahrung in der Hast um ihre Stimmen gekommen, sie wußten kaum wie, und ihr gemeinschaftliches krummgespitztes Bleistiftendchen hatte sich, von einem eigenen Wahlkobold beseelt, fast gegen den Willen der Schreibenden bewegt. Jeder verschwieg den beiden andern, daß er gar keine rechte Zufriedenheit an seiner Stimmgebung empfinde und sich für übertölpelt halte.

Vielleicht gerade aus Ärger darüber war ihr Eifer nun groß, und sie saßen mächtig zu Gericht.

Es ergab sich, daß es die Bürger von Nebenheim waren, von welchen allein ein alter halbtauber Ehegaumer sich auf dem Platze

eingefunden. Jakob, der die Frau hatte besehen wollen und nun der Grimmigste war, eröffnete, nachdem die Namenfinder eine gute Weile fruchtlos gebrütet, seine Meinung dahin, daß „Nebenheimer" an sich ein guter Spitzname werden könne für solche, die überall daneben kommen; daß zwar der Titel des erschienenen Ehegaumers auch eine ironische Bezeichnung für alle diejenigen geben würde, welche so lässig ihres Rechtes warteten; daß aber endlich gerade die Anwendung des Namens der Nebenheimer auf alle trägen Bürger die empfindlichste und abschreckendste Strafe wäre, da gewiß künftig jede Ortschaft sich hüten würde, ihren erhabenen Namen einer solchen Gefahr auszusetzen.

Die zwei Beisitzer Jakobs, welche von allen den heutigen Verhandlungen ganz erschöpft waren, erklärten sich mit seinem Vorschlage einverstanden und übertrugen ihm auch, den vereinbarten Übernamen öffentlich zu verkünden „auf ihm geeignet scheinende Weise", worauf sie sich stracks unter das junge Volk machten.

Inzwischen saß Vater Berghans in einer Laube vor dem Hause, neben dem offenen Fenster des Beratungsstübchens seiner Enkel, weit ab vom Getümmel der Leute, und schaute über die blühenden Felder hinaus. Indem er so in den Sonnenschein blinzelte und dabei ein rötliches junges Dornzweigelchen im Munde hielt, erspähte er den alten Ehegaumer von Nebenheim, der, seinen turmartigen schwarzlackierten Strohhut wie ein Staatsmann in der Hand tragend, würdig einherschritt, an der Seite eine schlanke Mädchengestalt. Die Art, wie dieselbe ihre natürliche Raschheit mäßigte und neben dem langsamen Gange des alten Mannes die unnatürlich keck ausholenden Schritte elastisch anhielt, gab einen gar anmutigen, beinahe feierlichen Anblick.

Berghansli erhob sich und winkte dem Paare, und es näherte sich bald der Laube, während das Mädchen vorsichtig einen schnellen Blick über den Platz warf aus ernsten braunen Augen.

Da man von dem alten Nebenheimer sagte, er wolle sich zu einer verheirateten Tochter zurückziehen und wünsche nun das gegenwärtige Mägdlein, das Kind einer andern verstorbenen Tochter, das bisher bei ihm gelebt hatte, irgendwo wohl anzubringen, da man nicht minder vom Berghansli wußte, daß er einen seiner Enkel, und zwar den Jakob, zu einer wackeren Verehelichung anhalte, um sein häusliches Wesen noch vor seinem Tode fortgesetzt zu sehen, so gewann dieses Zusammentreffen sehr den Anschein einer verabredeten Sache.

Wie dem auch sein mochte, so geschah es jetzt, daß Jakob gerade um die Ecke trat, um dem Großvater die Schlußnahme wegen des Spitznamens und deren Tragweite zu eröffnen, als auch der Nebenheimer mit der Jungfrau anlangte, welche die goldene Kette ihrer Vorfahrinnen wie ein Bürgermeister über den Spitzen und Stickereien ihres Sonntagsstaates und einen grünen spitzigen Roggenhalm gleich einem gestrengen Zepter in der Hand trug.

Jakob ließ den Mund, aus welchem er seine politische Mitteilung hatte wollen ertönen lassen, so lange offen stehen, daß die Fremde volle Zeit gewann, sich von ihrem Erröten zu erholen und dasjenige Benehmen innezuhalten, welches bei solchen sogenannten ersten Zusammenkünften als ersprießlich erscheint und weder etwas verdirbt noch vergibt.

Es war allerdings eine solche Zusammenkunft, wie sich immer deutlicher zeigte. Jakob hatte seine Frau auf einer Seite suchen wollen, die dem Alten nicht gefiel, und dieser die Sache ohne jedes Wissen auf den Wahltag angeordnet.

„Siehst du," sagte er scherzweise, „du hast heute, glaub' ich, eine Mädchenschau abhalten wollen und nun bekommst du unverhofft noch die Allerschönste zu sehen!"

„Sie ist allerdings schön!" erwiderte Jakob immer noch verwundert, daß er diese Entdeckung noch nie gemacht, und ganz unbefangen.

Die Jungfrau aber wiegte ihren Roggenhalm und ließ seine Blattstreifen unverfänglich durch die Finger laufen. Die Begebenheit endigte für heute damit, daß Berghansli und sein Enkel, nachdem die kleine Gesellschaft eine Erfrischung zu sich genommen, den Ehegaumer von Nebenheim und seine Enkelin eine gute Strecke Weges nach Hause geleiteten.

Auf dem Rückwege sagte Berghansli, indem er bei Sternenschein ungesehen etwas lächelte:

„Wie steht's denn mit dem Spitznamen für die Nebenheimer, den ihr in der Stube ausgemacht habt? Hast du die Sache besorgt?"

Ganz verblüfft antwortete der Junge: „Diese Teufelei hab' ich bei Gott ganz vergessen! Allein — nun haben wir da die Bekanntschaft der guten Leute gemacht; ich glaube, das Mädchen würde mich dauern; auch ist ja ihr Großvater der einzige, der gekommen ist!"

„Es ist mir recht," sagte der Alte ernster, „wenn dir das Mäd-

chen gefällt und ihr einig werden könnt. Wenn die Sache mit dem Spitznamen aber nicht eine Torheit gewesen wäre, da dergleichen nie etwas nützt, so würde ich doch sagen, es soll das erste- und letztemal sein, daß du wegen eines Weibsbildes eine politische Tathandlung änderst oder unterlässest! Siehst du, Meister Jakob, so kommt es, wenn man von der Kälte in die hitzigen Anläufe hineinfällt. Immer gleich und stets geübt, das macht den Mann!"

Die mißlungene Vergiftung

In einem schweizerischen Kanton lebt ein Apotheker, ein Mann, der früh und spät unter seinen Töpfen mit Latwergen, Pillen und Salben anzutreffen ist, dessen emsige Hand mit einer bewunderungswürdigen Fertigkeit die Rezepturen komponiert, Extrakte destilliert, Posten einregistriert und überhaupt alles besorgt, was im Reiche seines Geschäfts nur vorkommt; er besucht keine Vergnügungsplätze, gibt keine Gesellschaften und nimmt auch keine Einladungen an; er geht jahraus jahrein in kein Wirtshaus und schmäht über jene, die abends nach vollbrachter Arbeit ihren Schoppen trinken. Seine teure Ehehälfte besorgt das Hauswesen; sie hat keine Magd, tut alles selbst, scheuern und putzen, kochen und braten, flicken und stricken, alles liegt ihr ob; auch sie besucht keine Teegesellschaften, keine Theater und Tanzpartieen, sondern nur wöchentlich mit dem Eheherrn den Gottesdienst.

Diese guten Eigenschaften verlieren aber plötzlich sehr an Gehalt, wenn wir diese Leute schärfer aufs Korn fassen — der Hauptzug ihres Charakters ist Geiz und Mißgunst; es ist zwar nicht jener gemeine Geiz, der sich selbst keinen guten Bissen gönnt und lieber am Hungertuch nagt, als einen Kreuzer aus der schweren Geldkiste nimmt, um schwarzes Brot zu kaufen; nein, dieser schmutzige Geiz ist es nicht, denn er und seine Ehehälfte sind Leckermäuler, und die schönsten und besten Bissen zieren tagtäglich ihren Tisch, die besten Weine kitzeln ihre Gaumen, und den allerfeinsten Knaster dampft der Herr aus seinem Pfeifchen; handelt es sich aber darum, ihren Mitmenschen beizustehen, so ist des Apothekers Herz und Haus verschlossen, und der Arme und Bedrängte kann getrost an seiner Türe vorbeigehen; denn nicht ein Pfennig wird ihm gereicht.

Wenn wir vorhin sagten, daß er alles selbst tue, so ist dieses ein moralischer Zwang bei ihm, ebenso bei seiner Frau, denn kein Gehülfe, keine Magd kann es in seinem Dienste aushalten; er so wie sie mißgönnen diesen jeden noch so karg zugemessenen Bissen; die elendsten Suppen, das schlechteste Brot ist mehr wie gut genug. Sein ganzes Dienstpersonal hatte sich demnach bis auf einen Kopf reduziert, dieser Kopf gehörte dem Lehrling an, einem gefräßigen spindeldürren Burschen, der schon zweimal das Hasenpanier ergriffen hatte, aber jedesmal wieder eingeholt wurde, weil ihn ein Lehrkontrakt auf vier Jahre fesselte. Dieser Bursche wurde daher im Laboratorium, im Magazin und in der Küche, je nach Bedürfnis, postiert, um die rohen Arbeiten zu verrichten.

Hans, so ist sein Name, war aber die Gefräßigkeit selbst, und wo es irgendwo was Eßbares gab, entweder um den Hunger zu stillen oder aber um den Gaumen zu kitzeln, da waren seine fünf Finger zum Griffe bereit. Unzählige Male hatte schon der braunlackierte Rohrstock des Apothekers seinen Rücken blau und grün durchgewalkt, und täglich zogen der Frau Prinzipalin magere Krallen tiefe blutige Furchen in sein Gesicht; doch alle diese Mittel waren nicht kräftig genug, ihm den Kappzaum der Mäßigkeit anzulegen; seine Muskeln waren in steter Bewegung, auch selbst dann, wenn sie nichts zu verarbeiten hatten; öfters lag er vorm Schlüsselloch und sah seine geizige Herrschaft ein köstliches Gericht verzehren, unwillkürlich waren dann aber auch seine Kiefer in auf und ab gehender Bewegung; gekaut mußte unser Hans nun einmal haben, und wäre es auch nur zum Schein.

Sein Lieblingsaufenthalt war das Magazin; hier wurde Kakao mit Zucker, Schokolade, Honig usf. mit einer Gier und Wollust geleckt, gekaut und verschlungen, welchen seligen Genuß er aber stets, wenn er ertappt wurde, mit dem Braunlackierten zu büßen hatte. Eine kleine Entschädigung fand er dann immer in einem Gefräß, von dem sein Tyrann noch gar keine Ahnung hatte; es waren nämlich die weltberühmten Hustenplätzchen: Pâte pectoral von Georgé, Apotheker in Epinal. Diese waren als Kommissionsartikel in einer Kiste verpackt, von welcher er den unteren Boden gelöst hatte, um die Schachteln schichtweise von ihrem Inhalte zu säubern und diesen wie geschnitten Brot hineinzuwürgen. Diese Mahlzeit nannte er seinen Rekompensartikel, doch nur sehr ungern machte er Gebrauch davon, nicht als ob

sie ihm nicht mundeten, sondern eine gräßliche Versuchung hatte er jedesmal zu überwinden, wenn er zu den Schachteln gelangen wollte. Auf dieser Kiste nämlich standen zwei große weithalsige, wohlverschlossene, weißgläserne Flaschen, in welchen nach seinem Dafürhalten die appetitlichsten, feinsten eingemachten Früchte sich befanden, und immer war es ihm, wenn er sie herunternahm, als müsse er hineinlangen, um seine Freßbegierde zu befriedigen; aber die verdammten Etiketten machten ihn zittern und zagen, grau und schwarz wurde es immer vor seinen Augen, wenn er das gräßliche Wort las: „Gift, Sublimat" und dann den grinsenden Totenkopf betrachtete, welcher darunter gemalt war — nein, das ist jammerschade, daß diese herrlichen Früchte giftig sind! murmelte er dann vor sich hin und stellte sie betrübt nach beendigtem Geschäfte wieder an Ort und Stelle.

Eines Morgens, es war Sonntag, als er eben seinem Rekompensartikel wieder tüchtig zusprach, tönte die gellende Stimme der Frau Apothekerin und beschied ihn in die Küche. Das böse Gewissen malte ihm schon die ausgestreckten Krallen der Hausxantippe entgegen; als er die Treppe zur Küche hinabsprang und den letzten Knollen Hustengummi hinabwürgte, — doch hier erwartete ihn ein ganz anderer Anblick. Sein Tyrann stand da im zimmetfarbenen Saturrock, garniert mit blauen stählernen Knöpfen, in ein Paar engen Nankinghosen, weißseidenen Strümpfen und beschnallten Schuhen; in seiner Hand prangte der bekannte Braunlackierte; neben ihm verweilte die Hauseule im zeisiggrünen Kleid mit großem Pelerinkragen, ihre Krallen waren nicht zur Attacke ausgestreckt, sondern waren eben damit beschäftigt, aus einer Handvoll kleiner Münzen die falschen und ungangbaren herauszusuchen, um sie, wie es gewöhnlich geschah, nach dem Gottesdienst in die Armenbüchse zu schieben.

„Hans," hub endlich der Apotheker an, „heute ist der Geburtstag deiner nachsichtsvollen Prinzipalin, meiner lieben Frau, und deshalb besuchen wir heute gemeinschaftlich den Gottesdienst."

„Und hier," nahm die Hausherrin das Wort, „hier ist Arbeit für dich, die du während unserer Abwesenheit verrichten kannst." Ein Puff unter die kurzen Rippen zeigte ihm den Weg zum Feuerherd, wo ein Spanferkel ganz allerliebst am Spieße stak und schon einen angenehmen Duft um sich her verbreitete. „Hier, Bursch, ist das, was du vollbringen sollst; du drehst in einem fort den Spaß, gießest öfters Brühe nach und schürst die

Kohlen. Gib acht, daß nichts verbrennt, oder ich rupfe dir die Ohren rot und blutig!"

„Und auch ich tue dann das Meinige, Schlingel," rief der Herr, indem er den Stock über Hansens Kopf pfeifen ließ. „Ich brate dich gleich jener Sau am Spieß; verstanden, he?"

Unter solchen Drohungen verließ das fromme Paar das Haus. Nachdem das Schloß zweimal geknarrt und der Schlüssel den Rückzug genommen hatte, wurde es unserm Bratenwender wieder wohler ums Herz. Die lieblichen Düfte, die gleich himmlischem Weihrauch seinen Geruchssinn bezauberten, machten endlich seinen Gaumen derart lüstern, daß sein Unterkiefer wieder in das unwillkürliche Kauen geriet; immer brauner und saftiger wurde das Säulein, und hunderttausend kleine Fettbläschen gleich echten Perlen hüpften und tanzten jubelnd, sich vereinigend und zerplatzend und wieder gebärend, auf der glatten Fläche umher, und es knisterte und klapperte und spritzte und zischte, als wälze sich eine kleine Welt voll Leben am Spießdorn um und um. Und der arme Hans, da saß er nun und drehte die Spindel und löffelte und tunkte und schürte, und wie ein fein angerauchter Meerschaumkopf so braun, so glänzend und glatt war die Haut zur Kruste geschmort, und er saß da, den Mund voll Wasser und das stiere Auge fest auf das bratende Ferkelchen gerichtet. Hat doch jeder Koch, jede Köchin das Recht, die von ihnen bereitete Speise zu versuchen, hub er für sich sprechend an, warum soll auch ich nicht ein kleines Pröbchen kosten? Das Krüstchen da am hintern Schinken, das ohnehin zu hoch hervorsteht, wäre wohl nicht übel, die Stelle wird schon wieder braun und glatt! — Gesagt, getan, und fort war das Krüstchen in Hansens bodenlosen Schlund. Es wäre ein frivoles Unternehmen, den Effekt zu beschreiben, den dieser Leckerbissen in seinem Gaumen verursacht hatte; er saß da mit funkelnden Augen und schnalzender Zunge, und aus seinen Mundwinkeln triefte Fett im glänzend langsamen Zuge.

Wer a gesagt, der sagt auch b c d dann hinterdrein. Auch unserm in Wollust und Wonne aufgelösten Hans erging es nicht besser. Mit dem Genuß des ersten Stückchens hatte der Satan ihn schon beim Wickel gefaßt und flüsterte ihm beruhigend zu: „Friß du nur, du armer Schelm, du hast ja sonst nichts auf der Welt als deine Wassersuppe mit verdorbenem Brot und einen ewig blauen Rücken! hast ja auch gar keine freudige Stunde, drum nur noch dreist ein Krüstchen abgelöst, es wird ja ganz

gewiß schon wieder braun, sei deshalb ohne Sorgen, niemand merket den Raub!" Und Hans, der arme Hans, ging in die Falle, der zweite Angriff war noch viel besser und die folgenden zum Entzücken gut, fort war endlich die ganze Kruste. „Sie wird schon wieder braun, du Narr, sie färbt sich schon, nur immerzu," so klang's in seinen Ohren. Der Hauptbissen oder der Knalleffekt des ganzen Mahles waren die Ohrlein der Sau, diese knabberte Hansens Gebiß mit einer Behaglichkeit zusammen, daß er alles rings um sich vergaß: er lebte in einem Wonnetaumel, der seinen Geist, gleichsam wie zwischen Schlafen und Wachen, gefesselt hielt. Die lüsternsten Freßvisionen tanzten unaufhörlich vor seinen Sinnen, bald war es ihm, als befinde er sich unter den Gästen der Hochzeit zu Kana und verschlinge eben eine ganze Pastete von gehackten Kapaunen, während der Oberkoch im rotgalonierten Scharlachfrack mit Beihülfe von noch 14 Unterköchen damit beschäftigt war, eine ungeheuere Schüssel gerade vor ihm auf den Tisch zu stellen, worauf sich ein ganzer gebratener Ochse in aufrechter Stellung befand — und ihm sei die Aufgabe gestellt, diesen Koloß bis auf das nackte Bein zu verzehren. Einmal kam es ihm sogar vor, als sei er eine von den sieben mageren ägyptischen Kühen und habe Reißaus genommen und befinde sich eben jetzt in einer üppigen Kornquader, wo er nach Herzenslust seinen gräßlichen Hunger stille.

Unter solchen Träumereien war endlich das ganze Schweinchen aufgezehrt. Da ließ Hans noch einmal seinen trunkenen Blick vom Kopf bis zum Steiß hinüberstreifen, ob nicht irgendwo ein Stückchen unbeachtet geblieben sei, — doch, o weh! diese Forschung warf ihn gleich einem zerschmetternden Blitz in die Wirklichkeit zurück, denn er gewahrte das noch unbeachtet gebliebene, stockgerade heraussstehende braunglänzende Schwänzchen, das ganz getreu, nur in verkleinertem Maßstab, so aussah wie der braunlackierte Imperativ seines Herrn. Die Kapaunpastete, der ganze gebratene Ochse und die üppige Kornquader waren verschwunden, und jetzt erst sah er das häßliche Gerippe der abgenagten Sau vor sich, und es grinste ihn an, als wolle es sagen: Jetzt, Freund, jetzt kommst du an meiner Stelle an den Spießdorn!

Das war dem armen Hans zu viel: nun stand es fest und unabwendbar in seiner Phantasie, daß der Apotheker ihn zuerst halb totschlagen und dann am Spieß braten werde. „Nein, diese Marter ist zu groß — sterben mußt du nun doch einmal, nun

so sei es denn in Gottes Namen, ich will mir lieber selbst einen plötzlichen Tod bereiten — ich will Gift nehmen!" Und Hans holt die zwei großen gläsernen Flaschen herunter, setzt sich bequem hin und stopft und würgt die delikaten Früchte hinunter. „O köstliches Gift, schade, daß du tötest!" ruft er aus und sinkt ermattet am Herd nieder. Hier erwartet er den Tod, der aber durchaus nicht erfolgen will.

Da knarrt die Haustüre, und gleich einer Salzsäule, mit erhobenem Stocke, weit aufgerissenen Augen und offenem Munde steht der Apotheker da. Er glaubt zu träumen. Da fällt sein Blick auf Hans, dieser lächelt ihm noch sterbend zu, und mit einer Wut fährt er ihm nach der Gurgel, um ihn apfelweich durchzubleuen. Da lallt Hans mit schwacher Stimme: „Lassen's, Herr, lassen's, ich bin gleich tot, lassen's mich, ich habe mich vergiftet!"

Da fährt der Apotheker entsetzt zurück. „Was, vergiftet, vergiftet? womit, mit was denn?"

„Herr, die delikaten Sublimatfrüchte, beide Gläser, Herr, beide Gläser leer, Herr!"

„Da soll dich ja der Teufel holen, du verfluchter Halunke, auch noch meine herrlichen Früchte hast du verschlungen?" und Hieb auf Hieb fiel auf Hansens Rücken. „O ich Tor!" jammerte der Apotheker, „ich glaubte meine Früchte zu retten, als ich eine Giftetikette daraufklebte, und doch sind sie von dieser gefräßigen Bestie verzehrt worden!"

Wenige Minuten nachher sehen wir unsern vergifteten Hans mit einem tüchtigen Gerbmittel im Leib und einem wohlapplizierten Tritt zur Haustüre des Apothekers hinausfliegen.

Therese

Ein Trauerspielfragment

(1849)

Heidelberg, den 11. August 1849.

Konzeption eines Trauerspiels. Motiv: die Familiengeschichte meiner Verw[andten] in Eg[lisau].

Eine reiche Witwe von sechsunddreißig Jahren, welche eine blühende Tochter von siebenzehn Jahren besitzt, aber selbst noch große Lebenslust und Lebenskraft in sich fühlt, lebt in angenehmen pieti-

stischen Verhältnissen, das heißt, sie hat sich einen frommen gesellschaftlichen Kreis gebildet, in welchem ein feiner pietistischer Ton herrscht. Da durch glückliche Vermögensumstände ein solider Grund gelegt ist, welcher die Rauhigkeiten und gröberen Verworrenheiten des Lebens ausschließt, so hat sich eine gewisse scheinbare religiöse Lebensweisheit ausgebildet, in welcher es den Leutchen ganz wohl ist. Man ist auf pietistische Weise gemeinnützig und wohltätig; man tauscht Gefühle und Seelenerfahrungen aus; es gibt eine Menge propagandistischer Interessen und Geschäfte, welche zu besorgen dem sonst eintönigen Frauenleben Reiz und Abwechselung geben. Fremde Empfohlene kommen und gehen, oft aus weiter Ferne; arme Kinder werden versorgt, es wird auf die mannigfaltigste Weise gewirkt. Über alles dies ist ein milder Ton der Mäßigung und der Bescheidenheit gegossen. Es wird fein und delikat gelebt, aber mit einem schlichten einfachen Anstriche, welchen auch die modernen Bildungselemente, die man aufzunehmen nicht verschmäht, annehmen müssen.

So lebt die Frau, welche übrigens einen reichen Geist und Energie verraten muß, in geistlicher Sicherheit und scheint durch und durch ruhig und klar zu sein. Die Tochter ist eine reizende Blume, welche nichts zu tun hat als zu blühen, und die pietistischen Geschichten gehen nur so über sie hin. Was hätte sie auch unter allen Umständen bisher anderes sein können als fromm?

Da kommt ein junger Missionär ins Haus, von edler äußerer Bildung und schwärmerischen Augen. Er ist schon in Afrika gewesen und hat wunderbare Abenteuer bestanden. Die ferne Zone gibt ihm einen weitern interessanten Habitus.

In seinem Umgange wachen die Lebensbedürfnisse der Frau auf. Sie hat ihren verstorbenen Mann nur wenige Jahre besessen und ist, wie schon gesagt, noch hübsch und lebendig. Eine Kohle um die andere wird wieder glühend, und sie hat die größte Mühe, die Glut nicht durch die zarte Decke ihrer äußern Lebensart durchbrechen zu lassen. Sie findet aber bald einen Ausweg, indem sie sich entschließt, dem Missionär ihre Hand und der Sache des Herrn ihr Vermögen ganz zu geben. Indessen hat sich aber der interessante junge Mann an die Tochter gemacht, aufgemuntert durch die Gönner und Freunde, welche gerne den fetten Bissen in den Händen eines Auserwählten sähen. Wie die Frau eben sich anschickt, sich zu eröffnen, hält er feierlich und förmlich, umgeben von dem ganzen salbungsvollen Kreise der Freunde, um die Tochter an.

Sie ist natürlich durch ihr bisheriges Leben und durch den sittlichen Anstand gefesselt und muß augenblicklich gewähren lassen. Aber von diesem Augenblick an erwachen die höchsten tragischen Leidenschaften in ihr, verstärkt durch ihre angeborene Energie und ihren Geist. Von ihrer religiösen Sicherheit und Klarheit herab fällt sie

in eine wilde Ursprünglichkeit zurück, welche mit Gewalttat und Raserei endet.

Die Tochter indessen, unbefangen und rückhaltlos sich einer schönen Liebe hingebend, erfährt auch an sich ein tragisches Schicksal, nicht nur durch ihre Mutter, sondern auch durch den Geliebten, indem sie entdeckt, daß die blasseste Selbstsucht und Kälte in diesem äußerlich edlen und aufgeschmückten Charakter verborgen ist. Gewissenlosigkeit in einem frühern Liebeshandel kann allenfalls noch hinzukommen. So bricht der ganze künstlich aufgebaute Gesellschaftskreis dieser feinen Leute zusammen und begräbt unter seinen staubigen Trümmern den lieblichen Stern dieses Mädchens.

Die gewöhnlichen Ausmalungen und Anschuldigungen der Muckerei gröberer Art müssen übrigens hier ganz wegbleiben.

[Berlin 1851].

Verschiedenheit der religiösen Charaktere.

Jakob: gemütlich und schalkhaft, religiöser Trinker, doch ehrlich.

Marthe [Elisabeth]: Religion des Egoismus; ihr Brot ist ihr Gott; Heuchlerin, alte Betschwester.

Röschen: reizendes naives Naturkind, welchem der anerzogene Glaube unschädlich umhängt wie ein Kindermäntelchen. Beim Aufgang ihrer Liebe tritt sie wie eine Blume frei aus dem zurücktretenden Kelche der konventionellen Religiosität heraus.

[Zürich 187.].

Therese. In der Exposition schlicht und achtlos gekleidet, ohne saloppe Nachlässigkeit, aber auch ohne Spur von Gefallsucht, ohne sichtbares Streben, diesen oder jenen Körperteil hervorzuheben, auszuzeichnen usw. Nicht einmal die Koketterie einer Devotion in der Zugeknöpftheit und Bescheidenheit macht sich bemerklich. Später schüchterne Versuche, sich zu kleiden, zu schmücken, verräterisch rührende, die wieder verschwinden. Zuletzt, am Pfingstmorgen, geht sie bräutlich geputzt mit jugendlichem Liebreiz in die tödliche Katastrophe.

Zur Steigerung. Je mehr die Mutter in ihrer Leidenschaft zum Gefühl der unersetzlichen Einzigkeit heranwächst, desto stärker wird die Tochter in der ihrigen, indem ihr das Vorbild, Beispiel der Mutter als der ersten Autorität ihres Lebens, das Recht der eigenen Liebe, den Wert des bestrittenen Gegenstandes zu beweisen, zu erhöhen scheint und sie selbst zur Beharrlichkeit auffordert. So daß der Konflikt sich verstärkt, statt sich zu mildern, bis es zu spät ist.

[Berlin 1851].

Thereses Leidenschaft wird von einem objektiv beschaulichen Alten als Naturerscheinung mit Ehrfurcht usw. betrachtet, als eines jener Phänomene, welche vor unsern erstaunten und erschreckten Augen plötzlich vorüberziehen, bis sie in sich selbst zugrunde gehen.

Es ist mehr ins Zeug zu gehen. Das Pietistische muß in den Hintergrund geschoben, wo nicht ganz aufgegeben werden. Dagegen soll auf größeren Reichtum der Beziehungen gesehen werden. Ein plastisches äußeres Motiv muß die Handlung tragen. Die Lage des Landhauses an einem gefährlichen Fluß (während sie sonst sonnig, fruchtbar und gesegnet ist), kann hiezu mitwirken. Eine drohende Frühlings-Überschwemmung, welche abzuwehren ist, begründet die Exposition. Notarbeiten, Hilfebegehren und Verwirrung aller Art treffen zusammen und geben der Heldin Gelegenheit, ihre Geistesruhe und Tatkraft, ihr sicheres Urteil zu zeigen. Der Liebhaber wird als Ingenieur am besten durch das gleiche Motiv herbeigezogen. Im Momente der Gefahr begegnet seine Ruhe und Überlegenheit der ihrigen. Zugleich haben die empörten reißenden Fluten des Stromes etwas Verhängnisvolles. Während der hochgehenden und drohenden Flut überfällt Theresen die Leidenschaft, die erst mit dem Tode in den ruhig gewordenen Wassern ihre Erlösung findet.

Die Katastrophe auf Pfingsttag kann beibehalten werden; ein Fest, welches die allverehrte Gutsherrin mit der Landjugend feiern wollte, führt eine chorartige Menge dazu herbei.

Versuchsweise an die aristotelische Katharsis zu denken und sie mit Absicht zu erzwecken. Hilft's nicht, so schadet's auch nicht.

Vielleicht ist folgende Nuance anzubringen: das niedere Volk ist in seinen geschlechtlichen Neigungen und Verbindungen sorglos und unbefangen; es geht, wie's gehen mag, und die Welt geht damit vorwärts. Die Gebildeten und Bewußten aber finden diese Seite des Lebens erschwert; sie sind durch die eigene Bildung, Pflichten, Gewissen usw. gebunden und fühlen sich verantwortlich oder bilden sich wenigstens alles dies ein. Nun fährt die wahre Leidenschaft durch dies künstliche Gewebe.

[Vorletzter Akt]

[Nacht. Garten]

Therese. O du unbarmherzige Nacht, wie folterst du mich! Schläft denn Gott auch, daß diese dunkle Zeit, die keines Menschen Freund ist, so viel Macht haben kann über mein armes Herz? Gibt es keine Religion mehr für mich, wenn die Sonne untergegangen und die letzte Lampe ausgelöscht ist? Alle Fenster sind dunkel wie süß schlummernde Augen; jede Not ruht, die ich sonst mit selbstzufriedenem Gemüte gelindert habe; nur ich bin wach und elend, verlassen und einsam in meiner sündhaften Glut! Wo seid ihr, stille glückselige Gebete, ihr zarten verwöhnten Kinder meiner Seele? Alle geflohen! Und wenn eines sich noch aus meinem Herzen ringt, so beginnt es unter elenden Seufzern und verwelkt unreif auf meinen trockenen Lippen, die nach seinem Munde dürsten! Du unglückliches Weib! — Unglücklich? — Wenn ich dies wäre, so dürfte ich Gott anrufen, der das Unglück sendet — ich bin verlassen und gottlos, ganz verlassen; ich habe gebrochen mit ihm, weil ich nichts Wünschenswertes in seinem ganzen Reiche kenne, wenn er mich nicht an die Brust des Geliebten legt. Er aber hat mir sie verwehrt, er hat mir die einzige Türe des Paradieses gezeigt — und hat sie darauf verschlossen! zu-, fest zugeschlossen! — Mach auf, mach auf, o Herr! Ich kann durch keine andere Pforte eingehen in deine Herrlichkeit. Gib ihn, gib mir ihn, und ich will auf ewig mit ihm zu deinen Füßen liegen! Du bist ja die Liebe! Warum hast du ihn erschaffen, wenn er nicht geliebt werden soll von mir, die ihn allein so lieben kann, wie es ihm gebührt nach seinem Wesen? Ich kann dich nicht mehr lieben, o Herr, wenn ich dich nicht in ihm anbeten darf! Nein, nein, ich kann es nicht; o verzeih' mir meine Sünde! Nein, verzeih' mir sie nicht! Ich vermag deine Gnade nicht zu genießen, wenn sie mir nicht aus seinen Augen strahlt und von seinem Munde lächelt. Ich kenne dich nur in ihm. Meine Augen sind zu schwach geworden, um dich in deinem reinen Glanze zu schauen; ich sehe dich nur in seinem Bilde, aber in demselben ganz, wie dich sonst niemand erfaßt. Niemand! — Man sagt, ich habe eine Tochter und diese liebe ihn auch. — Tochter, eine Tochter! Ich habe eine Tochter, ein süßes Geschöpf und habe doch nie geliebt, eine Tochter geboren ohne Liebe, und jetzt, wo ich die Liebe habe, nimmt sie mir die

Liebe, dasselbe ohne Liebe empfangene Kind! — Und ich mußte es gebären, dieses Kind, damit es geliebt würde von dem, den ich liebe, damit es das Brot esse, welches ich essen, und die Luft atme, die ich atmen sollte. Sind das deine Wege, o Herr? Dann hast du mich nicht zum Leben, sondern zum Tode erschaffen; denn ohne ihn gibt es kein Leben.

O du armes zertretenes Herz! Womit hast du diese unsägliche Trauer verschuldet? (Die Hand auf die Brust.) Hier, hier steht es mit brennenden Zügen geschrieben: Es gibt keine andere Seligkeit für mich als diejenige, welche ich meiden muß! Ich fühle es nun wohl, o Gott, daß ich dich unwissend betrogen habe mit meiner Liebe zu dir. Wie bleich, wie matt war jene Innigkeit gegen diese Inbrunst, welche mich jetzt durchlodert! O, ich kann mir nicht helfen, ich bin verloren, denn ich muß diese Glut als die stärkere und siegreiche anerkennen. (Auffahrend.) Und wer will mich verdammen? (Weich.) Wer hat die beiden Lebensströme auseinandergeleitet? Laßt mich sterben, so will ich eine fromme wunschlose Heilige werden! Aber so lange ich durch dieses Herz lebe, so lange muß ich jenen lieben. Sterben? — nein! Ich darf es nicht. Meine einzige Pflicht ist zu leben, zu leiden — und zu lieben! Wenn ihr das Blut in meinen Adern umkehren und rückwärts treiben könnt — dann will ich mich bessern!

(Sie setzt sich auf eine Bank und schließt träumerisch ihre Augen. Nach einer Weile:) Wart, du süßer Freund! Ich will dir Blumen brechen. (Sie geht umher und pflückt einen Strauß. Sie setzt sich nieder, die Blumen betrachtend.) Wo kommst du her, du lieblicher Lenz, der mich durchschauert? Auf welchem Stern hast du geweilt? Sei mir tausendmal gegrüßt! Sag, du schönes geheimnisvolles Kind, ist es dir nicht wohl an dieser sehnenden Brust? O, es muß dir hier gut sein! Wie manches Jahr habe ich diese Rosen gepflanzt, gepflegt und gebrochen — aber meine Hand hat nicht gezittert und mein Herz hat nicht geklopft! Mich dünkt, es war ein dumpfer Traum, nein! ein bewußtloser Winterschlaf. Jetzt bin ich wach und lebendig. Wie schuldlos und rein seid ihr, ihr liebsten Rosen, und doch seid ihr die irdischen Kinder dieser Erde, die Blumen der Liebe! Ja, ihr muntert mein Herz auf und scheltet nicht, ihr flüstert und plaudert wie Schwestern mit meiner Liebe. Wie heimlich froh blüht und lacht ihr durch die Nacht! Vermag etwa der bleiche Sternenschein eure Röte zu dämpfen? O, ich seh' ganz deutlich, wie schön rot ihr seid. (Sie

drückt ihr Gesicht in die Rosen.) Mir ist, ich müsse euch sogleich auch an seine Augen pressen. Er muß kommen, er muß hier sein! (Aufhorchend. Man hört Schritte.) Er kommt, er kommt! (Aufspringend.) Da ist er! Wer sagt nun angesichts meiner triumphierenden Ahnung, daß meine Liebe kein Recht habe? Wer wagt es, dieses schnell erfüllte Sehnen zu schmähen? Wer sagt mir, alles sei ein Trug? Weg mit gestern, weg mit morgen! Ich kenne von aller Zeit nur diesen Augenblick.

Richard tritt auf.

Therese. Sind Sie's, Richard? — Sehen Sie, ich habe geahnt, daß Sie im Garten wären.

Richard. In der Tat ist diese herrliche Nacht wohl geeignet, verwandte Seelen zu vereinen. Ich habe nie eine schönere Pfingstnacht erlebt. Keine Spur von dem herkömmlichen nächtlichen Pfingstgewitter unserer Poeten: nicht im gewaltsamen Rollen des Donners, nicht in abgerissenen Zuckungen des Blitzes kommt der Heilige Geist über die Welt. Nein, klar und gleichmäßig wallt er von Stern zu Stern. Die Nacht ist überall still und heiter von innen heraus gleich einem großen Diamant. Und sanft verbreitet sich das feine Licht durch alle Geschöpfe. Es ist mir, als ob mir das Herz im Leibe leuchte und schimmere. — Ich kann Ihnen nicht sagen, wie glücklich ich jetzt bin, verehrte Frau!

Therese (drückt ihm rasch den Rosenstrauß ans Gesicht). Da schauen Sie her! Diese Rosen habe ich soeben für Sie gepflückt. Es ist Ihnen also wohl in meinem Hause? Nicht wahr, Sie sind uns doch recht gut, liebster Richard?

Richard (nimmt den Strauß). Liebste Mutter —

Therese (wendet sich erschüttert weg). Mutter! — Eisiges Wort!

Richard (ausdrucksvoll). Teuerste Mutter, nur durch Ihre Gegenwart ward es möglich, daß mein schönes seliges Glück noch einen Reiz mehr gewann. Möchten Sie ganz erkennen, welch eine andächtige Hingebung mein Herz für die Mutter seiner Geliebten fühlen muß! — Es lebt mir ein allerliebstes Mütterchen in der Heimat[1]), und ich kann mir Welt und Leben in keiner Weise ohne sie denken; aber ich bin ruhig und unbefangen dabei. Doch das

[1]) Randbemerkung Gottfried Kellers: „Zu ändern! Er steht ganz allein, hat nie Eltern gekannt und gewinnt nun mit der Braut auch eine Mutter, welche selbst wieder eine herrliche Erscheinung ist, so daß das alles ihm fast zu vornehm schön vorkommt.

Band, das mich an Sie knüpft, liebe Mutter meines Röschens, hat etwas Ungewohntes und Schönes für mich. Wenn ich mich Ihnen nahe, so klopft mein Herz beinahe so stark, als wären Sie Ihr Kind selbst. Es wird mir warm unter Ihren Augen, deren Abglanz diejenigen Ihrer Tochter sind, und gerührt wünsche ich alsdann immer Ihnen so recht wohl zu gefallen.

Therese (für sich). Wie schöne Worte spricht er! Goldene Brosamen, nach denen ich Bettlerin hungrig hasche! Jawohl, goldene Brosamen! Das ist das rechte Wort! Goldstaub! Er verwundet mir die lechzenden Lippen und nährt mich nicht.

Richard. Wohl habe ich bei meinem Streifen durch die weite Welt immer die beglückende Sehnsucht gefühlt, daß ich wenigstens in einem menschlichen Herzen ein heimatliches Kämmerchen habe, darin mein Name warm gebettet ist, in dem Herzen meiner Mutter. Aber nach und nach schien sich mir das von selbst zu verstehen, und je mehr das fliegende Leben mich ernst daran mahnte, daß jenes teure Herz endlich auch einschlafen werde, desto deutlicher begann ich mich dann nach einer neuen Heimat zu sehnen, die sich mir freundlich auftun möchte, noch ehe jene sich geschlossen hat. Es zeugt vielleicht von einer verweichlichten Seele, allein ich bin überhaupt nicht so scharf geschliffen, beste Mutter, wie es den Anschein hat. Und nun, da mir die zarte Brücke so leicht und wohl gebaut ist von einer Brust an die andere, der gefürchtete Übergang so glücklich vermittelt, nun, da mein Leben und Lieben so schön herüberwebt von der alten Heimat in die junge und aus dieser wieder einen sonnigen erquickenden Strahl des Frühlings hinüberträgt in jene, nun darf ich ohne Erröten mich meines gelungenen Glückes freuen[1])! Ich bin nicht mehr einsam nach der Seite des Lebens hin und der kommenden Tage; lebensfroh darf ich vor- wie rückwärts schauen. Und Überfluß ist mir sogar geworden, wenn das Wort nicht Sünde ist: denn durch das Kind, welches mich liebt, ist auch eine zweite Mutter gezwungen, mich in ihr Herz aufzunehmen, und ich bin fast übermütig froh im Bewußtsein dieser schönen Geborgenheit meiner Seele. Liebe, liebe Mutter!

Therese (für sich). Mutter, und immer Mutter! Zehnmal in einem Atemzuge spricht er das Wort aus, und jedesmal senkt er mir ein Messer ins Herz mit lächelndem Munde! (Sich ver-

[1]) „Das egoistische Preisen des eigenen Glückes ist zu vermeiden."

gessend, laut, doch gemäßigt:) Mutter! Süßer heiliger Name, Stolz und Zierde des Weibes! Wie, wie hat es geschehen können, daß du mir ein Wort des Schreckens und des blutigen Vorwurfs geworden bist? Schauder und Grauen durchfahren mich bei deinem Klang und wechseln ab mit dem, was noch schlimmer ist, mit Neid und Trotz gegen die ewige göttliche Ordnung. Ich bin Mutter und darf nicht an mein Kind denken, Mutter, und wüte gegen mein eigenes rosiges Blut! Mutter! Wort des Lebens — für mich das Losungswort des Todes und des Wahnsinns! (Sie verhüllt ihr Gesicht.)

Richard. Wie? Was ist Ihnen, teure Mutter!

Therese (außer sich). Mutter! Hast du denn keinen andern Klang in deiner Kehle als diesen? (Schmeichelnd.) Wie kann ich deine Mutter sein, du großer lieber Junge? (Lacht.) Ein wunderliches Mütterlein! (Schüttelt sich.) O ich verwirre mich, mein Sinnen dreht sich wie ein Kreisel herum — halt mich, Richard, ich schwindle —

(Richard steht erstaunt und ungewiß.)

Therese (an ihn gelehnt, preßt beide Hände an ihre Brust). Fliege, poche, brich auf, du beklemmte Brust! Du kannst nicht? Du hältst wie Stahl die wilden Dämonen zusammen und zwingst sie, sich gegenseitig auf dem Platze aufzureiben, bis alles, alles tot und still ist! Reißt, stecht, verschlingt einander, wühlt das innerste Herz auf! — O, so wild kann es nicht zugehen in dem Busen einer wahren Mutter! Ich fühle, wie jung ich bin, an der Wut dieses Sturmes. (Sie tritt nahe vor Richard hin.) Bin ich nicht jung, lieber Freund? (Reißt ihre schweren braunen Haarflechten auseinander; heftig.) Sind das nicht schöne braune Haare? Ich will alles Heilige verleugnen, wenn du ein graues entdeckst! Sieh mir mal in die Augen! Ist dieser heiße Glanz der Schimmer mütterlicher Huld und Milde? Sieh doch hinein! (Abgewendet.) Weh mir, was tu ich! (Sie wirft sich auf den Boden und verbirgt ihr Gesicht auf der Gartenbank.)

Richard (tritt erschrocken hinter sie, schüchtern). Verehrte Frau! Kaum weiß ich mich zu benehmen. Besinnen Sie sich! Ich fürchte, daß ich, ohne es zu wollen, einen Blick getan habe in irgendein verborgenes Leiden, welches zu kennen mir vielleicht noch nicht zukommt, da man mich ohne Ahnung desselben gelassen hat. Ich bin erschüttert. Indessen bis es mir gestattet ist, auch im Leide die Treue meines Sinnes zu beweisen, eile ich, Rosalien

wecken zu lassen, welche bis dahin hier eher am Platze sein dürfte als ich. Fassen Sie sich, beste Mutter! (Will gehen.)

Therese (aufspringend, führt ihn zurück). Halt, bleib! Du mußt da bleiben, Richard! Nur noch einen Augenblick habe Geduld! Ja, es ist ein Unglück da, ein großes Unglück, und du mußt mir nun helfen, es zu überstehen. Du wirst es können, Richard, du bist ein lieber gescheiter Mann! O, sei recht stark und klug — ich will dir alles sagen! Erschrick nicht! (Faßt seine Hände.) Versprich mir nur eins — halt, schweig noch! — Versprich mir, daß du mich immer achten und lieben willst, wie du es jetzt tust, daß du mich immer, immer im Herzen behalten willst, immer, was nun auch kommen mag! — Willst du, kannst du das?

Richard (küßt ihre Hand). Wie könnt' ich anders? Mein Inneres ist fest und unauflöslich mit dir verbunden, liebe Mutter, sowohl wie mit deinem Kinde, selbst wenn wir äußerlich durch ein Unerhörtes noch getrennt werden sollten. Mein Leben gehört euch, nehmt und braucht es wie ihr wollt!

Therese (entfernt sich von ihm, nach Atem suchend). Fassung! Ja, ich will mein zerrissenes Herz aufschließen, ich will mich den guten Kindern offen in die Arme werfen, daß das Leid gemeinsam werde. Vielleicht löst das vertrauliche Wort den bösen Zauber. — Richard! Sie sind der Bräutigam meiner Tochter — ich bin die Mutter, und — ich liebe Sie auch! (Richard läßt unwillkürlich den Blumenstrauß fallen.) Seien Sie betrübt, aber entsetzen Sie sich nicht so! — Ich bin krank, wahnsinnig. — Fragen Sie nicht, wie es gekommen ist! — Ich habe nie, nie geliebt bis jetzt — so seltsam es klingen mag — ich habe das Leben nie gekannt. — Ich bin außer mir — ich kann mir nicht mehr selbst helfen. — Im ersten Augenblick, da Sie in mein Haus traten, hat es mein Herz getroffen und eben, da ihr zu mir kamt und mir eure Vereinigung gestandet, eben da war ich im Begriffe, Ihnen Herz und Hand selbst anzubieten! — Das ist es. Das ist alles. — Ich sterbe vor Elend. Steh nicht so erstarrt! Ich vergehe vor Scham. — O Gott, sagen Sie etwas!

Richard. Und soll das, was ein ganzes Leben voll Weh bereiten kann, mich nicht eine Minute lang sprachlos lassen?

Therese. Wohl, wohl! — Aber nehmen Sie sich zusammen! Ich darf keine Liebe fordern, aber Trost und Klugheit verlang' ich von Ihnen, Klugheit für uns alle. In dir ist mein Gott ver-

schwunden, von dir verlang' ich seinen Rat. Sage mir, wie ich auf die beste Art sterben kann!

Richard. O mein Röschen, wenn du es nur schon überstanden hättest!

Therese. Röschen! Das ist's! Ich habe das unselige Wort gesprochen, und schon ballt es sich zur donnernden Lawine, die uns alle verschlingt.

Richard (schweigt eine Weile). Nein doch, nein! Es ist unmöglich, daß wir so elend werden. Dazu sind wir — wie soll ich sagen — zu ordentliche, zu artige Leute mit klarem Blick und gesundem Herzen. Wir lassen uns nicht so leicht über den Haufen werfen, nicht wahr, liebe Therese! (Tritt ihr näher.) Hören Sie, Sie haben mich, halb Ernst, halb Scherz, einen Heiden genannt, und legten mir die ruhige Gelassenheit, mit welcher ich bis heute durchs Leben schritt, als Gottlosigkeit aus. Diese Gelassenheit ist mir ein goldener Sarg für manches innere Weh, ein wohlgefalteter köstlicher Schleier für mehr als ein Leid gewesen, und sie soll mir auch über diesen Sturm hinaushelfen, er mag enden, wie er will. Ich kann sie nicht auf Sie übertragen, diese weltliche Tugend; weiß ich doch kaum, ob sich meine Braut schon so innig genug in mich hineingelebt hat, um auf meine Weise das Unglück zu besiegen. — Aber gehen Sie in sich, teuerste Frau! Sie sind eine strenge und fromme Christin, ich kenne trotz meines Heidentums alle Lehren und Trostgründe Ihres frommen Glaubens, sie sind allmächtig für das gläubige Herz. Soll ich Ihnen dieselben hervorrufen helfen?

Therese. Still! Du sprichst umsonst. Das habe ich alles durchgekämpft. Zuerst glaubte ich auch leichten Spieles fertig zu werden durch das, was ich Religion nannte. Aber ich mußte bald erfahren, daß meine Liebe zu dir mit der Liebe zu Gott rang, wie ein ebenbürtiger Bruder, welcher in meinem Herzen den Sieg behielt, wie jedes verfolgte Kind, welches aus seinem väterlichen Hause verstoßen werden soll. Und meine Liebe wurde so vollständig Sieger, daß meine Religion gänzlich in ihr aufging und mit ihr eins wurde. Und alle ihre Waffen nahm sie mit oder vernichtete sie vor ihrer Übergabe.

Richard. Sprechen Sie nicht so! Sie müssen sich erkennen und bezwingen! Nehmen Sie an, daß Ihr Gott, dem Sie Ihr ganzes Leben durch Treue und Ergebenheit gelobt hatten, daß er Sie endlich prüfen wollte. Sagen Sie selbst, von welcher Seite

konnte er Sie anfassen bei Ihrer sonstigen Abgeschlossenheit, Sicherheit und völligen Ruhe, von welcher Seite konnte er Sie fassen, als gerade bei Ihrem innersten Herzen? Welchen Kampf durfte er Ihnen bieten, als den schönsten aller Kämpfe, wenn er glorreich bestanden wird? Sollte er Sie in Armut und Elend stürzen? Sie würden gelächelt und ihn gepriesen haben, daß Sie nun auch äußerlich seinem Sohne gleichen dürften, wie er auf Erden wandelte. Sollte er Ihr Kind nehmen und ins Grab legen? Sie hätten sich seinem unveränderlichen Ratschluß gebeugt und gesprochen: Ihr ist wohl geschehen! Sie hätten in Ihrer Trauer hundert Gründe aufgefunden für den harten Schlag. Nein! Um Ihre Ergebenheit recht auf die Probe zu setzen, mußte er Ihnen eine Liebe ins Herz senken, welche unentbehrlich und notwendig schien, und hernach sagen: Ich will, daß du diese Liebe um meinetwillen bekämpfst und unterdrückst!

Therese (bitter). Spotten Sie der Pietistin!

Richard (erschrocken). Sollt' ich das?

Therese. Es fehlte nur noch, daß Sie mir die Geschichte von jenem Patriarchen erzählen, dem Gott einen Sohn gab und darauf befahl: Schlachte ihn zu meiner Ehre! Nur schade, daß er mir mein Opfer nicht zurückgeben kann, selbst wenn ich es ergeben und freudig bringen wollte!

Richard (seufzt). Ich weiß nichts mehr zu sagen. Ich bin ein schlechter Prediger.

Therese. Nein, Richard! Ich fühl' es, dieser Vulkan muß ausbrennen bis auf die letzte Kohle und ihr armen Kinder könnt nichts tun, als trauernd in die zusammensinkende Glut sehen, in deren letztem Funken erst meine Leidenschaft zu dir verglimmen wird, geliebter Mann! Und jedes deiner Worte verstärkt mir die Gewißheit, daß es ohne dich kein Heil für mich mehr geben kann. Hier, in dem Scheine dieser klugen durchdringenden Augen, an diesem ruhig warmen Herzen kann man leben und sonst nirgends, nirgends! (Sinkt an seine Brust, in heftige Tränen ausbrechend.)

Richard (hält und küßt sie). Und schlägt dieses Herz nicht auch für dich, solang es schlägt? Lerne nur, dich zu ergeben! Es wird und muß gehen.

Therese. Laß mich ruhen! Ich bin sterbensmüd.

Richard (hält sie sorgenvoll im Arm).

Röschen (kommt, sieht die Gruppe und bleibt etwas überrascht hinter derselben stehen).

Richard. Soll ich den frevelhaften Wunsch aufkommen lassen, niemals dein Haus gesehen zu haben?

Röschen (vortretend, schlägt beide sanft auf die Schultern). Richard! Mutter!

Therese (schaut auf). Verbirg mich!

Röschen (umarmt Theresen). Um Gottes willen, was ist dir, Mütterchen? Wie kommt ihr hierher? Was ist geschehen?

Richard (in Verwirrung). Die Mutter ist krank, ernstlich, liebes Röschen! Erschrick nicht! Es wird schon besser werden. (Zu Theresen, schmeichelnd.) Liebste, liebste Mutter, wollen Sie nicht zu Bette gehen? Vertrauen Sie auf die helle, warme Morgensonne! Sie wird nicht lange mehr ausbleiben und uns alle aufheitern. (Er sucht sich von ihr loszumachen; sie schmiegt sich nur fester an ihn.)

Therese. Nein, nein! Es ist aus, es ist zu Ende.

Röschen (in der größten Angst). So sag' nur, Richard!

Richard. Gott! Ich weiß selbst nicht — ein Schrecken, ein Irrtum — — geh' mit der Mutter zu Bett! Ich will in der Stube nebenan wach bleiben, bis es Tag ist. Es wird sich alles geben. (Macht sich los und sucht Mutter und Tochter sanft fortzubringen.)

Therese. Bis es Tag ist? Nein, es muß sich vorher geben. Ich will den bittern Kelch ganz leeren. Merk auf, mein Kind! Du sollst richten über deine Mutter! Ich —

Richard (faßt sie beim Arm). Unsinnige! Schläft denn die Mutter ganz in Ihnen?

Therese (lauter). Laß mich! Es ziemt dem Kinde, mit seinen Eltern zu leiden. Zugleich ist es eine Buße für mich, die einzig mich vielleicht retten kann. Hörst du, Röschen? — ich liebe — deinen Bräutigam.

Röschen (tritt einige Schritte zurück, so daß Richard zwischen beide Frauen zu stehen kommt). Meinen Bräutigam? Wie denn, Mutter, liebst du ihn? So — wie — wie ich?

Therese. Wie du ihn lieben solltest; denn es ist unmöglich, daß du ihn so liebst wie ich.

Röschen (wird bleich; alle sind stumm, dann:) Jedem andern Weibe würde ich auf dies Wort voll Stolz und Freude ins Gesicht lachen und sagen: Glaub' es immerhin! Er ist doch mein! Was soll ich zu meiner Mutter sagen? — Richard!

Richard (nimmt sie in den Arm und küßt sie, dann führt er sie

schnell zu ihrer Mutter hin). Sag' ihr, daß du ihr gutes und treues Kind bist bis zum Tode! (Mutter und Tochter liegen sich in den Armen.)

Röschen. Gott! Mütterchen, es kann ja nicht sein!

Therese. Ich weiß ja wohl — sei nur nicht hart mit mir! — Ich kann nicht mehr. Führ' mich ins Haus, mein Kind! (Therese und Röschen gehen. Letztere sieht sich noch einmal schmerzvoll nach Richard um, Therese bemerkt es und reißt sie hastig mit sich fort. Beide ab.)

Richard (ihnen nachsehend). Ich will ein Röschen brechen und sehe jetzt erst den Abgrund, an welchem es blüht. Konnten meine Schritte mich nicht vorübertragen an diesem unheilvoll seligen Hause? Und doch kann ich mir nimmer denken, daß ich nicht hier gelebt und geliebt haben sollte. Seltsames Leben! Zwei Drittteile der Menschen sind Steine und die übrigen müssen sich in dem Überflusse ihrer Lebensglut selbst verzehren! (Langsam ab.)

(Nach einigen Augenblicken kommen Heinrich und Marie mit verschlungenen Armen lustwandelnd.)

Heinrich. So, nun schleiche dich sachte hinein, liebster Schatz, daß es niemand hört! Es wird bald Morgen sein.

Marie. Das heiß' ich aber geschwärmt! Ich muß mich wahrhaftig schämen vor mir selber. Und doch sind wir so hübsch und gut gewesen diese Nacht. Es ist gar zu schön am Wasser hinaufzugehen. Die reichen Leute haben's gar zu gut! Sie genießen und verschlucken die schönen Mainächte so recht expreß, wie fürs Geld. Es wär' mir nie zu Sinn gekommen, daß es jetzund so schön draußen wär nächtlicherweis, wenn unsre Liebschaft mich nicht drauf geführt hätte.

Heinrich. Ich glaub' immer, die Gestalt am Wasser, die du für einen Geist gehalten, ist kein Geist, sondern auch so eine vornehme Person gewesen.

Marie. Kann wohl sein. Das weiße Kleid, es sah fast so aus wie das, welches ich gestern für unser Röschen gebügelt habe, und das sie heute trug. Sie ist ja auch verliebt und ich gönn's ihr von Herzen. Nur ärgert's mich, daß der kleine Backfisch so dick tun darf mit seinem Heiraten, und ich mit meinen ehrlichen fünfundzwanzig Jahren soll mich schämen und vor allen Menschen verkriechen!

Heinrich. Laß das! Deine sechs Wochen sind bald herum

und dann gehst du, wie gesagt, zu meiner Schwester, bis mein halbes Jahr auch alle ist, und hernach wird geheiratet aller Welt zum Trotz.

Marie (küßt ihn). Und dann will ich so verrückt arbeiten, daß es aussieht, als hätte ich so viel Hände wie der heidnische Götz, über den wir so viel gelacht haben, weißt du? in dem Traktätlein, das mir die Frau neulich gegeben hat.

Heinrich (lacht). Richtig! Aus Indien, glaub' ich — ein komischer Kerl! Sieht aus wie ein Rad ohne Felgen. Da hat mein Herr schönere Götzenbilder in seinem Studierneſt, alle von Gips. Besonders eine Weibsperson ist darunter, die ist fast so schön gewachsen wie du, wenn sie noch ein klein wenig fester wäre. Die müssen schwerer auszutreiben gewesen sein durch unsre Missionäre. (Faßt sie um den Leib, sie küßt ihn.)

Marie. O je, wenn meine Frau wüßte, wie gut es ist, wenn man einen Liebsten küßt, so würde sie mich gewiß nicht fortjagen.

Heinrich. Du Kindskopf! Vielleicht weiß sie's eben und kann doch nicht und schickt dich deswegen aus Neid fort.

Marie. Nein, das doch nicht. Wenn sie wirklich weiß und meint, daß etwas gut und gedeihlich ist für Unsereinen, so gönnt sie es von Herzen. Sie ahnt eben nicht, wie gut es mir anschlägt. Jetzt mach', daß du fortkommst, du Lästermaul! Wart', ich will dir noch einen Strauß auf den Sonntagshut geben, morgen ist Pfingsten! (Sie will an ein Blumenbeet gehen und findet den Rosenstrauß, welchen Richard fallen gelassen.) Ei, schau, da find' ich's ja schon gebüschelt und gebunden!

Heinrich. Zeig' her! Das kommt gewiß von unserm weißen Gespenst. Es spukt hier auch herum. Fürchtest du dich nicht?

Marie (leiser). Jetzt gar nicht mehr. (Sieht sich um.) Ich glaub', wir sind nicht die ersten, die hier geküßt haben. Da nimm die Hälfte und steck' sie morgen hübsch auf den Hut. Die andern steck' ich vor die Brust, und wenn wir zur Kirche gehen, so soll den Blumen kein Mensch anmerken, daß sie beisammen waren. Nun gut Nacht! In zwei Stunden muß ich wieder 'raus. Ich hab' aber doch noch keinen Schlaf.

Heinrich. Doch, ich will tüchtig schlafen, bis es zur Kirche läutet. Gut Nacht, Herzkind!

Marie. Schlaf' wohl. (Ab zu verschiedenen Seiten.)

(Ende des Akts.)

[Letzter Akt]
(Früher Morgen. Saal)

Jakob (aufräumend). Wahrhaftig, man sollte nicht meinen, daß heute heiliger Pfingsttag wäre. Keine Seele rührt sich im Hause. Alles wie ausgestorben! Und sonst an diesem hohen glanzvollen Tage war die Herrin immer zuerst munter. Mit dem ersten Morgenstrahl erging sie sich schon in der Gegend umher. Eine holde Sehnsucht schien sie zu bewegen, und man mußte ihr die Heilige Schrift hinaustragen unter die grünenden Bäume, unter den offenen heitern Himmel. Da blieb sie und las, unterbrochen von anmutigen Träumen und Gesichten aus einem glückseligen Lande, bis das helle Glockengeläute uns alle in das Haus Gottes rief. Und jetzt steht die Sonne schon eine gute Spanne hoch über den Wäldern und noch ist kein Schritt in diesem Hause gehört worden als der meinige.

Elisabeth (kommt ruhig). Gott gebe dir einen fröhlichen Tag, Jakob!

Jakob. Danke schön, liebe Elisabeth!

Elisabeth. Was ist denn das für ein wunderlicher Morgen? Wollen sich denn die frommen stillen Sitten und Gebräuche in diesem Hause vor unsern alten Augen ändern, noch ehe wir dieselben geschlossen haben? Freilich ist es sämtlich junges Blut, das haben wir vergessen, und Jugend hat keine Tugend.

Jakob. Ei, sieh, das hätt' ich vorhin fast auch gedacht. Aber laß die Kinder machen! Einmal verschlafen ist nicht allemal.

Elisabeth. Du lieber Gott! Wenn sie nur schlafen würden!

Jakob. Ei, du erschreckst mich vollends. Was ist's?

Elisabeth. Ich bin schon eine gute Weile vor Tag erwacht und habe mich im Herzen gefreut über das heilige Fest. Ich hab' es nun zum sechsundsechzigsten Mal erlebt und kann sagen: Der Herr hat mir Gutes getan; er hat mir jeden Tag mein Brot gegeben und meinen Geist wach erhalten und mein Gemüt ruhig in diesem Hause, dem ich von Jugend an gedient habe. Darum bin ich auch leise heruntergeschlichen, unsere Frau zu wecken, weil ich noch nichts von ihr sah und hörte; und ich bin doch gewohnt gewesen von jeher, daß sie an solchen Tagen zuerst munter und fröhlich ist, und ich habe gedacht, es wär' jammerschad, wenn sie den feierlichen Morgen zum erstenmal verschlafen sollte. Ich klopf' an ihre Türe — — kein Laut — ich tu' auf und geh' hinein:

da ist das Bett unberührt und bedeckt wie gestern Abend, und ihre Nachtkleider hängen am Nagel und ihr Waschwasser steht ungebraucht auf dem Tisch und keine Frau zu sehen und zu hören. Und ich geh' hinein ins andre Zimmer, wo Röschen schläft: die sitzt aufrecht im Bett wie eine Bildsäule. Und als ich zum Tod erschreckt fragen will, schickt sie mich hinaus auf eine Art, daß mir alle Worte im Hals stecken blieben und ich nur gleich gehen mußte. Es hat mir freilich schier das Herz abgedrückt, daß ich mich so hab' schicken lassen, und konnte doch nichts machen. Und da steh' ich ganz verblüfft am Fenster und seh' hinaus. Und was seh' ich? Zu hinterst in der Wiese am Wasser sitzt die Frau auf dem Bänkchen hinter den Weiden, grad' so wie die Tochter im Bett, auch wie eine Bildsäule, die Hände im Schoß, daß man meinen sollte, es wär' ein Stein. Ich lauf' hinaus, was ich kann, und wie ich in die Nähe komm' und sie anreden will, da sieht sie mich an mit einem Paar Augen, als ob sie mich ihr Lebtag nie gesehen hätte und fragt: Was willst du? Geh' an deine Geschäfte! Da sagt ich: Was haben wir denn jetzt für Geschäfte, als uns zur Kirche anzuschicken? Und sie antwortet: Ich geh' nicht in die Kirche. Geh' nur und zieh' dich an! Und wie ich noch da stand und fragen will, da schickt sie mich grad' so fort wie die Junge.

Jakob. Und du hast dich wieder schicken lassen?

Elisabeth. Hättest du nur diese Augen gesehen! Entweder ist sie die ganze Zeit über, wo wir sie kennen, nicht die gewesen, die sie eigentlich ist, oder sie ist jetzt wenigstens eine ganz andere geworden. Ich hatte in diesem Augenblick keinen Teil und keinen Anspruch an sie; es war, als wäre jedes Band der Zeit wieder zwischen uns entzweigeschnitten, und ich mußte eben gehen; und da bin ich nun.

Jakob. Du lieber Gott! Was ist denn nun das? Hast du gar keine Ahnung, Lisbeth?

Elisabeth (nachsinnend). Wenn ich eine hätte, so möcht' ich sie jetzt nicht kundtun. Ich fürchte fast, es ist nicht alles gut mit diesem Herrn Schwiegersohn, diesem Menschen, der kein einziges Gebetbuch in seinem Koffer mitgebracht hat.

Jakob. Hast du denn seine Sachen durchsucht?

Elisabeth. Freilich hab' ich. Man will doch seine Leute ein bißchen kennen. Ich sah immer nur weltliche Bücher bei ihm herumliegen, denen man es von weitem ansieht, daß keine Silbe

von unserm Herrgott darin steht. Und da hab' ich gedacht, vielleicht versteckt er aus falscher Scham seine Bibel und sein Gebetbuch, wie noch mancher junge Schnaufer, der nur an einem dünnen Faden am Himmel hängt, bis ihn der Herr fester anbindet. Und da hab' ich ein wenig nachgesucht. Er läßt ja alles sein Zeug offen herumliegen und nimmt keinen Schlüssel ab, und das gefällt mir auch nicht; denn ein ordentlicher Christ hebt seine Sachen ordentlich zusammen. Und da hab' ich dir rein gar nichts gefunden, was einem geistlichen Buche nur von weitem gleich sieht.

Jakob. Ei, das mußt du nicht so genau nehmen! Das wird sich schon finden. Besinn' dich ein wenig! Mich dünkt, unsre Marie, die da herumläuft, ohne zu wissen, daß wir ihre Eltern sind, zählt erst fünfundzwanzig Jährchen, und mithin waren wir beide schon ein weniges über die dreißig hinaus, als wir noch vom weltlichen Verführer heimgesucht wurden. Gott verzeih' uns unsre Übeltaten!

Elisabeth. Ja, er verzeih' dir deinen Spott, du grauer Sünder! Was erinnert mich deine Bosheit an die Tage der Finsternis?

Jakob. Ei, nur nicht gleich so hitzig, du närrisches Ding! Was hilft es dir, daß du den Kopf in den Sand steckst und der widerwärtigen Erinnerung dein Hinterteil weisest? Und ich sag' dir nur gleich, sie muß es doch noch wissen vor meinem Ende. Es ist unmenschlich und töricht, es zu verschweigen, und eine Sünde der Eitelkeit.

Elisabeth. Ich sage dir, es ist zu spät. Es würde der ganzen Brüdergemeinde Schaden bringen.

Jakob. Flausen und Dummheiten! Was der liebe Gott weiß, darf auch die Welt wissen. Ich bekümmere mich den Teufel um deine Betschwestern.

Elisabeth. Du bist ein leichtsinniger Tropf, ein Schwörer und ein alter Säufer!

Jakob. Und du bist eine Rabenmutter, ein altes Klapperbein!

Elisabeth. Stehen wir so mit dir, du niederträchtiger Heuchler?

Jakob. Ja, so steht ihr mit mir! Ihr geltet mir samt und sonders nicht mehr als eine Schnur voll getrockneter Saublasen, die im Wind gegeneinander klappern. Einzig und allein unsere Frau nehme ich aus; die hat noch ein Herz, und ein gutes Herz

und ein reines Herz. Aber es wär' ihr besser und wahrscheinlich dem Herren wohlgefälliger gewesen, sie hätt' wieder einen ordentlichen Mann genommen, als daß sie an euch geraten ist, ihr Lumpenpack!

Elisabeth. O du Elender! Ich muß dich nun doppelt bedenken in meinem Gebet.

Jakob. Tu's nicht, sonst bin ich doppelt verdammt!

Elisabeth (weint). O!

Jakob. Heulst du? Es nimmt mich wunder, wo du deine Tränen hernimmst. Das muß ich noch ausfindig machen. Man sagt sonst, sie kommen aus dem Herzen; aber wenn dieses des gänzlichen ausgetrocknet ist, wo sollten sie dann herkommen? Und doch sind sie da, wie das Faktum weist. Auf jeden Fall ist es nicht lebendiges Wasser. Halt! Das ist's. Ja! Du wirst in irgendeinem Winkel noch faules Zisternenwasser haben. Das pumpst du so gelegentlich herauf. Ich bitte dich, hör' auf! Du machst dir ja die Wangen schmutzig. Pfui!

Elisabeth. Schrei' recht! Hast du gar keine Rücksicht mehr für uns?

Jakob. Rücksicht? Ja, ich habe Rücksicht für unsere gute Frau und für mich, wegen des guten Tropfen Weins, den ich bei ihr in Ruhe genießen will; sonst hätt' ich mich schon lang von euch ausstoßen lassen; und in Ansehung des heiligen Festes will ich noch einmal einen Waffenstillstand mit dir schließen. So halt' nun dein Maul! Wir werden einander nicht mehr ändern. Zwar den Punkt mit der Marie behalte ich mir immerhin vor. (Sie gehen ab zu verschiedenen Seiten. Elisabeth seufzend und die Augen trocknend.)

Richard und Röschen treten auf von verschiedenen Seiten und eilen sich in die Arme.

Röschen. Richard!
Richard. Liebstes Herz!

Röschen. Bin ich wirklich wieder an deinem Herzen? O, wäre nun die ganze Welt nicht, kein Vergangenes und kein Künftiges! Es ist mir zumute, als ob lange Jahre des Leidens und des Kampfes zwischen gestern und heute lägen, und wie wenn ich aus einem Grabgewölbe an die Sonne treten würde. O, blick' mich unverwandt an! Laß keinen Strahl dieser heitern treuen Augen neben mich fallen!

Richard. Wo ist deine Mutter?

Röschen. Noch auf ihrem Zimmer.

Richard. Wie ist die Nacht vorübergegangen?

Röschen. Sie hieß mich bald zu Bette gehen, nachdem sie mich heftig und zärtlich umarmt hatte wie noch nie. Sie sagte, sie möchte schlafen. Ich lag lange auf meinem Bette, ohne ein Auge zuzutun, in einem dumpfen verworrenen Zustande. Ich fühlte das Elend und glaubte doch nicht an die Wirklichkeit und Ernsthaftigkeit desselben. Da schlief ich endlich ein, aber zu welchen Träumen! Ich befand mich plötzlich im heftigsten unerhörtesten Streite mit meiner lieben armen Mutter, aber nicht wegen dir. Du erschienst gar nicht in dem Traume. Es war wegen irgendeiner Kinderei aus früheren vergessenen Zeiten. Ich glaubte das schwerste Unrecht zu leiden und schalt mit so bitteren Worten, wie noch nie welche in meine geheimsten Gedanken, geschweige denn über meine Lippen gekommen sind, und die Mutter schmähte wieder und drohte mich zu verstoßen. Wir rangen wie unselige Geister, und der dämonische Kampf wühlte und tobte so stark in meinem Leibe, daß ich todesmüd' und -matt aufgewacht bin. Nun graut es mir so vor der wüsten Erinnerung, als ob das Unheil wirklich geschehen wäre. Es drängt mich fast gewaltsam, der Mutter alle die wilden Worte abzubitten. Und doch besorge ich den ersten Augenblick, wo wir uns wiedersehen.

Richard. Nur Mut und Vertrauen, liebes Kind! Wir müssen uns alle frisch in die Augen sehen. Sie hat ihrer innern Aufregung Worte gegeben. Das drückende Geheimnis ist ans Licht getreten, und gewiß wird es sich sanft in diesem Licht auflösen wie eine dunkle Wolke.

Röschen. Das mag bei euch Männern so sein; darum geht ihr vielleicht nicht unter und schreitet immer fort zu neuem Leben. Mag euch bewegen, was da will, ihr gebt dem Kind einen Namen; das ist euch die Hauptsache, und nachher laßt ihr's laufen, wenn es nicht wohl geraten will. Bei uns ist es gerade umgekehrt, ich fühle es nun wohl; ja, ich unseliges Ding begreife nun recht gut, wie stark doch die Mutter lieben muß mit ihrer ganzen schönen Seele. Und was soll nun für ein Trost sein für uns? Ohne dich kann nicht sein, wer dich kennt und liebt.

(Hier erscheint Therese, bleich und in vernachlässigter Kleidung.)

Richard. Sprich nicht so! Es ist ganz in der Ordnung, daß du nicht glaubst von mir lassen zu können. Sonst aber müßte

ich mich wahrhaftig schämen, wenn ich mich für so unersetzlich wert halten sollte. Es ist schon so viel, wenn man nur einem Herzen unentbehrlich ist, daß es Vermessenheit wäre, an mehr als das zu glauben. Und hat nicht die Mutter ein mächtiges Zauberwort zu ihrer Hilfe: die Notwendigkeit? Dies Wort wird —

Therese (tritt zwischen sie). Sei nicht töricht, guter Mensch! Ich habe das unselige Wort gesprochen, und der Bann ist doppelt unzerreißbar über mich verhängt. Soll ich mich selbst verleumden und schmähen und bekennen, meine Liebe sei wie eine Seifenblase gewesen, durch einen Hauch verschwunden, ein eitler Dunst, vom ersten Sonnenstrahl zerstreut? Nein! Auch die Liebe hat ihre ewigen Gesetze. Ich habe sie in dieser Morgendämmerung gelernt; die frischen Lüfte haben sie mir ins bebende Herz geschrieben, und die aufgehende Sonne hat sie bestätigt. Es gibt für mich keine größere Ehre mehr als an dir zu hangen mit meiner Seele, bis ich nicht mehr bin. Und je hoffnungsloser die Liebe ist, desto mehr verlangt es sie zu zeigen, daß sie alle Hoffnung verdient. Ich fühle, wie ein wonnevoller Eigensinn sich in mir festsetzt, in diesem Gefühle zu leben oder unterzugehen.

Röschen. Und so legst du die Zügel des Lebens und unsers Hauses plötzlich aus den Händen und lässest uns alle preisgegeben dahintreiben? Was soll —

Richard. Nicht weiter, Röschen! — Ich will fort, heute noch, diesen Morgen noch. — Wenn ihr mich beide so liebt, wie ihr sagt, so wird euch das über die nächste Zeit hinaushelfen, daß ihr zusammen leben könnt. Für die Zukunft aber geb' ich die Hoffnung nicht auf und glaube fest, liebe Mutter, daß Sie mich über Jahr und Tag selbst lächelnd wieder rufen werden.

Therese. Ja, du mußt fort, Geliebter, aber — für immer!

Röschen. Mutter!

Therese. Wollt ihr mich ganz einsam leiden lassen? Und wenn ihr auch wolltet, könntet ihr denn glücklich sein? Geht ihr so leicht über mich hinweg? — Wir müssen alle entsagen; ich sag' es nicht nur wegen mir, ich sag' es auch wegen euch. (Immer bewegter.) Könnt ihr leiden, daß ich doppelt unglücklich bin, wenn ich den, welchen ich liebe, in anderen Armen weiß, und dreifach elend, wenn ich mein eigenes Kind um dieses Glückes willen beneiden und hassen muß?

Röschen. O Gott!

Therese. Ja, das ist es, das Verwerfliche. Wollt ihr, daß ich auch die niedrige Qual der Eifersucht dulden soll, und in ihrer verwerflichsten Gestalt? — — Notwendigkeit, sagt ihr? Ist dies Wort nicht so gut für dich da, mein Kind, wie für mich? Bist du unbiegsamer als ich mit deinen siebzehn Jahren, du zartes Röschen? (Schmeichelt ihr.) Ach, die erste Liebe wird so selten reif! Willst du eine Ausnahme machen, mein gutes Kind? Hast du nicht viel mehr Zeit und Hoffnung vor dir als ich? Warum soll ich allein nur vernünftig sein?

Röschen. Und ich allein soll wankelmütig und treulos sein?

Therese. Wer voll Leid und Weh entsagt, ist nicht treulos.

Röschen. Aber wer es ungezwungen tut.

Therese. Ist mein Elend dir kein Gebot, gar keine Art von Zwang?

Röschen. Hast du nicht selbst gesagt: Wer liebt, darf nicht von seiner Liebe lassen? Ich liebe und bin geliebt. Das erst macht mir die Liebesehre zum unzerreißbaren Bann.

Therese (sich zu Richard wendend). Geh' für immer!

Richard. O Mutter, das liegt außer unserm Vermögen.

Röschen. Und außer unserm Wollen.

Therese. Kind! Wo nimmst du diese harten Worte?

Röschen. Sind sie hart? O, liebste Mutter, sie kommen aus meinem Fleisch und Blut. Ich kann nicht anders sprechen.

Therese (fällt ihr zu Füßen). Bezwing' dein Blut! Ich will dich auf den Händen tragen und wie meine Mutter verehren.

Röschen (sinkt zu ihr nieder und fällt ihr um den Hals). Er soll ja gehen, und ich will einsam bei dir bleiben jahrelang. Nur laß mir die Hoffnung!

Therese. Hoffnung — sie wird immer eine Scheidewand zwischen uns sein, nach deiner Seite hin eine grünende Laube, für mich aber eine Dornenhecke. (Drückt sie fest an sich, bittend.) Kannst du diese Wand zwischen uns nicht auch noch sinken lassen?

Röschen. Nein, nein, nein!

Therese. Ach!

Richard. Genug! Sollen wir jeglicher Herrschaft über uns entsagen? Soll sich unser ganzes dreifaches Leben in eine formlose Wolke der Mut- und Selbstlosigkeit auflösen? Rafft euch zusammen, liebste Herzen. Ich gehe, mich zum Scheiden zu rüsten. Aber ich gehe mit der Hoffnung, wiederzukommen, und wenn ich euch etwas bin, so will ich, daß ihr beide die Hoffnung auf

schöne Tage miteinander bewahrt. Versprecht mir das, so ist getan, was wir für jetzt tun können. (Er ergreift ihre Hände, dann, im Abgehen, für sich:) Rührt euch, ihr müden Wanderfüße! Noch ist's nicht Zeit zu ruhen. Wahrhaftig, ich weiß kaum, ob das Wasser, das sich mir in die Augen drängt, mehr von Wehmut oder von Ärgerlichkeit getrieben wird. Wenn ich meinen Zustand an einem Fremden sehen würde, ich fürchte, ich könnte mich eines Lächelns nicht enthalten! (Ab.)

[Theresens Zimmer]

(Therese sitzt an ihrem Tische, den Kopf auf die offene Bibel gelegt. Es läutet zur Kirche. Marie kommt, festlich gekleidet mit Rosen an der Brust.)

Marie (nachdem sie einen Augenblick ungewiß gewartet hat). Frau!

Therese (aufsehend). Was willst du?

Marie. Ich gehe in die Kirche und wollte fragen, ob Sie nachher etwas auszurichten haben.

Therese. Bist du mir bös, Marie?

Marie. Nein, liebe Frau! Denken Sie das nicht von mir!

Therese. Du bist zu froh, um bös zu sein. Nicht wahr?

Marie. Das auch ein wenig, wenn ich es sagen darf, ohne daß Sie mich noch für leichtsinniger halten, als Sie schon tun.

Therese. Kannst du mir mein Unrecht verzeihen, Marie, wenn ich es reuevoll eingestehe? (Hält ihr die Hand hin.)

Marie (ergreift weinend ihre Hand und küßt sie). Lieber Gott! Es ist schon lang verziehen.

Therese. Ich habe gehört, ihr wollt euch bald heiraten. Wovon könnt ihr leben?

Marie. Wir wollen arbeiten, so viel wir können.

Therese. Ihr sollt aber nicht mehr von fremden Leuten abhangen. Ich schenk' euch das kleine Gut am Berge: der Pächter zieht in wenigen Wochen weg und dann könnt ihr darauf sitzen als auf euer Eigentum.

Marie. Herrje! Das mit der schönen Wiese und dem Weinberge, wo die Sonne den ganzen Tag hinscheint? Herrje! Was wird sich der Strolch, der Heinrich, für ein Ansehen geben, wenn er seine eigenen Rebpfähle zuspitzt und die Bauern fragt: Was meint ihr, sollen wir zu Markt fahren, oder noch abwarten? Der

Kerl wird mir ein rechter Geizhals werden! (Traurig.) Die Sache sieht aber gar nicht wahrscheinlich und vernünftig aus.

Thereſe. Sei ohne Sorge! (Geht an den Schreibtisch und schreibt in ihr Tagebuch und sucht ein Papier.) So für alle Fälle ist das schon genug. Da hast du die Urkunde, verwahr' sie! Dein Bursch' muß nachher damit in die Kanzlei.

Marie (steckt sie freudig hinter das Mieder). Jetzt weiß ich fürwahr nicht, was ich sagen soll. Wir wollen Ihnen einmal zusammen danken, mein Schatz und ich, liebe gütige Frau! Doch halt — gleich jetzt in der Kirche kann ich mir Luft machen.

(Thereſe seufzt und stützt den Kopf auf ihre Hände.)

Marie. Wie? Ist Ihnen übel?

Thereſe. Es ist mir sehr weh, mein Kind.

Marie. Himmel! Ich will das Fräulein holen.

Thereſe. Nein, bleib' da! Es wird schon besser werden. Bleib' du bei mir ein Stündchen! Du kannst morgen in die Kirche! Willst du?

Marie. Mit tausend Freuden!

Thereſe. Komm' setz' dich nieder!

Marie (für sich). Ei, wer hätte gedacht, daß die so gut und freundlich sein kann! So habe ich sie gar nie gesehen.

Thereſe (blättert in der Bibel, für sich). Laß seh'n, heiliges Buch, ob ich dich noch verstehe! — Das flimmert mir vor den Augen wie eine uralte fremde Schrift! (Seufzt!) O weh, weh, weh! Es schwindelt mir — wo bin ich — wo sind wir, Marie?

Marie. Lieber Gott! Ich will doch —

Thereſe. Still, still! Sei mäuschenstill! — Da, lies mir etwas vor, was du willst, schlag' aufs Geratewohl auf!

Marie. Ich will mit einer Nadel hineinstechen, wie Sie sonst oft tun. (Sie liest.) „Was hat der Mensch mehr von aller seiner Mühe, die er hat unter der Sonne? Ein Geschlecht vergehet, das andere kommt. Die Erde aber bleibet ewiglich."

Thereſe. Das ist im Prediger Salomo. Fahre fort!

Marie (liest). „Die Sonne gehet auf und gehet unter und läuft an ihren Ort, daß sie daselbst wieder aufgehe. Der Wind gehet gegen Mittag und kommt herum zu Mitternacht und wieder herum an den Ort, da er anfing. Alle Wasser laufen ins Meer; doch wird das Meer nicht voller; an den Ort, da sie herfließen, fließen sie wieder hin."

Thereſe. Wenn sie aber wider ihren eigenen Lauf fließen

müssen, so gibt es jedesmal ein Unglück. Steht das nicht auch dort?

Marie. Nein!

Therese. Lies weiter unten!

Marie (liest). „Sei nicht schnell mit deinem Munde und laß dein Herz nicht eilen, etwas zu reden vor Gott! Denn Gott ist im Himmel und du auf Erden: darum laß deiner Worte wenig sein! Denn wo viel Sorgen ist, da kommen Träume, und wo viel Worte sind, da höret man den Narren. Wenn du Gott ein Gelübde tust, so verzeuch's nicht, zu halten; denn er hat keinen Gefallen an den Narren. Was du gelobest, das halte! Es ist besser, du gelobest nichts, als daß du nicht hältst, was du gelobest."

Therese. Lies weiter unten, etwas anderes!

Marie. „Denn bei allen Lebendigen ist, das man wünschet, nämlich Hoffnung. Denn ein lebendiger Hund ist besser, weder ein toter Löwe. Denn die Lebendigen wissen, daß sie sterben werden. Die Toten aber wissen nichts. Sie verdienen auch nichts mehr, denn ihr Gedächtnis ist vergessen, daß man sie nicht mehr liebet noch hasset, noch neidet, und haben kein Teil mehr auf der Welt in allem, das unter der Sonne geschiehet. So gehe hin und iß dein Brot mit Freuden, trink deinen Wein mit gutem Mut, denn dein Werk gefällt Gott! Laß deine Kleider immer weiß sein, und laß deinem Haupt Salbe nicht mangeln! Brauche des Lebens mit deinem Weibe, das du liebhast, solange du das eitle Leben hast, das dir Gott unter der Sonne gegeben hat, solange dein eitel Leben währet! Denn das ist dein Teil im Leben und in deiner Arbeit, die du tust unter der Sonne."

(Geräusch hinter der Szene; es wird an die Türe gestoßen.)

Therese. Wer stört uns in unsrer trefflichen Andacht?

Marie (sieht nach). Man bringt die Kisten des Herrn Richard die Treppe herunter.

Therese. So lies lauter!

Marie. Wo blieb ich denn stehen?

Therese. Es ist gleich. Schlag' um[1])!

Marie. „Da stund ich auf, daß ich meinem Freunde auftäte. Meine Hände troffen mit Myrrhen, und Myrrhen liefen über meine Finger an dem Riegel am Schloß. Und da ich meinem

[1]) Randbemerkung Gottfried Kellers: „Therese soll mehr sprechen."

Freunde aufgetan hatte, war er weg und hingegangen. Da ging meine Seele heraus nach seinem Wort. Ich suchte ihn, aber ich fand ihn nicht. Ich rief, aber er antwortete mir nicht. Es fanden mich die Hüter, die in der Stadt umgehen; die schlugen mich wund; die Hüter auf der Mauer nahmen mir meinen Schleier. Ich beschwöre euch, ihr Töchter Jerusalems, findet ihr meinen Freund, so saget ihm, daß ich vor Liebe krank liege!"

Therese (steht rasch auf und öffnet das Fenster; indem sie hinausschaut, sucht sie ihre Tränen zu verbergen). Sieh', mein Kind, wie schön ist die Welt! Nun ist alles, alles grün geworden — und die tiefe blaue Luft! Dort gehen Leute auf dem Berge. Kannst du sie sehen?

Marie. Ja, es sind zwei Burschе in weißen Hemdärmeln, wie es mir scheint.

Therese. Lies weiter!

Marie (liest). „Komm, mein Freund, laß uns aufs Feld hinausgehen und auf den Dörfern bleiben, daß wir früh aufstehen zu den Weinbergen, daß wir sehen, ob der Weinstock blühe und Augen gewonnen habe, ob die Granatäpfelbäume ausgeschlagen sind! Die Lilien geben den Geruch, und vor unsrer Türe sind allerlei edle Früchte. Mein Freund, ich habe dir beide, diesjährige und vorjährige behalten." — Das macht einem ordentlich Lust, hinauszulaufen. Heut' muß der Heinrich recht weit mit mir spazieren gehen. (Liest.) „Seine Linke liegt unter meinem Haupt und seine Rechte herzet mich. Ich beschwöre euch, Töchter Jerusalems, daß ihr meine Liebe nicht aufwecket noch reget, bis es ihr selbst gefällt. Wer ist die, die herauffähret von der Wüste, und lehnet sich auf ihren Freund? Unter dem Apfelbaum weckte ich dich, da deine Mutter dich geboren hatte, da mit dir gelegen ist, die dich gezeuget hat. Setze mich wie ein Siegel auf dein Herz und wie ein Siegel auf deinen Arm! Denn Liebe ist stark wie der Tod, und Eifersucht ist fest wie die Hölle. Ihre Glut ist feurig und eine Flamme des Herrn, daß auch viele Wasser nicht mögen die Liebe auslöschen, noch die Ströme sie ersäufen. Wenn einer alles Gut in seinem Hause um die Liebe geben wollte, so gölte es alles nichts."

Therese (noch immer hinausschauend). „Stark wie der Tod und fest wie die Hölle!" — — Marie, mich dünkt, dein Schatz schleicht um den Garten herum. Geh' hinunter und grüß' ihn von mir!

Marie. Darf ich? Der wird Augen machen! (Sie geht.)

Thereſe (ſchöpft Atem). Zu eng, zu eng ſind mir dieſe Wände, das Haus, das ganze Tal! O du ſchöner blauer Himmel! Jetzt möcht' ich ganz allein auf dem Berg Libanon ſein, wo die breiten Zedern ſtehen, wo von weitem das Meer funkelt! Ich bin berauſcht, berauſcht! So ſtark und ſüß iſt mein Elend. Gleich, gleich möcht' ich nun ſterben! Sterben? — Du ſanftes, liebliches, rechtes Wort! Still friedlich tauchſt du aus der dunkeln Tiefe wie ein einſamer Stern! — (Sie ſchaut in die Landſchaft hinaus.) Schimmre nur, du kühles Waſſer, hinter den Bäumen! Ei, wie mutwillig plätſchern die ziehenden Wellen! Sie werfen ſich Diamanten zu. — (Auf und ab gehend.) Sterben! Tod! — Holdſeliger Gedanke! Gleich einem ſtrahlenden Engel trittſt du aus dieſem Sonnenſchein, aus dieſem Blühn und Glühn zu mir heran! Du ſcheinſt mir gewaffnet mit dem glänzenden Schilde der Unfehlbarkeit gegen alle törichten Angriffe und deine Hand trägt die Zweige des Friedens und der Ruhe! — „Komm, ſüßer Freund, laß uns aufs Feld hinausgehen und ſehen, ob der Weinſtock blühe und die Granatbäume ausſchlagen!" — — Meine Augen brennen mich und wollen zufallen — — friſches Waſſer, friſches Waſſer iſt gut für ſie — auch dürſtet es mich heftig! Wenn ich nur ſchon dort wäre! (Sie ſieht ſich im Spiegel.) Pfui, wie ſeh' ich aus! Wer wird denn ſo zur Hochzeit gehen? Mein Herz iſt noch gut wie ein ungetragenes Brautkleid, nur ein wenig vergilbt. Was kann ich dafür? Ich will es klar machen. (Sie will in ein Nebenzimmer gehen, ſteht plötzlich ſtill und ſchreit auf.) O mein Kind! — Halt! Nur nicht gleich verzagt! — Auch ſo wird es gut ſein. — Iſt es nicht gut, daß die alte Blume abfalle, wenn die Frucht aufgeht? Ich laſſe meinen beſſern und ſchönern Teil zurück, und niemand ſoll ſich beklagen!

(Raſch ab.)

Parabel

Einer ging an den See des Lebens, um nach Menſchen zu angeln; aber er fing nichts. Da kam ein Unbekannter und ſagte: „Wenn du Menſchen fiſchen willſt, ſo mußt du dein Herz an die Angel ſtecken, dann beißen ſie an!" Jener folgte dem Rat, und ſogleich ſchnappten ſie unten nach dem Köder, riſſen ihn von

der Angel und fuhren damit in die Tiefe. Da war der Fischer betrübt. Allein bald wurde es ihm so leicht zumut, daß er auf die wilde See hinausfuhr und die Menschenfische zu Tausenden mit dem Netze fing, und er war nun ihr Herr und schlug sie auf die Köpfe. Und der ihm den Rat gegeben hatte, war der Teufel.

Vom Fichtenbaum, dem Teiche und den Wolken

Die herrliche Abendsonne beschien mit ihren goldenen Strahlen einen großen Fichtenbaum, welcher an einer felsigen Berghalde stand. Sein stachlichtes Laub prangte im schönsten Grün, und seine Äste waren wie mit Feuer übergossen und glänzten weithin durch die Gegend. Er freute sich dieses Glanzes und meinte, all diese Herrlichkeit gehe von ihm selbst aus und sei sein eignes Verdienst, so daß er sehr eitel ward und prahlend ausrief: „Seht her ihr andern Gewächse und Geschöpfe um mich her, wo erscheint eines in solcher Pracht wie ich edle Fichte? Gewiß, ihr seid sehr zu bedauern, daß euch der Schöpfer nicht schöner geschmückt hat.“ Die Sonne hörte diese eitle Rede und wurde darüber unwillig, so daß sie ihre Strahlen von dem Baume weg auf einen dunklen Teich wandte, der unten am Berge in tiefer Ruhe lag. Der Fichtenbaum sah nun so öd' und traurig aus wie vorher; der Teich aber bewegte sich freudig in kleinen goldenen Wellen und widerstrahlte das Bild der Sonne in tausend Feuerpunkten. Allein auch er wurde stolz darauf und glaubte am Ende, er selbst sei die Quelle aller dieser Klarheit, und verspottete die anderen Gewässer, welche im Schatten lagen. Da wurde die Sonne abermals unwillig, zog Wolken zusammen, in denen sie sich verhüllte, und der Teich lag nun wieder in seinem düsteren melancholischen Grau wie zuvor und schämte sich. Die Wolken hingegen begannen jetzt zu glühen und scheinen wie Purpur und verbreiteten sich wohlgefällig am abendlichen Himmel, als die Erde schon im Schatten lag. Da wurden auch sie übermütig und riefen: „Erglänzen wir nicht viel schöner denn die Sonne?“ Und zum dritten Male wurde die Sonne unwillig, und indem sie hinter den Horizont hinabstieg, entzog sie ihre Strahlen den undankbaren Luftgebilden, und Wolken, See und Bäume verschwammen nun in der grauen Dämmerung, bis endlich die Nacht all diese eitlen Geschöpfe der Vergessenheit übergab.

Die Leuchtwürmchen und die Sterne

(Eine Fabel)

Zur Zeit der Abenddämmerung saßen drei oder vier Leuchtwürmchen in einer Wiese unter den Kräutern und Blumen, und man sah, wie sie geheimnisvoll die Köpfe zusammensteckten, emsig hin und her krochen und sich eifrig besprachen, so daß man glauben mußte, es sei etwas sehr Wichtiges im Werke. Als nun die Nacht auf die Felder und Fluren herniedersank und die Sterne am Himmel erglänzten, da erklommen sie einen hohen Grashalm und sprachen zu den Sternen: „Ihr lieben Sternlein! Ihr müßt gewiß sehr müde sein von eurem allnächtlichen Wachen, drum geht einmal ohne Sorgen schlafen, wir wollen indes die Erde für euch beleuchten!“ Die Sternlein lächelten einander an und verbargen sich zum Spaße hinter kleine Wolken; die Leuchtwürmchen aber glänzten die ganze Nacht hindurch aus allen Leibeskräften und am Morgen meinten die guten Tierlein, sie hätten die Erde erleuchtet.

2. Vermischte Aufsätze

Selbstbiographie

(1889)

Gottfried Keller ist geboren am 19. Juli 1819 in Zürich als Sohn des Drechslermeisters Rudolf Keller von Glattfelden, der 1817 nach der genannten Stadt gezogen war, aber schon im Jahre 1824 im Alter von dreiunddreißig Jahren starb und seine Witwe Elisabeth, geb. Scheuchzer von Zürich, mit zwei Kindern, dem fünfjährigen Knaben und einem dreijährigen Töchterchen hinterließ. Letzteres, nachdem es seit dem Tode der Mutter ein Vierteljahrhundert allein mit dem Bruder zusammengelebt, ist im Herbst 1888 sechsundsechzigjährig gestorben.

Den Knaben wußte die Mutter bis zum Beginn des sechzehnten Jahres durch die Schulen zu bringen und ihm dann die Berufswahl nach seinen unerfahrenen Wünschen zu gewähren. Im Herbst 1834 kam er zu einem sog. Kunstmaler in die Lehre, erhielt später den Unterricht eines wirklichen Künstlers, der aber von allerlei Unstern verfolgt, auch geistig gestört war und Zürich verlassen mußte. So erreichte Gottfried sein zwanzigstes Jahr, nicht ohne Unterbrechung des Malerwesens durch anhaltendes Bücherlesen und Anfüllen wunderlicher Schreibebücher, ergriff dann aber mit Ostern 1840 auf eigenen und fremden Rat den Wanderstab, um aus dem unsichern Tun hinauszukommen und in der Kunststadt München den rechten Weg zu suchen. Allein er fand ihn nicht und sah sich genötigt, gegen Ende des Jahres 1842 die Heimat wieder aufzusuchen. Während er hier seine Bestrebung im Komponieren großer Phantasielandschaften von neuem aufzunehmen glaubte, geriet er hinter seinen Staffeleien unversehens auf ein eifriges Reimen und Dichten, so daß ziemlich rasch eine nicht eben bescheidene Menge von lyrischen Skripturen vorhanden war.

Um diese Zeit lebte A. A. L. Follen in Hottingen, der vom Wartburgfeste her wegen seiner schönen Gestalt deutscher Kaiser

genannt wurde, wie die Sage ging. Er war an der von Julius Fröbel gegründeten Verlagsbuchhandlung „Literarisches Comptoir in Zürich und Winterthur" beteiligt, welche später auch Arnold Ruge nach Zürich zog, als seinen Reformplänen dienend.

Follen, welchem Gottfried Keller nach Art junger Anfänger seinen Erstlingsvorrat vorgelegt, sichtete diese Papiere und veranlaßte die Aufnahme eines Teiles in das vom Literarischen Comptoir herausgegebene „Deutsche Taschenbuch auf das Jahr 1845", das poetische Beiträge von Hoffmann von Fallersleben, Robert Prutz u. a. brachte. Der zweite und letzte Jahrgang 1846 enthielt einen weitern Teil, und ein inzwischen entstandener Zyklus von Liedern erschien im Stuttgarter Morgenblatt. Aus diesen Bestandteilen redigierte Follen, der die Sache väterlich an Hand genommen und führte, den ersten Band von Gottfried Kellers Gedichten, der 1846 in Heidelberg erschien.

Um diesen Übergang zur Literatur zu bekräftigen, begann er ein und anderes Kollegium an der Universität zu hören, so Herbartische Psychologie und Geschichte der Philosophie bei Bobrik, und zwar ohne genügende Vorbildung, und tat sich auch sonst etwa bequemlich um, wie ungezogene Lyriker zu tun pflegen. Nur das Dichten trieb er, ebenfalls nach der Weise solcher, gewissenhaft weiter, als ob jeder Tag ohne Vers verloren wäre. Die Aufregungen des Sonderbundskrieges und der darauffolgenden Februar- und Märzrevolutionen verrückten aber den Dichtern den Kompaß und stellten die Zeitlyrik eine Weile kalt. Die einen saßen in den Parlamenten, die andern vertauschten die Poesie mit mißlichen Kriegstaten; für Gottfried Keller eröffnete sich der Ausweg, daß ihm von seite der Kantonsregierung ein Reisestipendium behufs einer Orientfahrt zur Gewinnung „bedeutender Eindrücke" angeboten wurde, übrigens ohne bestimmteren Zweck. Um solche Reise nutzbringender zu machen, wurde ihm freigestellt, vorher ein Jahr zur Vorbereitung auf einer deutschen Universität zuzubringen. Demnach begab er sich im Herbst 1848 nach Heidelberg; allein statt den ägyptologischen und babylonischen Dingen nachzugehen, ging er denjenigen nach, welche den Tag bewegten und von der Jugend gerühmt wurden. Bei Hermann Hettner, dem er persönlich befreundet wurde, hörte er dessen jugendlich lebendige Vorträge über deutsche Literargeschichte, Ästhetik und ein Publicum über Spinoza, bei Henle Anthropologie, bei Ludwig Häußer deutsche Geschichte, und als Unikum in

seiner Art die Vorträge Ludwig Feuerbachs über das Wesen des Christentums, welche dieser, von einem Teil der Studentenschaft herberufen, auf dem Rathaussaale vor einem Publikum von Arbeitern, Studenten und Bürgern hielt. Durch all das geriet Keller so in den Fluß der Gegenwart hinein, daß er vor Ablauf des Winterhalbjahres schon nach Hause schrieb, ob er das zweite Reisejahr statt in Ägypten, Palästina und der Enden, in Deutschland, z. B. in Berlin zubringen dürfte, was ihm sofort bewilligt wurde. Wegen der politischen Ereignisse des Jahres 1849, vorzüglich des badischen Aufstandes, war in diesem Jahre aber in Ortsveränderungen nicht viel zu tun, als bei aller Teilnahme das Mitleid zu empfinden, das der Anblick abgefallener, in ihrem Bewußtsein irre gewordener Truppen unter allen Umständen erweckt, wenn sie von fremder Hand hin und her geworfen werden. So wurde es Ostern 1850, bis Gottfried Keller den Rhein hinunterfuhr und in Berlin anlangte mit der Befugnis, dort noch ein Jahr nach Gutfinden der Pflege seiner literarischen Instinkte zu leben, zu sehen und zu hören, was denselben entgegenzukommen schien. Es geschah aber nicht viel mehr, als daß er sich in dramaturgische Studien zu vertiefen suchte, indem er so oft als möglich in die Theater ging und nachher an Hand des mitgenommenen Zettels, den er aufbewahrte, eine Reihe von Betrachtungen und Folgerungen schrieb, die er für sich aufbehielt. Zugleich aber begann er den Roman „Grüner Heinrich" zu schreiben, zu welchem einige Anfänge vorlagen. Die vier Bände dieses Buches erschienen 1854, denn es wurde Herbst 1855, bis er von Berlin wieder heimreiste.

Im Jahre 1851 erschienen die neueren Gedichte, außerdem schrieb er in Berlin noch den ersten Band der „Leute von Seldwyla", der 1856 ans Licht trat. Manches wurde zwischenhinein getrieben und entworfen, so auch die ersten Kapitel des „Sinngedichtes", das aber erst in den siebziger Jahren vollendet, d. h. im ganzen verfaßt wurde. Weil nun mit dem Jahre 1850 auch die Stipendiengelder zu fließen aufgehört hatten und damals die Honorareinnahmen für junge Leute noch spärlich waren, so geriet Gottfried Keller in allerlei Nöten von jener Art, die man nicht sieht, bis sie da sind.

Im Jahre 1855 kehrte er endlich nach Zürich zurück, ein erweitertes Bewußtsein mit sich nehmend und in Deutschland gewonnene Freundeskreise zurücklassend.

In Berlin hatte er noch die „Sieben Legenden" begonnen und

schrieb sie nun zu Hause fertig. Gedruckt wurden sie erst 1872. Sodann schrieb er einen Teil der neueren Seldwyler Erzählungen, sowie für Berthold Auerbachs Volkskalender „Das Fähnlein der sieben Aufrechten", welches Opus als Ausdruck der Zufriedenheit mit den vaterländischen Zuständen gelten konnte, als Freude über den Besitz der neuen Bundesverfassung. Es war der schöne Augenblick, wo man der unerbittlichen Konsequenzen, welche alle Dinge hinter sich herschleppen, nicht bewußt ist und die Welt für gut und fertig ansieht.

Im Jahre 1861 war die Stelle des ersten Staatsschreibers neu zu besetzen. Infolge einer an ihn ergangenen Aufforderung bewarb sich Gottfried Keller, der nicht daran gedacht, um die Stelle und wurde von der Regierung mit fünf gegen drei Stimmen gewählt, was im gleichen Verhältnisse gebilligt und getadelt wurde. Er bekleidete das Amt während fünfzehn Jahren und legte es Anno 1876 in dem Augenblicke nieder, in welchem er sich überzeugt hatte, daß er die schwindenden Jahre mit besserem Erfolg als früher den literarischen Arbeiten widmen könne.

Diese wieder aufnehmend, gab er die „Züricher Novellen" heraus (1878), dann den umgearbeiteten Roman „Der grüne Heinrich" in einheitlicher autobiographischer Form und bedeutend gelichtet (1879), im Jahre 1881 den Novellenzyklus „Das Sinngedicht", 1883 die „Gesammelten Gedichte" und 1886 den Roman „Martin Salander", der durch Ungunst der Verhältnisse seines ausführlichen Schlusses ermangelte und statt desselben einem selbständigen Buche rufen dürfte.

Im Sommer 1889 begann die Ausgabe der gesammelten Werke Gottfried Kellers zu herabgesetztem Preise in zehn Bänden. Ferner dürften einige jener dramatischen Projekte aus den jüngern Jahren in Gestalt von Erzählungen erscheinen, um die so lange Jahre vorgeschwebten Stoffe oder Erfindungen wenigstens als Schatten der Erinnerung zu erhalten und zu gewahren, ob die Welt vielleicht doch ein ausgelöschtes Lampenlicht darin erkennen wolle. Sollte es der Fall sein, wäre der Schaden, wo die Bühne wie ein Dornröschen von dem abschreckenden Verfallsgeschrei umschanzt ist, nicht groß.

Autobiographisches

(1876)

I

Die autobiographischen Belustigungen der „Gegenwart" fanden bisher, so viel ich wahrgenommen, fast nur unter Herren statt, welche über ihr Leben schrieben, insofern sie es überhaupt mit Schreiben zugebracht. Es handelt sich mithin um ein Bekenntnis, mit wieviel Lust oder Leiden man sich in diese schreibende Welt gestellt sehe, und wie man in dieselbe hineingeraten.

Forschen wir nach Stimmen über den Stand der Schreiber im allgemeinen, so tönen dieselben verschieden.

In einem alten Liede heißt es:

Ein feder hintern oren,
zu schreiben zugespitzt,
tut manchem heimlich zoren,
da vorn der schreiber sitzt
für andern knaben allen;
ob man ihn schreiber heißt,
so tuts den frewlein gfallen
und liebt ihn allermeist.

Das scheint nicht ungünstig zu lauten; allein in einem andern Liede heißt es:

Mein mueterlein das fraget aber mich:
ob ich wolt ein' schreiber? „awe, nein!" sprach ich,
„näm ich denn ein' schreiber zu einem manne,
so hieß man mich frau schreiberin
und ein dintenzetterin;
wär mir ein schande,
kein ehr im lande!"

Dies klingt schon weniger vorteilhaft. Freilich scheint es sich in beiden Zeugnissen mehr um Amts-, Rats- oder Gerichtsschreiber zu handeln, um eine Art kleinen Kanzlertumes. Und auch in dieser Richtung haben sich die Dinge geändert. Die Zeit ist lange dahin, da der Schreiber, das Tintenfaß am Gürtel, bei schönem Wetter Hexen und Ketzer verbrannte, einen Ratsschmaus einrichtete, mit Herold und Trompeter durch die Stadt ritt, die

Frühlingsmesse auszurufen, oder gar mit dem Banner ausrückte, um als Feldschreiber die glorreiche Züchtigung der Widersächer an den Rat zu berichten. Von alledem ist nicht mehr die Rede. Jahraus und -ein sitzt man am stillen Schreibtisch und kämmt zerzauste Eisenbahnkonzessionen aus, oder paragraphiert Gesetzesentwürfe, wie sie aus den Zusätzen und Abstimmungen von einem oder zwanzig Dutzenden turbulenter Köpfe hervorgegangen sind, vielleicht in einem kurzen Jahrzehent zum zweiten- und drittenmal über denselben Gegenstand. Indem man die Promulgation des Neuesten besorgt und in dem abgegriffenen Handexemplar der Gesetzsammlung, das schon von den Randglossen entschlafener Vorgänger bedeckt ist, wieder Seite um Seite aufgehobener Bestimmungen durchstreicht, die man vor wenig Jahren vielleicht selbst in diesem papiernen Tempel aufgehangen hat, empfindet man nicht immer den rechten Respekt vor dem frischen Wehen des Lebens, dem stürmischen Vorschritt des Volkes, der solchen Wechsel bedingt. Der Schreiber fühlt sich nur als Danaide mit dem Wassersieb in der Hand, er sieht nur die Vergänglichkeit der Dinge, hört nur das Abschnarren eines Uhrwerkes, aus welchem die Hemmung weggenommen ist. Für seine Person wäre er friedlich und genügsam; er bedürfte nicht so vieler Änderungen, um mit seinen Nebenmenschen auszukommen, und so sehr er Freiheit und Recht liebt, so wenig liegt ihm an einem bißchen mehr oder weniger Detail, an der ewigen Topfguckerei. Wenn der alte Thorwaldsen etwa aufmerksam gemacht wurde, wie seine Marmorarbeiter die Modelle im einzelnen zuweilen nicht sauber und genau genug ausführten, soll er geantwortet haben, er wisse das wohl, allein es komme ihm hierauf nicht an, er sehe aufs Ganze. Seine Werke seien hoffentlich so beschaffen, daß sie ein bißchen bessere oder schlechtere Ausführung ertragen können.

Mit diesem Gleichnis fallen wir freilich aus dem Ton, da es staatsrechtliche mit künstlerischen Verhältnissen zusammenwirft, wenigstens für das äußere Auge des richtigen Staatsrechtsbeflissenen. Allein es führt bequem aus der amtlichen Schreibstube, die ich nun fünfzehn Jahre bewohnt habe, in die andere, die literarische, hinüber, in die ich vor kurzem zurückgekehrt bin. Indem ich während jener Zeit die Stelle des Staatsschreibers des Kantons Zürich versah, befolgte ich den bekannten Rat, dem poetischen Dasein eine sogenannte bürgerlichsolide Beschäftigung unterzubreiten. Glücklicherweise war es aber weder eine

ganze noch eine halbe Sinekure, so daß keine von beiden Tätigkeiten nebensächlich betrieben werden konnte, und das Experiment in Gestalt einer langen Pause vor sich gehen mußte, während welcher die eine Richtung fast ganz eingestellt wurde. Gewiß sind viele vortreffliche Einzelsachen und wirkliche Meisterwerke in den Mußestunden neben lebenslanger anderweitiger Berufserfüllung entstanden; es wird aber immer der Umfang oder die Natur solcher Werke die Mutterschaft bloßer Mußestunden von selbst dartun, und wer Volles und Schweres in der Vielzahl mußestündlich glaubt vollbringen zu können, wird, wenn er lange lebt und weise ist, seine Illusion selber noch zerrinnen sehen.

Bei meiner Wenigkeit hat sich nun ein Mittelweg herausgebildet, wenn auch ohne eigentlichen Vorbedacht, indem statt eines lebenslänglich verteilten prosaischen Berufswesens eine Konzentration auf eine Reihe von Jahren, mit Ausschluß jedes empfindsamen Mußelebens, sich eingestellt hat. Als die alte Republik Zürich, welche unter verschiedenem Regimente von jeher solchen mäzenatischen Anwandlungen unterlegen ist, mir das Amt ihres Schreibers gab, mußte ich mich vom ersten bis zum letzten Augenblicke in den Geschäften tummeln und genoß zehn Jahre lang nicht einmal eines Urlaubes, und ich glaube, es ist mir das gesunder gewesen als ein schläfriges System gemischter Bureau- und Mußestunden. Die Anlehnung an jene solide Bürgerlichkeit, an das Holzhacken Chamissos, hat einmal stattgefunden, ihren Dienst getan, und kann nun wieder mit einer andern, ungeteilten Existenz vertauscht werden, denn die Hauptsache besteht, nach gewonnener Haltung und Elastizität, nicht sowohl in den sicheren Einkünften als in der entschlossenen Lebensäußerung.

Trete ich jetzt vielleicht mit hellerem Auge, als in meiner Jugend geschehen, neuerdings in die literarische Welt hinaus, so sieht es freilich auf den ersten Anblick bänglich aus. Der herrschende Industrialismus und die Wut der Maler und Dichter, sich im römischen Cäsarismus, in der sogenannten Dekadenz zu baden, lassen uns fast der Verse Juvenals gedenken:

Wir nun treiben es doch und ziehn im lockeren Staube
Furchen und werfen den Strand mit fruchtlos ackerndem Pflug um.
Suchtest du auch zu fliehn, dich hält im Netze des eitlen
Übels Gewohnheit fest, unheilbar hält in den Banden
Viele der Schreibsucht Leid und verdorrt mit dem krankenden Herzen.

Allein es ist am Ende nicht so schlimm, als es aussieht, und mehr oder weniger stets so gewesen.

Auch bei uns sind, wie in allen Literaturen, jederzeit drei von vier böse Kerle vorhanden, die wohl wissen, was recht ist, aber unablässig das Gegenteil davon tun, arme Burschе, die einst ihren Eltern nicht gehorcht und später keine Zeit mehr gefunden haben, sich selbst zu erziehen. Diese quälen sich aber selbst am meisten, und man braucht ja nicht hinzusehen. Dagegen ist gewiß, daß noch jetzt jeder, der etwas Rechtes will und kann, in der Regel auch ein anständiger und wohlwollender Gesell ist, der nach getaner Arbeit sein kluges Pfeifchen in Ruhe zu rauchen versteht und nicht immer von bösen Mücken geplagt ist. Diese Zunft bedarf gar keiner besonderen persönlichen Geheimbünde; ihre Mitglieder brauchen sich nicht gegenseitig durch fortwährendes Vergleichen und Zänkeln und Eifersüchteln zu ärgern, und es ist jedem vollkommen gleichgültig, ob sein Nebenmann ein großer Raffael oder ein kleiner Niederländer sei, wenn er nur weiß, daß der Mann seine Farben reinlich und ehrlich mischt.

II

Betrachte ich nun meine geringfügige Gestalt, wie sie in der literarischen Gemeindestube in der Nähe der Türe sitzt, etwas genauer, so gehört sie zu jener zweifelhaften Geisterschar, welche mit zwei Pflügen ackert und in den Nachschlagebüchern den Namen: „Maler und Dichter" führt. Sie sind es, bei deren Dichtungen der Philister jeweilen beifällig ausruft: Aha, hier sieht man den Maler! und vor deren Gemälden: Hier sieht man den Dichter! Die Naiveren unter ihnen tun sich wohl etwas zugute auf solches Lob; andere aber, die ihren Lessing nicht vergessen, fühlen sich ihr Lebenlang davon beunruhigt und es juckt sie stets irgendwo, wenn man von der Sache spricht. Jene blasen behaglich auf der Doppelflöte fort; diese entsagen bei erster Gelegenheit dem einen Rohr, so leid es ihnen tut.

Die Frage des Berufenseins läßt sich nach meiner Meinung mit dem trivial scheinenden Satze beantworten: dasjenige, was dem Menschen zukommt, kann er bis zu einem gewissen Grade schon im Anfang, ohne es sichtlich gelernt zu haben, oder wenigstens ohne daß ihm das Lernen schwer fällt; dasjenige, dessen Erlernung ihm schon im Anfange Verdruß macht und nicht recht vonstatten gehen will, kommt ihm nicht zu. Unfähige Lehrer

können allerdings manche täuschende Störung und Umdrehung dieses Verhältnisses bewirken, indem sie im einen Falle unverdient einschüchtern, im andern aufmuntern: der schließliche Erfolg wird immer der gleiche sein. Daß das eigentliche Lernen erst dort beginnt, wo die Schulbank ihr Ende hat und die Stilfrage auftritt, ist eine Sache für sich.

In sehr früher Zeit, schon mit dem fünfzehnten Jahre, wendete ich mich der Kunst zu; so viel ich beurteilen kann, weil sie dem halben Kinde als das Buntere und Lustigere erschien, abgesehen davon, daß es sich um eine beruflich bestimmte Tätigkeit handelte. Denn ein „Kunstmaler" zu werden, war, wenn auch schlecht empfohlen, doch immerhin bürgerlich zulässig. Der Zufall, daß nur angebliche Landschafter am Orte zugänglich für mich waren, entschied für die Landschaftsmalerei, bei welcher ich denn auch bis ungefähr ins dreiundzwanzigste Jahr verblieb, ohne jenes Selbstkönnen und Leichtlernen in den Anfängen und dazu noch stets übel beraten. Vor ein paar Jahrzehnten durfte man noch nicht eine glänzende Kleckserei für eine Landschaft oder überhaupt für ein Bild ausgeben. Dasselbe mußte mit Verständnis gezeichnet und technisch wohlvorbereitet und fertig gemacht sein. Auf der anderen Seite gerieten just um jene Zeit die gelehrten Landschaften, welche ohne Farbe mehr einen literarischen Gedanken als ein gutes Stück Natur darstellten, welcher Richtung ich mich eben wegen des Nichtkönnens mit Energie zuwendete, außer Kurs, und es war nicht mehr möglich, mit dergleichen zu Anerkennung oder gar zu einer akademischen Professur zu gelangen.

Während dieser ganzen Zeit und vielleicht schon vom zwölften Jahre an war ich ein fleißiger Leser und Schreiber; ersteres in der Weise, daß ich ganz früh von einem Buche zum andern literarhistorische Stichworte der damals schon verwichenen Periode ablauschte und die entsprechenden Schriften aufsuchte. Zu jener Zeit entleerten sich noch eine Reihe von alten Familienbibliotheken in die Auktionslokale der Antiquare, so daß aus dem reichen Erbe der Vergangenheit junge Adepten leicht zu Büchern gelangen konnten. Es war dies jedoch keine spezifisch Zürcherische Erscheinung. Noch jetzt kommen z. B. aus den alten Bergschlössern Graubündens zahlreiche Werke der französischen und spanischen Literatur des siebenzehnten und achtzehnten Jahrhunderts auf den antiquarischen Markt. Bern und Basel werden kaum nachstehen, und im ganzen wird man sagen können, daß das schwei-

zerische Patriziat der alten Zeit mit Büchern gut versehen gewesen ist. Dagegen habe ich während meiner amtlichen Tätigkeit bei Steuer- oder Vormundschaftssachen, die vor die Regierung kamen, manche Nachlaßinventare reicher Leute der Gegenwart gesehen, in welchen für einige tausend Franken Silbergeschirr und für dreißig Franken Bücher figurierten.

Was die Schreiberei betrifft, so trat ich, wo sie nötig oder ich durch irgendeinen Umstand gereizt wurde, ohne Besinnen jeden Augenblick ein, als ob sich das von selbst verstünde, und lieferte bei jedem Anlaß den verlangten Stiefel. Als ich im dreizehnten Jahr mit Nachbarssöhnchen die üblichen Puppenspiele betrieb und die Stücke zu fehlen begannen, erfand und schrieb ich ohne Anstoß sofort eine Anzahl kleiner Dramen, zu denen ich gleich die Szenerien herstellte. Das größte Vergnügen gewährte der Schmelzofen für einen „Fridolin oder der Gang nach dem Eisenhammer". Hinter dem schwarzen Ofenloch glühte ein rotes Feuermeer, hervorgebracht durch bemaltes Strohpapier und ein dahinter stehendes Lichtchen. Dort wurde der Bösewicht unnachsichtlich hineingeschoben. Dieser Effekt gefiel mir so gut, daß noch jetzt ein Manuskriptchen da ist, welches eine eigentliche Teufels- und Höllenkomödie enthält, deren Dekoration ganz aus feurigen Wänden mit einem dunklen Höhleneingange bestehen sollte, bekleidet mit Totengerippen usw. Das Titelblatt lautet: „Kleine Dramen. I. Der Hexenbund. Nebenspiel für kleine Theater". Die drohende Fruchtbarkeit hielt jedoch nicht lange vor; denn in demselben Büchlein finde ich nur noch den Anfang eines Schauspiels „Fernando und Bertha oder Geschwistertreue", in welchem ein Schildknappe Hugo gleich ins Zeug geht, indem er auftritt und zu einem andern sagt: „Nun willkommen also noch einmal, alter Waffenbruder!" und eine längere Rede verständig also endet: „Und nun laß uns fröhlich zusammen den vollen Becher leeren, wie wir vor sechs Jahren es taten!" Und schließlich erscheint noch ein „Plan zu einer Tragödie": „Elinzene". Der Plan besteht aber nur aus einem Personenverzeichnis, worunter ein „Osmann, Oberhaupt der Geistlichkeit, Mufti" und eine „Elinzene, seine einzige Tochter". Etwa ein Jahr später wurde ich durch ein dramatisches Projekt „Herzog Bernhard von Weimar" in ernstere Aufregung gebracht. Ich war von einer vorzüglich geschriebenen Novelle, die in irgendeinem Almanach stand, so erschüttert worden, daß ich dem Helden mit einem recht schönen Trauerspiele

glaubte beispringen zu müssen, und die Anfertigung eines ausführlichen Szenariums nach Vorbild der Schillerschen Nachlaßwerke verursachte mir, wie ich mich deutlich erinnere, eine tragisch mitfühlende und gehobene Stimmung. Freilich ließ ich zur Abwechselung mir beikommen, unter meinen vierzehnjährigen Schulgenossen mit allerlei possenhaften Reimereien aufzutreten, was mir leider Beifall und Aufmunterung einiger bösen Nachbarn am Schwanzende der Klasse eintrug.

Mit allen diesen Kindereien war ich jedoch in einer gewissen Selbständigkeit und Ursprünglichkeit geblieben; es war daher keineswegs ein Fortschritt, als ich mit sechzehn Jahren als Kunstschüler einen schriftstellerischen Rückfall verspürte und, nachdem ich die „Emilia Galotti" gelesen hatte, plötzlich wochenlang ein dickes Manuskript mit der krassesten Nachahmung anfüllte. Alle Gestalten, der Fürst, der Höfling, die Mätresse usw. fanden sich vor. Nur war der Vater des virginischen Opfers ein furchtbar ernster Historienmaler mit republikanischer Gesinnung und Witwer, so daß er ganz allein über die Tochter wachen mußte. Indem mein Martinelli dem Fürsten den furchtbar ernsten Charakter des Alten beschrieb, hielt er ihm einen ziemlichen Vortrag über den Unterschied zwischen der Historien- und der Landschaftsmalerei, wie diese ein sorglos lustiges Völklein hervorbrächte, während jene nur von düsteren, wo nicht blutgierigen Graubärten betrieben würde, mit denen sich nicht spaßen ließe. Wenn das traurige Manuskript mir später in die Hände fiel, so war dies die einzige Stelle, welche mir einige Fröhlichkeit erregte. Noch eine Verbesserung habe ich anzuführen, die ich erfand. Statt Lessings einer Orsina schuf ich zwei Mätressen, welche fortwährend miteinander zankten und sich Fußtritte versetzten.

Ebensowenig original waren einige religionsphilosophische Aufsätze und idyllische Naturschilderungen, die ich in Gestalt Jean Paulscher Traumbilder in ein dickes Schreibbuch eintrug.

Ich könnte mich nun mit dem besten Willen nicht entsinnen, daß ich bei all diesen von niemand beachteten Schreibereien irgendeinen Zukunftszweck oder eine geheime Hoffnung gehegt hätte. Es war vielmehr eine aus sich selbst geborne Übung, die nur um ihrer selbst willen existierte. Als einst das Namensfest eines jungen Mädchen gefeiert wurde und ich meiner kleinen Gabe ein Gedicht beizulegen wünschte, war mir die Angelegenheit so wichtig und feierlich, daß ich gar nicht daran dachte, dergleichen etwa selbst

zustande zu bringen, sondern ein kleines Liedchen in einer Anthologie aussuchte und sorgfältig abschrieb.

Zehn Jahre später, als ein Bändchen lyrischer Gedichte von mir herausgegeben wurde, sah man in demselben Dutzende von Phantasie-Liebesliedern, denen es an jedem erlebten Gefühl gebrach, so daß ich sozusagen aus einem Nichts hunderte von Strophen gebaut hatte. Da war ich nicht mehr so bescheiden und wunderte mich nicht einmal, daß einige davon nun ihrerseits in Anthologien übergingen. Jene erste Schreibepoche aber verlief endlich im stillen, da das reifere Jugendalter nahte und die erwählte Berufsarbeit doch ihre Anforderungen geltend machen, namentlich der Gang in die Fremde angetreten werden mußte. Ohne etwas geworden zu sein, mußte ich nach fast drei Jahren zurückkehren und gedachte mich in der Heimat neu zu kräftigen und durch kühne Erfindungen emporzubringen. Die Kartons zu ein paar poetischen Landschaften waren so umfangreich, daß ich dieselben in meinem alten Malkämmerchen nicht aufstellen konnte, sondern genötigt war, außer dem Hause einen eigenen Raum dafür zu mieten. Es war gerade Winter und jener Raum so unheizbar, mein inneres Feuer für die spröde Kunst auch so gering, daß ich mich meistens an den Ofen zurückzog und in trüber Stimmung über meine fremdartige Lage, hinter jenen Kartonwänden versteckt, die Zeit wieder mit Lesen und Schreiben zuzubringen begann.

Allerlei erlebte Not und die Sorge, welche ich der Mutter bereitete, ohne daß ein gutes Ziel in Aussicht stand, beschäftigten meine Gedanken und mein Gewissen, bis sich die Grübelei in den Vorsatz verwandelte, einen traurigen kleinen Roman zu schreiben über den tragischen Abbruch einer jungen Künstlerlaufbahn, an welcher Mutter und Sohn zugrunde gingen. Dies war meines Wissens der erste schriftstellerische Vorsatz, den ich mit Bewußtsein gefaßt habe, und ich war ungefähr dreiundzwanzig Jahre alt. Es schwebte mir das Bild eines elegisch-lyrischen Buches vor mit heiteren Episoden und einem zypressendunkeln Schlusse, wo alles begraben wurde. Die Mutter kochte unterdessen unverdrossen an ihrem Herde die Suppe, damit ich essen konnte, wenn ich aus meiner seltsamen Werkstatt nach Hause kam.

Als jedoch ein Dutzend Seiten geschrieben waren, gab es unversehens eine klangvolle Störung. Wie früher die Erzeugnisse der letztvergangenen Literatur, las ich jetzt diejenigen der zeitge-

nössischen. Eines Morgens, da ich im Bette lag, schlug ich den ersten Band der Gedichte Herweghs auf und las. Der neue Klang ergriff mich wie ein Trompetenstoß, der plötzlich ein weites Lager von Heervölkern aufweckt. In den gleichen Tagen fiel mir das Buch „Schutt" von Anastasius Grün in die Hände, und nun begann es in allen Fiebern rhythmisch zu leben, so daß ich genug zu tun hatte, die Masse ungebildeter Verse, welche ich täglich und stündlich hervorwälzte, mit rascher Aneignung einiger Poetik zu bewältigen und in Ordnung zu bringen. Es war gerade die Zeit der ersten Sonderbundskämpfe in der Schweiz; das Pathos der Parteileidenschaft war eine Hauptader meiner Dichterei und das Herz klopfte mir wirklich, wenn ich die zornigen Verse skandierte. Das erste Produkt, welches in einer Zeitung gedruckt wurde, war ein Jesuitenlied, dem es aber schlecht erging; denn eine konservative Nachbarin, die in unserer Stube saß, als das Blatt zum Erstaunen der Frauen gebracht wurde, spuckte beim Vorlesen der greulichen Verse darauf und lief davon. Andere Dinge dieser Art folgten, Siegesgesänge über gewonnene Wahlschlachten, Klagen über ungünstige Ereignisse, Aufrufe zu Volksversammlungen, Invektiven wider gegnerische Parteiführer usw., und es kann leider nicht geleugnet werden, daß lediglich diese grobe Seite meiner Produktionen mir schnell Freunde, Gönner und ein gewisses kleines Ansehen erwarb.

Dennoch beklage ich heute noch nicht, daß der Ruf der lebendigen Zeit es war, der mich weckte und meine Lebensrichtung entschied.

Ein Band Gedichte, zu früh gesammelt, erschien im Jahre 1846; er enthielt nichts als etwas Naturstimmung, etwas Freiheits- und etwas Liebeslyrik, entsprechend dem beschränkten Bildungsfelde, auf dem er gewachsen. Ein freundlicher Kreis, in welchem ich aufgetaucht war, schlug, wie es zu gehen pflegt, weitere Wellen und Wellchen und fütterte mich mit den schönsten Hoffnungen. Kurz, ich lebte in gedrängtester Zeitfrist alle Phasen eines erhitzten und gehätschelten jungen Lyrikers durch und blieb wohl nur wenige von den Torheiten und Ungezogenheiten schuldig, die einem solchen anhaften.

Da kam das Jahr 1848, und mit ihm zerstoben Freunde, Hoffnungen und Teilnahme nach allen Winden, und meine junge Lyrik saß frierend auf der Heide. Nur einige ernstere Gelehrte und Magistrate, aus Deutschen und Schweizern gemischt, die still zugesehen hatten, zeigten sich und veranlaßten nun, daß ich mit

einem Staatsstipendium auf Reisen gesandt wurde, um nachträglich auch noch etwas zu lernen. Mein Malkasten war längst zugeschlossen und jenes unheizbare Atelier verlassen, und so zog ich zum zweiten Male aus, um an deutschen Schulen, wo es gut schien, meinen Aufenthalt zu nehmen.

Auf diesen Fahrten nahm ich den einst angefangenen Roman wieder zur Hand, dessen Titel: „Der grüne Heinrich", schon existierte. Ich gedachte immer noch, nur einen mäßigen Band zu schreiben; wie ich aber etwas vorrückte, fiel mir ein, die Jugendgeschichte des Helden oder vielmehr Nichthelden als Autobiographie einzuschalten mit Anlehnung an Selbsterfahrenes und Empfundenes. Ich kam darüber in ein solches Fabulieren hinein, daß das Buch vier Bände stark und ganz unförmlich wurde. Ursache hiervon war, daß ich eine unbezwingliche Lust daran fand, in der vorgerückten Tageszeit einen Lebensmorgen zu erfinden, den ich nicht gelebt hatte, oder, richtiger gesagt, die dürftigen Keime und Ansätze zu meinem Vergnügen poetisch auswachsen zu lassen. Jedoch ist die eigentliche Kindheit, sogar das Anekdotische darin, so gut wie wahr, hier und da bloß, in einem letzten Anfluge von Nachahmungstrieb, von der konfessionellen Herbigkeit Rousseaus angehaucht, obgleich nicht allzu stark. Es gibt Leute, welche fast alle möglichen Untugenden in blinder Kindheit antizipieren und wie Kinderkrankheiten ausschwitzen, während z. B. zu wetten ist, daß ein recht fleißiger und solider Gründer, der Millionen stiehlt, als Kind niemals die Schule geschwänzt, nie gelogen und nie seine Sparbüchse geplündert hat.

Dagegen ist die reifere Jugend des „grünen Heinrich" zum größten Teile ein Spiel der ergänzenden Phantasie und sind namentlich die beiden Frauengestalten gedichtete Bilder der Gegensätze, wie sie im erwachenden Leben des Menschen sich bestreiten.

Endlich aber mußte das Buch doch ein Ende erreichen. Der Verleger, welcher sich erst über die unverhoffte Ausdehnung und das langsame Vorrücken desselben beschwert hatte, interessierte sich zuletzt für den wunderlichen Helden und flehte, als Vertreter seiner Abnehmer, um dessen Leben. Allein hier blieb ich pedantisch an dem ursprünglichen Plane hangen, ohne doch eine einheitliche und harmonische Form herzustellen. Der einmal beschlossene Untergang wurde durchgeführt, teils in der Absicht eines gründlichen Rechnungsabschlusses, teils aus melancholischer Laune. Ich nahm die Sache auch insofern von der leichten Seite, als ich

dachte, man werde den sogenannten Roman eben als ein Buch nehmen, in welchem mancherlei lesbare Dinge ständen, wie man sich Lesedramen gefallen läßt. So wurde der grüne Heinrich also begraben.

Allein er schläft nicht sehr ruhig; denn wie ich höre, wird der arme Kerl in den Mädchenpensionaten, wenn der Sprach- und Literaturlehrer auf das Kapitel des Romanes kommt, stets heraufbeschworen und vor die unaufmerksamen Schülerinnen hingestellt, herumgedreht, hin und her geführt und muß als abschreckendes Beispiel dienen, wie ein guter Roman nicht beschaffen sein soll, und es hilft gegen diese grausame Belästigung nicht der Umstand, daß der Ärmste ja mittelst der eigenen Vorrede die Erklärung in der Tasche mit sich führt, daß er kein rechter Roman sei.

Wenn auch ein schlechter, so war ich bei der Dicke des Buches nun doch ein Schriftsteller und begab mich mit dieser letzten verspäteten Jugendstudie wieder über den Rhein zurück.

Erinnerung an Xaver Schnyder von Wartensee

(1869)

Wer das Bild des hingeschiedenen alten Herrn noch in sich trug, wie er, halb Weltmann, halb Sonderling, allem „Guten und Schönen" lebendig zugewandt, in allem ein wenig seine Hand hatte, der mußte, ob er auch sonst keine Kunde davon besaß, doch eines Bändchens nachgelassener Gedichte oder etwas dergleichen gewärtig sein. Da sind sie denn nun wirklich gekommen und entsprechen ganz dem freundlichen Bilde. Ein ferner Sommer, ein noch fernerer Lenz leuchtet uns mild aus diesen Blättern herüber. Nicht ein verbitterter Süßholzraspler von heute steigt vor uns einher; sondern der lächelnde feine Mann in seinem unsterblichen Nanking sommerlich gekleidet, die Nankinggamaschen mit artigen, aber soliden Messingkettchen unter den Sohlen befestigt, wandelt vor uns über blühende Auen und darf über ein Wiesenbächlein springen, ohne daß ihm die Stegreife reißen.

Eine gute Spanne Zeit schlummert in dem bescheidenen Buche; seine Epigramme sind, gerade wie vor hundert Jahren, noch an Harpagon, an Arist, Bavus, Raps, Stax und dergleichen Ehren-

leute gerichtet, während ein deutsches Schützenlied an die letzten Jahre streift. Es mag daher auch schwierig gewesen sein, die Blüten, welche ein so langlebiger Herr gelegentlich pflückte und bald da bald dort zwischen die Blätter eines Almanachs legte, aufzufinden und zu sammeln. So finden wir in den verschiedenen Serien der „Alpenrosen" vom zweiten bis zum vierten Dezennium dieses Jahrhunderts Schnydersche Dichtungen zerstreut, darunter viele der in vorliegendem Bändchen enthaltenen, aber auch manche, die in letzterem fehlen.

Bei Erwähnung genannter „Alpenrosen" können wir die beiläufige Bemerkung nicht unterdrücken, wie müßig die Erfindung und Inbetriebsetzung der sogenannten schweizerischen Nationalliteratur durch den literarischen Pater Brey aus Wien in den fünfziger Jahren abhin gewesen ist; denn was dabei herauskam, überbietet in keiner Weise den schöngeistigen Bildungsstand und die gemütliche, obgleich anspruchslosere Produktivität jener Tage. In der Tat, wenn wir, abgesehen von den mancherlei schweizerischen Museen und Zeitschriften, nur eine Anzahl Jahrgänge der „Alpenrosen" durchblättern, so erinnern uns die Namen der Salis, Martin Usteri, Ulrich Hegner, David Heß, J. C. Appenzeller, der beiden Wyße, Kuhn, dann des Salomon Tobler, A. E. Fröhlich, Tanner, Reithard, Follen, Hagenbach, Wackernagel, zwischen denen sich dichtende Elisen, Lotten, Dorotheen, Karolinen usw. gar zierlich herumbewegen, — so erinnern uns diese Namen, begleitet von einer Unzahl seither verschollener, wohl daran, daß keineswegs eine öde Wüste vorhanden war, als jener Prophet seinen „nationalliterarischen" Gewerbsfleiß importierte. In dem witzigen Tierzeichner D. Rudolf Meyer von Aarau besaßen wir sogar eine klassische Einzigkeit, die seither wohl nachgeahmt, aber nicht erreicht worden ist. Wenn wir dann die kleinen Bände jener „Alpenrosen" noch von Ludwig Vogel, Disteli, Martin Usteri, Lory, König, Freudenberger auf bescheidenst kleinem Raume zum Teil köstlich illustriert finden, so erhöht sich unsere Achtung vor Leistungen, welche dabei aussehen, als ob sie so nebenher an einem schönen Sonntagmorgen entstanden wären. Übrigens war stofflich alles, was man jetzt immer wieder neu entdeckt, merkwürdigerweise schon vorhanden: die Freude am Gebirge, Volksgebräuche und -feste, Dialektsachen, Landessagen.

Was nun die Schnyderschen Poesien betrifft, so zeugen sie von einem stets gebildeten, heiteren, weltverständigen, sprach- und

formgewandten Geiste, der in den Versen wohl nichts anderes suchte als eine Verschönerung seines eigenen Daseins. Er bezeichnet das Verhältnis selbst im „Abschied von der Poesie“:

So lebe wohl, du hehre Himmelsgabe,
Der ich so manches Glück zu danken habe.
Ich fühl' mich abgenützt und alt,
Doch nicht für Schönes, Gutes kalt.
Sag', Echo, war ich ein Genie?
(Echo:) „Nie!“

Das Büchlein enthält folgende Abschnitte: Lyrische Gedichte, poetische Erzählungen, Sonette, Allegorisches und Didaktisches, Gelegenheitsgedichte, Epigramme, wobei das Allegorische usw. füglich hätte zu den Erzählungen, die Sonette zu den lyrischen Gedichten getan werden können.

Der lyrischen Gedichte, d. h. hier wohl der eigentlichen Lieder, sind bloß fünfe, der poetischen Erzählungen drei. Von letzteren sind zwei, „Conrad Hart und die gute Liese“ und das „Schwert“ düster dämonischen Inhalts und zeigen eine ganz tüchtige Gestaltungskraft, wie man sie von einem Manne, dessen Hauptbegabung auf einem anderen Gebiete lag, nicht zu erwarten berechtigt war. Die dritte Erzählung schildert, wie Gott nach Erschaffung der Welt der Kreatur zu allem Genuß als beste Gabe den Schmerz verliehen habe. Dieses Gedicht wurde im Juni 1867 auf dem letzten Krankenlager gemacht und hat folgenden naiven Schluß:

Mit diesem Werk, das heut' ich hab' vollendet,
Erklär' ich meine Dichtzeit für geendet.
(Gedichtet im 82. Lebensjahre.)

Die Sonette sind nach Form und Inhalt das Gelungenste und durchweg schön; sie erinnern an den romanischen Süden, wo jeder Tüchtige, wenn er leidenschaftlich oder heiter erregt war, sich gleich in einem guten Sonett auszusprechen wußte. Doch sind nicht alle, welche sonst gedruckt worden sind, in der Sammlung vorhanden; vielmehr fehlen einige hübsche Stücke.

Auch die unter der Bezeichnung Allegorisches und Didaktisches erscheinenden Stücke sind gehaltvoll. Im größten derselben, die „neue Semele“ überschrieben, staut sich jedoch die poetische Ader an einer kleinen Hauptsache. Indem nämlich die Geschichte von Zeus und der Semele einfach zwischen den Sonnengott Phöbos

und eine — Rose in einem Garten verlegt wird und im übrigen ganz ähnlich verläuft, entsteht ein übles, uneigentliches Verhältnis, an welchem die aufgewendeten Mittel verschwendet sind. Dies Gefühl wiederholt sich denn auch am Schlusse des reichen Gedichtes, welches den seltsamen Untergang der Rose ganz pathetisch schildert, wenn der Dichter humoristisch versichert, daß er sich vorgenommen habe,

nie die Wünsche ganz genau
zu erfüllen seiner Frau.

Läßt man aber die strengere Kritik beiseite, so empfiehlt sich auch dies Gedicht durch anmutige Form und geistreichen Fluß der Rede. Es entstand im Jahr 1833, erschien aber erst im Jahr 1837 und erweckte nach einem vorliegenden Briefe in einem damaligen Frankfurter Rezensenten die kuriose Idee, daß unter Phöbus und der verbrannten Rose Goethe und die Bettina zu verstehen seien.

Die Gelegenheitsgedichte zeugen von wohlwollendem Sinne und freundlichen gesellschaftlichen Beziehungen. Die Epigramme entsprechen ungefähr den oben angeführten Überschriften und enthalten bei munterer Laune manche bloße Spielerei. Doch erweckt es immerhin Lachen, wenn er einem schurkischen Amtsmanne sagt, derselbe sei doch noch besser als die poetischen Werke, zu denen er sich versteige, oder zu einer böslichen Dame, die nach Schlangenbad gehen soll, sie könne ruhig zu Hause bleiben, da ja jedes Wasser, in welches sie sich setze, ein Schlangenbad sei.

Da wir uns hier in der Stadt befinden, welcher der Verewigte mit der bekannten Stiftung sein besonderes Gedenken zugewendet hat, so mögen noch ein paar persönliche Erinnerungen diese Zeilen ergänzen und vielleicht auch zur Ergänzung des Bildes beitragen, welches mancher Leser schon von ihm besitzt.

Es war etwa um das Jahr 1846, als ich in Schnyders und eines Dritten Gesellschaft den Zürich- und Wallensee hinauffuhr, um einen Gang durch die Via Mala zu tun, welche noch keiner von uns gesehen hatte.

Das Wetter war herrlich, bis wir an Ort und Stelle, d. h. am Eingange der Schlucht waren; dort wurde es trübe, und da meine beiden Gefährten sich schon an dem bisher Gesehenen satt bewundert hatten, so schien ihnen jetzt jener Zweck erreicht und die wohl unterhaltene Straße zwischen den nahen Felswänden gerade bequem, sich in musikalischen Gesprächen darauf zu ergehen. Keines

Blickes wurde der tief unten schäumende Rhein, keiner Bemerkung die kühnste Form in der Höhe, die schönste Vegetation gewürdigt; nur spezifisch musikalische Streitreden hörte man unter öfterem Stillestehen und Gestikulieren. Auf meine Zerstreutheit endlich aufmerksam geworden, sagte Schnyder: „Kommen Sie, lassen Sie uns jetzt aber auch ein anderes Thema berühren! Lassen Sie sich mein Zusammensein mit Rückert erzählen!" Nun beschrieb er uns, wie er vor langen Jahren eines Tages auch bei dem Dichter gewesen, zur Zeit, als Matthisson noch lebte; wie da gerade eine Art Huldigungsgedichtchen von diesem an den Meister der Lieder und der Sprachen angekommen sei, Rückert es stumm gelesen, Schnydern gezeigt und das Papier dann langsam mit zwei spitzen Fingern in seinen Papierkorb habe sinken lassen. Ein Schauder habe ihn, Schnyder, beim Anblick dieses Wechsels der Dinge, dieser Vergänglichkeit durchrieselt. Mich erboste die nachträglich erzählte Exekution vollends und ich rief: „Nun, da kann man von Rückert jetzt schon ganze dicke Dramen, z. B. seinen ‚Kolumbus' (der umlängst erschienen war) in den Papierkorb werfen; denn der Papierkorb deutscher Nation ist tief wie dieser Abgrund hier!" Wir hatten eben das „verlorne Loch" passiert und standen gerade zur Seite des tiefsten Absturzes der Via Mala. „Sehen Sie, so wird der ‚Kolumbus' hinuntersäuseln, gerade wie jenes arme Gedichtchen!" Ich nahm eine fußlange Steinplatte, wie man uns in Chur geraten hatte, vom Gerölle am Weg und ließ dieselbe über die Brustwehr hinunterfallen. Wir guckten dem Stein alle drei nach und wirklich war das „Loch" so tief, daß der Stein zuletzt langsam wie ein von der Luft getragenes Papier zu schweben schien, eh' er, an einen Fels schlagend, über dem Rheinschaum unten zerstäubte.

„Gut, rief nun Schnyder, dieses verlorne Loch, dieser schlechte Weg, Via Mala, soll der deutsche Papierkorb sein; da wollen wir gleich Eure ganze Dramatik, Euren Herrn so und so und den und den, Euere Modernsten allesamt hinuntertun! Und hier Euere Gedichtchen, Euere Zeitungsartikel, Eueren ganzen Schmerz, so tief wie ein Papierkorb!" Damit ergriff er Steine und Steinchen, dieselben lustig in die Tiefe sendend und jeden mit dem Namen eines modernen Geräuschmachers benennend, wozwischen ich dagegen nicht säumte, eine Zahl Autoren aus seiner Jugendzeit oder einzelne Erzeugnisse derselben nachfolgen zu lassen. Durch diese Posse waren wir jedoch alle auf die Größe der uns

umgebenden Natur aufmerksam geworden, und es wurde ihr von nun an die gebührende Aufmerksamkeit gewidmet.

Aber als wir, auf dem Rückwege, am nächsten Tage in Ragatz übernachteten, beschloß Schnyder, die Naseweisheit der Jugend noch extra zu bestrafen. Zahlreiche Gäste befanden sich schon an der Heilquelle. Hinten in Pfäfers badete Lamartine, vorn in Ragatz waren auch zwei oder drei oft genannte Personen, so daß eine gewisse Neugierde und ein Getue in der Luft steckte. Namentlich war da irgendeine berühmte Sängerin oder Schauspielerin, welche im „Hof" logierte und die Schnyder zu kennen behauptete. Dieser versprach er uns nun vorzustellen; aber es müsse, sagte er, auf originelle Weise geschehen, durch das Mittel eines Ständchens, das er bestreiten wolle. Nachdem in der Dunkelheit das erleuchtete Fenster der berühmten Schönen aufgesucht war, stellte sich Schnyder mit uns darunter, zog plötzlich ein Flageolettchen von Ebenholz, von dessen Vorhandensein wir keine Ahnung gehabt, aus der Tasche und blies eine allerliebste Weise auf dem kleinen Instrument. Verwundert über diese unverhoffte Kunst, gafften wir jedoch fleißig in die Höhe: das Fenster tat sich auf und die Dame schaute gleichfalls verwundert auf uns hernieder vom ersten Stockwerk. Wir sahen uns nach unserm Schnyder um, daß er das Wort ergreife; allein der Schalk hatte sich schon mit größter Gewandtheit im Dunkel verloren und ließ uns beschämt im Stiche, so daß wir plötzlich Reißaus nahmen und mit langen Sätzen um die Ecke flohen.

In den gleichen Sommermonaten hörte ich ihn noch ein seteneres Instrument spielen, das vielleicht zu dieser Stunde niemand mehr spielt.

Ich saß in einer schönen Mondnacht in Luzern auf dem Balkon des Gasthauses zur „Wage", dicht über der Reuß, mit ein paar Freunden meines Alters und beschäftigt, einer Bowle nicht gar schwachen heißen Getränkes die Schwindsüchtigkeit des Daseins zu beweisen. Der freundliche Schnyder, der bei Luzern seinen Sitz und außerdem noch eine Wohnung in der Stadt besaß, suchte mich bei der beschriebenen Beschäftigung auf und setzte sich eine Weile zu uns, ohne jedoch zu trinken, da er meistens nur ein Glas Milch oder dgl. zu sich nahm. Hier wußte er mich nun etwas auf die Seite zu locken und flüsterte mir ins Ohr, wir wollten einen Geniestreich machen (denn er nannte allerhand schalkhafte, aber harmlose Einfälle gern Geniestreiche), ich solle mit ihm

nach seiner Stadtwohnung kommen. Ich hegte den Verdacht, daß Schnyder nur bezwecke, mich von dem Gelage zu entfernen und mich an würdigeres Tun zu fesseln, vielleicht im Einverständnisse mit gewissen andern würdigen Grauköpfen; dennoch ging ich neugierig mit ihm nach Hause, wo er mir erklärte, daß er mir ganz allein auf seiner Harmonika vorspielen wolle, was ich für etwas Rechtes halten könne. Es war dies nämlich die damals schon zur größten Seltenheit gewordene Harmonika von Glasglocken, welche an einer sich drehenden Walze klaviaturartig aufgereiht waren und mit den Fingerspitzen, aber durch Reibung, wie ein Klavier zum Tönen gebracht und gespielt wurden, das Instrument, auf welchem weiland die schöne Angelika Kauffmann in Rom ihre Verehrer entzückte und rührte.

In jüngeren Jahren hatte Schnyder etwa noch öffentlich darauf konzertiert, allein mit Vorsicht, da namentlich zarte Frauen gerne in Tränen ausbrachen oder gar Nervenzufälle bekamen beim Anhören der ergreifenden Töne.

So wurde nun das Geräte, ein klavierartiges Möbel, abgedeckt und es zeigte sich die ineinandergeschobene Glockenreihe, an welcher sich Rand an Rand legte, von der Größe einer Waschschüssel bis zu derjenigen eines kleinen Täßchens. Durch sachte Fußtritte drehte sich die Walze langsam unter der Serviette, mit welcher Schnyder die Glocken zart sorglich abrieb und vom letzten Hauche befreite. Dann wusch er, immer leise und andächtig sich bewegend, die Hände und trocknete sie mit Kleie, bis auch sie in religiöser Reinheit erglänzten.

Jetzt erst setzte er sich an die Harmonika, lang und hübsch, wie er war, in fast ganz weißem Hausgewand, mit seinen silbernen Locken. Durchs offene Fenster strahlte der im Mondlicht ruhende See, schaute der mächtige geheimnisvolle Umriß des Pilatusberges herüber, und nun begann das Spiel mit den geisterhaftesten Tönen, die ich je gehört, bis sie in voller Harmonie zusammenflossen und mit wunderbar sanfter Gewalt von einem schönen Adagio ins andere gingen, bis fast eine Stunde vorüber war.

„So!" sagte er, endlich abbrechend, und stand auf. Gütig legte er mir die Hand auf die Schulter und sagte: „Nun wollen wir aber zu Bett gehen. Gehen Sie jetzt auch schlafen, hören Sie! und träumen Sie was Gutes!"

Ich schritt wieder nach der „Wage", wo ich wohnte, durch

die stillen Gassen, glücklich über das Genossene, aber auch berechnend, ob die Bowle wohl schon ganz geleert sein möge? Denn Jugend hat nicht viel Tugend, obwohl nicht weniger als das Alter. Als ich ankam, war die Bowle leider zu Ende; allein vorsorglich hatten die Freunde noch eine andere bestellt, die eben aufgetragen wurde, und nun spielten wir auf unsere Weise auch noch ein kleines Allegro auf der Glasharmonika. Deswegen aber vergaß ich jene Stunde bei Schnyder doch nicht mehr.

Es war, dicht vor dem Sonderbundkriege und dem Jahr 1848, wie der scheidende, melodisch klagende Gruß einer früheren Kultur.

Am Mythenstein

(1860)

„Wer vieles bringt, wird manchem etwas bringen."

Dieses Sprüchlein, sonst nur auf anmutige Gesellschaftsverhältnisse anwendbar, hat sich zwischen Schiller und den Schweizern als eine Tatsache im großen Stil erwahrt. Ein großer Dichter schüttet aus dem Füllhorn seines Reichtums ein Schauspiel hervor, und einem alten Bundesstaate, der eine stattliche Vorzeit und eine Geschichte hat, welche er noch nicht zu liquidieren willens ist, dem aber eine verklärende Nationaldichtung fehlt, ist diese in der schönsten klassischen Form geschenkt, die seine Entstehung vor aller Welt bestrahlt und typisch macht.

Lange schon hat da und dort das Schweizer Volk, zur Erhöhung seiner Frühlingslust, Schillers „Tell" in fröhlichem Versuch auf offenen Dorfgassen, auf Matten und luftigen Höhen in die braune Hand genommen und keck aufgespielt; aber durch die vorjährige Schillerfeier auf dem Rütli und durch die neuliche Weihe des Mythensteins zu einem Denkmal des Telldichters haben die drei Länder der Urschweiz den Unsterblichen förmlich zu ihrem Landsmann gemacht, und wenn das Diplom noch verspäteter eintraf als dasjenige der französischen Republik, so ist es dafür dauerhafter und richtiger geschrieben als jenes Bürgerdiplom.

Ehrsame Philistersleute, die von Malern schmeichelhaft idealisiert werden oder in Dichtung- und Wahrheitsbüchern vorteilhaft und erfreulich Figur machen, pflegen in so günstiger Entstellung nfemals ein Haar zu finden, vielmehr mit größtem Ernste zu

rufen: „Ja, wahrhaftig, das sind wir!“ Wollte man nun lächelnd zu den vergnügten Schweizern sagen, sie seien mit Schillers „Tell“ in diesem Fall, so könnten sie erwidern, sie hätten die Fabeln, wenn auf solche angespielt werden sollte, wenigstens gut ausgeheckt, als sagenfähiges Volk, und Schiller habe das Typische schließlich aus Tschudi und Johannes von Müller geschöpft, die er ebenfalls vorgefunden. Allein die drei Länder sind noch lange nicht bei diesem Zugeständnisse angekommen, sonst würden sie nicht so viel ungetrübte Freude an dem Gedicht haben. In der Tat haben sie auch, nebst den übrigen Schweizern, seit der Schlacht am Morgarten bis 1798 so viel handgreifliche Schnurrpfeifereien ausgeübt, daß nicht abzusehen ist, wie all das Leben nicht einen konkreten Anfang soll genommen haben. Gewiß ist auch hier die Bemerkung Varnhagens aus den Humboldt-Varnhagenschen Briefen anzuwenden: „Humboldt bestätigt meine auch schon öfters ausgesprochene Behauptung, daß aus dem Schweigen der Autoren nicht zu viel gefolgert werden dürfe. Er führt drei wichtige, ganz unleugbare Tatsachen an, von denen man da, wo man es am meisten voraussetzen müßte, kein Zeugnis findet: in den Archiven von Barcelona keine Spur von dem Triumpheinzug, den Kolumbus dort hielt, in Marco Polo keine Erwähnung der chinesischen Mauer, in den Archiven von Portugal nichts über die Reisen des Amerigo Vespucci in Diensten dieser Krone.“

Wenn es nun den Gelehrten verboten ist, den Raum zwischen den beiden Bundesbriefen von 1291 und 1315 auszufüllen oder etwas hineinzudenken, so wird es dagegen den Laien erlaubt sein, denselben an der Hand der lebendigen Überlieferung zu beleben und anzunehmen, daß die Leute während dieser vierundzwanzig Jahre nicht geschlafen haben. Wenn es keine österreichischen Vögte gab in historisch rechtlichem Sinne, so gab es desto wahrscheinlicher widerrechtliche Annexionsagenten, welche nach mancherlei Plackerei und Unverschämtheit zum Tempel hinausgeworfen wurden, und zwar infolge einer auf germanische Art recht sinnlich und persönlich stattgehabten, beschworenen Verabredung, und da diese irgendwo zweckmäßig stattfinden mußte, warum denn nicht auf dem Rütli? Wenn die Eidgenossen hundertsiebenunddreißig Jahre später im alten Zürichkrieg selbst sechzig unschuldige Zürcherische Kriegsknechte an einem Abend hinrichteten und im gleichen Kriege bei St. Jakob die größte Kriegstat der christlichen Zeitrechnung verrichteten, was soll denn da so Fabelhaftes an jenem

bißchen Leuteschinden der sogenannten Vögte und an dem Brechen der paar Burgen sein? Weil nichts aufgeschrieben wurde? Es war eben eines von den momentan unscheinbaren faits accomplis, wie sie, besonders an „abgelegenen Orten", hundertweise in der Geschichte vorkommen und, weil sie der übrigen Welt nichts zu entscheiden scheinen, einstweilen nicht beachtet und auf immer entstellt, verschoben oder ganz vergessen werden, wenn nicht wichtige Folgen sie später wieder ans Tageslicht führen. An Ort und Stelle, im treuen Gedächtnis des Volkes, bleiben sie indessen jahrhundertelang aufbewahrt.

Warum überhaupt diese Scheu vor einem spontanen persönlichen Begeben dieser Dinge? Noch in der französischen Revolution sind die massenhaften ungeheuerlichen und schrecklichen Vorgänge, welche ein blindes Stürmen der Elemente selbst zu sein schienen, bei Nacht und Nebel von wenigen Personen eingeleitet und herangewinkt worden. Auch ist zu wetten, daß in fünfhundert Jahren die Historiker die Erscheinung unserer Tage, wo ein einzelner Mann mit achtzehnhundert Gefährten ein wohlbewaffnetes Königreich angepackt und zertrümmert hat, sehr kritisch beaugenscheinigen werden. Wenn bis dahin die ungeheure Masse bedruckten Maschinenpapiers wird vermodert, unsere auf Postpapier geschriebenen Briefsammlungen werden verduftet sein, so dürfte es sich leicht ereignen, daß z. B. in Sizilien kaum ein handfester Kanzleibogen über diese Ereignisse zu finden ist.

So wären wir füglich gezwungen, wenn keine Sage über die Entstehung oder Stiftung der Eidgenossenschaft vorhanden wäre, eine solche zu erfinden; da sie aber vorhanden ist, so wären wir Toren, wenn wir die Mühe nicht sparten. Mögen indessen die Gelehrten bei ihrer strengen Pflicht bleiben; wenn sie nur das mögliche Notwendige nicht absolut leugnen, um das Unmögliche an dessen Stelle zu setzen, nämlich die Entstehung aus nichts. Auch den Tell geben wir nicht auf und glauben an einen handlichen, rat- und tatkräftigen Schützen, der sich zu jener Zeit zu schaffen machte und unter seinen Mitbürgern berühmt war. Den Apfelschuß freilich geben wir preis, obschon man auch hier noch sagen könnte: sind nicht in neuester Zeit, als direkte Nachahmung des Tellschusses, von verwegenen Gesellen und Renommisten, z. B. in Amerika, dergleichen Schützenstücklein verübt worden? Wenn wir nicht irren, so hat in den letzten Jahren ein Pfälzer seinem Sohne aus purem Übermut mit der Pistole einen Apfel vom

Kopfe geschossen. Was wäre das nun so Menschenwidriges, Unwahrscheinliches, wenn damals in Uri ein uraltes nordisches Schützenmärchen, auf der Völkerwanderung mitgeschleppt und sprichwörtlich geworden, in Mutwillen und höchster Leidenschaft nachahmend ausgeführt worden wäre? Es gibt im Waffenleben überhaupt gewisse, eben deshalb faktisch wiederkehrende Streiche, weil sie sprichwörtlich sind.

Zu diesen abschweifenden Gedanken verführte mich der bedenkliche Name Mythenstein, den das Denkmal des Tellendichters trägt und der mir, so wohlklingend er ist, doch gar nicht recht im Magen lag.

Ich fuhr mit dem Frühboot von Luzern weg in die klassische Gebirgswelt hinein, welche in grauem Morgenschatten vor uns stand, geheimnisvoll gleich einem Theatervorhang den goldenen Morgen verhüllend, der im Osten hinter ihr heraufstieg. Da ich nichts als Fest, Tell und Schiller im Kopfe trug, so war es mir wirklich wie in einem Theater zumut, so erwartungsvoll, aber auch so absichtlich. Ich gedachte der Telldekorationen, die ich da und dort gesehen, und harrte fast ängstlich kritisch auf das erste Erglühen eines Berghauptes. Da, plötzlich und unversehens, indem ich mich rückwärts wandte, war die Klippenkrone des Pilatus rosig beglänzt und durch Linien des ersten Herbstschnees fein gezeichnet. Es war ein gar stattliches Versatzstück; ich wandte kein Auge davon, vergaß die mitgebrachte Theaterkultur und verfiel der malerischen. Ich erwog die technischen Mittel, welche für diesen Effekt aufzubieten wären, die Untermalung und die Lasuren, trug das Pastose auf, überzog es mit dem Transparenten, und indem ich so mit dem Pinsel um die Formen herum modellierte, merkte ich, daß es mit meiner Zeichnung nicht gut beschlagen war. Ich zog also in Gedanken den Stift hervor und ging den zerklüfteten Riesengebilden auf den Grund, vom Schlaglicht des Morgens geleitet.

So zeichnete, wischte, tuschte, kratzte und malte ich mit den Augen, indem das Schiff weiterfuhr, wie in saurem Tagelohn, und es war fast nötlich anzusehen, wie ich mich befliß, keine der vorüberziehenden Erscheinungen mir entwischen zu lassen. Ganz niedrig und nah am Schiffe saß noch eine zurückgebliebene Nebelflocke auf einem Felsen, schief aufwärts um ein Tännchen gewickelt. Sogleich überlegte ich, auf welche Weise sie am duftigsten anzubringen wäre, trug etwas Weiß mit Rebschwarz auf und

handhabte eben den Vertreiber, als ein Lufthauch die Flocke losmachte und wie einen verlorenen Frauenschleier an der Bergwand entlangwehte. Das Geisterhafte des Anblicks schob mir nun die Dichterei in das Malen hinein, und stracks war ich dahinterher, ein Bergmärchen auszuspinnen, als ich endlich dieser modernen Befangenheit und Machsucht inneward.

Was sind wir doch für große Leute! dachte ich. Weil uns die Errichtung eines fünfhundert Fuß hohen Turms unsägliche Mühe verursacht, so betrachten wir das bißchen geborstene und senkrecht aufgerichtete Erdrinde mit unaufhörlichem Staunen und krabbeln mit einem künstlich geschulten Geschmacke darin herum. Ist dieser berühmte See größer als ein Tautropfen, der zwischen dem aufgerissenen Schorf einer Baumrinde hängt? Mir kamen die mikroskopischen Tierchen Bernardins de St. Pierre in den Sinn, welche auf einem Baumblatt eine unabsehbare grüne Wiese finden, denen die durch die Pflanzenzellen dringende Feuchtigkeit als ein Heer von gewaltigen Katarakten und Springsäulen vorkommt, und denen ein Blumenkelch ein ungeheurer Purpurdom mit elfenbeinernen Säulen und goldenen Kapitälen ist. Ein Tautröpfchen ist für sie ein unermeßliches geballtes Kristallmeer, an dessen Rundung sie ehrfurchtsvoll in die Höhe staunen, ein unerschöpflicher Gegenstand für ihre Begeisterung und ihren Geschmack; und es fehlt nichts, als daß sie zum Schillerfest reisen, das auf der Höhe der nächsten Blattrippe stattfindet. Aber wir sind große Leute, keine Blattläuse! Zwar sind wir in dem erhabenen Schorf unserer Erdrinde noch etwas abhängig von einem Strahl von Licht, der von auswärts kommt, unser Brot reift, den Tropfen Wein kocht und uns das Weib erkennen läßt, mit dem wir unsere Tage leidlich hinbringen und unsere herrliche Zukunft begründen. Zwar muß uns dies bißchen Morgen- und Abendlicht erst unsern gewaltigen formenreichen Schorf bestreifen und beleuchten, ehe wir unsere komplizierte Ästhetik daran wetzen können; aber es steckt einmal in uns, wir sind Düftler, wir sind dennoch große Männer!

Von diesen skeptischen Empfindungen befreite mich die Ankunft in Brunnen und die Einfachheit der Vorbereitungen zum Feste. Die Hauptanstalt war der blaue wolkenlose Himmel, der wahrhaft sonntägliche Sonnenschein, der nach langer Regenzeit von goldroten Bergwäldern aufflammte und vom glatten Seespiegel aufblitzte. Im übrigen lagen noch drei mächtige Lastschiffe am

Ufer, von uralt einfacher Bauart, Nauen genannt, in denen schon manche rehfarbige Kuhherde nach Flüelen gefahren war, und die mit kräftigen, langgezogenen Ruderstößen über den See geschoben werden.

Diese Nauen von unbemaltem Holz mit dem Banner der drei Länder, mit einigen Flaggen und etwas Grünzeug zu schmücken, war eben das Faktotum von Schwyz, der Landammann, Ständerat, Kriegsoberst und Gastwirt Aufdermaur in aller Gemütsruhe eigenhändig beschäftigt. Kaum flatterte das bißchen bunte Seide, sich leuchtend von den blauen tiefklaren Schatten der Bergwelt abhebend, so waren die Bucentauren der drei alten Landgemeinden fertig und die Freude durchwehte die reine Luft. Über dem See am Mythenstein wurde auch noch hantiert; ein großes Schiffsegel, mit Immergrün besäumt und mit den Kantonswappen besetzt, wurde als Verhüllung über die Inschrift gezogen, und auf ein Föhrchen, welches aus der Rückseite des Steines emporsproßt und ihn malerisch überragt, steckte einer mit Lebensgefahr ein Schweizerfähnchen; denn das Gewicht eines Mannes konnte das schwanke Bäumchen leicht aus der Ritze ziehen, in die es seine Wurzeln geschlagen.

Das war nun aber auch alles, wenn man nicht noch etwas Laubwerk hinzurechnen will, das um die naiven Fresken befestigt wurde, so an der Sust zu Brunnen zu sehen sind: die drei Eidgenossen und der Gründer von Schwyz, Switer, der den Swen erlegt. Im übrigen zog das Volk gelassen taleinwärts zum Morgengottesdienst; und da ich nicht allein am Hafen herumgaffen mochte, wanderte ich ebenfalls gegen Schwyz hin, die Pyramiden des Hackenberges im Auge, um welche herum sich dieser rühmliche germanische Völkerzweig in grauer Vorzeit gelagert hat und noch fortblüht, zum Teil mit den gleichen Amtstiteln und Geschlechtsnamen. Die Kirchgänger grüßten mit mildem, landfreundlichem Wesen; nichts Eisenfresserisches lag in ihrer Haltung; die Glocken verklangen und bald war ich allein auf der Straße. Nichts war mehr zu hören als fernes Herdengeläute und hier und dort das Jauchzen eines Hirtenbübchens.

Wer hätte es dieser Stille, diesem sonnigen Frieden angesehen, daß nur aus den Tälern von Schwyz seit vier Jahrhunderten so viele Tausende von Kriegsmännern und Totschlägern hervorgegangen sind? Soweit man blickt, steht kein Haus, kein idyllisches Hüttchen auf den Höhen, hängt an den Halden, aus dem sie nicht

herausgetreten sind, den Spieß in der Hand, voll Unruhe und Leidenschaft, ihr Blut auf ferne Schlachtfelder zu tragen, entweder Ruhm und Gold oder Tod zu finden, und ihre Geschichte mit einer Schuld zu beladen, die mehr als einmal den Untergang gerechtfertigt hätte. Fürwahr, der Mensch ist ein wunderliches Wesen! Aber schmähe nur kein Deutscher über diesen wildkriegerischen Wandertrieb, denn er ist deutsches Muttererbe. Und wer weiß, ob man die Schweizer so lange ungeschoren gelassen hätte, wenn sie nicht so andauernd außerhalb ihrer Grenzen als militärische Klopffechter auftraten? Es war noch in der Zopfzeit höchlich zu überlegen, ob man ein Völkchen in seinem Nest aufsuchen wolle, das im Ausland so schöne Regimenter stehen und in allen Armeen seine Offiziere zerstreut hatte. Noch während des bayerischen Erbfolgekrieges, als die Schweiz von Invasionen bedroht war und eifrig rüstete, wurde ein Zürcherischer Angehöriger laut neuerlich hervorgesuchten Akten zu 400 Gulden Buße, Eintürmung, kirchlicher Abbitte vor Gott und der Obrigkeit und zu dem feierlichen Versprechen besserer Gesinnung verurteilt, weil er, in einem Wirtshause kannegießernd, bezweifelt hatte, daß man sich gegen die Franzosen werde halten können. Übrigens legte der Kriegsdienst den Grund zu der Weltkenntnis der Schweizer, die heutzutage durch ihre Industrie und ihren Handel festgehalten wird, und ohne welche ihre Republik längst ein wertloses Kuriosum geworden wäre, unfähig, an der Erreichung allgemein menschlicher Ziele mitzuarbeiten.

Nach Brunnen zurückgekehrt, fand ich das Ufer und den See bereits lebendig. Die Dampfboote waren als schwimmende Galerien mit Zuschauern von nah und fern herangekommen, eine Menge kleiner Schiffe tummelten sich dazwischen herum, und bald fuhr die ganze Flotte, die drei großen Nauen voran, langsam nach dem Mythenstein hinüber. Ich war noch rasch in den Schwyzer Nauen geschlüpft und ragte da im Volke mit dem Hut kaum über den Rand empor; man stand dicht ineinander wie in einer großen Bauernstube. Wenn die Herren und Geistlichen der Urkantone ihre Landleute am Bande zu halten wissen, so tun sie ihnen dafür auch die Ehre an und verstehen trefflich mit ihnen umzugehen. Es waren Buben und arme Leute ohne weiteres mit in die offiziellen Schiffe gedrungen und setzten sich behaglich auf den Bord, ohne daß jemand sie beschnarchte. In den Städten hätte man mindestens elegante Festkarten drucken

lassen, und bebänderte Komiteeglieder hätten den Eintritt überwacht und keine Maus hineingelassen ohne Karte.

Es mußte nun einen hübschen Anblick gewähren, als alle die bewimpelten Fahrzeuge sich um den hochragenden, achtzig Fuß hohen Stein drängten, an die geist- und poesiereichen Bilder des Zürchers Ludwig Vogel erinnernd, welche ähnliche Feste zum Gegenstande haben. Freilich war von jener malerischen Trachtenwelt hier nicht mehr viel zu sehen; außer einigen Unterwaldnerinnen in ihrem feinen Gewand, mit reicher Stickerei und schönem Haarschmuck, war nichts vorhanden.

Der Schwyzer Staatsanwalt Krieg, der den Gesangmeister machte, gab nun den Ton an, schlug den Takt, und als der begrüßende Wechselgesang und der Chor der drei Schiffe an den Felsen widerhallte, da waren mir die Berge nicht mehr gemalt, sondern die unvergänglichen Zeugen eines uralten und nun wieder neuen Schauplatzes. Drüben baute sich die Frohnalp in den Himmel mit ihren mächtigen grünen Terrassen und der grauen Felsenstadt auf ihrem Haupte. Hinter den Bergen aber zu Einsiedeln saß der poetische Mönch abgeschieden in seinem Kloster, welcher den Sängern freundlich das maßvolle Lied gedichtet hatte zum weltlichen Spiele.

Der einfache Vorgang ist übrigens hinlänglich beschrieben worden. Ein rührender Augenblick war das Vorlesen eines anmutigen und freundlichen Briefes der Frau von Gleichen, da das Gefühl eines unmittelbaren Zusammenhanges mit dem längst gestorbenen Klassiker die Anwesenden ergriff. Ganz in meiner Nähe flüsterte ein halberwachsenes Bürschchen, dessen Galanterie größer sein mochte als seine literarhistorischen Kenntnisse, auf dem Schiffsrande hockend: „Ach, das wäre so schön, wenn sie jetzt hier wäre!“ Er stellte sich unter der berühmten Dichterstochter irgendeine jugendlich reizende Fee vor. Als ihm ein älterer Bursch erwiderte: „Ich schätze, es wird eine fast Alte sein!“ schwieg er etwas betroffen, doch ehrerbietig.

Des Seelisberger Völkchens, das kaum sichtbar auf seinem Himmelsrande stand und in das Lesen des Briefes hernieder-jauchzte, ist schon anderswo gedacht worden; ebenso der drei Ziegen, welche in Turmeshöhe an der Wand über uns hingen und kein Auge von dem Vorgange verwandten in völligem Erstaunen. Aber nur wenige sahen das Hirtenmädchen, das unweit davon stand, träumerisch und regungslos, wie ein auf den Kalkfelsen

gemaltes Marienbild, ein zartes Bäumchen in der Hand haltend, wie ein grünseidenes Fähnchen. Als das verhüllende Segel vom Steine fiel und das Geschütz durch die Berge donnerte, verschwanden die Tiere mit weiten Sätzen, man wußte nicht wohin; das Mädchen aber regte sich jetzt ein weniges, beugte sich sachte vor und sein Augenpaar hing verwundert an dem großen Wort Schiller, das unten über den See hinglänzte. Es war, als ob das Auge der großen Natur selbst sich die Neuigkeit betrachtete.

Landammann Styger von Schwyz hatte die Enthüllungsrede gehalten. Nun trat Lusser, der Landschreiber von Uri, auf, das katholische Gewissen zu verwahren. Er erklärte, wie es gekommen sei, daß die katholische Urschweiz dem protestantischen Dichter Deutschlands ein Denkmal setze, und daß sie nichtsdestoweniger am Glauben der Väter festhalten werde. Mochte sich daran ärgern, wer überallhin seinen Nicolai im Busen mit sich trägt. Mir störte es das Vergnügen nicht im mindesten, und wenn ich mit einem Batzen zehn katholische Seelen hätte abspenstig machen können, ich hätte ihn lieber in den See geworfen. Es erschien mir ganz artig, daß der Weltmann dem klösterlichen Festdichter so den Rücken frei hielt. Landammann Wirz von Unterwalden hielt die letzte Rede, indem er die fortdauernde Verbrüderung und Eintracht der Urkantone erhob.

Sämtliche Redner sprachen mit vielem Feuer und schienen mir, mit Ausnahme derer von Schwyz, etwas heftiger und theatralischer als unsere Redner der repräsentativen Kantone, teilweise mit förmlich einstudierter Technik in Wendungen und Gebärden; wohl ein Beweis, daß sie gewöhnt sind, ihren Landsgemeinden ins Gewissen zu reden, und daß ihnen die Lenkung ihres Volkes nicht ohne rhetorischen Aufwand zu gelingen pflegt. In den größeren industriellen Kantonen verhält es sich gerade umgekehrt; da ist dermalen ein so übertrieben farbloser und nüchterner Ton beliebt, daß selbst solche, die Geist haben, ihn verbergen und einen kurz geschnittenen Philisterwitz hervorkehren, um beim Volke als recht praktische Gesellen zu gelten und obenauf zu bleiben. Allein sie werden schließlich doch die Rechnung ohne den Wirt gemacht haben; das Volk will zuletzt immer wieder lebendige Farben sehen.

Der schönste Abendschein begann nah und fern auf dem Berglande zu glühen, als die Flotte in höchster Zufriedenheit und mit Hörnerklang nach Brunnen zurückfuhr. Diese Zufriedenheit ver-

wandelte denn auch die zufällig geborstene Erdrinde wieder in eine Landschaft, welche im schönsten Verhältnisse stand zu der menschlichen Stimmung. Doch erweckte der Anblick abermals eine nüchterne Betrachtung. Der Brief von Schillers ehrwürdiger Tochter enthielt eine Stelle, worin sie das Bedauern ausdrückte, daß ihr Vater „leider" nie diese Gegenden gesehen habe. So statthaft es nun ist, daß die edle Frau dem Verewigten nach der Zeit noch einen erweiterten Weltgenuß wünscht, so können wir dennoch sagen: und doch hat Schiller einen „Tell" geschrieben, wie ihn kein anderer geschrieben hätte, der die Schweiz wie seine eigene Tasche gekannt.

Dies ist nicht ohne tiefere Bedeutung. Es war eben noch die Zeit, wo große Dichter jahrelang nicht dazu kamen, die alte Mutter zu sehen, die im nächsten deutschen Ländchen wohnte, und dennoch Welt und Leben mit einer so sichern Ahnung, mit einem Hellsehen erfaßten, wovon der, so die Nase unmittelbar in alles stecken muß, seinerseits keine Ahnung hat. Unsere heutigen Dichter verreisen jeden Taler, den sie aufbringen können. Das ist ein ewiges Hin- und Herrutschen, man muß sich ordentlich schämen zu sagen: „ich bin noch nie da und bin noch nie dort gewesen, ich bin diesen Sommer nicht von Hause weggekommen!" Durch ein abgetriebenes Touristenleben suchen sie sich die höchste Weihe, den letzten Schliff zu geben. Mit den Kellnern aller Nationen wissen sie geläufig zu schwatzen, und schon sind sie praktischer und erfahrener in allen Reisekünsten als die verpichtesten Weinreisenden. Und was ist die Frucht von all der rastlosen Bewegung? Hier ein Reisebildchen, dort ein Genrebildchen und zuletzt ein schwindsüchtiges Drama, dessen taciteische Kürze lediglich der Deckmantel ist für die verlorene Intuition, für das verzettelte Anschauungsvermögen. Die unmittelbare Beschreibung, sobald sie sich für Dichtung geben will, bleibt immer hinter der Wirklichkeit zurück; aber die dichterische Anschauung, die sich gläubig und sehnsuchtsvoll auf das Hörensagen beruft, wird sie gewissermaßen überbieten und zum Ideal erheben, ohne gegen die Natur zu verstoßen.

Schiller war, als er abscheiden mußte, zu der Reife gediehen, von jedem gegebenen Punkte aus die Welt treu und ideal zugleich aufzubauen. Der „Tell" war nicht ein einzelnes Ergebnis günstiger Umstände; wie er fortgefahren hätte zu schaffen, lese man in der zweiten Szene des zweiten Aufzugs im „Demetrius",

wo er den Anblick russischen Landes im Frühling beschreibt. Man lese die Schilderung des polnischen Reichstags, und ferner den einzigen Zug, wie das eine Dorf vor den Polen landeinwärts flieht, während das andere ihnen entgegeneilt und beide durcheinanderirren. Der hatte nicht nötig nach Rußland zu gehen, um dort „Studien" zu machen. Nein! mögen sich unsere Dichter rüstig unter ihrem Volke herumtummeln, sogar mehr, als sie es vor sechzig Jahren taten. Wer es haben kann, der gehe auch sein Jahr nach Italien; wer's aber nicht haben kann, der halte sich darum nicht für einen unglückseligen Tropf, sondern mache sich Haus und Garten zu seinem Morgen- und Abendland. Fort mit dem abgegriffenen Allerwelts-Bädeker, zwischen dessen Blättern die poetischen Entwürfe liegen wie quittierte Gasthofrechnungen!

Dies waren die Betrachtungen, die mir aus dem Bedauern der Schillerstochter erwuchsen. Schiller hat die Schweiz nie leiblich gesehen; aber um so gewisser wird sein Geist über die sonnigen Halden wandeln und mit dem Sturme durch die Felsschluchten fahren, auch nachdem der Mythenstein endlich lange verwittert und zerbröckelt sein wird.

Die ungewöhnliche Menge belebte nun das stille Brunnen und füllte seine Wirtshäuser von unten bis oben. In einem bescheidenen Saale des „Adlers" nahm die Besatzung der drei Nauen ein Abendbrot ein und zahlreiche Trinksprüche ergänzten das kleine Fest, freilich ohne dessen Gesichtskreis erheblich zu erweitern. Denn die Telldichtung war und blieb selbstherrlich abgeschnitten von dem ganzen übrigen Lebensgebiete des Dichters und bildete die Grundlage eines neuen Freundschaftsbündnisses zwischen den drei Waldstätten. Schillers Schatten saß mit am Tisch, aber lediglich als Sänger des „Tell". Doch wurde auch kein unzartes Wort, keine Verwahrung gegen seine allgemeine Geistesfreiheit laut, und das Unbefangenste sagte vielleicht ein lebhafter geistlicher Herr, welcher schon an der Rütlifeier am 11. November 1859 sich den Namen Rösselmanns, des Pfarrers, erworben. Bekanntlich halten sich die drei Gemeinwesen für blutsverwandt, für die Abkömmlinge derselben germanischen Männer, die einst in das Tal von Schwyz eingewandert und von da sich über die andern Orte verbreitet haben. Ihr starkes Zusammenhalten bis auf den heutigen Tag wurde gepriesen und die Meinung verkündigt, daß, sobald sie einst nicht mehr zusammengehen würden, ein Riß durch die ganze Schweiz ginge. Dies war etwas kitzlig anzuhören

für einen Schweizer der äußern Kantone; allein etwas ist an der Sache. Die Urkantone haben in der schweizerischen Gesamtpolitik ihre souveränen Stimmen verloren und zählen fast nur noch nach Köpfen. Dennoch stellen sie durch ihr zähes Beharren bei ihrer uralten Landesverfassung, bei ihrem engeren Bunde, ein wohltätiges moralisches Element vor gegenüber dem ewigen Auf- und Abwogen der äußern Schweiz, die mitten im Weltverkehr steht und deren Verwaltungskreise sich von fünfzehn zu fünfzehn Jahren gewöhnlich abnutzen und dem Volke aus irgendeinem Grunde langweilig werden. Hier hat man ein Prinzip einseitig zuschanden geritten, dort wurden unglückliche Finanzversuche gemacht, an einem dritten Ort gab es große Rhetoren und kleine Arbeiter, welche die Geschäfte in Rückstand brachten, während sie eine Idee verkündigten; wieder anderswo zankt man sich um das Glück, dessen das Vaterland teilhaftig ist, und mag sich den Erfolg nicht gönnen, und in irgendeiner Ecke endlich ist man aus lauter Selbstvergnügtheit eingenickt und purzelt plötzlich vom Stuhle wie einer, der ein unzeitiges Tagschläfchen macht. Kurz, es gibt immer etwas zu streiten, zu revidieren, zu lärmen, bis der scharfe Wind einer äußern Gefahr das gesegnete, aber zerzauste Ährenfeld wieder glattkämmt und die Halme nach einer Richtung hinstreicht. Dann atmet man auf, wenn es heißt: die Urkantone stehen wie ein Mann da und sind guter Dinge! Sie sind so wenig idyllische Tugendhelden wie die übrigen Schweizer; sie haben schon allerhand Wüstenei begangen; aber sie sind die Bewahrer der ältesten, noch lebendigen Form unserer Freiheit, so wie eines religiösen Glaubens an Verteidigungsrecht und Kraft. Nur die Flegelei, nicht des Radikalismus, sondern des Philisters, der sich für radikal hält, kann darauf ausgehen, sie unter dem freien Himmel von ihrem alten Grund und Boden wegzulocken und in die bureaukratische Schreibstube hineinzudrängen.

Ihr theokratischer Zug geht nicht tief; sie sind weder Kopfhänger noch Fanatiker; ihr Katholizismus scheint hauptsächlich auf ihrem souveränen Staatsgefühl zu beruhen: car tel est leur plaisir. Im Glanz ihrer früheren Tage war es ein Vehikel ihrer Herrschsucht, ihrer Regierungs- und Wirkungslust nach außen; heute ist es die Verteidigung ihrer Selbstbestimmung innerhalb ihrer Grenzsteine. Als sie durch den Sonderbund sich das Recht wahren wollten, ihre Jugend durch die Jesuiten erziehen zu lassen, unterlagen sie nicht sowohl den Exekutionstruppen der Bundes-

mehrheit, als der öffentlichen Meinung der gebildeten Welt, und sie verloren mit diesem Recht zugleich einen Teil ihrer Landeshoheit, oder vielmehr den Einfluß derselben. Sie verloren das Gut an gute Hand, an den Bund, dessen Mitglieder sie selbst sind. Dagegen ist es rätlich für die übrigen Kantone, sie in der Behauptung des Eigentümlichen, das ihnen geblieben ist, zum Muster zu nehmen und sie darum zu ehren, statt mitleidig über sie hinwegzusehen.

Es wurde nun der gefährlichen Zeitumstände, der Neutralität und ihrer unbedingten Verteidigung, des lauernden Westnachbars gedacht und ohne Herausforderung, aber auch ohne alle Furcht vor den Verhältnissen, die Bereitschaft zum Kampfe ausgesprochen, und die Sprüche aus dem „Tell", welche so schön die menschliche Gefaßtheit gegenüber wilder Menschenmacht ausdrücken, wurden alle mit Bewegung wiederholt und angehört. Auch des blutigen und tragischen Widerstandes der Waldkantone gegen die Franzosen und die aufgedrungene Abklatschverfassung von 1798 wurde gedacht, und mit vollem Rechte; denn die Tage dürften kommen, wo jener hoffnungslose Kampf dennoch als ein notwendiges bedeutungsvolles Vorspiel und geschichtliches Mittelglied seine ganze Geltung erringt. Aber auch ohne dies gebührt ihm ein immergrüner Kranz, als einer ruhmwürdigen Übung germanischer Selbstherrlichkeit. Denn für was soll der Mann sich wehren, wenn nicht für sein ureigenes Gesetz gegen eingedrungene Falschmünzer?

Am nächsten Morgen wurde in die Nauen richtig wieder eine Herde Alpenvieh eingeschifft, um nach Uri geführt und über den Gotthard nach den Pächtereien der Lombardei gebracht zu werden. Dieses alte Wahrzeichen der Schweizer, die Kuh, ist übrigens nicht so lächerlich, wie es unsere Nachbarn, die Schwaben, seit Jahrhunderten uns aufgesalzt haben. Tiere, die leicht und anmutig über Planken setzen und sich, dem Rotwilde gleich, mit dem Hinterfuß am Ohre kratzen, sind etwas ganz anderes als die trägen Stallbewohner der Ebene.

Eine unschönere Herde war über den Gotthard hergetrieben worden und füllte den Dampfer, den ich bestieg, nämlich einige Hundert verfrorener Päpstlersoldaten ohne Kleider und Gepäck, ein Stück Brot in der Hand, geringes Volk, sogar Buben dabei. Martialisch sahen nur die Unteroffiziere aus. Man fühlte, daß der edle Geschäftsstern dieser letzteren und ihrer Vorgesetzten bis

zum General hinauf im Erbleichen ist. Wenn man die armen, unrühmlich heimkehrenden Burschе mit denen verglich, die am Ufer standen oder die Kähne führten, in welchen die einzelnen Soldaten ihre Hütten aufsuchten, so war wohl zu bemerken, daß das Kernvolk, auch äußerlich genommen, zu Hause sitzt, und daß der Alp, der so lange auf dem Bewußtsein des Landes gelegen, sich allmählich löst. Wenn sie sich keinen sterbenden Löwen von Thorwaldsen mehr verdienen, so wird die Nachfrage von selbst aufhören, und das ist gerade recht. Die Schweizer haben dann nicht mehr mit überlebter Handwerkshaltung, sondern mit dem schuldlosen Zorn eines friedlichen Volkes an den Feind zu gehen und das Unvorhergesehene zu tun. Das ist das Beste gegen Zuaven und andere eisenfresserische Seiltänzer. Das eidgenössische Heer, wenn es an den Tanz kommt, wird ein wesentlich neues sein und hoffentlich die Eigenschaft eines neuen Besens bewähren.

Meine kriegerischen Gedanken lösten sich bald auf in ein neues, friedliches Träumen von Kunst und künstlerischen Dingen, ähnlich wie auf der Herfahrt, doch nun in so keck zuversichtlicher Weise, daß es unbescheiden aussähe, wenn das Ziel dieser Träumerei nicht gemütlich einer fernen Zukunft zu überlassen wäre. Das einfach liebliche Fest, dem ich beigewohnt, war eine Dankesfeier gewesen des „Bundes der oberdeutschen Lande" für ein mustergültiges Schauspiel, welches die Gründung ihrer alten Republik verherrlicht. Diese Feier war selbst wieder ein kleines Drama geworden; wenigstens enthielt der Wechselgesang, den die herangefahrenen Chöre der drei Länder aufführten, den bescheidenen Keim dazu, und es hätte nur etwas Kostüm, vielleicht etwas Verwendung der Landestracht gebraucht, um das noch mehr ins Licht zu stellen.

So geht das Bedürfnis nach Schauhandlung wie ein roter Faden durch alle Lebensäußerung der Völker und ihr Genius wird nicht eher beruhigt, als bis dieses Bedürfnis die goldene Frucht eines fertigen, reinen nationalen Spieles gereift hat. Inzwischen ringt und drängt alles nach der Komödie und alles spielt Komödie, und wenn keine Reinigung der Leidenschaften erzielt wird, so geraten sie wenigstens in Fluß, von der Dorfscheune bis zum Residenztheater. Alle Stände, Bauern, Philister, Weltstädter und Hofleute suchen gleich beharrlich ihren Durst nach einem erhöhten Spiegelbild der Existenz, nach poetischer Gerechtigkeit oder auch nach Rechtfertigung ihrer Laster zu befriedigen; ein unendliches

Gewimmel von Üppigkeit und Hunger, Hoffen und Fürchten, Unverschämtheit und Sklaverei und von jeglichem Schmarotzertum lagert sich um diesen Trieb, und das Schauspiel aller Schauspiele ist die Unberufenheit, welche sich allerwärts beweglich macht, die paar Bretter erstürmt und das Zerrbild des Lebens noch einmal verzerrt, so daß es aus lauter Dummheit manchmal fast wieder zurechtgezogen wird; aber freilich nur fast, und dieses fast ist ein Abgrund.

Wenn aber irgendwo ein öffentlicher Zustand durch politischen Fleiß und Glück gelungen ist und seine Genossen zufrieden macht, so läßt die Frage nach volksmäßigen Spielen, welche die entscheidenden Momente des Gelingens kunstgerecht fixieren und das Gewordene, von der Schwere der Not und Sorge befreit, noch einmal werden lassen in schöner Beschaulichkeit, nie lange auf sich warten. Seit die Schweiz, nach fünfzigjährigen Kämpfen, ihren Schwerpunkt wieder in sich selbst gefunden hat, haben ihre Volksfeste einen neuen Aufschwung genommen und die Lust zu Aufzügen und öffentlichen Spielen ist überall aufs neue erwacht. Da brachte der frische Luftzug denn auch die Frage von selbst mit sich, und ein eingewanderter Unternehmungslustiger, der gern, was gemacht werden kann, gleich machen möchte, schrieb auch gleich die „Nationalbühne" aus, wie man eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder ausschreibt. Hinz und Kunz wurden aufgefordert, sich ja recht fleißig ans Dramatisieren zu machen und einzusenden, und der neue Pater Brey belobte alles, verlangte noch mehr „Manuskripte" und ging selbst mit rüstigem Beispiele voran, alle möglichen Stoffe in Szene setzend, nur keinen, in dem ein dramatischer Keim steckt.

So leicht ist nun freilich der gewaltige Vorhang einer neuen Nationalbühne nicht in die Höhe zu ziehen; nur die Zeit selbst vermag ihn zu bewegen, daß er majestätisch sich aufrollt.

Dennoch dürfte gerade das Schauspiel diejenige Kunst sein, in welcher das Schweizervolk mit der Zeit etwas Eigenes und Ursprüngliches ermöglichen kann, da es die „Mütter" dazu besitzt, nämlich große und echte Nationalfeste, an welchen Hunderttausende sich beteiligen mit dem ausschließlichen Gedanken des Vaterlandes.

Die alten Städtetheater können der künftigen Volksbühne nichts abgeben als ausrangierte Kleider, eine grundverfälschte Deklamation und sonstige schlechte Sitten. Überdies bedarf sie neuer

Voraussetzungen und moralischer Grundlagen: Feierlichkeit, Mäßigkeit, Selbstbeschränkung und Unterordnung unter die allgemeinen Zwecke. Ein Theater, das jahraus jahrein wöchentlich siebenmal geöffnet ist, entbehrt jeder Feierlichkeit, das Festliche ist zum gemeinen Zeitmord herabgesunken. Die Unmäßigkeit im Theatergenuß hat ein eigenes Publikum geschaffen, welches einem Volke gleicht wie eine Katze einem Löwen, und, obgleich mit stumpfem Ekel erfüllt, dennoch hungerhohl verschlingt, was ihm in unseliger Hast täglich neu geboten wird. Von Selbstbeschränkung im Genuß und Unterordnung unter das Allgemeine ist vor und hinter dem Vorhang keine Rede; alles schießt auseinander und durcheinander in ewigem Kriege, und eine Unzahl kleinlicher Zwecke und Interessen, eine von Kindern geführte Kritik vertritt die Stelle einer einfach großen Nationalästhetik. Schlagt die Bretter einmal vor einer Versammlung von zehntausend ernsthaften Männern auf, gleichmäßig aus allen Ständen gemischt und von allen Gauen eines Landes herbeigekommen, ihr werdet mit eurer Dramaturgie bald zu Ende sein und von vorn anfangen müssen!

Von vorn anfangen, das wird in der Tat auch das einzige Heil sein für weitergehende Hoffnungen, und dazu scheinen die aufblühenden Feste, wie die Schweiz sie hat und wie sie in Deutschland seit der großen Schillerfeier und den Koburger Festtagen sich auftun (auch die Maifeste deutscher Künstlerschaften dürften leicht zu einem schönen Baume der Art gedeihen), der geeignete Boden zu sein. Mag das Talent sich mittlerweile an dem bestehenden Theaterwesen fortüben; was aus dem Geiste kommt, geht nie verloren. Auch Euripides lebt noch.

Als das eidgenössische Schützenfest für 1859 in Zürich vorbereitet wurde, kamen einige Freunde auf den Gedanken, ob nicht der Versuch zu wagen sei, gewissermaßen ein Samenkorn zu stecken und eine dramatische Übung einzuführen? Man dachte sich die Zeit nach Sonnenuntergang, wo das Volk noch die halbe Nacht in anständiger Fröhlichkeit beisammenbleibt, aber ohne einheitlichen Halt und ziemlich müßig ist. Entweder unter freiem Himmel auf dem Platze oder in der großen Festhütte sollte eine einfache Bühne ohne bildliche Dekoration, oder wenigstens ohne Veränderung derselben, in tüchtiger Höhe errichtet und darauf allabendlich ein höchstens halbstündiger Schwank aufgeführt werden, voll Handlung und von klarem und bündigem Texte in ge-

reimten Versen. Kräftige und gewandte aufgeweckte Gesellen sollten die Darsteller sein, und die Darstellung drehte sich fürs erste, so viel mir erinnerlich, um eine Allegorie, in welcher alle Arten des unechten Patriotismus, der eigennützige, der unzufriedene, der neidische, der affektierte, der durchtriebene, der weinerliche, der beschränkte, der händelsüchtige usf. in verständlichen, aus dem Leben gegriffenen Typen ihr Wesen trieben, beherrscht von einer in einem kolossalen Frankenstück thronenden Münzhelvetia. Jedes Wort wäre natürlich eine Anspielung auf Vorkommnisse und Zustände gewesen, zum Schluß aber wäre etwa die wahre Helvetia aufgetreten, dargestellt durch einen hochgewachsenen schönen Jüngling im Purpurgewand, mit mächtig wehendem Walkürenhaar, einen schattigen Kranz von Alpenrosen auf dem Haupt, und hätte ein strenges Gericht mit den wunderlichen Gesellen gehalten, indem sie sich ihre Taten und Früchte der letzten Zeit vorweisen ließ. Da gab es denn manchen Verweis und große Verlegenheit, bis sich schließlich herausstellte, daß sie wenigstens Kinder hervorgebracht haben, indem sie in ihrer Angst eine Schar allerliebster Kinderchen herbeiholen in den Trachten aller zweiundzwanzig Kantone, je ein Knäbchen und ein Mädchen, die in hellem Jubel dem personifizierten Vaterland in den Schoß geführt wurden, womit sich die stattliche Dame dann zufrieden gab. Dieses Kindermotiv stammt übrigens aus den Aufzügen eines bekannten Züricher Frühlingsfestes und hat als reizende Episode schon mehrmals große Freude erregt. Wären die Kinder nachher etwa unter dem Volke herumgeführt und in seiner Mitte abgefüttert worden, ehe man sie nach Hause brachte, so gab das der Versammlung eine heiter milde, ja häusliche Stimmung, einen reizenden Kontrast zu der Öffentlichkeit und großen Zahl, was freilich nicht mehr zur Dramaturgie gehört.

Der Festpräsident, so wie der Baumeister zeigten sich geneigt, die Sache überhaupt weiter zu vertreten; allein der italienische Krieg stellte das Fest in Frage und seine Schlachten mußten alle inländischen Pointen abstumpfen; überdies benahm uns die bewußte Absicht die Unbefangenheit, und eine verzeihliche Furcht beschlich uns vor der trockenen Kritik des wortkargen Schützenvolkes. Denn wenn diese Herren den Tabak nicht stark genug fanden und dem Spaße stillschweigend den Rücken kehrten, so war das schlimmer als das Pfeifen eines Parterres. So unterblieb das Ding. Würde es aber anderswo wieder aufgenommen,

wiederholt und zuletzt zu einem wesentlichen Moment des Festes gedeihen, so wäre kein Hindernis zu denken, warum aus dem halbstündigen Schwank im Verlauf der Zeiten nicht zuletzt eine stattliche zweistündige Volkskomödie werden sollte, alle zwei Jahr eine neue mit immer neuen Erfindungen und Betätigungen der unverwüstlichen Volkslaune. Denn die Gelehrsamkeit dürfte nur mäßig und vorsichtig eingreifen und müßte die Entwicklung dem jeweiligen populären Lokalgenius überlassen, damit eine neue und ursprüngliche Phantasie, welche in den Volksmassen nie ausstirbt, vorerst den Grund legte zu neuen dramatischen Möglichkeiten.

Denkt man sich eine Zuschauerschaft von Tausenden, die in erhobener vaterländischer Feststimmung versammelt sind, so ist damit auch eine kritische Zuchtschule gegeben, welche von selbst bald Bedürfnis und Ausführung regulieren würde. Träte aber der Wendepunkt ein, auf welchem aus solcher Übung und Vorschule die einzelnen Meister hervorgingen, die mit Bewußtsein solche Übung zum vollen Kunstwerk erhöben, so würden auch diese nur so lange blühen, als sie mit dem Volksgeiste einig gingen und aus demselben heraus dichteten, indem sie ihn zugleich weiterführten.

In diesem Sinne brauchte ich das Wort Nationalästhetik, und nicht etwa in der lächerlichen Meinung, daß jedes Ländchen seinen eigenen Vischer haben müsse.

Das geeignetere Feld für solche Aussichten dürften jedoch die größeren Gesangfeste sein, da diese schon von Haus aus auf die schönen Künste gerichtet sind. Sie enthalten bekanntlich zwei Abteilungen: den Wettkampf der einzelnen Vereine im Vortrage ausgewählter lyrischer Kompositionen und die Gesamtaufführung solcher, ebenfalls lyrischer Stücke, welche sich für größere Tonmassen eignen. Bei der Preisverteilung unter die Sieger des eidgenössischen Sängerfestes 1858, ebenfalls in Zürich, deutete der Vorstand des Kampfgerichts in seiner Rede an, daß es die Aufgabe dieser Feste sei, weiter zu gehen und namentlich für die Gesamtaufführung neue Bahnen einzuschlagen, vielleicht ein weltliches nationales Oratorium einzuführen, welches solcher vaterländischer Sängermassen würdig wäre und ihren Bestrebungen einen neuen, angemesseneren Inhalt gäbe, als zur Zeit ein Programm der verschiedensten Gesangstücke von oft zufälligem und unbedeutendem Inhalte bietet.

Verweilen wir einen Augenblick bei jenen Wettkämpfen, um

auch in ihnen den Baum zu sehen, der neue Blüten treiben könnte. Der Wettgesang der Sängerfeste wird wohl, wie sich's auch gebührt, die Lyrik, das eigentliche Lied, als sein Feld behalten; und wie es jetzt ist, darf sich dieses Feld sehen lassen, besonders auch, was die Wortdichtung betrifft, auf welche die Tondichtung gebaut ist. Denn bekanntlich gibt es jetzt selten mehr einen Liederkomponisten, der einen trivialen gehaltlosen Text wählt, während eher das Gegenteil vorkommt und manch mittelmäßiger Zeisig zu finden ist, dem die Texte nicht tiefsinnig und pikant und zugleich wohllautend genug sein können, ja dem es am liebsten wäre, wenn der Text sich schon von selber sänge. Was nun die deutsche Lyrik seit Goethe und dem Wiederfinden der alten Volkslieder, dann durch das Erwachen der Vaterlandsliebe und freiheitlicher, männlich nationaler Regungen an klaren und tiefen Tönen erreicht hat, wird in vielfältig blühender Melodie gesungen; ein reicher Vorrat zum Vortrage mannigfach persönlicher, heiterer und ernster Stimmung ist vorhanden, in welchen die einzelnen Vereine sich teilen können, indem sie am Feste wettsingend die subjektive Person darstellen. Horcht man aber aufmerksamer hin, so wird man bemerken, daß diese reiche Lyrik, was das Wort betrifft, bereits stillesteht und sich auszusingen anfängt, wo nicht schon ausgesungen hat, wie übrigens schon oft behauptet wurde. Steht aber das Wort still, so werden bald auch die Töne einschlafen.

Es wäre der Mühe wert, wieder einmal zu untersuchen, worin die Neuheit in der Poesie bestehe: wahrscheinlich käme dabei heraus, daß es überhaupt nichts Neues gibt unter der Sonne. Seit man chinesische Liederchen kennt, welche eine melancholische Landschaftsstimmung ausdrücken, genau wie etwa Lenaus Schilflieder, kann man nicht mehr hoffen, mit etwas menschlich Neuem aufzuziehen, wenn man nicht die ethnographischen und dergleichen Dinge für das poetisch Neue halten will. In der Tat ist selbst der Weltschmerz, den man für das Moderne hielt, so alt wie seine zwei Wurzelsilben. Auch in der Form ist es so. Einer, der z. B. neue Metaphern zusammensucht, wird dadurch nicht wahrhaft neu, weil die Metapher überhaupt etwas Uraltes ist. Das Neue wird überhaupt nicht von einzelnen auszuhecken und willkürlich von außen in die Welt hineinzubringen sein; vielmehr wird es darauf hinauslaufen, daß es der gelungene Ausdruck des Innerlichen, Zuständlichen und Notwendigen ist, das jeweilig in einer Zeit und

in einem Volke steckt, etwas sehr Nahes, Bekanntes und Verwandtes, etwas sehr Einfaches, fast wie das Ei des Kolumbus.

Ein grauer Strichregen allseitig gleichmäßig geschickter Versemacherei, verdrießlich und fast eintönig, bedeckt das Land; wo ein scheinbar neuer Klang ertönt, da zeigt gleich das nächste Jahr nach dem Erfolge, daß nichts Nachhaltiges, Notwendiges daran war, indem der Glückliche nicht imstande ist, fortzufahren, den Klang noch schöner zu wiederholen. Der Geist schwebt eben nicht über einem Glas Wasser, er schwebt über den Wassern. Goethes Lied entstand aus der kraftvollen Empfindungsfähigkeit und aus der Sehnsucht des vorigen Jahrhunderts, und so fort. Welche Bewegkraft wird sich jetzt mit dem Einzelntalent vermählen, um uns aus jenem Regen zu erlösen?

Ich kann mir recht gut denken, daß auch nach dieser Seite hin die Feste eine Kardinaltugend erwerben, indem sie produktiv werden. Führt die Lyriker an Wind und Sonne des offenen Volkslebens, laßt sie, statt binnen Jahresfrist ganze Bände zusammenzustoppeln, vorerst Ruf und Ehre daransetzen, nur ein gutes Lied zu machen und mit demselben zu siegen! Laßt eine Kritik entstehen, nicht in Monatheften gedruckt, sondern von sichtbaren Richtern unter aufgerichteten Bannern vor allem Volke geübt, welche keinen Gemeinplatz, keine müßige Zeile, keinen wiedergekauten oder gestohlenen Gedanken, keine verfehlten Anläufe, die sich mit einem unlogischen Schluß decken wollen, keine verkrüppelten Formen, keinen Verhau aufgehäufter Konsonanten durchgehen läßt, welche zum entlegenen Inhalt und zur blassen Reminiszenz sagt: Hebe dich weg, wir wollen nur, was uns rührt und erhebt, unser Bewußtsein ist, aber dies ganz und voll! Hat an solcher Öffentlichkeit einer wieder gelernt zu dichten, d. h. seine Lebensgeister wirklich zusammenzunehmen und mit bewußtem Willen zu beherrschen, ist ihm ein Lied ehrenvoll gelungen, so wird auch das zweite und dritte nicht ausbleiben, aus dem Schwanken zwischen Furcht und Hoffnung die volle Freiheit des Schaffens werden und die Spreu der leeren Vielmacherei von selbst zerstieben.

Würde der Wettgesang so durch allmählich sich entwickelnde Einrichtungen zu einer Pflanzstätte lebendiger Lyrik, so dürfte sich der große Gesamtchor um so bestimmter von derselben abkehren; denn es hat schon jetzt etwas Komisches, mehrere tausend Männer unter fliegenden Fahnen amphitheatralisch aufgestellt zu sehen, um ein Liebesliedchen, eine Abendglocke oder die Empfin-

dungen eines wandernden Müllerburschen vorzutragen. An jenem Sängerfeste waren viertausend Sänger beteiligt; aber die Wirkung ihres Chors stand in einem so geringen Verhältnis zu ihrer Zahl und zum Aufwand des Festes, daß man durch strengere Zensur diesen Gewalthaufen bis zum nächsten Feste auf tausend Mann zusammenschmelzte, die dann ganz die gleiche Wirkung hervorbrachten. Damit war dann einstweilen auch die sonstige Schwierigkeit erleichtert, welche aus dem wachsenden Umfange der Feste erwuchs.

Allein wenn diese Gesangskultur ihren Zweck erreichen soll, so ist anzunehmen, daß mit der Zeit jene Tausende und mehr noch wiederum dastehen und dann wirklich singen können. Denn wenn eine Übung einem Volke lieb geworden ist, so nimmt es sie unversehens auf eine Weise in die Hand, von der sich die Schulmeister vorher nichts träumen ließen, und es könnte möglicherweise eine Zeit kommen, wo jeder, der Stimme und Gehör hat, sein Lied vom Blatte singt. Zieht aber einst ein Chor von vier- bis fünftausend taktfesten Sängern auf, so wird die Frage: „Was soll ein solcher Chor singen?" nicht abenteuerlich lauten, und ebensowenig die Antwort: Ein solcher Chor soll das produktive Bedürfnis und die Kraft haben, seinen Gesangsgegenstand selbst hervorzurufen, zu bedingen und auszubilden. Hier dürfte dann ins Leben treten, was der besagte Redner eine nationale Zyklus-komposition in Kantatenform oder das weltliche Oratorium nannte, mit einem Worte: das Lyrische trete vor dem Epischen und Oratorischen zurück. Große geschichtliche Erinnerungen, die Summe sittlicher Erfahrung oder die gemeinsame Lebenshoffnung eines Volkes, Momente tragischer Selbsterkenntnis nicht ausgeschlossen, fänden Ausdruck und Gestalt in Wort- und Tondichtungen, die aufs innigste ineinander verschmolzen und durcheinander bedingt wären, ohne an Gedankenselbständigkeit zu verlieren. Es wäre die Aufgabe des Dichters, durch die Zucht der Musik wieder eine rein und rhythmisch klingende Sprache zu finden, ohne in Gehaltlosigkeit zu verfallen und sein Gedicht für die Lektüre wertlos zu machen, die Aufgabe des Komponisten dagegen, für ein solches Gedicht die entsprechenden Tonsätze zu schaffen und nicht vor der größeren Gedankentiefe und dem Reichtum wirklicher Poesie zurückzuschrecken. Er müßte vor allem die jetzigen Schrullen und Ansprüche auf eine besonders für ihn zugestutzte kindische Reimerei aufgeben. Richard Wagner hat den

Versuch gemacht, eine Poesie zu seinen Zwecken selbst zu schaffen, allein ohne aus der Schrulle der zerhackten Verschen herauszukommen, und seine Sprache, so poetisch und großartig sein Griff in die deutsche Vorwelt und seine Intentionen sind, ist in ihrem archaistischen Getändel nicht geeignet, das Bewußtsein der Gegenwart oder gar der Zukunft zu umkleiden, sondern sie gehört der Vergangenheit an.

Wenn nun dieses Tonmeer erbrauste und auftauchend aus demselben eine Reihe fünfhundertstimmiger Halbchöre einander die Erzählung oder die großen Fragen und Antworten einer Musik gewordenen Ethik abnähmen, so wäre ein Dialog im Entstehen, der seinen Maßstab in nichts Vorhandenem hätte, und die Frage des Dramas in ein neues Stadium getreten. Auf diesem Punkte der Entwicklung wäre die Angelegenheit reif genug, um auch die Musikfeste mit ihren Frauenchören und ihren Orchestern hinzutreten zu lassen, und nun erst wäre der Kreis der neuen Möglichkeiten geschlossen, das ganze Leben beisammen, und das gemeinsame Element der Bildung umfaßte die Blüte der Nation vom anständigen Arbeiter und Bauernsohn bis zum Staatsmann und Kaufherren, vom taktfesten Dorfschulmeister bis zum gelehrten Kapellmeister der Hauptstadt.

Jetzt würde sehr wahrscheinlich die Lust und das Geschick zu kostümierten Aufzügen hinzutreten. Entweder in die konkrete Tracht des Gegenstandes, oder in eine nach Stimmen oder Gauen verschiedene Festtracht gekleidet, würden die Singenden festlich einherschreiten in symmetrischen, einander begegnenden und wiederkehrenden Zügen und sich in glänzenden, aber ruhigen Farbenmassen aufstellen.

Doch noch mehr! Wer einmal Luftschlösser baut, kann nicht kühn genug sein. Steht man jetzt auf den Übungsplätzen größerer Schulanstalten, in welchen das Freiturnen eingeführt ist, so sieht man zuweilen vier- bis fünfhundert Knaben symmetrisch aufgestellt oder durcheinander gehend, welche alle zugleich sich beugen und aufrichten, den Oberkörper drehen, die Arme heben und schwenken auf gegebene Zeichen, und die Ahnung einer künftigen allgemeinen Kultur körperlich-rhythmischer Bewegung ist bei diesem Anblicke durchaus nicht abzuweisen, um so weniger, als auch in der Soldatenwelt, also auf der breitesten Grundlage, dergleichen eingeführt werden soll. Auch ist es offene Absicht der Schulbe-

hörden, nicht nur Gesundheit und Rüstigkeit, sondern auch Anmut und Zierde dadurch zu fördern.

So stelle ich mich denn ohne Aufenthalt wieder vor die zum Dache des Hauses hinansteigende, von dem Sängerheere besetzte Bühne. Das große Festlied erhebt sich eben zum Ausdruck der reinsten Leidenschaft und Begeisterung. Sie reißt den Körper der auswendig singenden Tausende von Männern, Jünglingen und Jungfrauen mit, eine leise rhythmische Bewegung wallt wie mit Zauberschlag über die Menge, es hebt sich vier- bis fünftausendfach die rechte Hand in sanfter Wendung, es wiegt sich das Haupt, bis ein höherer Sturm aufrauscht und beim Jubilieren der Geigen, dem Schmettern der Hörner, dem Schallen der Posaunen, unter Paukenwirbeln, und vor allem mit dem höchsten Ausdrucke des eigenen Gesanges die Masse nicht in Tanzen und Springen, wohl aber in eine gehaltene maßvolle Bewegung übergeht, einen Schritt vor- und rückwärts oder seitwärts tretend, sich links und rechts die Hände reichend oder rhythmisch auf und nieder wandelnd, ein Zug dicht am andern vorüber in kunstvoller Verwirrung, die sich unversehens wieder in Ordnung auflöst.

Klima und akustisches Bedürfnis würden nun der Baukunst die Aufgabe stellen, ein bleibendes monumentales Gebäude zu errichten, welches ein solches Spiel würdig zu fassen imstande wäre. Da die innere Einrichtung jedesmal nach Bedürfnis neu aus Holz zu beschaffen wäre, so handelte es sich bloß um Herstellung eines hohlen länglichen Baues, dessen ganzer Aufwand auf die vier Außenseiten sich bezöge und auf entsprechende Umgebungen, welche mit ihren Terrassen und Baumgängen sowohl zu festlichen Aufzügen, als zu fröhlicher Bewegung sich eignen und mit dem Hause zusammen ein Kunstwerk bilden müßten. In den Zwischenzeiten würde der Raum zu Ausstellungen und Versammlungen aller Art dienen. Entweder ein Bundesort oder verschiedene Städte in gastfreundlichem Wetteifer zugleich würden ein solches Haus bauen. Es müßte noch vorgesehen sein, daß die Lichtmassen des Tages beliebig auf einen Teil des Innern gelenkt werden könnten, so daß nur die Bühne im hellen Lichte stände, oder auch umgekehrt vielleicht, daß in entsprechenden Augenblicken das Gesangsheer von dunkler Dämmerung bedeckt würde, während die Zuschauer im Hellen säßen. Solche Grundzüge einer einfachen Maschinerie würden eine reinere Wirkung tun als alle unsere Ballettszenerien.

Wären die Farbenreihen der Gewänder nach bestimmten Gesetzen berechnet, so gäbe es Augenblicke, wo Ton, Licht und Bewegung, als Begleiter des erregtesten Wortes, eine Macht über das Gemüt übten, die alle Blasiertheit überwinden und die verlorene Naivität zurückführen würde, welche für das notwendige Pathos und zu der Mühe des Lernens und Übens unentbehrlich wäre; denn ohne innere und äußere Achtung gedeiht nichts Klassisches.

Es wäre genug, wenn der Mann während seiner guten Jahre bei drei bis vier Festen mitwirkte, die Frauen bei einem, höchstens bei zwei, damit sie ihnen wirkliche Lichtpunkte des Lebens blieben, aus welchen sie eine edlere geweihtere Haltung schöpften, ohne daß sie zu perennierenden Festketten gediehen oder herabsänken. Alle fünf Jahre — denn das eigentliche Völkerleben soll haushälterisch sein mit seinen Schritten — dürften sich somit diese Feste wiederholen. Drei Jahre befruchtender Ruhe, ein Jahr zur Vorbereitung des neuen Spiels und das letzte Jahr zur allseitigen Einübung — so könnte das Land dabei bestehen und das Ding aushalten. Die Wirkung solcher Spiele würde die gehaltlose Geräusch- und Vergnügungssucht verdrängen, und die Zwischenzeit wäre in der Tat eine Zeit ruhiger Arbeit und des Friedens, der aus der gleichmäßigen Bildung und Veredlung des Menschen und aus dem gemeinschaftlichen Wirken ungleicher Stände hervorginge, eine Erscheinung, die jetzt schon bei Liedertafeln u. dgl. zu beobachten ist.

Aber alles geht vorüber. Aus diesem Stadium der Feste, der Blüte der Volksherrlichkeit, würde sich endlich die persönliche Meisterschaft der einzelnen, sozusagen aristokratisch, ausscheiden; die Menge, gesangesmüde, würde sich in passiv Genießende verwandeln, und nun erst, auf abwärtsgehender Linie, würde sich das Festgedicht in eine eigentliche Handlung verdichten, die Soli und Halbchöre zu rezitierenden Personen werden (zwar immer noch Leute mit mächtigen klangvollen Stimmen), und auf dem gewaltigen Umwege wäre die Tragödie wieder da als etwas Neues und Verjüngtes, bis auch diese immer noch tüchtige Zeit vorbei wäre und der Kleinmalerei und dem täglichen Vergnügen das Feld räumte.

Das ist einer der Wege, den diese Sache gehen könnte und den ich während der Rückfahrt vom Mythenstein träumte. Der ungeheure Aufschwung des Schillerfestes von 1859 hat gezeigt, daß

solche Träume nicht zu verwegen sind; aber ein sittlicher Halt gebietet, nicht voreilig und eigenmächtig erzwingen zu wollen, was aus dem Ganzen und Großen hervorgehen und werden soll. Noch manche Ernte muß geschnitten werden, bis das Dasein solche Feste zu ertragen vermag. Eine einseitige Festvirtuosität ohne dazu gehörendes Lebensgeschick wäre kein Heil. Wer vom Nationalfeste in die Unzufriedenheit des bürgerlichen Elendes zurückkehren muß, dem ist es nur eine niedrige Betäubung, oft die Quelle neuer Bitterkeit und Schmach. Auch pflegen die Feste die Folge wohl vollbrachter Kämpfe zu sein, „saure Wochen, frohe Feste", und nicht ihnen voranzugehen. Freilich könnte die Weltgeschichte das Ding auch einmal umkehren und sie zu Müttern des Kampfes machen.

Die Weihnachtsfeier im Irrenhaus

(1879)

Die Heilanstalt Burghölzli hat für ihren Christbaum einen so reichlichen Gabenzufluß erfahren, daß die Bescherung mit froher Dankbarkeit vorbereitet werden konnte. Offen gestanden, war uns die Einladung zur Teilnahme nicht besonders verlockend erschienen; denn wir hatten keinen rechten Begriff davon, wie es aussieht, wo in ein paar hundert Kopfhäuschen der Herr nicht anwesend ist und die Gedanken wie die Mäuse auf dem Tisch tanzen. Menschenliebe und Wissenschaft führen aber inzwischen das Regiment; die Kranken wissen, daß sie krank sind und daß ihr Gebrechen heutzutage so natürlich und ehrlich ist wie jedes andere, und so würden sie namentlich in einer feierlichen Versammlung und vor Fremden um keinen Preis das Dekorum verletzen; an der Stelle der Selbstbeherrschung des einzelnen scheint ein Gesamtbewußtsein zu wirken und die tröstliche Weltordnung so gut möglich aufrecht zu halten.

In dem Festsaale der Anstalt waren an die hundertundfünfzig präsentable Patienten nebst einer guten Zahl Freunde und Angehöriger, sowie von Mitgliedern der Behörden und der Verwaltung versammelt, und die ganze Versammlung hielt sich so still, ehrbar und gewärtig, wie irgendeine zum Gottesdienste berufene Gemeinde, hier die Männer, dort die Frauen. In der Mitte des hohen Saales ragte der gewaltige Christbaum bis an die Decke,

umgeben von großen mit Geschenken beladenen Tischen. Das obere Ende des Saales war von einem gemischten Sängerchor besetzt, der aus dem Wärterpersonal und einzelnen Patienten gebildet ist und vom Geistlichen der Anstalt geleitet wird. Da dieser Chor durch die Ungunst der Zeit aufgelöst worden war, hat er neu zusammentreten und eingeübt werden müssen, weshalb an seine Leistungen nicht der strengste Maßstab gelegt werden durfte hinsichtlich der Sicherheit und Frische des Vortrages. Immerhin haben wir schon an Bezirksgesangfesten gemischte Chöre gehört, mit welchen der unsrige wohl hätte wettsingen dürfen. Er eröffnete denn auch mit einem ziemlich kunstreichen Weihnachtshymnus die Feier.

Unmittelbar darauf las der Geistliche das Weihnachtskapitel aus dem Evangelium des Lukas, die Geschichte der Geburt des Heilandes mit dem treuherzig historischen Eingang. Die schlicht und ungeschminkt vorgetragene Kunde von dem Kind in der Krippe, den Hirten auf dem Felde und dem Friedens- und Lobgesang der Engel klang wie mit Geisterlauten hinüber in den geheimnisvollen Tannenbaum, der bis auf den Boden so dicht geästet war, daß trotz der unzähligen Lichter auf seinen äußern Zweigen das Innerste des Baumes von einer dunkelgrünen Dämmerung erfüllt war wie ein Stücklein sterndurchwirkter Waldnacht. Lautlos hörte die Versammlung zu; selbst ein bleicher Kranker, der sich ab und zu für den lieben Gott hält, lauschte aufmerksam auf den Bericht über die große Heilsanordnung, die er selbst vor 1878 Jahren getroffen oder vielmehr in Vollzug zu setzen begonnen hat. Ja, er lauschte wehmütig und friedlich, ein milder Herr und kein jüdischer Rachegott wie jener Hünius Deus im alten Spital — jetzt glaub' ich in Rheinau, wenn er noch lebt — der einem Herrn Spitalpfleger einst eine furchtbare Ohrfeige versetzte, als der ihm auf seine unablässigen Tabakforderungen unbesonnen geantwortet hatte, ob denn der liebe Herrgott wirklich den ganzen Tag rauche? „Das ist für die Gotteslästerung!" fügte Hünius Deus mit feierlichem Ernste hinzu.

Die drei christlichen Hauptfeste tragen von alters her den Charakter einer unverwüstlichen milden Heiterkeit, welche in allen unbefangenen Gemütern dogmatische, konfessionelle und kritische Quälerei nicht aufkommen läßt; und nur wo ein schaler Städtepöbel sie von der ersten bis zur letzten Stunde und darüber hinaus zur Befriedigung wirrer Zerstreuungssucht benutzt, fangen sie an,

einen unheimlichen und langweiligen Anstrich zu bekommen. Das Weihnachtsfest aber ist durch seinen lieblichen Kinderkultus, gegründet auf den Glauben, daß durch ein schuldloses Kindlein das Heil in die Welt gekommen, so recht das allgemeine Hausfest geworden, an welchem das Vorlesen jenes Lukaskapitels wohl angebracht ist.

Nachdem der fleißige Herr Pfarrer einen zweiten Chorgesang intoniert und zu Ende geleitet, hielt der Vorsteher des Sanitätswesens eine freundliche und von mild bescheidenem Wesen beseelte Ansprache an die ganze Heerschar, an die Pfleglinge und die Pfleger, welche Rede mit fortdauernder Ruhe und Aufmerksamkeit vernommen wurde.

Hierauf wieder Gesang und sodann eine Leistung neuer Art, wie alles, was der Abend brachte, aus den eigenen Mitteln der Hausbewohner bestritten. Vier jugendliche Frauengestalten aus der Zahl der Wärterinnen traten in weißen Idealgewändern als die vier Jahreszeiten auf, mit den entsprechenden Attributen geschmückt, und führten in einem gedichteten Tetralog einen Wettstreit um den Preis des Vorzuges durch, welcher schließlich dem Winter zugesprochen wurde, als Verwalter der schönen Weihnachtszeit. Selbst die betreffende Dichtung soll als ein wackeres Hausgebäck den Bemühungen des obersten Ehepaares des Hauses nicht fremd sein, welches sich, von einem schnöden Lokaldichter im Stiche gelassen, noch in letzter Stunde hinsetzte, um werktätig einzugreifen, wohl der beste Beweis einer wirklichen und eifrigen Hingebung an die Leiden und Freuden der Schutzbefohlenen.

Eine artige Idee war hierauf das plötzliche Erscheinen des Geistes oder der Nymphe des gefällten Tannenbaumes, der seine schöne Stellung am Waldrande des Zürichberges hatte fahren lassen müssen. Wiederum als weiße Gestalt, einen goldenen Stern über der Stirne, sprach eine dienende Hausgenossin die Grüße aller Tierlein und Kreaturen des Waldes an diesem heiligen Abend aus, nebst den eigenen angemessenen Gefühlen, und zwar in einem mehrstrophigen Liede, welches in Ton und Weise gar zierlich an die „Trutznachtigall" des Herrn Friedrich von Spee erinnert und ebenfalls eine Art Hausgebackenes sein soll.

Diese sämtlichen jungen Personen trugen ihren Teil allerdings nicht mit der Kunst und Energie von Schauspielerinnen, sondern mit einer gewissen Schüchternheit braver Volkskinder vor; aber

sie hatten ihre Sache gut auswendig gelernt, stockten nicht und redeten deutlich und vernehmlich.

Zum erstenmal wurde die Versammlung jetzt laut und zwar mit einem humoristischen Gelächter, als abermals der Winter erschien in Gestalt eines alten von Schnee und Eis starrenden Kerls mit urlangem Bart und groteskem Wesen, der ebenfalls einen metrischen Spruch tat und als spezieller Bote die Hausbewohner von seite ihrer Lieben in der Heimat, aus aller Herren Ländern und von entlegensten Meeresküsten her begrüßte und tröstete. Mit Genugtuung erkannten jedoch die schlauen Angeredeten hinter der Vermummung einen der ihnen wohlbekannten Anstaltsärzte.

Jetzt ging es aber unmittelbar an die eigentliche Bescherung, und was mit langer Mühe und Sorgfalt zubereitet und aufgehäuft worden, flog nun wie in einer Postexpedition nach allen Seiten in die vorbestimmten Hände. Berge von kleinen und großen Paketen waren in kurzer Zeit abgetragen, und Hunderte von mit Backwerk gefüllten Tellern wanderten in bester Ordnung davon und jeder auf den Schoß und in die Hände eines andächtigen Empfängers. Ruhe, Ordnung und Anstand blieben ungestört; nur eine einzige Erscheinung erinnerte uns seltsam daran, wo wir waren. Manche Gäste hatten sich unter die Kinder des Hauses gemischt und es summte eine behagliche Unterhaltung durch den Saal. Da bemerkte man nun namentlich auf der Männerseite, wie jeder, der seinen Teller Konfekt und Obst auf den Knien hielt, ohne Unterschied augenblicklich zu essen begann; alte Militärs, Arbeitsleute, ernste Jünglinge, Reiche und Arme, gewesene Kneipgenies und gestrenge Philister, sie alle, die in gesunden Tagen solche Kinderspeise und sogenannte Süßigkeiten mit stolzer Verachtung von sich gewiesen hätten, vergnügten sich mit gleich eiliger Begierde an dem süßen Futter. Jeder Stolz, jede Verstellung war dahin; sie knusperten und knabberten, schleckten und schlabberten, als ob sie in die Jahre der Kindheit zurückgekehrt wären; und stieß man hier oder dort auf einen alten Bekannten, von dessen Hiersein man keine Ahnung gehabt, so nickte er bloß freundlich, ohne sich stören zu lassen, wie man sich etwa im Gedränge eines Jahrmarktes oder einer Volksversammlung begrüßt, in der Meinung, es sei ja selbstverständlich, sich da zu treffen.

Über das vergnügliche Gesumme hin tönte noch der Choral: „Nun danket alle Gott!“ worauf die Versammlung sich in ruhiger Ordnung auflöste und ehe man sich's versah, durch die weit-

läufigen Gänge des Gebäudes verschwunden war, jeder in sein stilles Quartier, natürlich ohne sich von seinem Teller und seinen Paketen zu trennen.

Blickt man bei solchem Anlasse auf das Ganze einer wohlgeleiteten Anstalt dieser Art hin, so erstaunt man über die Unentbehrlichkeit derselben, wenn man an die unlang verflossene Zeit zurückdenkt, wo sie nicht dawar und ihre Notwendigkeit angefochten wurde. Bei der Gründung wurde hervorgehoben, daß der Kanton Zürich zu den Staaten gehöre, welche statistisch die meisten Geistesstörungen aufweisen. Naturhistorisch ist das vielleicht kein Makel, da möglicherweise die gescheitesten Leute am ehesten zur Abirrung disponiert sind. Wir wollen hierüber nicht grübeln. Sicher ist, daß für alle direkt und indirekt Betroffenen baldigste Rettung oder ein möglichst erträglicher Zustand ersehnt wird und das wird nur durch berufsgetreue Übung und Sachkenntnis herbeigeführt. Es wurde damals schon auf die niederländischen Irrenheildörfer hingewiesen, in welchen die Privaten sich mit Erfolg dieser Krankenpflege widmen. Es gibt auch das bekannte böhmische Schachspielerdorf, wo jeder Bauer ein vorzüglicher Schachspieler ist; in der Regel aber werden die Bauern nicht für das Schachspiel dasein, sondern mit dem Feldbau und dem Kampf mit Wind und Wetter und der eigenen Not des Lebens genug zu schaffen haben. Und wo bei jenem System, allgemein eingeführt, die wissenschaftliche Forschung eigentlich bleiben soll, scheint gar nicht bedacht zu werden. — — —

In einer auswärtigen Irrenanstalt bemerkte einer unserer Freunde einst zwei Narren, die damit beschäftigt waren, in einem Gemüsegarten Kohlsetzlinge zu pflanzen. Im tiefsten Ernste gingen sie auf gerader Linie vor; der eine bohrte das Loch in den Gartengrund mit einem spitzen Holz, der andere setzte die junge Pflanze hinein und befestigte sie sorgfältig. Hinter ihnen aber schritt ein dritter Narr einher, ebenso ernsthaft, zog ein Pflänzlein um das andere wieder aus der Erde, besah es bedächtig und warf es beiseite. Jene aber schauten nie zurück, und als sie mit ihrer Arbeit zu Ende waren, fand sich nichts mehr davon vorhanden.

Diese wirkliche Vorkommenheit hat uns immer an eine der biblischen Parabeln erinnert, etwa die vom Säemann. Den zwei guten und fleißigen Narren würden Volk und Behörden gleichen, wenn sie sich die Frucht ihrer Arbeit und Mühe durch den bösen

Willen des dritten Narren so leichten Kaufes zugrunde richten ließen.

Die Weihnachtsbescherung im Burghölzli hat wohl jeden Anwesenden aufs neue überzeugt, daß Friede und gute Ordnung in der Anstalt herrschen und dieselbe noch lange in guten Händen gewesen wäre. Es ist nur zu wünschen, daß diejenigen, welche gezwungen sind, einen Ersatz für den scheidenden Direktor zu suchen, hiebei von einem freundlichen Sterne geführt werden.

Niklaus Manuel

(1879)

Vorliegendes Werk bildet den zweiten Band der „Bibliothek älterer Schriftwerke der deutschen Schweiz und ihres Grenzgebietes", welcher Titel die richtige Mitte zu halten scheint zwischen dem Anspruch einer sogenannten Nationalliteratur und der Behauptung des geistigen Anteils an einem großen Sprachgebiete. Denn während die politische Nationalität durch die fünfhundertjährige Entwickelung eines Bundesrechtes und dessen Assimilationskraft als zweifellos dasteht, ist die literarische wenigstens formal schon durch die Bundesverfassung in Frage gestellt, welche drei Nationalsprachen als diejenigen des Bundes konstatiert. Selbst das alpine Element, welches wir für unsere literarische Hausindustrie so unbarmherzig ausbeuten, deckt sich nicht einmal mit der politischen Nationalität, da das republikanische Denken und Leben an den Landesgrenzen aufhört, während die Alpen sich ruhig weiterstrecken.

Die einzelnen Publikationen der genannten Unternehmung werden kaum alle von gleichem Werte sein können; jedenfalls aber wird der „Niklaus Manuel" eine der wichtigsten sein und ist dazu angetan, auch für bürgerliche und Hausbibliotheken ein schätzbares Buch zu werden. Das ebenso liebenswürdige als reichhaltige Werk des Vorgängers Grüneisen ist vor vierzig Jahren entstanden und das Material seither wesentlich erweitert worden; es versteht sich von selbst, daß der neue Bearbeiter, der die geringste Beihilfe mit zierlicher Dankbarkeit erwähnt, jener Grundlage alle Geltung und Ehrerweisung angedeihen läßt. Es dürfte sich fragen, ob die philologisch-kritische Behandlung, der allseitige Gelehrten-

fleiß der Popularität des Buches nicht Eintrag tue? Da es sich indessen um ein Werk in der Muttersprache handelt, die bei uns jetzt noch in alten, dem Gegenstande so nah verwandten Idiomen herrscht, so dürfte es im Gegenteil auch für den Laien gewinnreich sein, zur Abwechslung einmal ein Buch mit bezifferten Zeilen, Anmerkungen und Kommentar zu lesen, zumal er aus dem vaterländischen Interesse ja nirgends hinaus, sondern überall nur tiefer hineingerät. Schon aus der kritischen Bearbeitung des „Hans Salat", welche Bächtold 1876 herausgegeben hat, war ersichtlich, wie unorganisch unsere heutige Dialektliebhaberei oft verfährt und wieweit namentlich die künstliche Nachahmung der Sprache des sechzehnten Jahrhunderts, die jedem so leicht scheint, vom wirklichen Sprachstil jener Zeit entfernt ist. Hier ist aber ein Gebiet, auf welchem auch der ungelehrte, jedoch bildungsfähige Bürgersmann sich zurechtzufinden und seinen Dialektfreuden und historischen Vergnügungen aufzuhelfen vermag. — — —

Manuel wird mit Recht den vielseitigen Glanzgestalten der Renaissancezeit verglichen; wenn auch die Proportionen nicht so kolossal sind, wie z. B. bei den großen Italienern, so ist doch das Ganze seines raschen, kühnen und fruchtbaren Lebenswechsels um so merkwürdiger angetan, als man nicht weiß, wo er alles das gelernt und hergeholt, was er getrieben hat. Daß er als Maler nicht ein Schüler Tizians gewesen, wie man, auf die unrichtige Lesart eines venezianischen Autors gestützt, früher angenommen, wird nun durch Vögelin klärlich nachgewiesen und damit auch der sachliche Zweifel gelöst, der sich doch an eine solche Voraussetzung hängen mußte. Dennoch ist die Kunstübung seiner jüngern Jahre die einzige seiner Betätigungen, die einen regelrechten handwerklichen Verlauf genommen und daher wohl auch bestimmte Lehrjahre zur Grundlage hatte. Noch als Maler begann er sich von den lombardischen Schlachtfeldern aus, auf denen er freilich zugleich schon als Feldschreiber stand, um öffentliche Stellen zu bewerben, wurde in kurzer Zeit Landvogt, Mitglied des Rates, Venner, Bote auf den eidgenössischen Tagen und Geschäftsträger in allen Dingen, hauptsächlich auch als Förderer und Vermittler des Reformationswerkes. In solchem Verlaufe liegt nicht sowohl etwas Abenteuerliches, als etwas Naturgemäßes. Die Entwickelung des Gemeinwesens verlangte in jenen Zeiten, daß manche seiner Bürger in mehr als einem Sattel gerecht seien, und wie Wehrpflicht und Kriegstüchtigkeit allgemein waren, so wurde auch

jede Intelligenz, wo sie sich fand, mehrseitig in Anspruch genommen und verwendet. Nicht nur Künstler und Poeten, auch Handwerker gelangten ja zu den obersten Ämtern und zu den wichtigsten Staatsmissionen.

Die Einschaltung Vögelins über Manuel als Maler schließt mit dem Ausspruche, daß dieser unstreitig der größte Künstler sei, welchen die Schweiz hervorgebracht habe. Um diesem Satze beistimmen oder ihm widersprechen zu können, müßte man Basel und Bern besuchen, wo allein noch nennenswerte Reste von dem künstlerischen Schaffen Manuels erhalten sind. Auch ist nicht ganz klar, welchen Umfang der Kunstgelehrte hinsichtlich der Zeitfolge und der jetzigen Grenzen der Schweiz letzterem Worte unterlegt; immerhin scheint der Satz etwas gewagt zu sein. Die künstlerische Vielseitigkeit, welche vorzüglich hervorgehoben wird, tut's nicht allein; es kann sich einer in allen Gegenständen, Formaten und Manieren rüstig versuchen und herumtummeln, ohne nach einer einzelnen Richtung hin unbedingt groß zu sein; und wiederum vereinigen Leute wie ein Gleyre, Ludwig Vogel, ein Calame oder Rudolf Koller, um nur wenige von den Neuern zu nennen, in engerm Rahmen ein so durchgebildetes und intensives Können, daß der Standpunkt unsicher wird, den man in solcher Frage einzunehmen hat. Uns ist von Manuel nichts bekannt als eine auf Stein gezeichnete Umrißausgabe des Totentanzes, die ihrerseits auch nur eine verkleinerte Kopie des untergegangenen Originalwerkes zur Grundlage hat; so unzureichend nun die Publikation sein mag, so will uns doch bedünken, die geistreiche Intention, die poetische Erfindung in diesen Kompositionen sei ungleich bedeutender als der malerische Stil, mit welchem sie behandelt sind. Damit möchten wir jedoch um keinen Preis den künstlerischen Rang Manuels zu tief heruntersetzen, vielmehr denselben gern auf einer Höhe belassen, die der energischen Erscheinung des ganzen flotten Mannes entspricht.

Auf festerem Boden stehen wir, wenn wir den Hauptteil unseres Buches betrachten, welcher die poetischen Werke in den neuen Rezensionen Bächtolds enthält. Nach jetzläufigen ästhetischen Begriffen würde diesen Schriften allerdings die Bezeichnung „poetisch" nicht zukommen, da im poetischen Kunstwerk jede Tendenz und Absicht verpönt sein soll, jene aber aus der Tendenz geboren und lediglich von ihr erfüllt sind. Wir wollen uns hierüber keine grauen Haare wachsen lassen, sintemal wir noch keinen theore-

tischen Tendenzenfeind gesehen haben, der nicht alsobald von Tendenzen überflossen wäre, sobald er die Feder ansetzte, um selbst ein Gedichtlein zu begehen. Die Wahrheit ist, daß eben alles an seinen Ort gehören und der Umgebung nicht widerstreiten soll; das subjektive Pathos eines politischen oder religiösen Streitgedichtes ist, wenn das übrige Zeug daran nicht fehlt, gerade so poetisch wie die objektivste historische Ballade und vielleicht oft noch wertvoller wegen der größeren Unmittelbarkeit.

An den Manuelschen Dichtungen ist es geradezu charakteristisch, daß sie ohne den äußern Zweck gar nicht entstanden wären; die Zeit war noch so empfänglich und plastisch gestimmt, daß mit einem polemischen Reimspiele, unter freiem Himmel dargestellt, eine unmittelbare Wirkung erreicht wurde. So legt denn, wie das Bedürfnis herantritt, der bewegliche Mann Pinsel, Schwert oder Richterstab beiseite und greift zur Feder, nicht ohne häufig sein Opus mit dem Reime „Schweizerdegen" zu schließen, wie er auch als Maler seinem Monogramm stets die Waffe beizeichnet.

An der Spitze der Sammlung stehen die Spruchverse oder Inschriften zu den Totentanzbildern. Diese Verse beanspruchen indessen keinen selbständigen Wert und erheben sich nicht über das Niveau anderer bekannter Reime dieser Art; die geistige Wucht liegt eben in der Idee des jeweiligen Bildes selbst, die bei Manuel immer sinnreich und energisch ist, und, wie oben bemerkt, auch die malerische Form überholt.

Auch das nun folgende Bicoccalied ist literarisch nicht sehr bedeutend; sein Wert beruht freilich auf dem Ausdruck des ritterlichen Zornes über den Hohn der deutschen Landsknechte wegen einer jener Niederlagen, welche die schweizerischen Söldnerheere durch unbesonnenen Übermut, durch das zu große Selbstvertrauen auf ihr oberstes Kriegsprinzip: im Kampfe nie einen Fuß rückwärts zu setzen und nie dem Angriff aus dem Wege zu gehen, sobald sie den Feind sahen, sich selbst zu bereiten pflegten; aber man wünschte den heroischen Gegenstand, der sachlich vom Dichter trefflich erschöpft ist, lieber in der edlen Sprache des Nibelungenliedes besungen zu sehen, als in den groben Dialekten des sechzehnten Jahrhunderts.

Desto mehr sind diese am Platze in den Fastnachtsspielen. Die Wirkung muß augenblicklich und drastisch gewesen sein, als das erste dieser Spiele: „Vom Papst und seiner Priesterschaft" an

der Herrenfastnacht des Jahres 1522 in der Kreuzgasse zu Bern von Burgerssöhnen aufgeführt wurde. Auf dem Schauplatze saß der Papst „in großer Pracht mit allem Hofgesind, Pfaffen und Kriegsleuten, hoch und niedern Stands". Weit hinten standen Petrus und Paulus als verwunderte Beobachter, während allerlei Volk, Edle, Laien und Bettler die Szene füllten und nun eine Sippschaft mit einem Toten im Sarge heranzog und denselben, ihre Klage beginnend, vor der Pfaffheit niedersetzte. Über dieser Leiche baut sich nun das Spiel auf, welches auch die „Totenfresser" genannt wurde, indem die Kirche in allen ihren Rangstufen, vom Dorfküster bis zum Kardinal und Papst hinauf ihrer Leichengier Ausdruck gibt und die Einträglichkeit des Todes preist, das gute Leben durch Messe und Ablaß; die Vertreter des Laienvolkes aber ihre Not klagen, wie sie der Totengier der Pfaffen kaum genügen können und Hunger leiden müssen, um sie zu befriedigen. Im Verlaufe des Gespräches kommen dann alle Klagen über die Verderbnis der Kirche unter Herbeiziehung der Zeitereignisse zur Sprache, wobei indessen nicht an die phantasie- und handlungsreichen Gebilde eines Hans Sachs zu denken ist. Es handelt sich mehr um eine ernste und scharfe Dialektik, mittelst welcher das Thema allseitig und beziehungsreich erschöpft wird in der Weise, daß die Menge der satirischen oder humoristischen Gestalten, die alle ihre lustig symbolischen Namen führen, Schlag auf Schlag ihren Vortrag hält, der aber durchweg in ein poetisch-plastisches Element aufgelöst ist und nirgends rein rhetorisch erscheint. Die Spiele eigneten sich dann um so eher zur allgemeinsten Verbreitung durch den Druck und zur wirksamen Lektüre in den Händen des Volkes.

An der darauf folgenden „alten Fastnacht" wurde das Spiel „Von des Papsts und Christi Gegensatz" aufgeführt, oder wie der Titel angibt: wie auf einer Seite der Gasse der Heiland der Welt Jesus Christus ist auf einem armen Eselein geritten, auf seinem Haupt die Dornenkrone, gefolgt von seinen Jüngern, den Blinden, Lahmen und mancherlei Gebrechlichen; auf der andern Seite reitet der Papst im Harnisch und mit großem Kriegszeug, als hernach verstanden wird durch die Sprüche, so die zwei Bauern geredt haben, Ruedi Vogelnest und Cläywe Pflug. Bei diesem kurzen Stücke handelt es sich nur um einen allegorischen Aufzug, der den damals verbreiteten bildlichen Darstellungen nachgeformt war.

Der „Ablaßkrämer", entstanden im Jahr 1525, erscheint hier zum ersten Male im Druck nach der in Bern befindlichen Originalhandschrift Manuels. Der Herausgeber gibt von diesem Stücke folgende Schilderung: „Es ist mit einer Keckheit, mit einem lachenden Humor und mit einer lebensvollen Natürlichkeit hingeworfen, daß wir uns unter den vorzüglichsten Erzeugnissen der Reformationssatire umsonst nach einem Gegenstück umsehen und z. B. die vielgerühmte ähnliche Szene in „Bileams Esel" hinter diese stellen müssen. Wiederum ist es der Ablaß, gegen den sich hier die Spitze richtet; freilich sind die schönen Zeiten, da ein Samson im Berner Münster seinen Kram auslegte, vorbei: der Ablaßkrämer hat sich nur noch in ein Dörflein gewagt und ruft als vollendeter Marktschreier ein gutwilliges Publikum an seinen Kasten heran. Aber wir stehen im Jahr 1525. Die derben Bäuerinnen und Bauern wollen ihr Geld, mit dem sie früher in ihrer Einfalt Vergebung von unerheblichen Sündchen erlangt, zurückhaben. Umsonst droht der Krämer, dessen größere Sünden seither an den Tag gekommen, mit dem Banne. Mit Hohn fallen die Weiber, die ihr ganzes Geschlecht an dem Schändlichen zu rächen haben, über ihn her, schlagen ihn zu Boden und ziehen den schreienden Richardus Hinterlist an einem Seil in die Höhe. Er will bekennen. Man läßt ihn herunter und erfährt nun, wie töricht man sich von ihm die Hölle heiß machen ließ. Allein, neugierig geworden, will man weitere Bekenntnisse hören und streckt ihn abermals am Seile. Da kommen wüste Geschichten an den Tag von Mißbrauch der Frauen, betrüglichen Reliquien, Knochen, die vom Galgen gekommen waren. Ja, der Ablaßkrämer gesteht, daß sein Metier, das sich auch mit dem Bannen des Gewürms befasse, eben nichts anderes sei als ein Gewerbe, welches Geld eintrage. Darauf nimmt man ihm das Geld ab und macht sich untereinander bezahlt; der Überschuß fällt dem Bettler zu, der Gott lobpreist. Der gründlich geheilte Ablaßkrämer aber macht sich eilig aus dem Staube."

Das „Barbali" ist nicht sowohl ein dramatisches Spiel, als lediglich ein Gespräch und Lesestück, welches seit dem sechzehnten Jahrhundert hier zum ersten Male wieder publiziert wird und Grüneisen noch unbekannt war. Eine Mutter will ihr elfjähriges Kind wegen Armut zum Kloster bereden. Das Mädchen will aber vorher ein Jahr lang die Schrift studieren über die Tunlichkeit dieses Schrittes, die ihm schon jetzt nicht einleuchten will. Als die

Zeit vorbei ist, weigert es sich, ein Nönnchen zu werden, und nun schickt ihm die Mutter einen Haufen Kleriker und Mönche über den Hals, die es überreden sollen. Allein das Mädchen hält eine tapfere Disputation mit den Kirchenmännern aus und schlägt sie nicht nur siegreich aus dem Felde, sondern bekehrt sogar einen davon. Diese Komposition scheint etwas seltsam und unnatürlich und der Herausgeber erklärt sie mit der Absicht Manuels, die Psalmstelle: „Aus dem Munde der jungen Kinder und Säuglinge hast du eine Macht zugerichtet usw." zu illustrieren. Die Bibelfestigkeit des Kindes Barbali, das außerdem von Aristoteles und den alten Heiden zu sagen weiß, ist jedoch auch diejenige des Dichters selbst, der mithin die Ähnlichkeit der Situation mit der Lage des zwölfjährigen Jesusknaben im Tempel unter den Pharisäern und Schriftgelehrten nicht übersehen konnte. Mit der Absicht, ein Gegenstück hiezu zu schaffen, gewinnt das Stück sofort eine gewisse Anmut und wird das kleine schlagfertige Mädchen zu einer zierlichen Gestalt. Dementsprechend ist denn auch die unschuldig anständige Haltung des Kindes mitten unter den gröblichen Kuttenträgern mit ihren zuweilen unflätigen Reden, und es ist ein zarter Zug, wie es die anzüglichen Reden gegen den Ehestand, dem es verfallen werde, echt mädchenhaft nur mit der Ausmalung des Vergnügens erwidert, das es als Hausmütterchen haben werde, wenn es die kleinen Kindlein in den Schlaf singe, nähre, pflege und erziehe. Über dieser Vorstellung vergißt das kluge Mägdlein seine Gelehrsamkeit und stimmt gleich die Anfänge von ein paar damals üblichen Wiegenliedern an.

Aus dem Jahr 1526 stammt das Lied von „Ecks und Fabers Badenfahrt" in Schilhers Meistersingerton, was Bächtold für einen Beweis hält, daß der Meistergesang auch in der Schweiz gepflegt worden sei. Zwei Bauern wechseln in den Strophen ab mit der drolligen Beschreibung des Herganges auf der Disputation zu Baden, an welcher die römischen Kampfhähne sich besonders schlecht aufgeführt hatten. In den reichhaltigen Anmerkungen zu diesem Stücke scheinen uns die angeführten Interpretationen der sprichwörtlichen Verheißung eines „häsinen Käses" (gegenüber einer unmöglichen Unternehmung) nicht auf der richtigen Spur zu sein. Die Verheißung ist nämlich ebenso unmöglich zu erfüllen, wie die geforderte Gegenleistung, und die Komik scheint uns einfach in der Vorstellung von der vergeblichen Mühe zu liegen, so viele Hasenweibchen im freien Felde einzufangen und zu melken,

als erforderlich wären, um die zur Bereitung eines Käses nötige Milch zu gewinnen.

„Die klägliche Botschaft usw. von Krankheit und Testament der Messe" (1528) ist ein in Prosa geschriebener Dialog und unzweifelhaft das Reifste, was Manuels Muse zutage gefördert hat. Nicht nur Bächtold hält wohl mit Recht dieses Werk für die großartigste und durchschlagendste Satire der Reformationszeit; schon Grüneisen sagt: „Hier ist unstreitig das Kräftigste enthalten, was die polemisierende Laune in jener Zeit geschrieben und mit einer originalen Einfachheit der Sprache, mit einem sprudelnden Witz der Bilder und Gegensätze, mit einer, daß ich so sage, derben Eleganz, einem bei aller Ungezogenheit wohlberechneten schönen Maße des Ausdrucks dargestellt, daß nicht bloß die reiche dichterische Gabe des Humors, sondern auch das feine künstlerische Talent des Geschmacks in dem komischen Ernste, in der wahrhaft rührenden Laune dieser kleinen Aufsätze sich zu erkennen gibt, die nur ein ausgezeichneter Geist in glücklichster Stunde so hervorbringen konnte."

In der Tat ist es einem zumute, als läse man einen der besten Schriftsteller der alten oder neuern Zeiten, und von Anfang bis zum Ende ist alles so kristallinisch klar und notwendig zusammengeschossen, daß man den ganzen Text genießt und jedermann alles zu verstehen glaubt auch ohne den Kommentar der Anspielungen, mit denen das Werklein durchwoben ist. Wahrlich, die Schönheit dieser Arbeit entsprach der Wichtigkeit des Vorganges, der Abschaffung der Messe, dem entscheidenden Bruche mit Rom.

Eine unerwartete und nicht unfeine Wendung nimmt der Dichter in der „Klagred der armen Götzen" (1528), welche in die Tage der Zerstörung der Altäre, Ausräumung der Kirchen und der ganzen Bilderstürmerei fiel. Es ist gewiß, daß all das Zerstörte für uns jetzt einen ungeheuren Affektionswert hätte und daß all das Eingeschmolzene, Zerschlagene und Verbrannte uns jetzt herrlich zustatten käme für unsere dürftigen Sammlungen und Gewerbemuseen, wenn es nämlich nicht seither zugrunde gerichtet oder außer Landes getrieben worden wäre. Aber ebenso gewiß ist, daß die Bilderstürmer am besten wußten, was sie taten, weil sie zugleich wußten, daß sie die Bilder wirklich wie Götzen angebetet hatten; woher hätte sonst der Zorn kommen sollen? Wie stellte sich nun der Künstler und Reformator Manuel in diesem Gefühlskonflikt? Er läßt seine Götzen im Anfang ihrer gereimten Klag-

rede demütig bekennen, daß sie hohl, tot und ohnmächtig seien und mit Unrecht ihre Ehrenplätze auf den Altären eingenommen hätten; dennoch sei man jetzt allzu hart gegen die Armsten, da sie sich ja nicht selber geschaffen und sich ja nie geregt, niemals etwas verlangt haben! Und nun läßt er sie plötzlich den Spieß umkehren und gegen Volk und Obrigkeit die bitterste Strafpredigt richten, die je ein katholischer oder protestantischer Kanzeltyrann gehalten hat: sie sollen nun auch die Götzen in ihrer eigenen Brust zerstören, die unzähligen Laster und Nichtswürdigkeiten, denen sie frönen. Alles in reichlicher Ausführung und mit mehrerem. Und da liegt der Gedanke wohl nicht fern, daß es der im Innern schmerzlich verletzte Künstler war, der den emsig am Werke stehenden Mitbürgern durch den Mund der untergehenden Bilder also den Kopf wusch.

Den Schluß der Manuelischen Schriften bildet das Fastnachtspiel vom „Elsli Tragdenknaben", welches hier zum erstenmal nach der Originalausgabe vom Jahr 1530 wieder gedruckt erscheint. Es hat zum Gegenstande den Übergang der Matrimonialgerichtsbarkeit aus der bischöflichen Kompetenz in diejenige des Staates und der Gemeinde. Manuel war, nachdem er selbst die in Zürich schon länger bestehende Ordnung studiert hatte, in das 1528 zu Bern eingeführte Chorgericht getreten, und die Befriedigung, die er empfand, veranlaßte ihn offenbar, auf der Höhe des erreichten Standes im öffentlichen und eigenen Leben mit so guter Laune, als es jemals geschehen, die Schaubühne aufzurichten. Er greift in die untersten Tiefen des Volkes. Eine verlorene Dirne erscheint mit ihrer Mutter, der Kupplerin, vor dem Gericht, um einen leichtsinnigen Gesellen des gebrochenen Eheversprechens anzuklagen, der seinerseits von seinem Vater, einem dunklen Ehrenmann und gewesenen Henkersknecht sekundiert, die Klage bestreitet und sich höchlich verwahrt, ein solches Geschöpf ehelichen zu wollen. Die Verhandlung bietet nun ein Bild sittlicher Versumpfung, wie es nur der resoluteste Realismus malen kann; die Parteien schmähen sich aufs rücksichtsloseste; Zeugen bestätigen die Vorwürfe und enthüllen noch Schlimmeres; Richter, Schreiber, Beisitzer, Fürsprecher mühen sich umsonst ab, bis ein schlichter Bauer aus der Mitte der Gemeinde mit echt evangelischer Beredsamkeit die Wendung und Läuterung der verstockten Gemüter und die Sühne herbeiführt, so daß die Aussicht auf eine christliche rechte Ehe und sittliche Besserung vorhanden und niemand betrogen ist als die

Kurie und die Advokaten, denen die gewohnten Sporteln entgangen sind. Mit aristophanischem Übermut läßt der Ratsherr und Dichter sogar noch die beiden Alten einander heiraten und lustig zur Hochzeit schreiten.

Das Spiel wurde an der Fastnacht 1530 in Bern aufgeführt. Im April dieses Jahres starb Manuel, erst sechsundvierzig Jahre alt. So hat er mit diesem letzten Spiel die Durchführung des Reformationswerkes in seiner Vaterstadt gefeiert, wie er dasselbe mit jenem ersten Spiele hatte beginnen helfen.

Unter den beigegebenen Schriften seines Sohnes Hans Rudolf, der ebenfalls Maler und Poet gewesen, ragt besonders das „Weinspiel" hervor, welches laut dem Titel der Zürcher Ausgabe vom Jahr 1548 in Zürich aufgeführt worden sein soll. Eine Rotte liederlicher Zechbrüder sitzt im Wirtshause beim Frühtrunk, übellaunig, mit Kopfweh behaftet vom letzten Abend, teilweise mißhandelt, ja gehauen von bösen Weibern, ohne Geld und nur mit Aussicht auf fortdauerndes Unheil. Diese klagen nun den Wein als Urheber des Übels an. Es wird eine Prozeßverhandlung hierüber angehoben; der Rebmann oder Weinbauer verteidigt seinen Schützling, die Zechbrüder verlieren den Handel und erleiden schmähliche Strafe. Das Stück ist mit so viel Sitten- und Menschenkenntnis und drastischem Humor geschrieben, daß man es auch ohne die hier gebotenen Auslassungen zu besitzen wünscht.

Beigabe II. „Ein Badenfahrt guter Gsellen" ist ein Gedicht, das in Zürich um 1523 gedruckt wurde, bis jetzt aber nur in einem Exemplar bekannt ist, das sich auf der Wiener Hofbibliothek befindet. Eidgenossen aus allen Orten sitzen zu Baden im warmen Wasser, zechend um einen schwimmenden Tisch, und gehen der Reihe nach dem Zürcher Felix zu Leibe wegen des Verhaltens dieses Ortes in der Reformation. Er verantwortet sich gegen alle Angriffe und Fragen, wobei die allgemeine eidgenössische Lage ziemlich zur Erörterung kommt. Bekanntlich hat Prof. Gerold Meyer von Knonau in seinen 1876 publizierten historischen Vorträgen und Aufsätzen „Ein eidgenössisches Reformprojekt als Phantasiestück" beschrieben, welches 1738 erschien als: „Entretien politique entre quelques Suisses des Treize Cantons et des Pays Alliés, sur l'état présent, où se trouve le Corps Helvétique."

Auch in dieser Schrift, in welcher als geistreiches Spiel die Zeitlage anläßlich der Genfer Wirren besprochen und ein neues

Bundesweſen ausgeheckt wird, befinden ſich die Teilnehmer zu Baden, und es ergreift aus jedem Kanton ſukzeſſive einer das Wort, nur mit dem Unterſchied, daß die Herren erſt nach gepflogener Unterhaltung zum Weine gehen, während die Politiker des ſechzehnten Säkulums ſchon im Bade zechen. Indeſſen iſt dem Verfaſſer des franzöſiſchen Schriftchens der deutſche Vorgänger ſchwerlich bekannt geweſen.

Um zu endigen, wollen wir nur noch einen Blick auf die vier Namen Boner, Manuel, Haller und Gotthelf werfen, welche der Herausgeber im Vorwort zuſammengeſtellt hat. Von den vier Männern, alle durch Jahrhunderte voneinander getrennt, aber alle Bürger derſelben Stadt, hat keiner von einer ſogenannten Nationalliteratur im Winkel etwas gewußt oder gewollt, wie ſie von literariſchen Hochſtaplern in unſern Tagen als Bettelbrief benutzt wird; und dennoch hat jeder von ihnen mehr für die Literatur und zur Ehre ſeines Vaterlandes gewirkt und getan als alle jene Landfahrer.

Jeremias Gotthelf

I. (1849)

„Die Verlobten gingen miteinander über die Wieſe, da raufte Reinhard jene Pflanzen aus und zeigte Lorle den wunderſam zierlichen Bau des Zittergraſes und die feinen Verhältniſſe der Glockenblume. ‚Das gehört zu dem Schönſten, was man ſehen kann,‘ ſchloß er ſeine lange Erklärung. ‚Das iſt eben Gras,‘ erwiderte Lorle, und Reinhard ſchrie ſie heftig an: ‚Wie du nur ſo was Dummes ſagen kannſt, nachdem ich ſchon eine Viertelſtunde in dich hineinrede.‘“

Dieſe gute Stelle kommt vor in Auerbachs „Frau Profeſſorin“. Sie machte mich augenblicklich ſtutzen. Wie, dachte ich, ſollte dieſe Stelle am Ende bezeichnend ſein für die ganze Dorfgeſchichtenliteratur? „Das iſt eben Gras!“ Sollte das Volk vielleicht den Schilderungen ſeines eigenen alltäglichen Lebens einen ähnlichen Titel geben, nachdem wir Gebildeten und Studierten ſchon eine Viertelſtunde und länger in dasſelbe hineingeredet haben? Wenigſtens haben wir keinen Beweis vom Gegenteil; denn wir haben überhaupt noch gar keinen Bericht, ob unſere Volksſchrift-

steller in den Hütten des Landvolks ebenso bekannt seien, wie in den Literaturblättern und allenfalls bei den Bürgerklassen der Städte, und wenn sie es sind, welche Wirkung sie gemacht haben. Nur von Hebel weiß man, daß er in den alemannischen Gauen populär geworden ist. Es kann auch nicht anders sein. Die wohlfeilste Ausgabe von Pestalozzis „Lienhard und Gertrud", dem unübertroffenen Muster, kostet, trotzdem daß das Buch vor einem halben Jahrhundert geschrieben wurde, heute noch über einen Gulden; Auerbachs verschiedene Auflagen sind bis jetzt noch sämtlich von dem gewöhnlichen belletristischen Publikum konsumiert worden, gleichwie Geßners „Idyllen" nicht von Schafhirten, sondern von Marquisen und Patriziern gelesen wurden, ohne daß ich übrigens eine weitere Vergleichung hier beabsichtigte. Die angeführten zwei Bücher von Gotthelf: „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter", kosten zusammen beinahe vier Gulden. Wie lange es geht, bis ein Bauer für ein Buch, das nicht gerade die Bibel ist, vier Gulden disponibel hat, weiß jeder selbst, der mehr in einem Bauernhaus verweilt hat, als bloß um an einem heißen Sommertage eine frische Milch darin zu essen. Und vollends ein armer Bauer oder gar ein Knecht! Und wenn sich endlich ein solcher Sonderling und Verschwender findet, gewiß eine Vogelscheuche für das ganze Dorf: wie soll das Buch zu ihm gelangen, oder er zu dem Buche? Er bekommt keine Bücherpakete „zur gefälligen Einsicht", und ebensowenig hat er Muße und Gelegenheit, sich in den Buchläden herumzutreiben und nach „Novitäten" zu fragen; und auf den Büchertischen am Jahrmarkt, wo der „Eulenspiegel" und der „Gehörnte Siegfried", der „Trenk" und das Kochbuch liegen, sind obige Volksschriften leider nicht zu finden. Ich übertreibe zwar: ich weiß wohl, daß hier und da ein Schullehrer, ein aufgeklärter Pfarrer oder sonst ein ordentlicher Mann sich dergleichen hält und diesem oder jenem strebsamen Jüngling oder Mädchen in die Hände gibt; aber das ist erst ein schwacher Anfang, der auf eine fernere Zukunft deutet.

Auf obige Stelle nun, das „Gras" betreffend, hat Auerbach selbst in „Schrift und Volk" (S. 72) sehr gut geantwortet:

„Das Volk liebt es nicht, sich seine eigenen Zustände wieder vorgeführt zu sehen; seine Neugierde ist nach Fremdem, Fernem gerichtet, wie sich das auch in andern Bildungskreisen zeigt. Erst wenn sich die Überzeugung auftut, daß man in sich selbst neue Bekanntschaften genug machen kann, wenn höhere Beziehungen

in dem alltäglich Gewohnten aufgeschlossen werden, lernt man das Alte und Heimische neu lieben."

Es handelt sich eben darum, daß das „Volk" so gut zu sich selbst zurückgeführt werde wie überhaupt alle Menschheit, und auch bei ihm der Geschmack am Fremden und Sonderbaren vertrieben werde. Denn vieles, was man für ursprünglich Volkstümliches hält, die Lust an allerlei gepfeffertem Abenteuer- und Sagenspuk, ist ebenfalls nur ein Hinzugekommenes und in den tiefen Grundschichten und Spalten länger Hängengebliebenes. Es ist sehr natürlich, daß der Görres des neunzehnten Jahrhunderts dasjenige für urvolksmäßig und ewig erkläre, was ein Görres des zehnten Jahrhunderts ausgestreut hat; aber nicht so natürlich ist es, daß wir andern Leute darauf schwören. Und was vor tausend Jahren da oder dort volkstümlich gewesen sein mag, es ist es jetzt nicht mehr. Das Volk streift zeitweise alte geborstene Rinden von sich ab, und man wird vergebens die Bruchstücke trocknen, zu Pulver stoßen, und ihm wieder unter die Nahrung mischen wollen; sie werden entweder sogleich ausgespien, oder die gute Natur hilft sich durch Geschwüre und Ausschläge.

Ewig sich gleich bleibt nur das, was rein menschlich ist, und dies zur Geltung zu bringen, ist bekanntlich die Aufgabe aller Poesie, also auch der Volkspoesie, und derjenige Volksdichter, der ein gemachtes Prinzip braucht, um arbeiten zu können, tut daher am besten, die Würde der Menschheit im Volke aufzusuchen und sie demselben in seinem eigenen Tun und Lassen nachzuweisen. Gelingt ihm dies, so erreicht er zugleich einen weitern Zweck, und deckt eine Blöße im Getriebe der Kultur. Es ist nämlich die laute Klage der Retrograden und wirklich eine häufige Erscheinung, daß durch die sogenannte Aufklärung, d. h. durch die Verbesserung und Ausbreitung der Volksschule, ein unnatürlicher Ehrgeiz, allerlei windiges Wesen und Unzufriedenheit mit seinem Stande geweckt werden. Mancher Bauer, dessen Sohn einen guten Brief schreiben, eine Wiese ausmessen gelernt, oder in Erfahrung gebracht hat, daß die Gewächse sich auch geschlechtsweise fortpflanzen, oder der über 1812 und 1798 hinauf noch einige historische Jahreszahlen mehr kennt, der sagt: „Potz Blitz! Mein Bub muß ein Gerichtsschreiber oder gar ein Advokat, ein Ingenieur, ein Doktor, ein Lehrer werden." Und statt eines tüchtigen kundigen Bürgers, der mit Rat und Tat bei der Hand und eine Zierde seiner Gemeinde ist, erzieht er mit seinem sauer erworbenen Gelde dem

Staate ein mißlungenes Subjekt, einen Winkeladvokaten und käuflichen Geschäftsmacher, einen versoffenen Geometer, welcher nichts zu tun hat, weil er über das Ausmessen der Wiese hinaus zu nichts Weiterm das Zeug im Kopfe hatte, einen Quacksalber und einen aufgeblasenen Schulmeister, der sich auf alles versteht, nur nicht auf die Kinder.

An dieser Kalamität ist aber nicht die Aufklärung schuld, sondern die menschliche Schwachheit, und die Abhilfe liegt in der Bildung selbst: einesteils dadurch, daß dieser falsche Ehrgeiz eben einfach ein erstes Stadium ist, welches durch den steten Fortschritt von selbst überwunden wird; andernteils durch die Volkspoesie, von der wir sprechen. Wenn die Bewohner der Bauernhütten erfahren, daß ihr Herz gerade auf die gleiche Weise schlägt wie das der feinen Leute, wenn sie sehen, daß ihre Liebe und ihr Haß, ihre Lust und ihr Leid so bedeutungsvoll ist wie die Leidenschaften der Prinzen und Grafen, wenn der kräftige Bauernbursche fühlt, daß seine Faust ihr bestimmtes Gewicht und Ansehen hat, und daß seine frischen Augen im Lande so guten Schein geben als irgend andere Augen, wenn die einsame graue Großmutter weiß, daß ein Dorfkirchhof so gut eine adelige Burg der Trauer und des geheimnisvollen Schicksals ist wie der Kreuzgang einer alten Abtei, wenn das ländliche Dirnchen merkt, daß sein Kränzlein grüner ist und höher im Werte steht als manches andere: — dann wird endlich jene Sucht nach Karriere und Vornehmheit wie ein trüber Nebel verschwinden, und für jeden Kopf, welcher dennoch, mit Berechtigung, aus seinem Stande sich herausarbeitet, wird alsdann ein anderer aus andern Ständen sich einfinden. Aus manchem vornehmen Feldverderber und Branntweinbrenner, der jetzt nicht Fisch und nicht Vogel, nicht Herr und nicht Bauer ist, wird dann ein tüchtiger Ackersmann werden, wenn die Vorurteile verschwunden sind, und er nicht mehr gemeiner zu werden braucht, indem er endlich den Zwillichrock anzieht und die Hand wirklich an den ersehnten Pflug legt. Dann wird es hoffentlich auch dahin kommen, daß es nur noch eine Poesie gibt.

Man wende nicht ein, daß der fleißige Bauer und sonstige Arbeiter mit einer veredelten Anschauungs- und Empfindungsweise, mit einem solchen poetischen Bewußtsein ein schlechter Arbeiter und Geschäftsmann sein werde. Die religiösen Sekten verschiedener Art haben bewiesen, daß man sogar durch unnatürliche fanatische Schwärmerei die Arbeitstüchtigkeit nicht verliert, und

gerade die Pietisten mit ihrer krankhaften Empfindelei und näselnden Religiosität sind es nicht, welche sich ökonomisch am übelsten zu stehen pflegen. Waren Cromwells Rundköpfe weniger gute Soldaten, weil sie vor der Schlacht geistliche Seufzer ausstießen und nach der Schlacht predigten? Und warum sollte ich auch die Kraft verlieren, eine Eiche zu fällen, weil ich weiß, daß der grüne Wald schöner ist als der Salon eines Bankiers? Warum die Besonnenheit, ein Schifflein zu lenken, weil ich mit klarem Blick in die Tiefe des Wassers zu dringen vermag? Warum die Fähigkeit, einen Pflug zu führen, weil ich mich auf dem weiten Acker unter dem blauen Himmel so recht glücklich und andächtig fühle? Warum mit minderm Eifer ein Hufeisen schmieden, weil ich weiß, daß ein wohlgeschwungener Hammer dem Schmied gut ansteht? Und sollte ich das Geld, welches ich aus zehn Scheffel Weizen gelöst habe, wohl nicht so gut zählen und zusammenhalten können, als mancher Schriftsteller das Honorar für seine empfindsamen Romane? Es gibt Leute, welche in der Ästhetik drinstecken wie ein Wurm im Mehle und aus lauter ästhetischen Gedanken große Häuser bauen und ihr Pult mit Eisenbahnaktien anfüllen: — und ein Landmann sollte nicht mit einigem menschlichen Anstand seinen Beruf erfüllen können?

Wenn man gegenwärtig von Volksschriftstellern spricht, so stehen Berthold Auerbach und Jeremias Gotthelf (Pfarrer Bitzius zu Lützelflüh im Kanton Bern) obenan. Auerbach ist von der Höhe der jetzigen Bildung aus zu der Volksschrift gelangt. Er hatte einen philosophischen Roman geschrieben, ehe er an seine „Dorfgeschichten" geriet, und auch von diesen vermag ich nicht zu berichten, ob ihn ein bewußter Beruf, für das Volk zu schreiben, dazu trieb, oder ob es mehr ein glücklicher Wurf des Künstlers war, welchen Lust und Talent auf dies Gebiet führten, wie etwa ein frischer Morgenwind eine heitere Wolke am Himmel dahintreibt. Sei dem wie ihm wolle, die „Dorfgeschichten" sind, mit Ausnahme des miserabeln Reinhard in der „Frau Professorin", alle frisch und gesund und ein festtägliches Weißbrot für das Volk. Sie sind schön gerundet und gearbeitet; der Stoff wird darin veredelt, ohne unwahr zu werden, wie in einem guten Genrebilde, etwa von Leopold Robert; und wenn sie auch ein wenig lyrisch, oder wie ich es nennen soll, gehalten sind, so tut das meines Erachtens der Sache keinen Eintrag. Nicht so verhält es sich mit Gotthelf. Dieser besitzt die gleiche Intensität des

Talents, den Sinn für Haushalt und Leben des Volks, für die Durchdringung besonders ländlicher Zustände; er vermag vielleicht noch tiefer herabzusteigen in die Technik und Taktik des Bauernlebens, gibt dasselbe mit allem Schmutze des Kostüms und der Sprache mit der größten Treue wieder, und gleicht hierin einem Niederländer. Aber er ist dabei ohne ästhetische Zucht geblieben, und wenn er als Pfarrer über seinem Publikum steht, so steckt er wieder als Schriftsteller wie ein Naturdichter mitten unter demselben und scheint ohne Nachdenken und Mäßigung zu arbeiten. Wie Auerbach sich im heimatlich schwäbischen Schwarzwalde bewegt, so nimmt Gotthelf Stoff und Szene seiner Erzählungen aus dem Kanton Bern, und sie bekommen dadurch ebenfalls die lokale Färbung und Wahrheit, welche in guten Volksschriften von je gefunden worden und, kann man hinzusetzen, überhaupt eine Lebensbedingung der ursprünglichen klassischen Dichtungen fast aller Zeiten und Völker sind. Denn es ist ein bedeutsamer Wink, daß alles, was einem gesunden Volksbuch zugute kommt, bei Licht besehen jedem poetischen Produkt, da wo ein reiner Geschmack herrscht, zum Vorzug gereicht.

Wenn aber bei Auerbach Herz und Gemüt die erste Rolle spielen, und daher seine Geschichten durch den Konflikt, in welche jene auch im Dorfe geraten, zu artigen Romanen, lieblichen Dichtungen werden, so sucht Gotthelf seinen Beruf darin, daß er einen der Charaktere, welche im Volksleben sich am stärksten auszubilden pflegen, herausgreift und dann in einem etwas eintönigen Verlaufe, ohne künstliche Verwickelungen, zeigt, wie dieser Charakter zum Guten oder Bösen gedeihen könne. Dabei sind indessen alle andern Personen, welche sich an denselben anschließen, alle Sitten und Gebräuche so wahr und schlagend gezeichnet, daß auch der alltäglichste Lebenslauf und trockenste Haushalt dadurch interessant und mannigfaltig wird. Gotthelf hat zwar auch „Schweizerische Sagen und Bilder" geschrieben, worin immer mit der Dorfgeschichte eine alte Zwingherren- und Gespenstergeschichte verflochten ist. Diese letzern sind aber in einem so übertriebenen ungeschickten Breughelstil geschrieben, er hält sich so gewaltsam an einen verdorbenen Volksgeschmack, daß sie keine Bedeutung haben können. Sein eigentliches Element dagegen ist z. B. sein „Hans Joggeli, der Erbvetter", und „Harzer Hans, auch ein Erbvetter". Im erstern schildert er einen alten reichen Bauer, ein kluges feines Männlein, welches, umlagert von Erbschleichern

aller Art und beiderlei Geschlechts, durch ihre Zudringlichkeiten und Intrigen schlau hindurchsteuert, ohne sich verwirren zu lassen, ihre eigennützigen Geschenke und Dienstleistungen sich wohlweislich schmecken läßt, und am Ende ein armes Pärlein, welches als Knecht und Magd getreu ihm diente, unbeachtet und ohne Ansprüche, mit Haus und Hof und dem ganzen reichen Erbe beglückt, während er jenen Erbschleichern in seinem Testamente, jedem durch ein anzügliches Legat, noch einen Possen spielt. Im „Harzer Hans" schildert er einen andern reichen Bauer, der aber ein gräßlicher Geizhals ist, welcher sich in der abnormsten Schinderei herumwälzt, seine Frau durch seinen gottlosen Geiz wahnsinnig macht, und nach dessen Tod die hohnlachenden Erben die aufgespeicherten Reichtümer auseinanderzerren. Oder er schildert in „Käthi, die Großmutter" eine Frau, welche in weiser Sorge und Liebe für ihr Haus ergraut ist. Alle diese Sachen gründen sich, und darin liegt allerdings eine tiefe Kenntnis des Bauers und dessen, was ihm mangelt, auf seine materiellen Interessen, auf seine Gewinn- und Ränkesucht, und Gotthelf sucht das Volk von diesem trübseligen und sterilen Boden ab zu einem erhöhten Bewußtsein zu bringen. Ob er es auf die beste Weise tut, werden wir weiter sehen.

Schon vor mehreren Jahren schrieb Gotthelf „Uli der Knecht", welcher vielen Beifall fand, und nun hat er eine Fortsetzung des Buchs herausgegeben: „Uli der Pächter". Es sind zwei ziemlich starke Bände und können gewissermaßen Gotthelfs Hauptwerk genannt werden. Es ist ein großes Verdienst dieses Volksbuchs, daß die Fortsetzung nicht etwa ein abgeschwächter zweiter Teil zum „Faust", oder zum „Meister", oder eine mißlungene Fortsetzung des „Geisterseher" usw., sondern in ihrem vollen Rechte eine wahre nützliche Fortsetzung ist. In diesem Uli ist das Schicksal eines Bauers dargestellt, welcher sich vom armen hoffnungslosen Knechte herauf zu einem tüchtigen Pächter und zuletzt zum großen Bauer und Eigentümer hinaufschwingt. Es handelte sich hier nicht darum, einen brillanten Charakter zu wählen, welcher im Kampfe mit finstern Dämonen und feindlichen Mächten Heldentugenden im großen Maßstabe entfaltet und mit einem Effekt von der Bühne tritt; sondern mit meisterhafter Hand hat Gotthelf einen ganz gewöhnlichen Menschen genommen, gesund und kräftig an Leib und Seele, aber eher etwas beschränkt als geistreich, wenigstens allen Einflüssen offen, und für das Gute und das Böse

fast gleich empfänglich. Nicht große geniale Taten können eine solche Natur auf einen grünen Zweig bringen, sondern Fleiß, Gewissenhaftigkeit und die unbedingteste Ehrlichkeit; ohne diese wird er ein Stümper in seinem Berufe, ein kümmerlicher Geselle, welcher den Fleiß durch Spekulationen, Sachkenntnis durch grundsatzloses Experimentieren, Gewissenhaftigkeit durch erbärmliche Kniffe und Schlauheiten ersetzen will und daher zugrunde geht. Hat der Schriftsteller einen solchen Charakter zu einem guten Ziele geführt, so kann jeder Leser ihm folgen, und hat die gerechte Hoffnung, ebendahin zu gelangen.

Uli ist ein junges blutarmes Knechtlein, welches, in der Überzeugung, daß es sein Leben lang ein solches bleiben müsse, arbeitet, so schlecht und recht es eben muß, seinen spärlichen Lohn durchbringt, spielt, trinkt und sich darein ergeben hat, dies immer so zu machen. Sein Meister, ein reicher kluger und wohlgesinnter Bauer, welcher den Grundsatz befolgt, einen Dienstboten womöglich bessern zu wollen, ehe er ihn fortjagt, nimmt ihn in die Schule. Uli wehrt sich hartnäckig. „Was soll ich," meint er, „meinen Lohn zur Seite legen und sparen? Aus nichts wird nichts! Was soll ich mir Mühe geben, ein einsichtsvoller und gewandter Landwirt zu werden, da ich keinen Menschen auf der Welt habe, und niemals zu einem eigenen Stück Land komme?" Der wackere Meister gibt aber nicht so bald nach, und es gelingt ihm endlich, dem Burschen die schöne Wahrheit beizubringen, daß ein gewissenhafter und tüchtiger Bauernknecht zu sein, keinem Menschen mehr zugute komme als ihm selbst, und daß, wer sich Arbeitsliebe und Arbeitskenntnis erworben habe und dadurch in seiner Art berühmt sei, schon in diesem guten Namen ein Kapital besitze, welches unschätzbar sei, und er werde, wenn er seinem Rate folge, dieses schon noch erfahren. Und so wird denn Uli wirklich ein Knecht, welchem man alles anvertrauen darf, zu des Bauern großer Freude; und für sich selbst hat er mit seinem Lohne, welcher mit seinen Leistungen gern vergrößert wurde, eine schöne Summe beiseite gelegt, der erste Grund zu einstiger Selbständigkeit. Aber der Bauer beweist auch, daß er nicht nur auf eigenen Nutzen bedacht ist. Als ein alter Vetter zu ihm kommt, welcher ebenfalls einen großen Hof besitzt, der aber aus Mangel an Leitung und durch angehäuftes Gesindel von schlechten Dienstboten zu zerfallen droht, als ihn dieser nach einem zuverlässigen erfahrenen Meisterknechte fragt, dem er alles übergeben könne: da

denkt der brave Mann an seinen Zögling und daß jetzt der Zeitpunkt gekommen sein möchte, denselben in einen weitern Wirkungskreis zu versetzen und eine Stufe höher zu heben. So ungern er den liebgewonnenen Knecht vermißt, so schlägt er ihn doch dem alten Vetter vor, und so wird Uli als Meisterknecht, der allem andern Gesinde zu befehlen hat, auf jenem Hofe installiert. Hier hat er nun volle Gelegenheit zu zeigen, daß er etwas geworden ist. Ein umfangreiches Bauernwesen, aber in der größten Unordnung, böswillige neidische Dienstboten, welche ihm alle Hindernisse in den Weg legen, und endlich Bosheiten und Ränke aller Art von Seite des neuen Herrn selbst, welcher, mißtrauisch und launisch, in seiner eigenen Unfähigkeit Uli seine Tüchtigkeit nicht gönnen mag und zum eigenen Schaden die bösen Knechte gegen den guten aufhetzt. Trotz alledem bringt aber Uli den Hof in Aufnahme, und es wird auf demselben geschafft und gewirkt, daß es eine Art hat. Uli bekommt ein Ansehen und wird berühmt. Da der Bauer selbst mißratene Kinder hat und ihm die Oberaufsicht immer schwerer wird, so entschließt man sich endlich, sich ganz zurückzuziehen und Uli das Ganze in Pacht zu geben. Man gibt ihm zugleich ein schönes braves Weibchen zur Frau, welches als Pflegetochter im Hause erzogen und als eine Art Magd gehalten wurde. Da diese Person den Haushalt seit Jahren geführt hat und alles kennt, was eine rechte Bäuerin wissen muß, so ist die Geschichte nun abgerundet, und der arme hoffnungslose Knecht ist ein Mann geworden, dem man viele Tausende anvertraut, der zu befehlen, zu regieren, selbständig zu handeln und zu entschließen hat, und eine hübsche junge Frau ist seine Gefährtin. Das ist aber nicht romantisch schnell gegangen, sondern er ist darüber bedächtlich dreißig Jahre alt geworden, kennt den ganzen Umfang seiner Aufgabe und ist durchaus nicht sorglos. Indessen steht sein früherer Meister noch immer mit Aufmunterung und Rat, selbst mit Bürgschaft zur Seite.

Damit schließt „Uli der Knecht", und, sollte man denken, überhaupt dieser Stoff. Denn daß Uli nun imstande ist, ein guter Pächter zu sein, wissen wir schon und verlangen keinen neuen Beweis in Form eines Buchs darüber. Nun schließt aber Gotthelf mit ebenso unerwarteter als trefflicher Wendung eine neue Bahn auf. Das Menschenleben ist eine fortgehende Schule. Der Staatsmann wie der Bauer muß jeden Morgen die Erfahrungen von gestern sammeln, das Verbrauchte umwenden und erneuen; unsere

Seele muß, wenn sie nicht verkommen will, jeden Tag ihre Wäsche wechseln. Der moralische Mensch hat so gut seine Respiration wie der physische, und nur durch dieselbe bleiben wir lebendig. Wir bleiben nicht gut, wenn wir nicht immer besser zu werden trachten, und zu diesem Zwecke bedarf es nicht einmal des Gedankens der Unsterblichkeit; schon für diese sechzig oder siebenzig Jahre müssen wir immerwährend wach sein, wenn wir für die Dauer derselben glücklich, d. h. gut bleiben wollen. Diejenigen, welche dieses leugnen, erfahren es doch täglich an sich selbst am besten, seien sie Nihilisten par excellence, oder seien sie religiöse Heuchler.

Uli ist nun ein blühender Dreißiger geworden. Kinder umgeben ihn. Arbeits- und Ordnungsliebe sind ihm zur andern Natur geworden, und er weiß mit fester Hand ein Haus zu führen. Ist er nun fertig? Nein! Jetzt kommt er erst in die Jahre, wo der Mensch Gefahr läuft, in die gröbste Selbstsucht und Engherzigkeit zu versinken, über Arbeit und Sorge alle höhere Bedeutung seines Wesens zu vergessen, mit einem Wort: zum Philister zu werden. Uli, von Natur aus ängstlich und kurzsichtig, verliert sich in die ärgste Klauberei, und die Sucht, reich zu werden, quält ihn unaufhörlich. Obgleich er weiß, daß gute, obgleich teuere Knechte nützlicher sind als schlechte und wohlfeile, so hat er doch keine Ruhe, da es nun auf seine eigene Rechnung geht, bis er sein vertrautes solides Gesinde, welches er sich selbst mit großer Mühe herangezogen, verdrängt und wohlfeiles fahrendes Gesindel angestellt hat, in der Hoffnung, dasselbe bald für wenig Lohn ebensowohl ausnutzen zu können wie jene guten Knechte. Er verwickelt sich in jenes ungerechte schmutzige Prozeßführen, welches, da es leider keine Schande ist, die Bauern leidenschaftlich betreiben, solange sie triumphieren können. Seine liebsten Freunde sind Schwätzer und Ränkeschmiede, welche ihn aussaugen, während er glaubt, bei ihnen ein grundgescheiter Kerl zu werden. Daher geht es überall schief; er wird mürrisch und unzufrieden, und ist gar nicht imstande, sich seiner Errungenschaft zu freuen. Seine liebenswürdige und grundtüchtige Frau redet ihm vergeblich zu, von diesem eiteln Treiben abzulassen: es entsteht ehelicher Kummer, obgleich von der edlern und feinern Art; denn die gute Gesellschaft, welche bis unter einen gewissen Punkt nie herabsinkt, verbreitet sich durch alle Stände und ist in den niedern Regionen ebensooft zu finden als in den hohen. Auch ver-

steht Gotthelf trefflich, ihre feinen Sitten zu schildern. Man lese nur, hier nebenbei gesagt, jene Stellen, wo er den diplomatischen Anstand eines rechten Berner Bauers beschreibt. Ein solcher, so ungehalten er auch ist, wird nie einen Knecht öffentlich anfahren und beschämen; sondern er macht nur im Vorbeigehen, ohne daß es jemand weiter hört, eine ruhige Bemerkung, wie zufällig; und wenn das nicht hilft, so nimmt er ihn nach Feierabend oder sogar erst gelegentlich ins Nebenstübchen, und sagt ihm daselbst ohne grobe zornige Worte, aber entschieden seine Meinung. Noch unerhörter wäre es, daß die Familie unter sich öffentlich zanken würde. Ebensowenig wird ein solcher Mann in fremden Händeln seinen Rat aufdrängen wollen oder nach Verhältnissen fragen, die ihn nichts angehen. Diese edle Sitte haben freilich die Bauern vor den Diplomaten voraus.

Uli gerät immer tiefer in sein untröstliches Wesen hinein, bis das Unglück ihn aufrüttelt. Ein Hagelwetter zerschlägt seine Jahreshoffnungen, er kann seine Pacht nicht bezahlen und steht auf dem Punkte, da endlich auch der Hof verkauft werden soll, gänzlich auf die Straße gesetzt und wieder zum ärmsten Knecht degradiert zu werden, nur mit dem Unterschied, daß er jetzt Frau und Kinder hat. Durch dies Unglück wird er dem Einfluß seiner Frau wieder empfänglich gemacht, er bessert sich, lebt wieder auf und wird ein vernünftiger Mensch, und alles geht gut, da noch ein deus ex machina hinzukommt, der ihn zum reichen Eigentümer des Hofs macht.

Fragen wir nun nach dem Prinzip, zu welchem hinauf und durch welches Gotthelf seinen Uli gerettet hat, so finden wir ein strenges positives Christentum. Darüber ist nicht mit ihm zu rechten. Etwas ist besser als gar nichts, und mit einem Menschen, welcher den gekreuzigten Gottmenschen verehrt, ist immer noch mehr anzufangen als mit einem, der weder an die Menschen noch an die Götter glaubt. Wo reine Humanität fehlt, da muß die Religiosität das Fehlende ersetzen; wenn sie nur erwärmt und erhebt. Aber die Art und Weise, wie Gotthelf seinen Zweck verfolgt, ist zu verwerfen, nicht nur, weil sie pfäffisch und bösartig ist, sondern auch weil sie seine Schriften verdirbt.

Bitzius sagt in einer Vorrede: man werde ihm wenigstens nicht ein gedankenloses und feiles Segeln mit herrschenden Winden vorwerfen können. Das ist allerdings sehr wahr; er verfällt aber in das andere Extrem und sucht mit dem größten Eigensinn gegen

den Strom zu schwimmen, und das ist für einen Volksschriftsteller auch nicht klug und weise. Ein solcher hat vom Volke ebensoviel zu lernen, als es von ihm lernen soll, und es ist seine Pflicht, auch ein wenig zu merken, was die Stunde geschlagen hat, wenn er segensreich wirken will.

Von welcher Art die Religiosität ist, welche Gotthelf zu seiner Verbündeten macht, mag man am besten aus folgender Geschichte ersehen, welche er in seinem „Pächter" erzählt. Ein Bauer hat zur Zeit der Ernte seine ganze Jahresfrucht geschnitten auf dem Felde liegen. Es ist Sonntag und ein Gewitter im Anzug. Da macht der Bauer Anstalt, die Ernte zu retten und heimzuführen, ehe es zu spät ist. Eine uralte Großmutter beschwört ihn, nichts zu tun, denn solches sei auf diesem Hofe noch nie vorgekommen; solange er bestehe, sei am Sonntag nichts gearbeitet worden. Der Mann mochte aber etwas von dem Esel, welcher in eine Grube gefallen und von der Jünger Ährenrupfen gelesen haben: er läßt sich durch die Lamentationen der Alten nicht einschüchtern, und bringt glücklich sein Korn unter Dach. Kaum ist aber das letzte Fuder in die Scheune gefahren, so kommt ein Blitzstrahl und verzehrt Haus und Habe, und der Bauer, ein trauriges Exempel des göttlichen Zorns, wird blödsinnig. Diese Geschichte schmeckt mehr nach dem Judentum als nach dem Christentum. Gotthelf führt die Worte Sünde und sündlich fortwährend im Munde; fühlt er wohl nicht, daß es ebenfalls sündlich sein dürfte, dem christlichen Gott solch krasse Erfindung unterzuschieben? Ebenso spielen der Teufel und seine Hölle eine große Rolle in Gotthelfs Schriften. Folgende Stelle nimmt sich z. B. sehr trübselig aus im Munde eines reformierten Geistlichen: „Es ist schrecklich, im Feuer zu erwachen; wer es erlebt hat, zittert, so oft er dessen gedenkt. Wie muß es den Sündern erst sein, wenn sie erwachen in der Hölle: Feuer ringsum und nirgend eine Tür zum Entrinnen, gefesselt auf ewig mit feurigen Ketten im ewigen Brand!" und die gleiche Erzählung, wo diese Süßigkeit vorkommt, („Harzer Hans") schließt mit der erbaulichen Versicherung, daß der Teufel eine Seele geholt habe.

Möchte sich Gotthelf doch ein wenig an seinem berühmten und braven Vorgänger spiegeln, an Hebel, welcher ebenfalls Geistlicher war. Wie verschieden behandelt dieser sowohl als Künstler wie als Moralist den Teufel in seinem „Karfunkel"! Diese pietistische Tendenz tut den Volksbüchern großen Eintrag; auf jeder

Seite wird gepoltert und gepredigt und oft im abenteuerlichsten Stil.

Aus allem diesem geht nun natürlich hervor, daß Gotthelf auch gegen Volksschule und Aufklärung eifert. Und er tut dies bis zum Überdruß. Auf jeder Seite eifert er über Lehrer, Professoren, Seminardirektoren usw. Besonders führt er immerfort das Wort Professor auf verächtliche Weise in der Feder. Wenn es nach ihm ginge, so würden heute noch sämtliche Professoren und Doktoren aller Fakultäten, ausgenommen der theologischen, beseitigt; sie sind ihm ein Dorn im Auge und das mit Recht; denn wenn diese abscheulichen Bücherwürmer nicht wären, so gäbe es auch keine Volkslehrer mit ihren verhaßten Naturgeschichten, Landkarten, populären Physikbüchern, astronomischen Leitfaden u. dgl. m. Man sieht, der gute Jeremias hält sich an die Quelle; er ist hierin kein gewöhnlicher Aristokrat.

Wenn Gotthelf in Sachen der Kultur überall Opposition gegen die Zeit macht, so wird er in politischen Dingen häufig geradezu zum Wühler. Er gehört der konservativen Partei des Kantons Bern an, welche schon seit mehreren Jahren gründlich in Ruhestand versetzt ist. Daher wimmeln seine Schriften von Invektiven gegen die jetzigen Regenten und alles, was von ihnen ausgeht. Alles Unheil, alles Schlechte, alles Ärgste vindiziert er ihnen. Wenn die Gerichtshöfe nach den neuern mildern Grundsätzen verfahren, und nicht mehr jeden Dieb hängen, der eines Strickes Wert gestohlen hat, so kommt es daher, daß die Regierenden selbst Diebe und Halunken sind und alle Missetäter aus purer Sympathie verschonen, und — drückt Gotthelf sich ziemlich aufmunternd aus — es wird nicht besser werden, bis diese Erzhalunken selbst an den Galgen gebracht, resp. zum Teufel gejagt sind. Man rechnet es dem Aristophanes nicht hoch an, daß er in ähnlicher Weise die Leute durchhechelte, welche er nicht leiden konnte; die Athenienser selbst lachten ihm zu, krönten seine Stücke und — ließen ihren Kleon am Staatsruder. Aristophanes schrieb aber seine Komödien absichtlich und allein zu diesem Zwecke, und wenn sie gut sein sollten, so mußte er die Realität verhöhnen. Wenn Gotthelf ein satirisches Buch schreiben würde, in welchem er alle seine Parteiansichten niederlegt, so würde man nichts dawider haben; daß er aber seine Malice durch alle seine Schriften gleichmäßig zerstreut, auf der einen Seite das Pathos von Treu und Glauben hervorkehrt, und hinten herum den negativen Hohn

und die parteiliche Verdrehung hervorschiebt, das ist keine Art und schadet ihm selbst am meisten.

Der einzige permanente Zorn, welcher an Gotthelf zu billigen, ist seine Antipathie gegen die Juristen. Der Kanton Bern ist nämlich seit einer Reihe von Jahren durch eine Unmasse von Advokaten, Rechtsagenten, Schreibern u. dgl. überschwemmt worden, welche, angelockt durch die neuerrichtete Universität und einen echt demagogischen Professor, von der Dorfschule weg einige Semester in Bern herumrutschten, und dann als halbgebackene Juristen und Sykophanten großen Unfug im Bernischen Volk anrichteten. Diese Erscheinung ist nun zwar eine vorübergehende, indem der radikale Große Rat, das Volk im weitesten Umfange vertretend, selbst den Anfang zur Abhilfe gemacht und kürzlich durch einen Beschluß sämtliche Rechtsagenten aufgehoben hat. Er bewies damit, daß die wahre Volksaufklärung sich selbst von ihren Krankheiten heilen kann ohne reaktionäre Beihilfe. Indessen hat das Übel einmal seine Wirkung getan, und Pfarrer Bitzius, welcher einen unversöhnlichen Haß auf die ganze Juristerei geworfen, mag sich, wenn er an einem Orte sich beklagt, daß die Juristen von den Geistlichen immer nur per Pfaffen sprechen, erklären, wie es kommt, daß man einen ganzen Stand mit einer solchen Antipathie ansehen kann.

Durch diese Tendenzen Gotthelfs haben nun seine Schriften das schöne Ebenmaß verloren; die ruhige klare Diktion wird unterbrochen durch verbittertes, versauertes Wesen; er überschriftstellert sich oft und gefällt sich darin, überflüssige Seiten zu schreiben, indem er seine eigene Manier sozusagen nachahmt und damit kokettiert. Man erhält nicht ein gereinigtes Kunstwerk, durch die Weisheit und Ökonomie des geschulten Genies zusammengefügt, man erhält auch nicht das frische naive Gewächs eines Naturdichters, denn Gotthelf ist ein studierter und belesener Mann; sondern man erhält ein gemischtes literarisches Produkt, das sich nur durch das vortreffliche Talent Bahn bricht, welches sich darin zeigt.

Von den Unebenheiten des Stils nur einige Beispiele. Während der Verfasser sich bestrebt, die drastische Sprache des Volks zu führen und seine Frauen im Scherze mit „Unflat" titulieren läßt, und fortwährend eine höhere Erziehung und Bildung verhöhnt, gebraucht er selbst, um psychologische Zustände zu bezeichnen, Bilder vom Brechen der Lichtstrahlen auf verschiedenen Körpern, von elektrischen Schlägen u. dgl. Wie kann er von dem

Volke, das er haben will, das Verständnis solcher eleganten Metaphern verlangen? Er beschreibt ferner sehr gut renommistische Schlemmer, aufgedunsene Hasenfüße:

„Johannes hatte eine von den brüllhaften Naturen, welche die ganze Welt voll himmeldonnern, daß man glauben sollte, in ihnen sei die Macht aller wahren und falschen Gottheiten, von Saturn bis auf Hegel, welche bekanntlich darin große Ähnlichkeit haben, daß sie ihre eigenen Kinder auffressen, konzentriert. Betrachtet man diese Naturen in der Nähe, so sind sie zumeist ohne alle innere Kraft und Macht, ihr ganzes Vermögen geht eben in ihrer Brüllhaftigkeit auf. Man sieht zuweilen Menschen in Kaffeehäusern bei Spiel und Champagner die bedeutendsten Rollen spielen, daß man meinen sollte, sie wohnten in Palästen, schliefen auf Schwanenfedern unter seidenen Decken, und es sind die ärmsten Schlucker von der Welt, wohnen zur Miete, oder wohnen auch gar nicht, und wenn sie Kinder haben, so haben diese oft gar nichts, um die Nase zu wischen, als was sie auf die Welt gebracht. Hört man sie, so glaubt man, Gott habe einmal statt Frösche, wie er zuweilen tut, Helden regnen lassen, hageldick, die halbe Welt voll; prüft man sie, so sind es lauter Windbüchsen; bläst man nichts hinten 'rein, kömmt nichts vornen 'raus, sind ohnmächtige Wesen, untertan jeglichem Winde, der über sie hinfährt, haben aber große Fähigkeit, den Wind zu fassen, große Fähigkeit, ihr verfluchtes Ding wieder von sich zu geben; wäre aber kein Wind, so wären sie auch nichts. Es sind moderne Naturen, oder etwas vulgär gesagt, die Schweinsblasen des Zeitgeistes, oder jedes andern Geistes, der sein Maul an ihr Röhrchen wagt. Derlei Naturen stolpern zu Tausenden in der Welt umher, vom Himmel geregnete Frösche, brüllen die Welt voll, daß man in Versuchung gerät, sich zu ducken, als wäre eine Herde von zehntausend Büffeln im Anzug."

Hier liegt nun die Nachlässigkeit des „Stils", sage ich absichtlich, darin, daß er dergleichen Kerle dem Jahrhundert in den Schuh schiebt; hätte er ein wenig nachdenken mögen, so würde er sich ohne Zweifel an Falstaff erinnert und noch weiter hinauf bis in die Bibel genug solche Bursche gefunden haben, wie z. B. den wackern Goliath, welche just nicht moderne Naturen sind. Gotthelfs Stil mit seinem kecken Gepolter ist selbst ein solcher Schreckteufel, welcher einem bange machen könnte, wenn man ihm nicht auf den Leib ginge. In „Uli der Knecht" handelt der Verfasser,

nachdem er von Arbeit und Mühe gesprochen hat, von den Freuden, welche allerdings auch ein Dienstbote haben müsse als Erholung nach der Arbeit, und er verweist sie — wieder auf die Arbeit! Darin nämlich müsse ein rechter Dienstbote seine Erholung finden, daß er sich am Gedeihen und Florieren der Angelegenheiten seines Meisters freue, und daß er sein Vergnügen an einem wohlbestellten Acker, an einem gutverpflegten schönen Stück Vieh finde. Wenn man dies näher besieht, so heißt es nichts weiter, als man müsse eben gern und freudig arbeiten, und für die Erholung von der Arbeit, welche er versprach, ist nicht gesorgt. Ich bin überzeugt, daß Bitzius auch noch andere Erholungen braucht, als daß er etwa seine Predigt wieder liest, wenn er aus der Kirche kommt, oder daß er sich, nachdem er den ganzen Tag geschrieben hat, durch die Lektüre seiner eigenen Schriften erfrischt. Und doch hätte der Verfasser nur einige Seiten weiter einen prächtigen Ausweg gefunden. Er beschreibt dort ein gymnastisches Spiel der jungen Bauernbursche und sagt selbst, es sei eins der schönsten nationalen Spiele, welche an Sonntagen hin und wieder aufgeführt werden. Auch stammt es aus der belobten alten Zeit und hat in dieser Beziehung also seinen gültigen Stammbrief. Wenn irgendwie eine ehrbare Erholung aufzutreiben gewesen, so war es hier. Was tut aber Jeremias? Er läßt seinen Uli von dem Besuche dieses Volksfestes Schaden und Verdruß nehmen, und rät hierdurch seinen jungen Lesern ernstlich ab, dergleichen Ergötzlichkeiten mitzumachen. Es wäre die Aufgabe des Dichters gewesen, allfällige eingeschlichene Roheiten und Mißbräuche im poetischen Spiegelbild abzuschaffen und dem Volk eine gereinigte und veredelte Freude wiederzugeben, da es sich einmal darum handelt, in der gemeinen Wirklichkeit eine schönere Welt wiederherzustellen durch die Schrift. Gotthelfs Scheu vor den Volksspielen mag es auch erklären, warum man in seinen sonst so ausführlichen Erzählungen nirgend eine Spur vom Volksliede findet. Auerbach hat dies Element reichlich ausgebeutet, und die leichten schwäbischen Liedlein klingen lustig durch Wald und Flur; auf der einsamen Feldhöhe sind sie der Ausdruck für Wohl und Weh. Gotthelf hätte uns mit wahren Kabinettsstücken aufwarten können; denn im Bernervolk sind uralte Lieder mit den prächtigsten Mollmelodien gang und gäbe, Lieder, welche die Zierde des „Wunderhorn“ und von Uhlands Sammlung sind, zum Teil auch noch nicht einmal darin stehen. In diesem Punkt ist aber

das tausendjährige Volk dem konservativen Literaten von heute wahrscheinlich zu modern und zu weltlich.

Wenn ein tüchtiges Gewitter im Anzug ist, so sieht man in den weiten Bernischen Matten wunderliche Gestalten herumhantieren; es sind die Wasserbauern, welche, in uralte Röcke und Hüte gekleidet, dem zu erwartenden reichlichen Wassersegen Weg und Bahn durch ihre Wiesen bereiten. Gotthelf sagt:

„Das hat wohl auch zu der Sage Anlaß gegeben, daß, wer ein Frohnfastenkind sei, vor dem Ausbruch der heftigsten Gewitter alte längst verstorbene Wasserbauern, welche sich gegenseitig ums Wasser betrogen, in den Wiesen wässern sehe, Graben auftun, Bretter einschlagen, dann stehen hinter diesem oder jenem Strauch oder Baum, Feuer schlagend und ihr Pfeifchen rauchend. Man denkt dabei nicht an die Sitte der rechten Wasserbauern, die alten hundertjährigen währschaften Röcke ihrer Großväter anzuziehen, und uralte Hüte aufzusetzen, da modernes Zeug ins Wasser hinaus nichts taugt. So sieht man von ferne allerdings ein uralt längst zu Grabe gegangenes Geschlecht in den Wiesen hantieren, und manche Gestalt mag sich vor der andern fürchten, hinter einen Dornstrauch sich bergen. Ginge man den Gestalten zu Leibe, würde man ganz bekannte Gesichter sehen, deren Beine noch auf Erden wandeln, aber in den Schuhen der Väter, gehüllt in ihre Röcke, übend ihre Sitten."

Die Sache ist einfach die, daß die Bauern alte verdorbene Kleider anziehen zu diesem nassen Geschäft, um die neuen zu schonen. Die Besitzer jener alten Gewänder haben zu ihrer Zeit zu dem nämlichen Geschäfte noch ältere Kleider angezogen, als diese noch neu waren. Der Stoff, welchen heute die Bauern zu ihren Kleidern verwenden, ist noch immer selbst gesponnen und dauerhaft. Wenn man aber so einfache Geschichten fortwährend verdreht und benutzt, um Hiebe auf die Gegenwart anzubringen, so nenne ich das einen schlechten Stil führen. Auch einen unbesonnenen Stil; denn Gotthelf scheint bei dieser Anpreisung der vergangenen Zeit schon nicht mehr daran zu denken, wie er soeben erzählt hat, daß die alten Wasserbauern, die soliden Besitzer jener „uralten Hüte", die „Väter", einander ums Wasser betrogen haben und daher in den Augen des Volks noch spuken müssen.

Man verzeihe mir, daß ich an diesen Kleinigkeiten so weitläufig herumklaube. Ich halte es aber von der größten Wichtigkeit, daß gerade ein Volksbuch durch und durch wahr und klar,

in allem Detail ohne Verwirrung und Sophistik gehalten sei. Das Volk hat ohnehin einen Hang, alles zu mißverstehen, zu verspotten, was ihm nicht geläufig ist, sich selbst und seine Ungezogenheiten zu hätscheln, und alles nach Belieben zu verdrehen, so oder so zu deuten. Das darf nicht noch genährt werden.

Doch verlassen wir endlich dies unerquickliche Gebiet und kommen wir auf Gotthelfs Vorzüge zurück. Diese sind die Hauptsache, sonst wäre ich gar nicht im Fall, diese Rezension zu schreiben. Daß Gotthelf ein vortrefflicher Maler des Volkslebens, der Bauerndiplomatik, der Dorfintrigen, des Familienglücks und Familienleids ist, daß er Feld und Stall, Stube und Küche und Speicher genau kennt, ist schon gesagt und versteht sich eigentlich bei vorliegendem Stoffe von selbst. Aber, wenn wir doch noch von einer abgeschlossenen Volkspoesie sprechen müssen: er hat Vorzüge darüber hinaus, welche in jeder Gattung, auch der höchsten, wenn es eine gibt, nur dem bevorzugten Talente eigen sind. Er hat gar keine charakterlosen schwankenden Figuren. Jeder ist bei ihm an seinem Platz und gut durchgeführt, und er hat sich einer großen Mannigfaltigkeit zu rühmen, und ganz feine Nuancen kommen vor. Er weiß einen Unterschied zu machen zwischen zwei schlauen verschmitzten Bauern, und, durch die zartesten Linien getrennt, neigt sich der eine auf liebenswürdige Weise zum Guten, der andere zum Bösen. Hauptsächlich auch auf die Frauen versteht er sich sehr gut. Was für vortreffliche alte, dicke Bäuerinnen schildert er, die Zuflucht der ganzen Gegend, wohlwollend und klug! Wie lustig wissen die behaglichen und doch fein organisierten Frauen ihre störrischen Männer zu ihrem eigenen Besten an der Nase herumzuführen, daß einem das Herz lacht und man sich selbst unter ihre Fürsorge versetzt wünscht! Und wie schön sind die jungen Mädchen und Weiber gezeichnet! Der beste Beweis ist, daß man sich immer selbst mit verliebt, oder wenigstens, um in Gotthelfs Sprache zu reden, sich „sauwohl" bei ihnen befindet. Die Liebesverhältnisse sind überaus fein und meisterhaft angelegt. Sie entwickeln sich vor unsern Augen, ohne daß ein Wort davon geplaudert wird, und auf einmal — wir wußten es schon lange, daß es so kommen müsse, ersahen aber den Augenblick nicht — ist das Glück da. In wenigen treffenden Zügen wird es abgemacht.

An epischen, lyrischen und dramatischen Momenten der schönsten Art fehlt es auch nicht. Ulis junge Frau ist, obgleich sie Pferd

und Wagen zur Verfügung hatte, in ländlicher Bescheidenheit und Rüstigkeit mehrere Stunden weit zu Fuß gegangen, um einer Jugendfreundin ein Kind aus der Taufe zu heben. Sie hat dieselbe im größten Elend angetroffen, hat gemildert und getröstet, wo sie konnte, und ist nun, gedankenvoll und aufgeregt, auf dem Heimwege. Ihre Kräfte erschöpfen sich aber doch und die ungewohnten engen Sonntagsschuhe machen ihr viel Beschwerde; so schleppt sie sich mühsam auf der einsamen Straße dahin, auf den Boden schauend und seufzend: da weckt sie eine liebe Stimme, sie schaut auf, und ihr kräftiger schmucker Mann sitzt, das stattliche Pferd zügelnd, auf dem bekannten leichten Fuhrwerke vor ihr. Er ist aus eigenem Drange ihr entgegengeeilt. Die einfache, wahrhaft antike Schönheit dieses Moments fühlt sich übrigens nur, wenn man das Ganze selbst liest. Vom allerbesten Korn ist ferner die Stelle, wo die jungen Pachtleute zum erstenmal ein Erntefest geben müssen. An diesem Tage ist es Sitte, daß nicht nur alle möglichen Arbeiter und wer in irgendeiner Berührung zum Hause steht verschiedene reichliche Mahlzeiten erhalten, sondern alle Bettler, welche sich melden und welche um die Erntezeit eigentlich darauf reisen, müssen mit Kuchen abgespeist werden. Vreneli hat schon verschiedene Sträuße mit ihrem knauserigen Manne bestanden, und ihm endlich das Nötigste, was der Anstand erfordert, abgerungen, und sie glaubt so ziemlich gut zu bestehen. Aber „als das Sieden und Braten anging, die Feuer prasselten, die Butter brodelte und zischte, die Bettler kamen, als schneie es sie vom Himmel herunter, die Pfannen zu alles verschlingenden Ungeheuern wurden, — Vreneli, so viel es auch hineinwarf, immer frisch wieder angähnten mit weitem, ödem, schwarzem Schlund: da kam die Angst über ihns; aber sie half ihm halt nichts; wie die Sperlinge den Kirschbaum wittern, welcher frische Kirschen trägt, weit hergezogen kommen mit ihren raschen Schnäbeln und nimmersatten Bäuchlein, so kamen die Bettler daher, vom Duft der brodelnden Butter gezogen, schrien heißhungerig von weitem schon: „Ein Almosen, de tusig Gotts Wille," und trippelten ungeduldig an der Tür herum, weil sie vor süßer Erwartung die Beine nicht stillehalten konnten. Vreneli begann Schnittchen zu backen, daß es sich fast schämte, so klein und so dünn die Kruste, und alles half nichts; es war, als ob sie Beine kriegten und selbst zuliefen einem Schreihals vor der Tür. Es ward ihm immer himmelängster, für die eigenen Leute könne es gar nicht sorgen.

In der größten Not erschien die Base unter der Küchentür, wahrhaftig wie ein Engel, und zwar einer von den schwerern, denn sie wog wenig unter zwei Zentnern. Sie stellte einen bedeutenden Butterkübel, den sie hinter Joggelis Rücken aus ihrem Keller stibitzt hatte, dem besten Schmuggler zum Trotz, auf den Küchentisch."

Schön ist auch Ulis Hochzeitsfahrt beschrieben. Allein mit seiner Braut fährt er auf einem leichten Wägelchen in den dämmernden Morgen hinaus. Ihr Gesichtchen blüht in der Morgenfrische wie eine Rose, und die zarten schwarzen Spitzen ihrer Haube sind mit noch zarterm silbernem Reif besetzt.

Welche elegische Stimmung weht durch die Szene, wo der alte Erbvetter Hans Joggeli begraben wird! Die Leiche ist auf dem Wege nach dem weit entfernten Kirchhof, und der ganze Troß der Vettern und Basen, erblüstern, ist gefolgt, Rührung heuchelnd. Nur das treue Gesinde ist allein im Hause geblieben und hält aufrichtig trauernd Wache, obgleich sie nichts zu erben hoffen.

„Wenn aus Ost oder Südost der Wind geht, so hört man im Nidleboden das Geläute von der Kirche her, hört das Mittagsgeläute, hört die Schläge der Totenglocke. Von dort her kam am selben Tage der Wind ums Haus in den Baumgarten hinaus. Jedes für sich, damit keins das andere störe im Horchen und Sinnen, standen die Zurückgebliebenen, lauschten auf die Töne vom Kirchlein her, sahen einander fragend an, schüttelten verneinend die Köpfe. Das Läuten beginnt, wenn der Sarg dem Kirchhof sich naht. Sie wollten im Geist bei seinem Grabe sein, wollten beten ins Grab hinein, wollten mischen ihr Gebet mit der über ihm zusammenrollenden Erde, den andern gleich, die am Grabe standen. Da hob das Mädchen, welches als äußerster Vorposten auf einem großen Erdhaufen stand, die Hand empor und rief: „Hört, hört!" Da klang es wirklich durch die Lüfte, leise, wie Geisterwehen; lauter schwebten dann einzelne Glockentöne heran, Geisterstimmen, welche die Kunde brachten, jetzt nahe der selige Kirchmeier seinem Grabe, jetzt werde der müde Leib in die Erde gesenkt, um wieder zur Erde zu werden, aus welcher er genommen worden."

Dadurch, daß Gotthelf so sehr an der Vergangenheit hängt, gewinnen seine Darstellungen einen Reiz, welchen Auerbachs Ge-

schichten nicht haben. Er gleicht hierin vielmehr Immermann, welcher in seiner westfälischen Idylle das Volk mit seinem ehrwürdigen historischen Roste vorführt. Das Leben auf den alten großen Berneriſchen Bauerngehöften hatte etwas ungemein Ehrwürdiges, und Gotthelf schildert mit schöner Wehmut die alte Art und Weise. Aber alle Formen wechseln auf Erden, und eben dieser Wechsel ist es, welches das Vergangene mit einem verklärenden Lichte bestrahlt. Es würde vor unsern Augen vergehen und verdunkeln, wenn unsere Sehnsucht erfüllt würde und wir wirklich zurückkehren könnten. Hin ist hin!

II. (1851)

Pfarrer Bitzius steht als Schriftsteller nicht über dem Volke, von welchem und zu welchem er spricht; er steht vielmehr mitten unter demselben und trägt an seiner Schriftstellerei reichlich alle Tugenden und Laster seines Gegenstandes zur Schau. Leidenschaftlichkeit, Geschwätzigkeit, Spottsucht, Haß und Liebe, Anmut und Derbheit, Kniffsucht und Verdrehungskunst, ein bißchen süße Verleumdung: alle diese guten Dinge sind nicht nur in dem Leben und Treiben seiner Helden, sondern auch in seiner beschreibenden Schreiberei zu schmecken. Insofern ist er viel mehr, als die kunstgerechten und objektiven idealisierenden Dorfgeschichtendichter, ein wahrer Leckerbissen für jeden Gourmand und wahren Kenner des Volkslebens. Ob dabei der beste Zweck hinsichtlich der ästhetischen Forderungen sowohl als der pädagogischen erreicht werde, ist freilich eine andere Frage. Er sticht mit seiner kräftigen scharfen Schaufel ein gewichtiges Stück Erdboden heraus, ladet es auf seinen literarischen Karren und stürzt denselben mit einem saftigen Schimpfworte vor unsern Füßen um. Da können wir erlesen und untersuchen nach Herzenslust. Gute Ackererde, Gras, Blumen und Unkraut, Kuhmist und Steine, vergrabene köstliche Goldmünzen und alte Schuhe, Scherben und Knochen, alles kommt zutage, stinkt und duftet in friedlicher Eintracht durcheinander. Er baut ein Berner Bauernhaus mit allen Vorratskammern, mit Küche und Keller und den stillen Gaden der Töchter stattlich auf; aber vor allem fehlen auch Schweinstall und Abtritt nicht, und besonders in der „Käserei" ist soviel von dem animalischen Verdauungs- und Sekretionsprozeß die Rede, daß der verzärtelte Leser mehr als einmal unwillkürlich das

Taschentuch an die Nase führt, insonderlich wenn er hinter der nordischen Teetasse sitzt, deren gern gesehene Zierde Jeremias Gotthelf gegenwärtig zu sein scheint.

Wahrscheinlich hat Bitzius einst Theologie und mithin auch etwas Griechisch u. dgl. studiert; von irgendeiner schriftstellerischen Mäßigung und Beherrschung der Schreibart ist aber nichts zu spüren in seinen Werken. Das edle Handwerk der Büchermacherei hat verschiedene Stufen in seiner Erlernung, welche zurückgelegt werden müssen. Zuerst handelt es sich darum, daß man so einfach, klar und natürlich schreibe, daß die Legion der Esel und Nachahmer glauben, nichts Besseres zu tun zu haben, als stracks ebenfalls dergleichen hervorzubringen, um nachher mit langer Nase vor dem mißratenen Produkte zu stehen. Alsdann heißt es hübsch fein bei der Sache zu bleiben und sich durch keine buhlerische Gelegenheit, viel weniger durch einen gewaltsamen Haarzug vom geraden Wege verlocken und zerren zu lassen. Beide Disziplinen fließen öfter ineinander, und Herr Jeremias benutzt alsdann reichlich die Gelegenheit, sie mit einem Griffe beim Schopfe zu fassen und siegreich in eine Pfütze zu werfen. Erstlich ist seine Rede so wunderlich durch: wohl, aber, daneben, jedoch, durch unendliche Referate im Konjunktiv Imperfekti gewürzt und verwickelt, daß man oft ein altes Bettelweib einer neugierigen Bäuerin glaubt Bericht erstatten zu hören. Sodann läßt er sich alle Augenblicke zu einer süßen Kapuzinerpredigt, zu einer Anspielung mit dem Holzschlägel, zu einem feinen Winke mit dem Scheumentor verleiten, welcher weit hinter die Grenze der behandelten Geschichte gerichtet ist. In „Die Käserei in der Vehfreude", welche nur von Bernern ganz deutlich gelesen werden kann und wo es sich nur um Käs und Liebe handelt, wird wenigstens ein halbes dutzendmal auf das Frankfurter Parlament gestichelt. Hat man gelernt, nicht wie eine alte Waschfrau, sondern wie ein besonnener Mann zu sprechen und bei der Sache zu bleiben, so ist es endlich noch von erheblicher Wichtigkeit, daß man auch diejenigen Einfälle und Gedanken, welche zu dieser Sache gehören mögen, einer reiflichen Prüfung und Sichtung unterwerfe, zumal, wenn man kein Sterne, Hippel oder Jean Paul ist, welches man durchaus nicht sein darf, wenn man für das Volk schreibt, für das „Volk" nämlich mit Gänsefüßchen eingefaßt. Denn obgleich wir jene Herren gehörig verehren, besonders den letzten, so wird uns doch mit jedem Tag leichter ums

Herz, wo ihre Art und Weise zum mindern Bedürfnis wird. Es war eine unglückselige und trübe Zeit, wo man bei ihr Trost holen mußte; und verhüten die Götter, daß sie nach der Olmützer Punktation und den Dresdener Konferenzen noch einmal aufblühe.

Was die Einfälle betrifft, so ist es eine eigene Sache mit denselben, und es gehört ein Raffael dazu, jeden Strich stehen lassen zu können, wie er ist. Wie manche Blume, die man in aufgeregter Abendstunde glaubt gepflückt zu haben, ist am Morgen ein dürrer Strohwisch! Wie manches schimmernde Goldstück, welches man am Werktage gefunden, verwandelt sich bis an einen stillen heitern Sonntagmorgen, wo man es wieder besehen will, in eine gelbe Rübenschnitte! Man erwacht in der Nacht und hat einen sublimen Gedanken und freut sich seines Genies, steht auf und schreibt ihn auf beim Mondschein, im Hemde und erkältet die Füße: und siehe, am Morgen ist es eine lächerliche Trivialität, wo nicht gar ein krasser Unsinn! Da heißt es aufpassen und jeden Pfennig zweimal umkehren, ehe man ihn ausgibt! Da hilft weder blindes Gottvertrauen noch Atheismus; es passiert jedem, der nicht feuerfest oder vielmehr wasserdicht ist. Goethe hat gut sagen: „Gebt ihr euch einmal für Poeten, so kommandiert die Poesie!" welchen Spruch ein tüchtiger Prosaiker meiner Bekanntschaft jungen Dichtern unter die Nase zu reiben pflegte, wenn sie von Stimmung sprachen. Der wackere Mann dachte nicht daran, daß Goethe den „Faust", wo selbiges Sprüchlein geschrieben steht, ein ziemliches Stück Leben lang mit sich herumtrug, ehe er ihn drucken ließ. Und seltsam! gerade die Stimmung ist manchmal die gefährlichste Schlange für hoffnungsvolle Dichter. Wie manches Blatt Papier, welches man in „guter Stunde" vollgeschmiert, kommt einem nach einem halben Jahre so schauerlich vor, daß man vor sich selbst in die Erde kriechen möchte, rot wie ein Krebs, und dem Himmel dankt, daß man selbst und nicht etwa ein Nachlaßherausgeber hinter die Sache gekommen ist!

Von solcherlei Seelenkämpfen scheint der glückselige Jeremias keine Ahnung zu haben. Während der Dichter sonst im Leben unbesonnen, leidenschaftlich, ja sogar unanständig sein kann, wenn er nur hinter dem Schreibtische besonnen, klar und anständig und fest am Steuer ist, macht es Gotthelf gerade umgekehrt: ist äußerlich ein solider gesetzter geistlicher Herr; sobald er aber die

Feder in die Hand nimmt, führt er sich so ungebärdig und leidenschaftlich, ja unanständig auf, daß uns Hören und Sehen vergeht. Aber wie gesagt, in diesem Falle gewinnen die echten Liebhaber nur dadurch; sie erhalten um so unverfälschtere Ware, welche sie beliebig verwenden können. So ist z. B. jedes Buch Jeremias Gotthelfs eine treffliche Studie zu Feuerbachs „Wesen der Religion". Der Gott, der diese Bauern regiert, ist noch der alte Donnergott und Wettermacher. Sie hangen ab von Regen und Sonnenschein, von Licht und Wärme und fürchten Hagel und Frost. Sie zittern vor dem Blitzstrahl, der in ihre Scheune schlägt, und halten ihn für die unmittelbare Folge einer bösen Tat. Besitz und irdisches Wohlergehen verlangen sie von Gott und sind zufrieden mit ihm in dem Maße, als er dieselben gewährt. Er ist der Gewährsmann und Gehilfe aller ihrer Leidenschaften. Ein ruchloses verleumderisches Weib in der „Wehfreude" will ihn durch Gebet zwingen, ihre Feindin zu töten, und zweifelt an seiner Gerechtigkeit, wenn ihre Dorfintrigen mißlingen. Da ist nie die Rede von der „schönen symbolischen Bedeutung" des Christentums, von seiner „herrlichen geschichtlichen Aufgabe", von der Verschmelzung der Philosophie mit seinen Lehren.

Dagegen spielt der Teufel eine gewichtige Rolle, und Jeremias Gotthelf läßt uns diplomatischerweise im unklaren, ob er nur als poetische Figur oder als bare Münze zu nehmen sei. Seine tugendhaften Helden sind alles konservative Altgläubige, und der Gott Schriftsteller mit der schicksalverleihenden Feder weiß sie nicht anders zu belohnen, als daß sie entweder reich und behäbig sind, oder es schließlich werden. Die Lumpen und Hungerschlucker aber sind alle radikale Ungläubige und ihnen ergeht es herzlich schlecht. Spott und Hohn treffen sie um so schärfer, je länger ihnen der Bettelsack heraushängt und je dürrer ihre Felder stehen. Dies ist ganz in der Ordnung; denn nicht anders verhält es sich in der Wirklichkeit. Das Volk, besonders der Bauer, kennt nur Schwarz und Weiß, Nacht und Tag, und mag nichts von einem tränen- und gefühlsschwangeren Zwielichte wissen, wo niemand weiß, wer Koch oder Kellner ist. Wenn ihm die uralte naturwüchsige Religion nicht mehr genügt, so wendet es sich ohne Übergang zum direkten Gegenteil, denn es will vor allem Mensch bleiben und nicht etwa ein Vogel oder ein Amphibium werden. Und damit wollen wir uns zufriedengeben und es nicht stark zu Herzen nehmen, wenn die weisen Herren vom Stuttgarter „Morgenblatt"

unlängst sagten: der Atheismus (oder was sie darunter verstehen) werde in der guten Gesellschaft Deutschlands nun schon nicht mehr geduldet. Wo diese „gute Gesellschaft" zu suchen ist, weiß ich freilich nicht. Vielleicht ist etwa ein Stuttgarter Abendkränzlein damit gemeint, wo man den schwäbischen Jungfräulein aus dem ungeschickten und flachen Buche des Herrn Oersted vorliest; oder vielleicht besteht die gute Gesellschaft aus jenen erleuchteten germanischen Kreisen, in welchen man deutsche Literaturgeschichte in den lächerlichen und naseweisen Arbeiten des Herrn Taillandier studiert!

Analog seiner religiösen ist auch Jeremias Gotthelfs juristische Weltanschauung. Er ereifert sich heftig über den eingerissenen Humanismus im Rechtsleben und sehnt sich nach der Blütezeit des Galgens und der Rute zurück. Und ganz liebenswürdig naiv sind ihm die heutigen Richter nichts anderes als ausgemachte Schelme und Spitzbuben, welche mit den ungehängten Verbrechern unter einer Decke stecken. Nicht aber, daß er sich sehr um die Gesetze kümmerte, wenn sie gegen ihn sind. Seine Helden üben ein kräftiges Faustrecht und prügeln unter dem sichtbaren Beifallslächeln des Verfassers ihre radikalen Widersacher weidlich durch. Diese sind natürlicherweise immer höchst erbärmliche und nichtswürdige Gesellen, und Jeremias Gotthelf schildert sie als solche mit großer Trefflichkeit. Leider muß man gestehen, daß es im Gefolge des Zeitgeistes eine Menge solcher schofeln Halunken gibt; indem wir aber sagen: des Zeitgeistes, so ist zugleich gesagt, daß, wenn dieser konservativ wird, ihm jene armen Teufel ebenfalls nicht fehlen. Sie schließen sich jeder Partei an, welche ans Agieren kommt und Aussichten hat oder verheißt. Die deutschen Treubünde der Gegenwart haben ein schönes Kontingent Ritter von der traurigen Gestalt in sich aufgenommen. Halbherrentum bei hartnäckigem Geldmangel sind ihre Triebfedern. So wenig der christliche Gott es verhindern kann, daß sich Wucherer, Heuchler und Erzschelme zu ihm bekennen, so wenig kann irgendeine Partei solchen Kameraden verbieten, ihre Fahne aufzustecken.

Doch wollen wir es unserm Dichter Dank wissen, daß er solche Misere so trefflich zeichnet; denn es ist noch besser, wenn sie einseitig geschildert wird als gar nicht, da sie einmal vorhanden ist; und selbst unserer Partei kann es nur frommen, wenn manche ihrer Mitläufer der untern Schichten sich ein wenig bespiegeln können. Für Charakterisierung der politischen Tröpfe in den

obern Regionen, der unklaren und eigensüchtigen Gemüter von feinerm Korne, leistet in neuerer Zeit Gutzkow Ausgezeichnetes in seiner merkwürdigen Durchdringungs- und Anempfindungskunst.

Die „Käserei in der Vehfreude" schildert den bäuerlichen Assoziationsgeist, wie er eine gemeinschaftliche Sennhütte für ein ganzes Dorf errichtet. Früher wurde der gute Schweizerkäse nur auf den Alpen von einzelnen Kühern ausschließlich produziert, indem man der Meinung war, seine Feinheit und Würze sei die einzige Folge der Alpenkräuter. Seit aber die Chemie nachgewiesen hat, daß es, wie bei mehreren andern Erzeugnissen, so auch beim Käse mehr auf die Behandlungsweise ankomme, haben in der Schweiz viele Dörfer der Niederungen sich diesem Produktionszweige zugewendet. Sie bestellen sich einen erfahrenen Senn; jeder Teilnehmer liefert vom Frühjahr bis zum Herbste alle entbehrliche Milch in die gemeinschaftliche Hütte, und die auf diese Weise den Sommer hindurch entstandene Menge von Käsen wird dann auf einen Schlag an einen Händler verkauft und der bedeutende Erlös unter die Teilnehmer verteilt, je nach der Milch, welche sie geliefert haben. Dieses Thema gab nun Jeremias Gotthelf die Veranlassung, alle kleinen Leidenschaften des Dorfes spielen zu lassen: die Ungeschicklichkeit und Naseweisheit bei der Konstituierung und Vielherrschaft, den Ehrgeiz, Neid, Eigennutz, Mißtrauen, das durch die Finger Sehen und wie alle die artigen Dinge heißen mögen, nebst vielen komischen Zügen. Vorzüglich zwei Momente ragen aus der Jugendgeschichte vorliegender „Käserei" hervor: die gewaltige Revolution, welche unter den Frauen entstand, als sie, die seit Jahrhunderten über den Überfluß an süßer Milch und Butter unbeschränkt gewaltet, darin geschwelgt, Gastfreundschaft geübt und auch ein ansehnliches Nadelgeld bestritten hatten, nun plötzlich sich auf das Unentbehrlichste beschränkt sahen und die reinliche weiße, so ganz weibliche Domäne den harten Händen der industriellen Männer übergeben sollten. Ferner als die Käserei endlich zustande gekommen, die volkstümliche oder menschliche Art und Weise, wie jeder einzelne, fast ohne Unterschied, sich beeilte, die Gemeinschaft zu betrügen durch verfälschte Milch, welche er lieferte, und nicht daran dachte, wie er sich nur selbst betrog, indem bald das Ganze darüber zugrunde gegangen wäre.

Mit diesem Verlaufe ist nun noch eine hübsche Liebesgeschichte verbunden. Ein schöner überkräftiger und übermütiger Magnaten-

sohn, der Fürst und Herzog der wilden faustgerechten Jugend, liebt ein armes schüchternes, aber überaus feines Mädchen und wird von ihr wiedergeliebt; doch sind sich beide in ihrer Unschuld unklar darüber. Sie erfahren es aber durch einen ebenso überraschenden als hochpoetischen Zug des Dichters. Die Jünglinge des Dorfes kehren in sechs stattlichen Wagen, jeder von vier schweren stolzen Bauerpferden gezogen, von der Stadt zurück, wohin sie den Käse geliefert haben, und sprengen nun, vom Weine aufgeregt, in stolzem Übermut auf der nächtlichen Straße daher, der Held voran als ein wahrhaft antiker Wagenlenker. Er ist bestrebt, das jämmerlich-komische Fuhrwerk eines liberalen Windbeutels, der vor ihnen herfährt, mit seinem feurigen Gespanne zu überholen und ein wenig auf die Seite zu drücken, schmettert es aber nicht nur zu Boden, sondern überfährt auch seine Geliebte, welche in der Dunkelheit ungesehen denselben Weg wandelte. Sie wird ohnmächtig auf seinen Wagen gelegt, schlägt ihre Augen ein wenig auf und schließt sie wieder ganz selig, als sie ihn erblickt; während er durch seinen Kummer um sie ebenfalls über seine Liebe gewisser wird. Die Lösung des Knotens wird ebenso originell herbeigeführt, indem der ritterliche Bursche eines Sonntags in der Kirche, mitten in der Predigt, eingeschlafen ist und in süßen Träumen laut von seinem Liebchen einen Kuß verlangt. Um das Mädchen nicht in Schande zu bringen, muß er sich sogleich erklären und heiratet es.

Die „Erzählungen und Bilder aus der Schweiz" enthalten teils solche ähnliche Geschichten in kürzerer Novellenform, meistens das Werben eines rüstigen Bauernsohns um ein Weib oder umgekehrt, teils Anekdoten und Schwänke in der Art des „Rheinischen Hausfreundes", auch einige Visionen à la Jean Paul. Die Anekdoten wie die Visionen erscheinen nicht so ungezwungen und eigentümlich und hätten füglich unterdrückt werden mögen. Die Novellen aber sind alle vom gleichen guten Stoffe wie die größern Arbeiten Gotthelfs. Vorzüglich fällt es auf, und jeder Leser wird es gestehen, wie, abgesehen von der überladenen Polemik und den Geschmacklosigkeiten in vielen Bildern, es doch so wahrhaft episch hergeht in dieser Welt. Viele Züge könnten ebensowohl dreitausend Jahre alt sein wie nur eines, und in beiden Fällen gleich wahr und treffend. Die Frauen sind schlau, wohlwollend und vorsorglich; die kräftigen Männer sind geschwätzig und rühmen sich selbst unbekümmert, gleich den Homerschen Hel-

den. Es ist der Stolz der Väter, wenn sie nach einem Volksfeste einige hundert Taler an die von ihren Söhnen Verwundeten auszahlen müssen, und dieses bringt Tat und Bewegung in die Geschichten. Die Söhne sind große Pferdekenner und fahren voll Stolz durch das Land.

Ein weiterer altertümlicher Reiz ist in einigen dieser Geschichten, wo eine Brautwerbung vor sich geht: daß gar nie von Liebe die Rede ist. Die Leute gehen aus, ein Weib oder einen Mann zu suchen, der auf ihren Hof paßt, und doch empfindet der Leser jedesmal am Schlusse eine Genugtuung, wie kaum im empfindsamsten Romane. Wenn ein Mädchen die einer tüchtigen Bäuerin nötigen Tugenden und einen schönen Leib besitzt, so ist sie das, was der Werber gesucht hat; und es beruht diese Weise auf der Erfahrung, daß, wo ein recht gesunder Mann mit einem ditto Weibe zusammenkommt und beide aufeinander angewiesen sind, auch eine gesunde Liebe nie ausbleibt. In den Städten, wo eine Unzahl Verschiedenheiten in der Geschmacksrichtung und Geistesbildung ebensoviele „Mißverhältnisse" veranlaßt, wo eine Frau eine unglücklich Getäuschte ist, weil es sich erweist, daß der Mann keine Symphonie zu genießen imstande ist: — dort ist diese Weltanschauung allerdings nicht mehr am Platze; aber auf dem Lande, wo alle Bedingungen der Harmonie noch einfacher und gleichmäßiger sind, ist sie weit poetischer, als man glauben möchte. Wenigstens ist die Stimmung des Lesers in Jeremias Gotthelfs einfachen und hübschen Werbegeschichten so poetisch wie in jedem andern Romane, und bei mir war sie es mehr, als wenn ich im Petrarka gelesen hätte.

Zu Bodmers und Breitingers Zeiten und bis tief in unser Jahrhundert hinein pflegte die deutsche Kritik jeden Schweizer, der etwa ein deutsches Buch zu schreiben wagte, damit zurückzuscheuchen, daß sie ihm die Helvetismen vorwarf und behauptete, kein Schweizer würde jemals Deutsch schreiben lernen. In jetziger Zeit, wo die Königin Sprache die einzige gemeinsame Herrscherin und der einzige Trost im Elende der deutschen Gauen ist, hat sich dies geändert, und sie begrüßt mit Wohlwollen auch ihre entferntesten Vasallen, welche ihr Zierden und Schmuck darbringen, wie sie dieselben vor fünfhundert Jahren noch selbst gesehen und getragen hat. Jeremias Gotthelf mißbraucht zwar diese Stimmung, indem er ohne Grund ganze Perioden in Bernerdeutsch schreibt, anstatt es bei den eigentümlichsten und kräftigsten

Provinzialismen bewenden zu lassen. Doch mag auch dies hingehen und bei der großen Verbreitung seiner Schriften veranlassen, daß man in Deutschland mit ein bißchen mehr Geläufigkeit und Geschicklichkeit als bisher den germanischen Geist in seine Schlupfwinkel verfolgen lerne. Wir können hier natürlich nicht etwa die philologisch Gebildeten, sondern nur diejenige schreibende und lesende Bevölkerung Norddeutschlands meinen, welche so wenig sichern Takt und Divinationsgabe in ihrer eigenen Sprache besitzt, daß sie gleich den Kompaß verliert, wenn nicht im Leipziger oder Berliner Gebrauche gesprochen oder geschrieben wird.

III. (1852)

Das politische Leben der Schweiz hat lange vor 1848, und als man noch keine Ahnung von der Möglichkeit eines Redwitz in Deutschland empfand, die konservativen und reaktionären Parteien die Brauchbarkeit der Belletristik einsehen lassen, und zu einer Zeit, wo Freiligraths und Herweghs gereimter Handschuhwechsel noch ganz vereinzelt dastand, besaßen die Schweizer schon umfangreiche poetische oder vielmehr unpoetische Manifeste, welche mit geharnischtem Zorn gegen den Radikalismus auftraten. Es war beiläufig gesagt sonderbar, daß diese „Dichter" vorzüglich auch gegen die unpoetische Tendenz der radikalen Poesie auftraten und doch wieder diese ihre Tendenz gegen die Tendenz zum nachhaltigen Gegenstande ihrer Ergüsse machten. Diese doppelte Ableitung kommt indessen heute noch vor und ist zuletzt allerdings die allertrockenste und poesieloseste Tendenz. Vorzüglich Fröhlich, der Fabeldichter, nach Bitzius das intensivste und kernigste Talent der poesiebeflissenen Schweiz, warf in den wiederholten Auflagen seines „Jungen Deutschmichels" einen Regen von Invektiven gegen das eingewanderte Fremdentum, wobei indessen der Schweizer, die dazumal in einem harten Ringen um ein erneutes eidgenössisches Prinzip begriffen waren, nicht geschont wurde; vorzüglich war es auf das eidgenössische Festleben, auf das Pokulieren und Toastieren, Schießen und Singen abgesehen; und die eidgenössische Schützenfahne, welche zur Zeit jenes wilden Kampfs unter dem Trotz und Hohn der Sonderbündler, Baseler und Neuenburger Stabilisten, unter den Drohungen und Noten der großen Mächte den nach bessern Zuständen sich sehnenden Schweizern ein Symbol war, das sie mit lärmendem, aber wah-

rem und liebevollem Enthusiasmus begrüßten, wo es sich zeigte, wurde von Fröhlich ein seidener Fetzen gescholten, von Lumpen getragen oder dergleichen. Nun, der Fetzen hat seitdem für einmal gesiegt, und der schmollende Poet hat ihn am großen Schießen von 1849 selbst höflich in Reimen begrüßt; und ein Extrakt jener liederlichen Toastierer sitzt dermalen noch in Bern, angenehm beschäftigt, dem urwüchsigen Konkretismus der Kantone die Haare zu strählen, die vornehmen Noten von draußen anständig abzunehmen und den Boten den nicht wohl angehenden Inhalt der besagten Zettel auf die höflichste Weise zu erläutern, andererseits die muntere Herde der praktischen Völkersolidaritätler aller Zonen zu hüten, welche die ebenso einsichtsvolle als männliche Forderung stellen, daß zwei Millionen Schweizer garantieren und ausfechten sollen, was vierzig Millionen Deutsche, vierzig ditto Franzosen usf. nicht die Lust, den Charakter oder die Einsicht hatten, aufrechtzuerhalten und zu entwickeln. Es ist überhaupt ein seltsames Ding um diese Anforderungen von allen Seiten und kommt daher, daß man immer anderswo kratzt, als wo es juckt, um die eigenen Sünden zu verbergen. Sogar das Frankfurter Parlament, soeben aus der Begeisterung von vierzig Millionen hervorgegangen, (diese hinter sich mit der Macht über die Reichsarmee) behauptete, daß der Heckerputsch von der Schweiz ausgegangen sei, und wollte deswegen heftig an derselbigen kratzen, bloß aus Ärger, daß es ein gut deutsches Gewächs war, entstanden aus reinem Reichsblute. Die Reaktion nennt die Schweiz einen Herd des Kommunismus; die deutsche Demokratie nennt sie ein egoistisches filziges Krämernest, mit dem nichts anzufangen sei. Darüber werden die Schweizer selbst in müßigen Stunden unschlüssig und glauben es am Ende auch, so daß sie je nach den Parteien sich gegenseitig für die ausgemachtesten Teufelsbraten halten, bis die Arbeit sie wieder von dem nutzlosen Geträtsche wegruft.

Unterdessen setzt Fröhlich gelegentlich seinen alten Krieg fort und das auf die seltsamste Weise. Er schreibt nämlich dann und wann eine ästhetische Tendenznovelle, worin viel von gemalten Glasscheiben, altdeutschen Bildern und vorzüglich von Musik die Rede ist. Da werden dann die Radikalen nicht als Schelme wie früher, sondern als künstlerische Barbaren dargestellt, welche in gemütlicher Tölpelei und musikalischer Roheit und Frivolität eine gar schlechte Figur spielen müssen, gegenüber den vornehm und

strenggebildeten Konservateurs und ihren Töchtern, welche die Händelschen Oratorien verstehen und zu schätzen wissen. So kommen die Männergesangfeste, wo radikalisiert wird, schlecht weg gegen die schweizerischen Musikfeste, welche von den zusammengetretenen Dilettantenorchestern und gemischten Chören gefeiert werden und wo, da Damen hierzu gehören und der Grundstock schweizerischen Orchesterwesens immer noch an die städtische Aristokratie geknüpft ist, naturgemäß ein exklusiverer Ton herrscht. Da werden die Freiheitslieder singenden plebejischen Schweizersänger, welche nach des Tages Hitze einen guten Schluck ziehen aus den silbernen Preispokalen, in ein höchst unvorteilhaftes Licht gesetzt gegenüber den Händelsche und Mendelssohnsche Lieder singenden Fräuleins von Bern oder Aarau und ihren violinekratzenden Anbetern.

Jeremias Gotthelf aber führt den Krieg mit alter Energie auf dem alten Boden nicht des ästhetischen, sondern des moralischen Schlechtmachens fort, wo er als Parteimann des Kantons Bern vollkommen berechtigt ist; ob er es aber auch als Schriftsteller, Dichter und Christ ist, wollen wir ein wenig näher ansehen.

Er sagt in der Vorrede zu seinem „Zeitgeist und Berner Geist", Freunde hätten ihm geraten, die Politik endlich beiseite zu lassen; er aber setze, diesem Rate schnurstracks entgegen, hiermit ein neues Buch in die Welt, welches von Politik strotze. Darin hat er als Bürger wie als Schriftsteller usw. durchaus recht; denn heute ist alles Politik und hängt mit ihr zusammen von dem Leder an unserer Schuhsohle bis zum obersten Ziegel am Dache, und der Rauch, der aus dem Schornsteine steigt, ist Politik und hängt in verfänglichen Wolken über Hütten und Palästen, treibt hin und her über Städten und Dörfern.

Jeremias Gotthelf erklärt ferner, daß sein Büchlein kein Kunstwerk sein soll. Ein solches ist es allerdings nicht, und wir befürchten, er sei nunmehr unter die Literaten gegangen, welche dem Teufel ein Ohr wegschreiben; und darin hat er unrecht. Denn als Christ hat er die Pflicht, sein Pfund nicht zu vergraben und ein dem Herrn gefälliges Kunstwerk zu schaffen mit Fleiß, Reinlichkeit und Selbstbeherrschung, da er das Zeug dazu empfangen hat; als Bürger und Parteimann hat er diese Pflicht ebenfalls, weil ein wohlproportioniertes und schöngebautes Werk seinen Zweck besser erreicht als das entgegengesetzte, und gerade beim Volke allererst. Gebildete können am Ende an einem wilden Pro-

dukte ein pathologisches Interesse nehmen und überhaupt Roßnägel verdauen, wie die tägliche Erfahrung zeigt; auf das Volk hingegen wirkt nur solide Arbeit, wenn es darüber auch keine gelehrte Rechenschaft gibt. Jeremias Gotthelfs Hauptstärke ist einmal nicht die geistliche und politische Rhetorik an sich, so fest auch seine Gesinnung ist, sondern eben das stofflich Poetische; darum sollte er dieses in den Vordergrund treten lassen, wie er es früher auch getan, als er noch nicht so von der Tendenz besessen war. Die Wahrheiten, welche er gern sagen möchte, alsdann an den rechten Stellen als Schlaglichter aufgesetzt oder vielmehr als organische Blüten notwendig erwachsen, würden so, wenigstens für den naiven Leser, eher eine überzeugende Wirkung gewinnen. Hierin liegt aber der Knotenpunkt, wo das Wollen mit dem Können auseinandergeht und welchem auch ein Talent wie Jeremias Gotthelf machtlos unterworfen ist.

Ein Parteimanifest zu verfassen, welches, sei es ein rhetorisches oder plastisch-poetisches, zugleich ein reines und gediegenes Kunstwerk sein soll (und wie gesagt, noch jedes aus alter und neuer Zeit ist ein solches gewesen und hat es sein müssen), dazu gehört eine über der Befangenheit der Partei schwebende unbefangene Seele, eine über die Leidenschaft sich erhebende Ruhe, welche aber jene kennt, durchlebt hat und zur Energie veredelt wieder in den Kampf führt; es gehört so viel guter Grund und Boden dazu als nötig ist, nicht zur förmlichen Entstellung und Inkonsequenz greifen zu müssen; es gehört dazu eine gewisse Achtung des Gegners, um dessen Gefährlichkeit zu beweisen, ohne die eigene Partei oder das Volk, welches diese beschützen will, verächtlich und lächerlich zu machen; endlich gehört dazu eine gewisse innere Wahrheit und Berechtigung, welche den vorgebrachten Meinungen, seien sie, welche sie wollen, einen anständigen Ernst verleihen und verhindern, daß dieselben in bloß marottenhafte oder gar possenhafte Vorbringungen ausarten, die am Ende gar nirgend hingehören und nirgend zu Hause sind.

Solange Jeremias Gotthelf die Sache aller rechtlichen und ordentlichen Leute, die Sache des gesunden Volkstums gegen die Liederlichkeit und Narrheit verfocht, hatte er einen guten Grund und Boden und war ein tüchtiger Künstler, wenn seine schönen Erzählungen auch „strub" und naturwüchsig geschrieben waren. Seine Parteiseitenhiebe konnte man dabei hinnehmen, zumal sie nicht immer ungerecht waren gegen manche Narrheiten und Lum-

pereien des Liberalismus, wo dieser mit Renommage und halbgebildetem Herrentum Hand in Hand geht; denn Wahrheit schadet nirgend und ist in allen Dingen gut. Solange er ferner das Menschenschicksal und dessen Ertragung an sich betrachtet und darstellt, wie er es vorfindet, solange ist er ein ehrenwerter und verdienstvoller Meister, und auch da müssen wir es hinnehmen, wenn das Übel, welches von mißverstandenem politischen Leben hereinbricht, deutlich beschrieben wird. Seit er aber alle Rechtlichkeit und Weisheit, alle Ehre und Wohlgesinntheit, kurz alles Gute einer Partei vindiziert und alle Ehrlosigkeit, Schelmerei und Narrheit, alles Übel der andern, seit er das Menschenschicksal ausschließlich abhängig macht vom Bekenntnis dieses oder jenes Parteistandpunkts: seitdem hat er den Boden unter den Füßen verloren und liefert uns leidenschaftlich-wüste, inhalt- und formlose, stümperhafte Produkte. Denn ohne ein Maß von Weisheit und Gerechtigkeit gibt es keine Kunst; und wenn Jeremias Gotthelf sagt, daß sein Buch kein Kunstwerk sein soll, so ist dieses die Resignation des Fuchses, welchem die Trauben zu sauer sind. Daß sie ihm aber zu sauer sind, ist seiner verletzten Pflicht hart vorzuwerfen; wäre er nicht von dem Schemel der Weisheit und Gerechtigkeit heruntergestiegen, so würden seine Beine nicht zu kurz sein und er könnte heute noch an den schönen Weinstock hinaufreichen.

Als das schweizerische Volk durch die neue Bundesverfassung im Jahre 1848 einen vorläufigen Abschluß und Sieg errungen hatte nach langen politischen Kämpfen um die schmale Linie, auf welcher Zentralisation und Föderalismus einander am füglichsten die Hand reichen, ruhte es auf diesen Lorbeern nicht träge und selbstzufrieden aus, sondern es begann in den einzelnen Kantonen sofort ein munteres Revidieren der Verfassungen. Seit zwanzig Jahren hatte dies Volk um Ideen gestritten und seine Verfassungsproduktion vorzüglich den Charakter dieses Streits getragen; es hatte durch das Hinauswerfen der Jesuiten (was eine ehrenwerte und gesunde Tat war, welche es wiederholen wird, sobald die zurückgebliebenen Wurzeln wieder geile Schosse treiben, trotz aller zur Mode gewordenen lächerlichen Blasiertheit in Beziehung auf den Jesuitenhaß) und durch die zeitgemäße Beschränkung der Kantonalsouveränetät sein Schwert im Ideenkampfe bewährt und konnte es für einmal einstecken. Hingegen machten sich nun in dem begonnenen Revidieren die materiellen Fragen

mit aller Macht geltend; das gemütliche Schlagwort hierfür hieß: von dem ewigen Politisieren über Formen, wie man die Ideen nannte, habe man am Ende nicht gegessen! Wie aber dieser Punkt gerade nicht spezifisch-schweizerischer Natur, sondern von allgemeiner Zeit- und Weltnatur war und von deren Einflüssen herrührte, so konnte er auch nicht unabhängig davon, inselhaft sozusagen, ins reine gebracht werden. Es kam auch nicht viel Rechtes dabei heraus, und der Nutzen dieser muntern Tätigkeit liegt lediglich in dem wohltätigen Sauerteige, den sie in das öffentliche Leben brachte. Man hatte seit zwanzig Jahren, um nur von dem letzten Abschnitte der Geschichte zu sprechen, Verfassungen gemacht, beschützt, angegriffen, gebrochen, geflickt und revidiert, und glaubte in diesem Metier etwas Erhebliches zu leisten, was man mit Recht politische Bildung nennt. Diese Bildung zeigte sich aber urplötzlich als eine echt Sokratische, indem das höchste Wissen darin bestand, daß man beinahe nichts zu wissen bekannte, und dies ist eben der wohltätige Sauerteig, von dem wir sprachen. Die Aargauer laborierten vier Jahre an einer Verfassung, verwarfen den Entwurf ein halbes dutzendmal und brachten schließlich noch wenig genug heraus. Ein allgemeiner Krieg von Grundsätzen gegen Grundsätze entspann sich auf dem unblutigen Boden der Wahlkirchen und Vetokirchhöfe und auf den grünen Wiesen der vorzeichnenden Volksversammlungen. Alte Matadore gerieten in Mißkredit; neue liefen sich die Hörner ab; das Volk verharrte als eine friedlich, aber halb unruhig wogende, halb rätselhaft stumme Masse und zeigte in dieser holden Verwirrung vielleicht zum erstenmal, daß es anfange zu merken, daß eine Verfassung kein Schuhnagel sei. Dies ist schon sehr viel; anderwärts wird man eine Strecke zu laufen haben, bis man dies Stadium erreicht; denn nicht sowohl in der Geläufigkeit, mit welcher man ein Gesetz entwirft und annimmt, sondern in der Ehrlichkeit, Ernsthaftigkeit und Entschlossenheit, mit welcher man es zu handhaben gesonnen ist, zeigt sich die wahre politische Bildung. Daß diese den Schweizern größtenteils eigen ist, insofern sie auch in einem richtigen Verhältnis der öffentlichen Arbeit zur Privat- oder häuslichen Arbeit besteht, haben sie auch auf der Londoner Industrieausstellung bewiesen.

Im großen Kanton Bern hatte diese Revisionslust mit materieller Tendenz schon zwei Jahre früher begonnen, ins Leben gerufen durch die junge Rechtsschule und die allgemeinst radikal Ge-

sinnten, welche dadurch die etwas stagnierende und unentschiedene Regierung des ältern Liberalismus aus dem Sattel warfen. Die großen Bauern sowohl, denen man Grundzins und Zehnten abnahm, wie die Armen, denen man gründliche Hilfe versprach, waren bei der Sache, und die neue Verfassung mit kühnen Anderungen und Neuerungen ward fertig. Allein es war eben vor dem Abschluß des Sonderbundskriegs und vor dem Jahre 1848, daher auch ohne die Sokratische Weisheit geschehen, welche diese beiden Erfahrungen erst gebracht haben. Denn wenn die Schweizer auch den Erscheinungen der letzten Jahre ruhig zusehen konnten, so mußte doch der Geist der Geschichte über ihre Grenzen wehen und ihnen ihre eigene Bedeutung und Stellung mächtig zur Erkenntnis bringen. Sie haben sehen können, daß sie nicht die ausschließlichen Pächter der Freiheitsliebe in Europa sind, daß sie aber durch den alten Besitz und Gebrauch der Freiheit die doppelte Verpflichtung haben, keine Dummheiten zu machen. Die Berner Verfassung ward noch in dem alten unbekümmerten Sinne mit wenig Respekt gemacht und ins Leben geführt. Man näherte sich darin der „reinen Demokratie" durch das Abberufungsgesetz, wonach das Volk jederzeit die gewählte Regierung zwischen den Wahlterminen abberufen kann. Dies geschah nicht als Nachahmung der kleinen demokratischen Kantone, sondern als Ausfluß kosmopolitischer, vorzüglich deutscher Freiheitstheorien, welche eher auf einem sklavenhaften Pessimismus als auf einem männlichen Idealismus beruhen.

Die Berner sind eine schwer in Fluß geratende grobkörnige, aber kräftige Masse, welche, einmal in Wallung, nicht so leicht wieder glatt wird und sich in ungeheuerlichem Exzedieren gefällt, am liebsten mit den Fäusten auf den Köpfen der Opponenten politisiert. Es gab allerlei Unfug und Unbehaglichkeit; alte konservativ gewordene Volksführer taten sich wieder hervor, die Zeitumstände benutzend, und es entstand jene widerliche Verbindung von ehemaligen liberalen Magnaten vom Lande mit den eigentlichen Aristokraten, die überall, kein reelleres Band zwischen sich vorfindend, Religion und Sittlichkeit zu ihrem Schibboleth macht. Sie erzeugten einen Umschwung in der Volksstimmung; das Volk wählte 1850 wieder konservativ, zeigte sich aber bald darauf den Radikalen wieder günstiger, da die konservative Regierung nichts Absonderliches vorzubringen wußte. Die Radikalen wollten nun jenes Abberufungsgesetz benutzen, um das eingedrungene

Regiment vollends zu beseitigen; es entstand eine gewaltige Agitation, wo auf beiden Seiten die ausgebildetste Demagogie betrieben wurde. Das Volk berief nicht ab, nicht sowohl aus reaktionärem Sinne, als um zu zeigen, daß es Manns genug sei, ein einmal gewähltes Regiment seine Zeit ausdienen zu lassen, und daß es aus Respekt gegen seine eigene Wahlfähigkeit sich bis zum nächsten Termin gedulden wolle. Die radikalen Führer aber hatten sich durch das verfehlte Manöver im eigenen Netze gefangen und der Regierung Raum gegeben, um ihre Klauen zu zeigen und ein bißchen zu krebsen, bis ihre Zeit ebenfalls wiederum erfüllt ist.

Jeremias Gotthelfs „Zeitgeist und Berner Geist" enthält eine polemisierende Schilderung der Berner Zustände vor jenem Umschwunge und den Anfang dieses Umschwungs, indem er das erwachte politische Leben mit den schwärzesten Farben ausmalt und es den Zeitgeist nennt; während die Rückkehr zum Bessern. zu patriarchalischen religiösen Zuständen, der Berner Geist sein soll. Der Titel ist allerdings gut und richtig gewählt, indem er das Verhältnis bezeichnet, nur nicht wie Jeremias Gotthelf es gemeint hat. Im Zeitgeist liegt allerdings die Forderung politischen Bewußtseins, möglichste Ausgleichung drückender und unnatürlicher Zustände, Sicherstellung gegen religiösen Terrorismus; daß diese Forderungen aber in Bern ins Ungeheuerliche und Plumpe ausarteten, indem eine halbzugeleckte Generation sich plötzlich in einem wilden Rodomontieren und Perorieren gefiel. ist derselbe Berner Geist, in welchem früher die großen Bauernsöhne halbe Dorfschaften lahmschlugen und von denen Jeremias Gotthelf mit so viel wohlgefälligem Stolze sonst zu erzählen weiß. Indessen hat er das Recht, solch tolles Gebaren zu schildern und zu seinen Zwecken zu benutzen; nur ist auch hier die Übertreibung und förmliche Entstellung unzweckmäßig. Nach seiner Darstellung hat der Zeitgeist unter dem radikalen Berner Regiment unter anderm folgende Ergebnisse hervorgebracht: Advokaten zanken ungescheut und öffentlich, gleich vor den Richtern, ihre Klienten aus, weil diese sich sträuben, einen Meineid abzulegen; Beamtenfrauen und sonstige weibliche Honoratioren, an einem Badeort versammelt, erklären unverhohlen, daß nunmehr, wo die Religion abgeschafft sei, eine Frau ihrem Manne Hörner aufsetzen dürfe und solle; die Radikalen veruntreuen nicht nur die Gelder des Staats, sondern auch als Gemeindevorsteher versaufen und verhuren sie

das ihnen anvertraute Gut der Witwen und Waisen, alles mit fortwährenden Reden von Humanität und Aufklärung usf. Diese Tatsachen kommen zwar im Verlaufe des komponierten Romans vor, welcher diesen Auslassungen als Gerippe dient; da jedoch der Verfasser an andern Orten bestimmte Namen lebender Staatsmänner und Parteiführer bezeichnet, so kann man jene Artigkeiten nicht als poetische Lizenzen, sondern nur als wahren Stoff betrachten, der dem Verfasser vorgelegen habe.

Wenn man nun die dem Buche zugrunde liegende Dorfgeschichte betrachtet, an welche Jeremias Gotthelf seine Meinungen und Mahnungen knüpft, so trägt diese an sich schon in ihrem Motiv den Stempel der Unwahrheit. Zwei Bauern, reich, hoch und ansehnlich, männlich und christlich, sitzen auf ihren alten großen Höfen, befreundet und verwandt unter sich; einer kann sich auf den andern verlassen und beide stehen der Gemeinde mit Rat und Tat vor, tüchtig und besonnen. Da wird der eine vom Zeitgeist ergriffen; er gerät, indem er in ein Gericht gewählt wird, unter die Schriftgelehrten und Phrasenmacher, Regierungsstatthalter, Präsidenten usf., wird als reicher und einflußreicher Bauer als gute Beute erklärt und in den Schwindel hineingezogen. Zuletzt wird er Großrat und eine politische Größe, d. h. ein eitler und aufgeblasener Esel, der zu allen schlechten Zwecken benutzt wird. Zugleich wird er ein liederlicher Schlemmer, Hurer und Religionsleugner und bringt sein Haus an den Rand des Abgrunds. Die Frau liegt schon im Grabe; der eine Sohn, welchen er ebenfalls zu diesem Leben angeleitet hat, wird über einer Blasphemie vom Tode ereilt, als er schlemmend und brüllend den politischen Gelagen nachzieht, das Geld von Witwen und Waisen in der Tasche. Hierdurch wird die Katastrophe herbeigeführt. Der niedergeschmetterte Vater weiß sich nicht zu helfen, und nun tritt der andere Bauer zu ihm, welcher fromm und konservativ geblieben ist, und richtet ihn auf, mit Rat und Tat in dem zerrütteten Hause hantierend.

Das Ausschlagen des gefallenen Sohnes ist nicht unmöglich, hingegen das des Vaters vollständig, insofern es die Wirkung des politischen und religiösen Zeitgeists auf einen sonst tüchtigen Bauer vorstellen soll. Wer die Bauern kennt, weiß zu gut, daß diese sich nicht so leicht aus dem Häuschen bringen lassen, und es geht gerade über die schweizerischen Bauern die Klage, daß bei ihnen der Liberalismus keinen sonderlichen Einfluß auf den Geldbeutel ausübt.

Es gibt aller Orten Leute, welche, von Haus aus liederlich, das politische Behaben als Beschönigung ihrer Zerstreuungssucht benutzen; abgesehen, daß solche überhaupt nicht hierher gehören, sind sie leider bei allen Parteien zu finden, und ein konservativer betrunkener Heulmeier, der hinter dem Schnapsglase die Religion für gefährdet erklärt, ist auch keine anmutige Erscheinung.

Am wunderlichsten nimmt sich in Jeremias Gotthelfs Buche die geschlechtliche Ausschweifung aus, welche er dem Zeitgeist vindiziert. Er will damit offenbar auf die ländlichen Ehefrauen wirken, indem er die politischen Geschäftsgänge ihrer Männer stark verdächtigt. Überhaupt streichelt er den Weibern in einem wahren Hebammenstile den Bart: „Sie kam in die beschwerlichen weiblichen Zustände, welche körperlich und gemütlich oft große Beschwerden bringen und in welchen oft das arme Weib es besser hat als das reiche. Das alles mißstimmte Gritli und die Mißstimmungen überwand es nicht.“ O du feiner Gotthelfli! Wie wahr! Wie muß das den reichen stolzen Bauernfrauen munden, welche ein Bettelweib um seine leichte Niederkunft beneiden! Mißstimmungen! Hoffen wir indessen, daß die ehrenwerten Berner Frauen männlicher und gesünder sind und einen solchen Stimmungsjargon nicht annehmen und solchen den Blaustrümpfen deutscher Salons überlassen. Auch in anderer Weise verfällt Jeremias Gotthelf ins Unmännliche, indem er immer wieder mit breiter Geschwätzigkeit die Interessen von Küche und Speisekammer behandelt und seine genaue Kenntnis der Milchtöpfe, der Hühner- und Schweineställe auskramt. Auch hierdurch glaubt er die Gunst der Hausfrauen zu gewinnen und durch die Küchenweisheit die politischen und religiösen Grundsätze einzuschmuggeln. Es ist aber nicht zu begreifen, wie ein so tiefer Kenner des Volkslebens in letzter Linie das Volk mißkennt und nicht weiß, daß dieses das allzu Nahe und Gewöhnliche kindisch findet, wenn es ihm gedruckt in einem Buche entgegentritt. Das kommt alles von dem unwahren Standpunkte, von welchem Jeremias Gotthelf ausgeht; der krasse Materialismus, mit welchem seine Religiosität verquickt ist, läßt ihn zu solchen falschen Mitteln greifen.

Er sagt in der Vorrede, daß er ein geborener, nicht ein gemachter Republikaner sei, daß aber sein Verlangen auf einen christlichen Staat und daher all sein Schreiben und Wirken auf dieses Ziel gerichtet sei. So ist denn die Religionsgefahr der eigentliche Inhalt seines Buchs, vorzüglich wie sie durch die Be-

rufung des Tübinger Professors Zeller über den Kanton Bern gekommen und durch die freisinnige Einrichtung und Leitung des Lehrerseminars befördert worden ist. Zunächst versteht er unter dem christlichen Staate die alte Republik Bern, welche aus alten christlichen Bauerndynastien besteht, die so lange auf ihren fetten Höfen sitzen dürfen, als sie Christum bekennen. Tun sie dies nicht mehr, so kommen sie um Haus und Hof. Es steht indessen im Evangelium kein Wort davon, daß der rechte Christ ein reicher Berner Bauer sein müsse. Nebenbei haben diese Bauern noch die schöne Prärogative, einem Armen um Gotteswillen ein Stück Brot zu geben, „denn," klagt einer, welcher darüber weint, daß er nun seine Religion „abgeben müsse": „am meisten könnten mich die Armen dauern, die um Gotteswillen bitten und denen man um Gotteswillen gibt und hilft, denen bliebe nichts anderes übrig als Hungers zu sterben oder Gewalt zu brauchen!" Wir trauen Bitzius gern zu, daß er einem Armen, auch wenn er als ein blinder Heide geboren wäre, doch von Herzen ein Stücklein Brotes gäbe und denselben nicht unbedingt verhungern ließe, auch wenn er nicht um Gotteswillen bäte; daß er aber mit obiger Bauernlogik zu Felde zieht, gibt einen glänzenden Beweis seiner demagogischen Fähigkeiten. Einen atheistischen, von der Zellerschen Aufklärung angefressenen Kerl läßt er sagen: „Gott ist ein Kalb!" Es hat allerdings schon Jahrhunderte vor uns eine Art konfusen Volksatheismus gegeben, welchem einzelne wüste Subjekte verfielen, die von der allgemeinen Idee Gottes nicht loskommen konnten und daher Blasphemien gegen sie ausstießen, weil sie ihnen in ihrem Treiben unbequem war. Solche Erscheinungen haben mit der Geschichte der Religion und Philosophie nichts zu tun und sind eben krankhafte Auswüchse, die jederzeit vorkommen. Das Volk hingegen, dieselben im Gedächtnis, stellt sich dann die freie Denkart, welche vom Zeitgeist herrührt, gern unter jener Form vor, wozu das unsinnige und boshafte Wort „Gottesleugner", das es im Munde der Pfaffen hört, das seinige beiträgt. Lügen heißt gegen seine Überzeugumg von der Wahrheit einer Sache aussagen, Gottleugnen also, Gott innerlich voraussetzen und äußerlich leugnen: daher der widerliche Klang des schlau erfundenen Worts. Wenn nun aber Gotthelf die Sache zusammenfaßt in der holdblühenden Blasphemie: „Gott ist ein Kalb!", dieselbe für eine Folge der Aufklärung ausgibt, so mag dies in harten Berner Schädeln von Wirkung sein, seiner christlichen Phantasie gereicht es aber zu geringer Ehre.

Wenn man das Buch zuschlägt, so hat man den Eindruck, als sähe man einen Kapuziner, nach gehaltener Predigt den Schweiß abwischend, sich hinter die kühle Flasche setzen mit den Worten: „Denen habe ich es wieder einmal gesagt! Eine Wurst her, Frau Wirtin!“

Ein Beweis von der frivolen und materialistischen Ader, die als Religiosität mehr und mehr in Jeremias Gotthelfs Sachen zutage tritt, ist auch ein zu Leipzig erschienenes Volksbüchlein mit Holzschnitten und in Traktätchenform, also eigentlich für das Volk berechnet. Es enthält die Geschichte zweier Leutchen, welche einander blutjung und blutarm geheiratet, durch unermüdliche Tätigkeit und Sparsamkeit aber bis zu ihrem Alter ein artiges Vermögen zusammenscharren. Sie erreichen ein hohes Alter in Weisheit und Wohlstand; der Mann stirbt aber vor der Frau und sie lebt in seinem frommen Andenken den Rest ihrer Tage hin. Bis jetzt ist sie als ein Muster eines weisen und christlichen Lebenslaufs dargestellt worden. Nun bekommt sie auf einmal am Rande des Grabes schwere Sorgen, wem das zusammengescharrte Vermögen zufallen solle; ihre Erben konvenieren ihr nicht, daher heiratet sie noch vor Torschluß ein blutjunges Knechtlein, welcher sie auf dem Holzschlitten zur Trauung zieht. Nachdem sie also fünfzig Jahre mit dem Manne ihrer Jugend in Eintracht gelebt, benutzt sie das christliche Institut der Ehe, wie man eine Mausfalle benutzt, um ihrer Sorgen wegen ihres zu hinterlassenden Guts ledig zu werden. Schon daß sie diese Sorgen hat als alte weise Christin, die sich vom Irdischen ab- und dem Himmlischen zuwendet, ist ein sonderbares Ding.

Es steht einstweilen nicht mehr in der Macht der Kirche, ihre Gegner körperlich zu verbrennen; daß man hingegen mit Vergnügen ein moralisches Scheiterhäufchen unter den Füßen Andersdenkender anzündet, davon ist Jeremias Gotthelf ein neues Beispiel, und dies moralische Verbrennen ist kaum menschlicher. Doch soll einmal das Geschäft betrieben werden, so wäre zu raten, vorher sich nach einem festern und gediegenern Prinzip und einer eigenen konsequentern Moral umzusehen; mit Possen und törichten Witzen ist nichts gemacht. Wenn solche in dem wirklichen Kriege der Parteien manchmal Dienste leisten, da es allerlei Sorten Leute gibt, denen man auf ihre Weise dienen muß, so ist es am Ende nicht zu verübeln; und wenn Jeremias Gotthelf, der Pfarrer und Bürger, in seinem Dorfe damit ausreicht, so fahre er tapfer

fort, es gibt was zu lachen nach der Wahl usw. Nur in einem Buche, welches er ein paar hundert Meilen weit weg drucken läßt, und in welchem seine Freunde Erholung und Freude zu finden hofften, sind sie nicht am Platze. Es herrscht eine solche Unfruchtbarkeit und Öde auf dem Acker deutscher Gestaltungskraft, daß man nur ungern eine so schöne ursprüngliche Fähigkeit abscheiden sieht.

IV. (1855)

Die „Erlebnisse eines Schuldenbauers" zeigen die alten Tugenden und alten Fehler des unerschöpflichen Bitzius im alten vollen Maße. Er bleibt sich immer gleich, und wenn man sein neuestes Werk liest, so hat man nicht mehr noch weniger als bei dem frühesten seiner Bücher. Es ist aber ein mächtiger Beweis von der Echtheit und Dauerbarkeit der Gotthelfschen Muse, daß trotz aller Wiederholung, aller Einseitigkeit und Eintönigkeit man seine Werke, seien sie noch so breit und geschwätzig, immer mit der alten Lust fortliest; sie werden mit Ausnahme einzelner wirklich kopfloser Tiraden (welche von dem sophistischen Tendenzfanatismus herrühren) nie langweilig, weil die Natur und die wahre Poesie selbst eben nie langweilig werden. Die ethische und politische Grundlage, auf welcher auch dies Buch aufgebaut ist, ist falsch und gedankenlos, da sich wieder die Frage um den irdischen Besitz mit christlichen Redensarten und mit der Verleumdung der Liberalen verbindet. Doch eigentlich gedankenlos nicht; denn es ist ein tiefgreifender Parteikunstgriff Gotthelfs, daß er in das leichte Geplänkel seiner frömmelnden und konservativen Schnurren und Ungezogenheiten immer diesen schweren Klotz des materiellen Besitzes, der Scholle und des Talers hüllt: dieser ist es, welcher auf den Bauersmann wirkt, die wahre christliche Seligkeit der Gemeinde und ihres Herrn Pfarrers. Sieht man von diesem unsittlichen Parteikniff ab, welcher die Grundlage bildet, so wird die üble Absicht sogleich im einzelnen zur trefflichsten und wahrsten Ausführung. Wert und Heiligkeit von Arbeit, Ordnung und Ausdauer, den Haupttugenden der Ackerbauer, werden so dichterisch verklärt, wie wir es nur in wenigen besten Werken der ganzen Literatur finden können, und vorzüglich die Ehe, das Zusammenleben und -wirken von Mann und Frau, ihr gemeinschaftliches Arbeiten, Dulden, Hoffen, Sorgen

und Genießen weiß Gotthelf mit unübertrefflichem Reize zu schildern.

Auch in den „Erlebnissen eines Schuldenbauers" ist wieder solch ein trefflich gezeichnetes Ehepaar in dem Aufbau seiner irdischen Welt, seines leiblichen Glücks mit jener Bedeutung und Schönheit geschildert, welche jüngst Hermann Hettner mit Recht als den Schwerpunkt in Defoes Urbild des „Robinson" und als den ersten Reiz aller Robinsonaden nachgewiesen hat. Schon „Uli der Knecht" und „Uli der Pächter" besitzt seinen Hauptreiz in diesem Schauspiele, welches uns das Entstehen, Anwachsen und Gedeihen einer Familienexistenz fast aus dem Nichts unter günstigen und schlimmen Einflüssen vorführt; und das sichtliche Gelingen der Arbeit im unmittelbaren Boden, die sich sammelnden Vorräte, der schließliche Besitz eines wohlbestandenen, in allen Ecken belebten und angefüllten Bauernhofs verursachen dem Leser das gleiche ursprüngliche Behagen wie jenes glückliche Gedeihen der Robinsone. Im „Schuldenbauer" ist wieder der ganz gleiche Vorgang, indem ein Knecht und eine Magd sich heiraten und von unten auf anfangen, jedes mit einem individuellen hinzugebrachten Charakter; allein der Verlauf ist ein verschiedener, indem der Verfasser hier zeigen wollte, wie sich die Kenntnis und Liebe der Arbeit und Ordnung — welche nichts weiter will und zu müssen glaubt, als sich selbst genügen und ehrlich durch sich selbst bestehen, welche nicht begreifen kann, wie sie dabei nicht bestehen sollte, während ein anderer, der nichts tut und eigentlich auch nichts versteht, den Gewinn davon hat durch ganz einfältig und töricht scheinenden Schwindel — zu eben diesem Schwindel, d. h. zur Spekulation mit müßigen Händen, verhält. Der Bauer arbeitet mit seiner Frau, ist betriebsam, kenntnisreich und fleißig von früh bis spät, alles gelingt ihm, aber nicht für ihn, sondern für die Güterkäufer, Agenten, Spekulanten und Halunken, in deren Händen er ist und welche alle Radikale und liberale Lumpe sind; bis ein alter adeliger Grundbesitzer und Patrizier ihn rettet. Die wilden Bestien und Kannibalen, mit welchen Robinson sich herumschlägt, sind hier die zivilisierten Menschen, die Elemente die Menschenkniffe und gesellschaftlichen Verhältnisse, und das Schauspiel mitten im alten Festlande, in der alten Republik Bern, das gleiche wie auf jener Insel des Weltmeers, bis auf die innere Moral, durch welche Gotthelfs Schriften zu großartigen Parteipamphleten werden.

Das Buch Hiob bestreitet in seinem prachtvollen und majestätischen Rhythmus und dialektischen Wogenschlag den althebräischen Glaubenssatz, daß Gott ausschließlich und zum Kennzeichen die Rechtschaffenen, Frommen auf Erden glücklich mache und mit Besitz und leiblichem Gedeihen ausdrücklich vor den Schlechten auszeichne, welchen es auch schlecht ergehe. Alle Gotthelfschen Werke nehmen eben diesen Mosaischen Glaubenssatz in ihrem Kerne gegen das tapfere Buch Hiob in Schutz, mit einer kleinen Modifikation. Nach ihnen sind alle Frommen und Gerechten entweder schon mit Wohlstand und Glück gesegnet und sind zugleich gut konservativ, oder sie verdienen es zu werden, und es ist ersichtlich, daß dies Gottes Absicht ist; aber die Schlechten, die Sünder, die Lumpenhunde, welche alle liberal, aufgeklärt, zugleich aber höchst miserabel, ärmlich, bettelhaft und unglücklich sind, hindern die konservativen Gerechten an ihrem irdischen Florieren und bringen sie fortwährend um das Ihrige. Während also die drei zänkischen und kritischen Freunde im Buch Hiob diesen grausamerweise damit trösten wollen, daß er schlechtweg an seinem Unglücke als Lump und Sünder zu erkennen sei, gibt die linnengeschürzte Muse Gotthelfs zu, daß allerdings auch der Gerechte zuweilen unglücklich sein könne, daß aber hieran nur die Aufgeklärten und Liberalen schuld seien. Sehen wir ab von dieser Modifikation, welche wir mit der apokryphischen Einmischung des Teufels im „Hiob" vergleichen können, so stellen Bitzius' Werke vollkommen ein umgekehrtes Buch Hiob dar, worin die drei streitenden Freunde mit ihrer Kritik recht behalten, und zwar zu dem Zwecke, die liberale Hälfte der spezifisch Berneriſchen Bevölkerung mit ihren Führern zu verdammen und zu stempeln. Aber der Weg, auf welchem der Dichter an dies komische kleine Zielchen gelangt, ist ein so schöner und reicher, daß er ein Genuß und Gewinn für uns alle ist, und darum sei ihm verziehen.

V. (1855)

Seit obige Zeilen geschrieben sind, ist die unerwartete Nachricht von dem schnellen Tode Jeremias Gotthelfs (22. Okt. 1854) eingetroffen. Obgleich wir die aufrichtigste Teilnahme empfinden an diesem unersetzlichen Verluste und obschon man über einen Toten anders spricht wie über den rüstig Lebenden, so mag doch obige Expektoration unverändert stehen bleiben, da das Buch,

gegen welches sie zum Teil gerichtet ist, mit seiner vehementen muntern Polemik ja auch noch da ist und vermöge seiner Vorzüge wohl länger bestehen wird als unsere flüchtigen Tadelzeilen. Wer sich bewußt ist, unparteiisch zu sein, der braucht weder gegen Tote noch gegen Lebende eine wohlfeile Pietät hervorzukehren.

Einen Nekrolog können und wollen wir nicht schreiben, da uns dies nicht zukommt. Alles, was wir von dem äußern Leben des verstorbenen Dichters wissen, ist, daß er am 4. Oktober 1797 geboren, Theologie studierte und in der Gemeinde Lützelflüh in seinem Heimatkanton Bern als Pfarrer lebte; daß er erst gegen sein vierzigstes Jahr hin als Schriftsteller auftrat, aber dann eine solche Bedeutung gewann, daß sein Berliner Verleger ihm schon vor einiger Zeit 10000 Taler für das Verlagsrecht seiner sämtlichen Werke anbot, nach seinem Tode aber seiner Witwe, wie wir hören, eine große süddeutsche Buchhandlung sogar 50000 Gulden für das gleiche Recht.

Dagegen wollen wir versuchen, noch einmal den Gesamteindruck zusammenzufassen, welchen Gotthelf und sein Wirken auf uns machte, und da müssen wir sogleich bekennen, daß er ohne alle Ausnahme das größte epische Talent war, welches seit langer Zeit und vielleicht für lange Zeit lebte. Jeder, der noch gut und recht zu lesen versteht und nicht zu der leider gerade jetzt so großen Zahl derer gehört, die nicht einmal mehr richtig lesen können vor lauter Alexandrinertum und oft das Gegenteil von dem herauslesen, was in einem Buche steht, wird dies zugeben müssen. Man nennt ihn bald einen derben niederländischen Maler, bald einen Dorfgeschichtenschreiber, bald einen ausführlichen guten Kopisten der Natur, bald dies, bald das, immer in einem günstigen beschränkten Sinne; aber die Wahrheit ist, daß er ein großes episches Genie ist. Wohl mögen Dickens und andere glänzender an Formbegabung, schlagender, gewandter im Schreiben, bewußter und zweckmäßiger im ganzen Tun sein: die tiefe und großartige Einfachheit Gotthelfs, welche in neuester Gegenwart wahr ist und zugleich so ursprünglich, daß sie an das gebärende und maßgebende Altertum der Poesie erinnert, an die Dichter anderer Jahrtausende, erreicht keiner. In jeder Erzählung Gotthelfs liegt an Dichte und Innigkeit das Zeug zu einem „Hermann und Dorothea"; aber in keiner nimmt er auch nur den leisesten Anlauf, seinem Gedichte die Schönheit und Vollendung zu verschaffen, welche der künstlerische,

gewissenhafte und ökonomische Goethe seinem einen, so zierlich und begrenzt gebauten Epos zu geben wußte. Und hierin liegt die andere Seite seines Wesens. Kein bekannter Dichter oder Schriftsteller lebt gegenwärtig, welcher so sein Licht unter den Scheffel stellt und in solchem Maße das verachtet, was man Technik, Kritik, Literaturgeschichte, Ästhetik, kurz Rechenschaft von seinem Tun und Lassen nennt in künstlerischer Beziehung. Und wenn wir uns nicht gänzlich irren, so liegt der Grund dieser seltsamen widerspruchsvollen Erscheinung weniger in einem unglückseligen Zynismus, als in der religiösen Weltanschauung des Verstorbenen. In der Tat scheint es mehr eine Art asketischer Demut und Entsagung gewesen zu sein, welche die weltliche äußere Kunstmäßigkeit und Zierde verachten ließ, ein herber puritanischer Barbarismus, welcher die Klarheit und Handlichkeit geläuterter Schönheit verwarf. Es hängt damit zusammen, daß er nie die geringste Konzession machte an die Allgemeingenießbarkeit und seine Werke unverwüstlich in dem Dialekte und Witze schrieb, welcher nur in dem engen alemannischen Gebiete ganz genossen werden kann. Er schien nichts davon nehmen noch hinzutun zu wollen zu dem, was ihm sein Gott gegeben hatte, und alles künstlerische Bestreben für eine weltliche Zutat zu halten, welche weniger in die Kirche als vor die heidnische Orchestra führe. Aber der gleiche Gott, der den Menschen die Poesie gab, gab ihnen ohne Zweifel auch den künstlerischen Trieb und das Bedürfnis der Vollendung, und wenn er schon in der Blume, die er zunächst selbst machte, Symmetrie und Wohlgeruch liebt, warum sollte er sie nicht auch im Menschenwerke lieben? Da müssen wir jene katholischen Dichter loben, welche ihren geistlichen Dichtwerken alle erdenkliche irdische Liebenswürdigkeit zu verleihen suchten ad majorem Dei gloriam.

Es wäre hier noch auszuführen, wie diese übelangebrachte Askese doch nur zum Teil der Grund von Gotthelfs äußerer Formlosigkeit gewesen, wie dieser Grund sich vervollständigte in einer nicht durchgebildeten kurzatmigen Weltanschauung, insofern diese unser heutiges Tun und Lassen betrifft, wie aus diesem mangelhaften vernagelten Bewußtsein von selbst ein mangelhaftes Formgefühl hervorgehen muß, da wir heutzutage zu tief mitleidend darin stecken, als daß ein schiefes und widersprechendes ethisch-politisches Prinzip nicht auf alle geistige Tätigkeit einwirken sollte. Es wäre ferner auszuführen, inwiefern manche der Übelstände, welche Gotthelf der Zeit zuschrieb, allerdings in dieser

vorhanden sind, wie aber gerade die Ungeheuerlichkeiten und Auswüchse, welche er in allen seinen Schriften als das Unglück des Bernervolks und als Liberalismus zeichnet, nicht sowohl die Kennzeichen und Attribute des Liberalismus als eben die Art und Weise sind, wie das kräftige derbe, aber etwas ungeschickte Bernervolk in seinem Parteileben den Liberalismus handhabte, verfocht und bekämpfte; wie also in dem Umstande, daß Gotthelf dies nicht auseinanderzuhalten wußte, der Zeit zuschrieb, was im gärenden und ringenden Charakter gerade seines auserwählten Volks lag, und daß er neulich noch zu den leidenschaftlichen Gegnern der sogenannten Fusion gehörte, d. h. der wahrhaft bewußten und im antiken Sinne tugendhaften Versöhnungsbewegung der Bernischen Parteien, welche in jedem Falle ein großer Fortschritt im dialektischen Parteileben der Schweizer ist: — wie also in allem diesem der beste Beweis liegt, daß Gotthelf als Seher und Dichter nicht über den Gegensätzen stand, sondern tief in ihnen und unter ihnen steckte. Dies alles wäre zu lehrreichem Beispiel zu untersuchen; aber in diesen Dingen wollen wir dem geehrten Toten das letzte Wort lassen.

Wir können dies um so eher tun, als Jeremias Gotthelf bei aller Leidenschaftlichkeit kein Reaktionär im schlechtern Sinne des Worts und mit allen gangbaren Nebenbedeutungen war. Trotzdem er in seinem Genie und in seiner gewonnenen Verbreitung die besten Mittel dazu hatte, tat er nie den unschuldigsten Schritt, jenen schlechten Kreisen der großen Welt, welche für so viele literarische Reaktionärlinge die Lebensluft liefern, entgegenzukommen; keinen einzigen derben oder unästhetischen Ausdruck strich er, um sich für den Salon der hochmögenden Residenzdame möglicher zu machen; nie schielte er mit servilem Blicke nach fremder Gunst und nie verleugnete er seinen angeborenen Republikanismus und das Schweizertum, welches er meinte, und nie lobte er anderes auf dessen Kosten. Was er sündigte, sündigte er vollständig en famille und mit dem Wahlspruch: „Euch andern geht es nichts an!"

Er monärchelte nicht, er katholisierte nicht, jesuiterte nicht, pietisterte nicht (denn sein Frömmeln war wieder etwas anderes und ungleich Frischeres und Reineres, gewissermaßen etwas handwerklich Praktisches); er brummte und grunzte manchmal, aber er pfiff und näselte nie.

Sehen wir nun davon ab, daß seine Werke für ihr ganzes

Dialektgebiet eine reiche Quelle immer neuen Vergnügens bleiben und durch zweckmäßige Anwendung und Übertragung, welche die Zeit früher oder später erlauben wird, auch für die weitesten Grenzen sein werden; betrachten wir dagegen, was dieselben uns Literaturmenschen insbesondere für ein bleibendes Gut darbieten, so dürfen wir uns freudig sagen, daß wir daran ein ganz solides und wertvolles Vermögen besitzen zur Erbauung und Belehrung. Denn nichts Geringeres haben wir daran, als einen reichen und tiefen Schacht nationalen, volksmäßigen poetischen Ur- und Grundstoffs, wie er dem Menschengeschlechte angeboren und nicht angeschustert ist, und gegenüber diesem positiven Gute das Negative solcher Mängel, welche in der Leidenschaft, im tiefern Volksgeschick wurzeln und in ihrem charakteristischen Hervorragen neben den Vorzügen von selbst in die Augen springen und so mit diesen zusammen uns recht eigentlich und lebendig predigen, was wir tun und lassen sollen, viel mehr als die Fehler der gefeilten Mittelmäßigkeit oder des geschulten Unvermögens.

Um anzudeuten, was wir mit der Bezeichnung eines großen epischen Talents oder, wie man will, Genies eigentlich verstehen, mögen hier statt einer theoretischen Abhandlung nur ein paar empirische Aphorismen stehen. Zu den ersten äußern Kennzeichen des wahren Epos gehört, daß wir alles Sinnliche, Sicht- und Greifbare in vollkommen gesättigter Empfindung mitgenießen, ohne zwischen der registrierten Schilderung und der Geschichte hin und her geschoben zu werden, d. h. daß die Erscheinung und das Geschehende ineinander aufgehen. Ein Beispiel bei Gotthelf. Nirgends verliert er sich in die moderne Landschafts- und Naturschilderung mit den Düsseldorfer oder Adalbert Stifterschen Malermitteln (welche uns andern allen mehr oder weniger ankleben und welche wir über kurz oder lang wieder werden ablegen müssen); und doch wandeln wir bei ihm überall im lebendigen Sonnenschein der grünen prächtigen Berghalden und im Schatten der schönen Täler und sehen die dräuende Gewitternacht der tapfern Gebirgswelt über die hellen Höfe hereinziehen. Und wo er das Naturereignis an sich selbst zum Gegenstande epischer Dichtung macht, wie in der „Wassernot im Emmenthal", da wird es zur lebendigen Person und in seinem gewaltigen Einherbrausen eins mit den Leidenschaften der Menschen, über welche es hereinbricht; sowie überhaupt dies kleine Büchlein ein wahres Muster- und Lehrbüchlein zu nennen ist für unsere heutigen Pfuscher und Pro-

duzenten aller Art. Denn es enthält in richtig und glücklich abgewogenen Gegensätzen alle Momente eines reichen Stoffs selbst mit trefflich eingestreutem sachgemäßen Humor; und nichts fehlt als die gereinigte Sprache und das rhythmische Gewand im engern Sinne (im weitesten Sinne ist Rhythmus da in Hülle und Fülle), um das kleine Werkchen zum klassischen mustergültigen Gedicht zu machen. Man lese es und man wird uns recht geben, erstaunend, wie arm und unbeholfen die Dutzende von gereimten Büchelchen sind, die uns alle Tage auf den Tisch regnen, mit und ohne Firma.

Auch mit der behaglichen Anschaulichkeit des Besitzes, der Einrichtung von Haus und Hof, der Zahl und Art der Haustiere, der fest- und werktäglichen Gewandung, des Essens und Trinkens weiß Gotthelf überall seine einfachen Schöpfungen sattsam zu durchtränken, ohne in das einseitige Schildern zu verfallen.

Von den innern und edlern Kennzeichen wollen wir nur an die Höhenpunkte in seinen Geschichten erinnern, welche immer wiederkehren und immer so neu und schön sind: nämlich an jene schweren oder frohen Gänge, welche seine Männer und Frauen tun in das Land hinaus, wenn sie bei entfernten Blutsfreunden oder bei den ihnen durch ihre guten Eigenschaften erworbenen Freunden und Getreuen Rat, Hilfe in der Not oder Teilnahme an ihrem Wohle suchen. Man betrachte nur eine dieser herrlich gezeichneten Wanderungen, und man wird durch ihren ausführlichen Verlauf und die daraus hervorstrahlende durchaus gesunde und begründete Rührung an die besten Zeiten der Poesie erinnert.

Überhaupt ist es der seltene Vorzug unsers Mannes, daß er seinen Stoff immer erschöpft und entweder mit einer zarten und innigen Befriedigung oder mit einer starken Genugtuung zu krönen versteht, mit einer Befriedigung von solcher ursprünglichen beseligenden Tiefe, daß sie mit der Erkennungsszene zwischen Odysseus und Penelope aus einem und demselben Quell zu perlen scheint.

Welch rüstiges und liebliches Gestaltungsvermögen dem Verstorbenen zu Gebote stand, zeigt er fast mehr noch als in seinen größern Sachen in kleinern Erzählungen und Bildern aus der Schweiz. Wie durchaus wert, an innerm Gehalt „Hermann und Dorothea" an die Seite gesetzt zu werden, nur einen tragischen Verlauf nehmend, ist seine schöne Erzählung „Elsi, die seltsame Magd". In der aufgärenden Zeit der neunziger Jahre, als die

französische Revolution auch die Sitten und die Verhältnisse des Schweizervolks von Grund aus aufwühlt, in dieser Übergangszeit geht auch ein hundertjähriges Besitztum zugrunde, und der letzte der bäuerlichen Dynasten zieht als ein Lump in die Welt hinaus. Mit ihm aber verläßt, eine andere Straße ziehend, seine Tochter das verlorene Ahnenhaus. Deren Vorfahrinnen alle gewaltet, gesorgt und geherrscht haben, geehrt im Land, wandert die erste als Magd ihre Straße, ihr Bündelchen unter dem Arme, alle guten Eigenschaften, alles Ehrgefühl und allen Besitzesstolz der Mütter in der Brust, aber ohne Erbe und Vaterhaus, die Tochter eines Heruntergekommenen, eines Landstreichers. Daher beschließt sie in stolzem Sinne, den Namen des alten Hofs untergehen zu lassen, und niemand ist imstande, ihre Herkunft zu erfragen. Alles ihr entgegenkommende Wohlwollen, alle Liebe weist sie zurück und hält ihr Geheimnis fest verschlossen, bis der sie liebende und wiedergeliebte Mann den Tod sucht in dem Feuer der andrängenden Neufranzosen, welche die alte morsche Bernerrepublik mit blutiger Anstrengung über den Haufen werfen und das neurepublikanische Wesen darauf pflanzen. Im Landsturme zogen bekanntlich Greise, Weiber und Kinder gegen die Franzosen aus, und so fand es seine angemessenste Begründung in diesem „historischen Hintergrunde", daß das edle Mädchen in seinem Leide mit auszog und den Geliebten im Gefecht aufsuchte, um an seiner Seite zu sterben. Will man die Echtheit des Gotthelfschen Stoffs recht schätzen lernen, so vergleiche man damit den „Sonnenwendhof", welchen Mosenthal daraus gemacht hat. Nachdem er erst die Geschichte in steirische Jodelei übersetzt hat, trug er mit eifrigster Wegwerfung aller guten und begründeten Gotthelfschen Motive ein melodramatisches Effektsammelsurium zusammen, wie es nur der Kram des gewinnlüsternsten und verschmitztesten Schacherjuden aufweist.

Auch die heitern Erzählungen Gotthelfs haben schon zur dramatischen Bearbeitung angeregt und mit Recht. Um aber die unsägliche Niaiserie der Herren Modedramatiker bei dieser Gelegenheit einmal recht deutlich zu sehen, müssen wir auf besagten „Sonnenwendhof" und seinen Hauptspaß zurückkommen. In den Gotthelfschen Schriften kommt im Dialoge oft die Bernerische Redensart „He nu sode" vor, welches ein Ausruf ist, den die Berner mit vieler Anmut in ihrer Rede verwenden. In allen möglichen Fällen rufen sie: „He nu sode". Bald hat es den Sinn

von „also", „gut denn", „nun denn", bald von „ei ei", „à la bonne heure", „allons", „vorwärts"; kurz, es ist ein an sich sinnloses Wörtchen, welches vollkommen so gebraucht wird wie etwa das „na nu" der Berliner. Manchmal hat Gotthelf die Laune, es hochdeutsch zu geben, nämlich „Je nun so dann" und zwar ohne Komma nach dem „nun", und dieser vollkommen sinn- und bedeutungslose Ausruf, wenn er nicht mit einer Rede verbunden ist, ist es, welchen Mosenthal herausgegriffen hat aus all den guten und bessern Dingen der Erzählung, und aus welchem er das Motto, die Pointe und Moral seines Dramas machte. Wie staunten wir, beim Aufzuge des Vorhangs das unschuldige Bernerische „He nu sode" als „Je nun, so dann" groß über der Tür des steirischen Bauernhofs geschrieben zu sehen! Es war gerade, als ob man über einem Rathause die Inschrift „Na nu!" angebracht hätte. Aus diesem „Je nun, so dann" fließt die Lebensweisheit, die Maxime der Bäuerin, und das Stück schließt bedeutsam mit dem gleichen Wörtchen. Das heißt, im Gebirge eine jener zierlich geschnitzten hölzernen Salatgabeln kaufen und auf dem flachen Lande dieselbe als Theaterdolch verwenden, und ist ein hinreichendes Beispiel von dem Geist und Geblüt unserer Propheten.

Wenn wir in diesen Zeilen alle Bedeutung des Gegenstandes in einer poetisch allgemeinern und höhern Bezeichnung suchten, so wollen wir damit nicht den Charakter Gotthelfs auch als Volksschriftsteller im engern und gewöhnlichen Sinne des Worts verkennen; denn er hat zu absichtlich und zu ausdrücklich in diesem Sinne gewirkt, als daß es irgend zu verkennen wäre. Aber er war nur darum ein guter Volksschriftsteller, weil er ein guter, von innen heraus produktiver Dichter war.

„Der Trank der Vergessenheit"

(1851)

Es ist eine eigentümliche Sache um den Geschmack; es mag Menschen geben, welche gegen ihr Wissen und Gewissen von irgendeiner religiösen oder politischen Meinung überzeugt zu sein versichern: schwerlich aber gibt es Leute (und wenn es welche geben sollte, so sind sie die verworfensten Sünder der Erde),

welche, der Falschheit und Schlechtigkeit einer Geschmacksrichtung wohl bewußt, dieselbe dennoch für die ihrige ausgeben und verteidigen, als ästhetische Tartüffes. Und weil kein ehrlicher Kritikus von der Unrechtmäßigkeit seines Urteils überzeugt sein darf, so kann, dies recht betrachtet, eigentlich auch niemand von der Unfehlbarkeit des seinigen recht durchdrungen sein. — Vielleicht hat Voltaire recht gehabt, Shakespeare einen wüsten Barbaren zu nennen! Vielleicht wird Lessing eines Tags noch ein nüchterner und silbenstecherischer Patron genannt und wir mit unserem Zeitalter, als von ihm her datierend, schlechtweg als der Nach- und Gegenzopf bezeichnet! Vielleicht beginnt in fünfzig oder hundert Jahren der ein und andere scharfe Geist Namen wie Kotzebue, Raupach und Birchpfeiffer aus dem Moder der Vergessenheit zu ziehen, allmählich, leise, mit Bedacht und Quellenstudium, und schon seh' ich eine Literatur anschwellen, welche unsere Shakespeareliteratur weit hinter sich läßt! Ich sehe die Wurfschaufel der künftigen Kritik und Kunstphilosophie aus den Schachten, die wir jetzo mutwillig verschütten, Schönheiten auf Schönheiten, Entdeckungen auf Entdeckungen, Sterne, Perlen und Funken der Poesie aufwerfen, daß es ordentlich funkelt und blitzt! „Wir können uns billig nicht wundern" — höre ich den Gervinus jener Tage ausrufen am Schlusse der Einleitung seines vierbändigen Werkes „Kotzebue" — „wir dürfen uns billig nicht wundern, daß unsere sonst so geistreichen Vorfahren des neunzehnten Jahrhunderts solche Urkraft und lebendig-flüssige Produktivität nicht zu fassen und zu verarbeiten, ja nicht einmal zu erkennen vermochten und daher trivial und leer fanden, was uns froh forschende Nachkommen mit Staunen, mit Siegesjubel erfüllt! Wenn wir nämlich betrachten, wie ihre beiden gerühmtesten Geister, die allerdings wackeren Goethe und Schiller, trotz der intensivsten Empfindung ihres Wollens es zusammen doch nur zu einem dürftigen halben Dutzend wirklich aufführbarer Stücke gebracht haben, so müssen wir den Satz aussprechen: Die Tradition, das Licht eigentlicher Hervorbringung war dazumal verdunkelt und verloren und nur unser Kotzebue, unser Raupach, unser Birchpfeiffer (die Sage, daß dieser eine Dame gewesen, haben wir genügend widerlegt und sie kann sich im Kreise Unterrichteter nicht mehr halten), sie waren ihrer Bedeutung selbst unbewußte Nachtwandler und taten ihren Meteorengang unverstanden und mißachtet. Und wie? War dies nicht von jeher der Lauf der Welt usw."

In Betracht dieser Unsicherheit der kritischen Zustände wollen wir das vorliegende Drama nicht für ein Wunderwerk ausgeben, sondern einfach die Aufmerksamkeit auf dasselbe lenken, es der Zeit überlassend, was sie aus ihm und seinem Verfasser noch machen wird; gelegentlich dürfen wir dabei die Wiener Herren versichern, daß, wenn Bachmayr auch nicht hoch über das Niveau dessen emporsteigen sollte, was bei ihnen heute verlangt wird, er gewiß auch nicht sehr tief unter dasselbe hinabsinkt, und daß es nicht wohl von ihnen getan ist, wenn sie ihn zwingen, ein Fremdling unter ihnen zu sein und sein Heil im „Reich" zu suchen.

Das Stück „Trank der Vergessenheit" hat die Bezeichnung Volksdrama erhalten, was wir gerade nicht billigen; denn es ist nicht das Rechte, wenn die Dichter, anstatt es den Schulmeistern zu überlassen, selbst solche Einschachtelungen aufstellen und dadurch untereinander selbst in eine kleinliche Gattungskonkurrenz geraten. So sieht es hier auf den ersten Blick beinahe aus, als ob der Verfasser seinem Landsmanne Mosenthal nach dem Patent-Volksdrama griffe und an seiner Patent-„Deborah" rütteln wollte. Doch führen wir kurz den Inhalt des Stückes an.

Ein reicher österreichischer Bauer, Paul Steinmann, hat eine schöne feine, mit reichem und doch einfachem Geiste ausgestattete Tochter, Gertrud. Er ist Dorfrichter und, als ein Mann, der nachgedacht, nach eigner Bildung gerungen hat und lebhaft fühlt, woran es fehlt, eifrig bestrebt, die Zustände des Landvolkes zu heben und Mannesbewußtsein und Sitte zu erwecken. Er ist aber gewaltsam, ungeduldig, hochfahrend, und, was bei solchen Leuten meistens der Fall ist, ehrgeizig; daher macht er ziemlich schlechte Geschäfte mit seinen Verbesserungen und überwirft sich im ersten Akte soeben mit seinen Bauern, die ihm wie „dummes Vieh" vorkommen. Nun tritt der Gutsherr, Baron Mannen, hinzu, welcher, verscheucht von den Weibern und der Gesellschaft seines Standes und an ihnen verzweifelnd, sich der Natur und dem Volk in die Arme werfen will. Er hat Gertrud, die schöne und unschuldig frische Tochter des Richters, gesehen, sich in sie verliebt und beschließt, sie zu heiraten und ein gesundes populär-wirksames Leben zu führen. So treffen der Richter, seiner Bauern überdrüssig und sich zu den Gebildeten hingezogen fühlend, und der des entgegengesetzten Weges dahermarschierende Baron in der Mitte zusammen und erbauen sich gegenseitig höchlichst. Vorläufig wird ausgemacht, daß der Baron als freundlicher Nachbar das reich-

begabte Mädchen ausbilde und mit allerlei Wissenschaft versehe, wobei der Alte auch noch mitlernen will. Sie gibt sich dem Unterrichte mit aller unbefangenen Kindlichkeit hin und entfaltet sich dabei von Tag zu Tage herrlicher, so daß es der vornehme Lehrer zuletzt nicht mehr aushalten kann und mit seiner Erklärung hervorrückt. Der Vater, der längst darauf gewartet, bricht in Jubel aus, sieht sich mit Hilfe des Schwiegersohnes schon Deputierter werden, der Baron aber träumt sich in seinem künftigen Wirkungskreis an der Seite des naturfrischen und doch so feinen Weibchens. Nun hat zwar Gertrud schon einen Geliebten, den armen Jugendgespielen Stefan, der ihr auch von ihrer seligen Mutter schon als Kind zum Mann bestimmt wurde. Sie lieben sich herzlich und tief; allein dies wird von den aufgeklärten Herren als Kinderei geachtet, und als sie, verblendet durch ihre edle Tendenz, unverhofft auf einen festen Widerstand stoßen, an welchem die Bauern teilnehmen, und wie sich die ganze Leidenschaftlichkeit unverdorbener und unverbildeter Gemüter enthüllt, da wird der Richter wütend und wähnt, den vermeinten Trotz mit Gewaltsamkeit und Strenge zu brechen. Allein die jungen Leutchen entsagen sich nicht und stehen in ihrer Treue groß da gegenüber dem glänzenden Egoismus ihrer Dränger; erst als äußere Umstände, herbeigeführt durch diese, den Edelmut und die Aufopferungsfähigkeit Stefans beanspruchen, reißt er sich los und überläßt, seine Liebe verschließend, Gertrud einem einseitigen Kampfe. Nun wird auch ihre Entsagungskraft aufgerufen. Der Baron, dem es nie in den Sinn kommt, daß die Jugendliebe der beiden Kinder mehr Berechtigung und Gewalt haben könnte als seine tendenziöse und doktrinäre Neigung, bestimmt den Alten, mildere Saiten aufzuziehen, die Tochter nicht zu zwingen, und schreibt selbst einen hübschen Brief an sie, der ihr Dinge wie „hohe Männerachtung, freies Weib, freier Entschluß" u. dgl. vorflötet, die Unbefangenheit nimmt und ebenfalls einen Aufklärungs- und Tugendraptus beibringt. Sie wird bestochen, hält sich für „erwacht" aus kindlich holden Träumen zur kalten, aber bewußten und klaren Lebenshöhe, sie will den Baron nehmen, „er wird ein Vater der Armen, ein Führer der Verirrten, ein Lehrer der Unwissenden, ein Unterstützer der Talente, ein Freund und Wohltäter der Menschen, ein Gott soll er werden auf Erden! — Und was bin ich mit diesem Entschlusse? Eine Braut. Der Baron wird mich nunmehr zum Altar führen, sein werd' ich sein

mit Leib und Seele! —". Aber bei „diesem Leib und Seele" durchfährt sie ein Schauder und sie fühlt ganz das Unsittliche: aus bloßer Absicht und Gemachtheit, wenn auch zu den reinsten Zwecken, den einen Mann zu umfangen mit dem andern im Herzen. Der Kampf erneuert sich; da fällt ihr ein mysteriöses Fläschchen in die Augen, von einer alten Sibylle herrührend, dessen Inhalt den, der ihn trinkt, alles vergessen machen soll, was er vergessen will. Und sie nimmt den Trank, und, indem sie in ihrer Not von der kalten Höhe ihrer schnell erlernten Bildung in die leidenschaftlichen Tiefen des alten Volksglaubens, der ihr hilfreich ist, sich zurückstürzt, trinkt sie, um Stefan zu vergessen, mit einem Schlage zu vergessen, um sein lebendiges Bild in ihrer Seele tot zu machen. Es ist ein einsames nächtliches Geschäft, ein Moment, in dem das Zarteste mit dem Furchtbarsten sich wunderbar verschmilzt. Und dies ist ihre tragische Schuld. Manche Leute haben diesen Zug undramatisch und geradezu verrückt genannt. Dies ist aber gedankenlos, und eine Aufführung des Stückes würde sie gewiß widerlegen. Einmal ist dieser Aberglaube vorhanden und noch heutzutage existieren in jenen Gegenden dergleichen Fläschchen; ferner entspricht er der sinnlich-plastischen Natur des Volkes; und zuletzt ist er in dieser Anwendung ein neues brillantes Motiv, wie die Maler sagen, um welches man Bachmayr eher beneiden sollte, und bringt eine bestimmte unheimliche und dunkle Tat in das Stück. Der Entschluß, das Trinken, werden ihre Wirkung nicht verfehlen, wenn auch jedes Kind den Aberglauben einsieht.

Sie kann nun den Stefan doch nicht vergessen, sie wird angstvoll und flieht in die Kirche: in den Heiligenbildern sieht sie seine Züge, und ihr Herz erklingt von seiner Stimme. Sie wird darüber wahnsinnig und dies Unglück öffnet endlich allerseits die Augen. Nur Stefan, indem er zerrissenen Herzens mit ihr stirbt, bringt sie zu sich selbst; aber zu gleicher Zeit entdeckt es sich, daß der Trank ein Gift war, von der alten Sibylle, die im Stücke eine dankbare Rolle hat, bildlicherweise Trank der Vergessenheit genannt und ihr als solcher entwendet. So muß das arme Mädchen sterben. Daß sie ein Gift erwischt hat, ist nicht ein undramatischer und lückenbüßerischer Zufall, denn der Verfasser hatte schon im Wahnsinn eine Katastrophe gefunden; allein es kommt ihm zum gänzlichen Schluß zustatten und, während es der Schuld Gertruds, die sich gar nicht mit solchen Dingen hätte befassen sollen, entspricht, mag es vom Verfasser ganz kühn benutzt werden.

Die Sprache des Stückes ist einfach und anspruchslos, und es zeugt für den inneren Gehalt, daß z. B. die Rolle Gertruds so tragisch wirkt ungeachtet der Naivität ihres Charakters und obgleich, was sie sagt, im Anfange manchmal kindisch ist. Mehrere Episoden erhöhen die Gesamtwirkung, und alle Rollen, mit Ausnahme eines überflüssigen Intriganten, sind energisch und dankbar. Überdies hat dies Drama einen ethischen Wert. Indem es selbst aufrichtig die Wege der Humanität und Aufklärung geht, zeigt es, wie diese fehlgreifen, wenn sie vornehm über das tiefe ursprüngliche Gemütsleben des Volkes wegschreiten und sich allein das richtige Gefühl vindizieren wollen. Insofern ist hier allerdings Tendenz, aber eine noble; nicht eine, die mit beliebten Stichwörtern blind nach vorwärts läuft, sondern die einmal anhält, nach rückwärts schaut, das Gewonnene übersieht und mit sich selbst Abrechnung hält, ehe sie wieder vorwärts schreitet. Und insofern hat es eine tiefe Bedeutung, daß in dieser Dichtung gerade die Edelsten und Aufgeklärtesten unrecht tun und die Armen und Einfältigen recht behalten, und die Auffassungsweise Bachmayrs muß eine ernste und ehrenhafte genannt werden.

Die neuen kritischen Gänge von F. Th. Vischer

(1861)

Mit dem dritten Heft ist die neue, hoffentlich nicht letzte Folge der „Kritischen Gänge" abgeschlossen, und damit glücklich das Bild eines Mannes erneuert, der an sich selber Disziplin übt, und daher auch berechtigt ist, sie überhaupt an Dingen und Menschen zu üben; der nicht ein Jünglingsalter, sondern ein Mannesalter entlang dieselbe Fahne geistiger Freiheit aufrecht hält, ein Freund seinen Freunden, ein Feind seinen Feinden ist, aber ohne ein blinder Parteigänger zu sein, weil er weder über der Wahrheit die Schönheit, noch über der Schönheit die Wahrheit vergißt, da ihm beide *eins* sind.

Das erste dieser neuen Hefte ist bisher am eifrigsten besprochen worden. Wir sehen darin einen deutschen Patrioten, aufgejagt durch die Unruhe der Tage, einen leidenschaftlichen Rundgang tun gerade bei den Völkern, welche ihr menschliches Recht, ihre Freiheit erringen, aber durch den westlichen Antrieb, durch die

französische Hilfe zugleich damit an Deutschland rütteln und ihm eher feindlich als freundlich gegenüberstehen. Wir erblicken ihn auf den Schlachtfeldern, auf denen Deutschland nicht nur nach seiner Meinung, sondern gewiß auch nach der Meinung der Franzosen, in den österreichischen Waffen geschlagen wurde, und wir hören seine zornige Forderung, daß Deutschland sein Schicksal in die eigene Hand nehmen, und vor allem die Integrität dessen, was man Reich, Reichsboden nennt, wahren solle, um nicht leidend zu gewärtigen, was die handelnden, treibenden und getriebenen Völker schließlich an ihm lassen würden.

Da der Berichterstatter nicht im politischen Verbande Deutschlands bürgerpflichtig ist, so hat er hier seine Stimme in dieser Frage, die den Norden und Süden in Widerspruch bringt, nicht abzugeben; nur die Bemerkung will er sich erlauben, daß eine Haltung wie Vischers eher geeignet ist, nach außen hin Achtung zu verschaffen, als die entgegengesetzte. Wenn alte französische Flüchtlinge, die Todfeinde Napoleons III., die deutsche Rede hören, daß man Elsaß und Lothringen wieder heimholen wolle, so sagen sie kurzweg, in diesem Falle müßten auch sie nach Hause kehren, um selbst unter Napoleons Fahnen die Grenzen Frankreichs verteidigen zu helfen. In der Tat sollen in diesem Punkt alle Parteien eines Volks, selbst die radikalsten, einen gemeinsamen Konservatismus hegen, sonst hört alles übrige von selbst auf, und der Staat der Vernünftigen wie der Unvernünftigen schwebt sanft empor von der festen Erde nach Wolkenkuckucksheim. Das Schwärmen vieler kosmopolitischen Deutschen für den braven Garibaldi sieht daher mehr eigener Tatenscheu ähnlich als irgend etwas anderem, sonst würde diese Sehnsucht nach einem solchen Führer sich in das Bewußtsein verwandeln: „Viele Männer sind auch ein Mann", was uns, um einen Gemeinplatz zu gebrauchen, eher germanische Weise dünken würde.

Dieser tatlosen Garibaldi-Sehnsucht gegenüber steht die tatendurstige Sehnsucht nach deutscher Machtentfaltung, die auch Vischer teilt, und die allerdings nur an solchen Männern unbedingt kann gelobt werden, welchen diese Macht die notwendige Folge der echten deutschen Bildung, Freiheit und Einigkeit, und nicht ohne Gerechtigkeit und Humanität zu denken ist. Wo es aber ein bloßes Gelüsten ist, mit dem Renommierknüppel unter die Völker zu schlagen, und auch wieder einmal fremde Quartierbauern zu ängstigen, da können die Franzosen mit Recht sagen:

sie sähen nicht ein, warum sie sich darin ablösen lassen sollten, da sie dazu gerade gut genug seien.

Aber unerquicklich sind diese Untersuchungen, und fast könnte man sagen, glücklich seien die kleinen Völkerschaften, welche, geistig und sprachlich einer großen Kultur angehörend, politisch für sich bestehen und zufrieden sind, nicht zur tragischen Wahl der Mittel gezwungen zu sein, welche die Anforderungen der Größe erfüllen sollen.

Über die mannigfachen ästhetischen Gänge, welche der Patriot in dem ersten Heft noch zu unternehmen gute Laune genug hat, möge nur eine Bemerkung nachgeholt werden über das Vergnügen, welches uns die Paul Heyse gewidmete Aufmerksamkeit gewährt hat. Diese schöne spezifisch künstlerische Persönlichkeit gehört nämlich zu den Erscheinungen, welche der schnöden Routine die größte Unbequemlichkeit verursachen, und von denen sich die weiheloſen Konversationsschriftsteller und die Unkräuter aller Art abwenden, wie die Hunde von einem Glas Wein. An den ersten Wortreihen, welche ein solches Talent hören läßt, erkennen sie die ihnen fremde Mundart des Schönen, den Wohlklang der wirklichen Poesie; und sofort wird nach einem Schlag- oder Scheltwort ausgeschaut, mit welchem das Verhaßte zu verpönen, zu isolieren versucht wird. Da hört man denn geringschätzige Tadelwörter, wie Formgewandtheit, glatte Verse, Geleecktheit usf., und am drolligsten nahm sich Gutzkow aus, als er, um die reinliche Sprache, die einfach schönen Bilder zu verpönen, mit welchen Heyse und H. Grimm dem wüsten Wirrsal des Zeitungsromans gegenübertraten, schnell den Ausdruck „akademische Manier!“ erfand. Und das, während er zugleich mit Auerbach, Otto Ludwig u. a. wegen ihres sogenannten Realismus im Hader lag und sie des Karaibentums beschuldigte. Akademisch! Welch lustige Auskunft! Traurig genug indessen, daß die einfache Korrektheit des Stils einer sprachlichen Wüstenei gegenüber, wie sie bekanntlich in den ersten Bänden des „Zauberers von Rom“ (die späteren kennen wir nicht) sich ausbreitet, wirklich akademisch genannt werden muß.

Wahrscheinlich hat auch das Unbehagen über diese schlimmen Akademiker den Zauberer von Dresden verleitet, den Topf über das erste Heft unserer „Kritischen Gänge“ auszugießen; ob er das fröhliche Werk seither wiederholt, vermögen wir nicht zu sagen. Da wir vorhin das Wort Realismus angeführt, wollen wir noch die Beobachtung hier einschalten, die man täglich machen

kann, daß nämlich die Herren, die sich selbst zu Idealisten ernannt haben, keine Gelegenheit verschmähen, so realistisch als möglich zu sein, sobald sie nur der Sache soweit Meister sind. Ob man aber die Dorfschenke oder den Salon, den Branntweinkeller oder die Berliner Matthäikirche realistisch ausführe, es bleibt dasselbe Prinzip; nur die Leute sind verschieden, und da kommt es eben auf den Liebhaber an. Uns scheint manchmal, es sei an beiden Orten nicht auszuhalten.

Das zweite Heft, welches zwei Arbeiten über Shakespeare enthält, wird denjenigen, der über das Anschwellen unserer kommentierenden und memorierenden Literatur zuweilen ungehalten ist, sogleich sich fügen lehren, da es aus allgemeinen und besonderen Gründen noch immer fesselnd genug ist, einen gedankenreichen Mann über Shakespeare reden zu hören. Es wäre auch mehr als seltsam, wenn kaum hundert Jahre nach der Wiederentdeckung des größten Dichters unserer Zeitrechnung der Mund über ihn geschlossen werden müßte. Vischer selbst zeichnet richtig: wie die erste Einführung Shakespeares in Deutschland eine bloße Formbefreiung war und zu einer graßphantastischen und wilden Opposition gegen den Zopf wurde; wie dann in unsern Tagen der Dichter von seiten einer höhern sittlichen Weltanschauung aus, vorzüglich von Gervinus, neu besprochen und gewürdigt, wie aber ein eigentliches Buch „Shakespeare als Künstler", welches ihn im Geheimnis seiner reichen dichterischen, dramaturgischen Werkstätte aufsucht, noch immer vorbehalten wurde. Und wir fügen gleich hinzu: möchte es gerade für Vischer vorbehalten sein, welcher außer diesem Heft manche schöne Vorarbeiten über Shakespeare gemacht, und, was das rein Künstlerische betrifft, zu der wissenschaftlichen Ästhetik noch eine eigene entschieden künstlerische Ader hinzubrächte; denn ohne diese soll keiner daran denken, dem Mangel abzuhelfen.

Von dem ersten der beiden Aufsätze: „Shakespeare in seinem Verhältnis zur deutschen Poesie, insbesondere zur politischen", welcher zuerst in Prutzens literärhistorischem Taschenbuch 1844 erschien, und in männlich bewegter Sprache seinem Ziel zuschreitet, wollen wir nur eine für unsere poetisch Bestrebten tröstliche Notiz beibringen. Es war noch die Zeit, da auch Gervinus sagte, er möchte lieber ein miauschreiendes Kätzlein denn ein Dichter sein; und so sind denn auch in Vischers Text noch die alten Aussprüche seines damaligen triumphierenden Abstraktizismus: daß eine poli-

tisch tendenziöse Poesie nicht möglich; dann ferner, daß jetzt überhaupt nicht zu dichten sei; man wolle sich in ein paar Jahrhunderten darüber besprechen. Dieser letztere Vorschlag war ein ungeheurer Übermut; denn die Kritik sagte damit: ich werde alsdann noch auf dem Platze, aber ihr werdet nirgends mehr zu finden sein. Nun, in der Vorrede (alle drei Vorreden sind liebenswürdige und lehrreiche Kundgebungen, welche uns den Mann in seinem Schaffen näher bringen, wie denn Vischer überhaupt in guten Sitten ehrbar altväterisch ist) — in der Vorrede bekennt er nun, älter und milder geworden, daß er selbst eine politische Lyrik der Gegenwart, welche nicht nur das Erreichte, Gelungene, sondern das Künftige, zu Sollende singt, zugeben müsse, insofern sie nur ganz in ihrer Leidenschaft aufgehe; und ferner, was die Dichter überhaupt betrifft, daß die zeugende Natur nicht nach den Schlüssen der Wissenschaft frage. Dieses Bekenntnis halten wir für höchst unvorsichtig; denn gewiß wird es Vischers Kundschaft als ästhetischer Vertrauensmann und deutscher Hauptmanuskriptenadressat nicht vermindern. Vischers „Hamlet" ist eine reiche treffliche Arbeit, in welcher die Vorzüge moderner, mit allen heutigen Voraussetzungen bewaffneter Untersuchung mit der erfahrungsfrohen Welt- und Sachkenntnis eines Michael Montaigne vereinigt erscheinen. Das Richtige und Gute, was bisher über diese geheimnisvolle Tragödie gesagt wurde, scheint uns in diesem Aufsatz um einen Schritt weitergeführt, wo Charakter und Schicksal des Gedankenheros in ihrer Notwendigkeit so ineinander aufgehen, daß jeder ungeduldige Tadel schweigen muß vor dem schauernden Begreifen und dem Mitleid mit dem Helden, der zu viel von dem göttlichen Licht empfangen hat, und nun im Glanz dieses Überflusses, der Qual eines fortwährenden Geblendetseins ausgesetzt, nur mit zögernden, halben und schwankenden Schrittchen vorwärts wandeln kann. Den Gedankengang des Verfassers hier wiederholen, hieße die Abhandlung ausschreiben und dem Leser den größern unmittelbaren Genuß verkümmern. Dafür sei der Raum einem Paar Bemerkungen vergönnt, welche uns über dem Lesen angeregt wurden.

Unser Mann, natürlich abermals an das Vaterland denkend, wiederholt im Verlaufe seiner Rede den Spruch: „Deutschland ist Hamlet". Der erste, welcher unseres Wissens dieses Gleichnis in einem schönen Gedicht durchführte, war Ferdinand Freiligrath in seinem „Glaubensbekenntnis", also ungefähr 1844. Dann

nahm es Gervinus in seinem „Shakespeare“ wieder auf, und neuerdings also Vischer. So viele nun überdies noch das bedeutungsschwere Wort gebrauchen mögen, jeder wird wenigstens teilweise etwas anderes meinen. Zum Hamlet gehört der Übeltäter, der verbrecherische Zustand, gegen welchen er angehen soll, und eben was und wer dieses Übel sei, darin gehen die Meinungen auseinander. Der eine sagt: es ist dies, der andere jenes, der dritte alles zusammen. Vischer nennt Frankreich. Allein dieses kann es auch nicht sein, sonst wären alle Völker, welche der Reihe nach von Frankreich beleidigt werden, Hamlet, und für Deutschland läge dann nichts Charakteristisches mehr in dem Gleichnis. Überdies bringt es das Wesen dieser Tragödie mit sich, daß das Übel im eignen Hause sei, sonst ist es wieder nicht Hamlet. Hamlet muß untergehen. Da Deutschland das nicht im Sinne hat, und auch Vischer selbst sagt: „Es wird zuletzt und am besten lachen!“, so kann es wiederum nicht Hamlet sein, denn einer, der sich erholt und kuriert, kann nicht so genannt werden. Wozu diese Silbenstecherei? Man weiß ja, wie es gemeint ist! wird man sagen. Antwort: Wir meinen, man sollte eben dergleichen Steckbriefe sich gar nicht ausstellen, indem man sagt: Ja, so sind wir, wir sind solche Käuze! — Wer persönlich einen Fehler, ein Übel zu ertragen hat, der wird täglich die Erfahrung machen, daß, sobald er es den Freunden und Gevattern bekannt macht, sich selbst einen Übernamen gibt und von andern duldet, er sich alsobald auch die freiwillige Wandlung zehnfach erschwert hat. Denn wer die erste Scham des Eingeständnisses einmal überwunden hat, für den ist die zweite nicht mehr furchtbar und damit ein Hauptpfeiler der Besserung gefallen. Die Nachbarn und Gevattern aber verzichten ungern auf ihr Mitleid und ihr hämisches Lächeln, und sie werden dem Patienten auch nicht sehr an die Hand gehen.

Noch weniger Spaß darf in solchen Dingen ein ganzes Volk verstehen. Ein Zerrbild, nicht erfunden, sondern aus dem Leben geschöpft, wird unsere gute Meinung beleuchten und erweisen helfen. Wir kannten einen deutschen Edelmann, gewesenen Offizier und Staatsbeamten, begabt, gebildet und geistreich, aber wild, müßig und lebenslustig, welcher bis gegen sein fünfzigstes Jahr hin sein Leben so weit verunschickt hatte, daß er den Boden unter den Füßen verlor und sich außerhalb jedes erhaltenden Kreises der Tätigkeit gestellt fand. Es war gerade um den Anfang der fünfziger Jahre, zur Zeit der zerstörten Hoffnungen und der wil-

desten Reaktion. Der studierte nun den Hamlet recht eigentlich aus lauter Müßigkeit übertrieben gründlich, d. h. mißverständlich, und behauptete: Hamlet sei die Tragödie des Gewissens. Hamlet sei der moderne gebildete Christ, dem die heidnische Aufgabe der Blutrache wider das Gewissen gehe. Das deutsche Volk sei Hamlet; denn das einzige was es tun könnte und sollte, um sich zu helfen, wäre ein Blutbad, unter dem eigenen Dache angerichtet; allein dazu ließen es seine Pietät, seine menschliche Bildung, seine in reiches Gedankenleben aufgelöste Christlichkeit nicht kommen; mit solcher Barbarei würde es sich zugleich selbst aufheben. Von diesem nationalen Hamlettum ging er jedoch bald auf das persönliche über, indem er behauptete, sein Gewissen erlaube ihm nicht, unter der bestehenden Staatsgewalt tätig zu sein, noch auch sich einer der selbstsüchtigen und rohen Parteien anzuschließen; er finde jeden Entschluß, seine Lage zu ändern, durch Tätigkeit unsittlich, unmöglich. So kokettierte er denn in aller Form selbst als Hamlet. Doch endlich wurde ihm das Kostüm für die Zustände, in welche er geriet, zu zierlich und fein, und er entdeckte daher plötzlich, daß Shakespeare sein eigentliches Geheimnis im Falstaff offenbart habe, und fand den Beweis dafür, daß der Dichter in diesem Kauze sein Herzblut ausgegeben, in dem Umstande, daß er den dicken Herrn im Tode mit Blumen spielen lasse! Er setzte sich also vom Hamlet auf den Falstaff herunter und versetzte sich so eifrig in dessen Rolle, daß er selbst die Untersuchungen über die Ehre, welche Falstaff anstellt, ernstlich aufnahm und im gleichen Sinn in ernsthafter methodischer Weise fortsetzte. Ein früher Tod, in dessen Kampfe auch er sich lieblicher und harmloser Phantasien erfreute, kürzte seine Leiden und sühnte den Irrtum.

Nein, nicht zugegeben, daß man Hamlet sei! Lieber das ganze Wunderwerk von Trauerspiel vergessen bis auf den Namen! Denn wenn eine Nation erst solch wehmütig zierliches Ding von Bezeichnung angenommen hat, so wird auch der einzelne seine Schwäche damit beschönigen, sich einbilden, recht national zu sein, und die Kerze brennt an beiden Enden.

Noch eine andere Bemerkung, den Stil Shakespeares betreffend, entwickelte sich uns zu einem unmaßgeblichen Widersprechen. Mit Recht erhält sich Vischer über einer unbedingten und wehrlosen Bewunderung auch des Zufälligen und Auswüchsigen an dem einzigen Dichter, indem er z. B. das Unwesen mancher Concetti und

einiger leeren Zynismen als bloßen Zeitballast hinwegwünscht. Wenn er aber alles hinzurechnet, was man Zweideutigkeiten, Derbheiten, schlimme Scherze und dgl. nennen kann, so können wir nicht beipflichten. Shakespeare hatte, wie er einmal war, eine Welt zu tragen und darzustellen, und mußte auch die Partie, welche in den verschiedenen Literaturen sonst ausgeschieden und einem Spezialmann übertragen ist, die man etwa die Aristophanische nennen könnte, in sich aufnehmen. Er verteilte und streute sie sparsam unter seine Werkmasse; aber es ist bei aller Derbheit nicht mehr der sachlich mechanische Schmutz der drastisch objektiven Heiden oder der Rabelaisischen Renaissance, die bloß physiologische Phantasie räumt dem geistigeren gesellschaftlichen Scherze, der nicht ohne sittliche Ader ist, das Feld, und, genau besehen, wird man fast immer finden, daß das bedenkliche Spiel mit wahrer Stimmung gesättigt und die elektrische Schwüle der Situation zu erhöhen geeignet ist. Gewiß ist es, daß z. B. die schlimmen Dinge, welche Hamlet vor dem Schauspiel zum besten gibt, für den heutigen Gebrauch unmöglich sind; aber ebenso gewiß ist, daß wir keine Ausgabe des Hamlet möchten, in welcher sie gestrichen wären. Abgesehen von der speziellen Wahrheit, welche darin liegt, daß ein geistreicher Kronprinz bei Hofe das enfant terrible macht (alle andern sprechen ja konsequent ehrbar; man sollte doch auch hierauf sehen), scheint uns Hamlet mit diesen Dingen sagen zu wollen: Ich wüßte freilich etwas Besseres zu tun, als diese Blut- und Schandgeschichte zu untersuchen; ich dachte um diese Zeit das kleine Mädchen hier in die Hochzeitskammer zu führen; nun, es soll eben nicht sein. Und er quält das schöne Kind mit Anzüglichkeiten, denn der Moment und der Mann sind nicht dazu angetan, in ehrbare Empfindsamkeit auszubrechen.

Eine Stelle in „Romeo und Julie" scheint uns außer Zweifel zu setzen, daß der Dichter aus diesem bedenklichen Gebiete positive Schönheiten mit höherer Absicht herbeizuholen wußte. Akt I, Szene 3 erzählt die Amme eine Szene aus Juliens Kindheit. Das dreijährige Mädchen habe sich eine Beule in die Stirn gefallen und bitterlich geschrien und geweint. Da habe sie ihr Mann aufgehoben und gesagt: „Einst ... wenn sie klüger sei — nicht wahr, mein Kind?" — Das Mädchen schrie nicht mehr und sagte: Ja. Dreimal kommt die Amme darauf zurück ... Hiermit ist wohl erwiesen, daß Shakespeare selbst einen Akzent auf das kleine

Bild legte. Wir werden in die zarteste Kindheit der Heldin zurückversetzt, und gewinnen vorerst ein Idyllion wie auf eine antike Vase gemalt. Wärterin und Mann am Taubenschlag in der Sonne weilend, das Kind, das eben erst von der Brust entwöhnt wird, weinend und vom Mann auf die Füßchen gestellt. Der rustike Kerl sagt ihm als Trost eine anzügliche Prophezeiung, welche sich auf den künftigen Gattinberuf des Mädchenkindes bezieht, und das Kind in seiner Engelsunschuld und Einfalt glaubt, es handle sich um eine gute tröstliche Sache, beruhigt sich augenblicklich und sagt, noch halb weinerlich, halb zufrieden: Ja! indem es seine Tränchen trocknet. Welch ein köstlicher Kontrast zwischen dem Faun und der gefoppten Unschuld, die noch kaum auf den Füßchen stehen kann, die lachende Wärterin und die Tauben nicht zu vergessen! Allein der behagliche Kerl, „der lustige Mann, den Gott selig habe", hat nur ein Symbol, eine elektrisch zuckende Ahnung ausgesprochen. Denn als das Kind kaum zur Jungfrau herangeblüht ist, da steigt auch schon ihr Frühlingsgewitter auf, und Sehen, Lieben, Hingeben und Sterben sind bei ihr eins, und sie liegt auf dem Grabmal in der Gruft wie auf dem Brautbette. Dies alles ist mit zwei Federzügen erreicht, welche allerdings zuerst ein grober Spaß zu sein scheinen.

Ehe wir dieses Heft weglegen, ist noch die Ritterlichkeit unseres Ästhetikers zu preisen, mit welcher er eine Lanze für Ophelien einlegt, indem er gegen die beliebte (ursprünglich Tieckſche) Auffassung ankämpft, welche aus der duftig zarten Gestalt eine Art von unkeusch glühendem Elementarwesen machen will. Die Neigung, die Stille zu benutzen, wenn Shakespeare schweigt oder schläft, um etwas hineinzuschaffen, und die zarten Umrisse, die er zuweilen gibt, mit gröberen Schraffierungen von eigener Mache auszufüllen, hat auch der ärmsten Ophelia übel mitgespielt.

Das deutscheste der drei Hefte ist das dritte, durch und durch national; denn es enthält einen Aufsatz über Strauß, den Biographen deutscher Geistespfleger und -heroen; eine anmutige und geistreiche Protestation gegen das französische Kleiderübel in den „vernünftigen Gedanken über die jetzige Mode"; endlich als stattlichen Schluß eine Vorschlagsdichtung oder einen Dichtungsvorschlag für einen neuen zweiten Teil des Faust.

Der Aufsatz über Strauß ist das Musterstück einer trefflichen Rede, die ein tapferer Liebhaber des Freien und Schönen für den andern, ein Freund dem Freunde, hält. Erst sagt Vischer ein-

leuchtende Worte über die Kunst des Biographen überhaupt und stellt eine Untersuchung an, in welcher sich der ästhetische Denker praktisch bewährt. Die tiefere Eigenschaft, „welche wir bei einem geistvollen Biographen suchen", ist die „überschauende Vernunftklarheit, welche sich auf den Mittelpunkt des Inhalts bezieht, und der Wärme der Vertiefung die richtige und echte Art der Ironie beimischt". „Wir müssen hier genauer eingehen," fährt Vischer fort, „denn nicht leicht hat ein schriftstellerischer Charakter nachdrücklicher dazu aufgefordert, über das rechte Verhältnis von Enthusiasmus und Ironie nachzudenken, als der, mit dem wir es hier zu tun haben." Der Enthusiast werde ein sehr unzulänglicher Biograph sein, da es ihm an der erprobten Mischung der Kräfte, an der Objektivität fehle, ist das Ergebnis der Untersuchung. Es erklärt uns zugleich den Grundmangel einiger neueren Biographen, welche ihren Gegenstand als etwas Absolutes nehmen, und sich selbst an denselben verlieren, statt ruhig über ihm zu bleiben. Denn selbst über Gott scheint ein rechter Kirchenvater zu schweben, wenn er dessen Wesen erforscht und beschreibt.

Wie nun Strauß, nachdem sein theologischer Beruf gewaltsam unterbrochen worden, sich an echt deutschem Stoffe zum licht- und kunstvollen Biographen entwickelt, bis er in dem Hauptwerke „Hutten" ein maßgebendes Ziel erreicht, ist von Vischer so klar, teilnehmend und zur Teilnahme anregend berichtet, daß man sich nur gleich hinsetzen möchte, um die wertvolle Studie nachzumachen. Bei dieser Gelegenheit erfahren wir auch, daß von Strauß noch deutsche Dichterbiographien, vielleicht sogar von Goethe, zu erwarten, aber durch Wiederaufnahme des theologischen Kampfes hinausgeschoben sind. Wir müssen gestehen, daß uns solche Bücher von dem gemessenen sicheren Mann, der aber, gleich Vischer, seine künstlerisch schaffende wärmende Ader hat, wie ein frischer Luftzug in unser angehendes Alexandrinertum hinein erscheinen würden. Lob und Tadel, die uns jetzt von der überwuchernden Unberufenheit nur ungeduldig und verdrießlich machen, würden uns zum Beispiel in einer Goethebiographie von Strauß nicht unbedingt gefangennehmen, aber da wir über den Mann beruhigt wären, der zu uns spräche, so würden wir uns befriedigt fühlen, und es träte endlich eine erbauliche Stille ein.

Die vernünftigen Gedanken über die Mode zeugen von des Verfassers wirklich plastischem Blicke für Form und Gestalt. Er geht aber nicht darauf aus, eine romantische Kostümbewegung zu

stiften, sondern er begreift die Mode und sucht sie nur scherzend zu signalisieren und zu mäßigen, nicht ohne selbst in einen tragikomischen Konflikt zu geraten. Er weist nämlich mit feiner Beobachtung und eminenter Sachkunde nach, daß die Männerkleidung in den vierziger Jahren günstiger, vernünftiger gewesen als jetzt, wie aber nur schwer und selten ein Schneider zu finden sei, der sich dazu verstehen könne, in seinem Schnitt und Stil um zehn Jahre zurückzugehen. Geschieht dir ganz recht! möchten wir ausrufen; denn auf dem Kleiderschnitt irgendeines Dezenniums unseres Jahrhunderts beharren wollen, und wenn die schlankste Hüfte dabei möglich wäre — nein, potz Tausend! wir wollen doch lieber alle möglichen Kittel, Fracks und Hüte tragen, und nur eilig mitspringen mit den andern, daß wir in die angekündigten achtziger Jahre des wackern Gervinus gelangen. Das wäre schön, wenn da einer in den vierziger Jahren hocken bleiben wollte mit seinem Schneider! Jedoch das Monument von Erz, welches der suchende Ästhetiker dem endlich gefundenen sich selbst überwindenden Meister errichtet und beschreibt, ist sehr gut gedacht und zugleich eine feine Neckerei gegen die tiefsinnigen schriftstellerischen Erklärer und Lobredner unserer modernen Frackdenkmale, an denen jedes Knopfloch bedeutungsvoll zu sein sucht.

„Zum zweiten Teile von Goethes Faust" gehört beileibe nicht in den wunderlichen Kreis des Demetrius-Fertigmachens. Goethe hat es mit seinem zweiten Teil einmal der Nation nicht zu Danke getroffen, die mächtige Aufgabe, die er selbst gestellt, nicht im Sinne des Allgemeinen gelöst. Wir sind zwar bei weitem nicht geneigt, das seltsame Werk lediglich als das Produkt des unfähigen Hochalters anzusehen, halten es im Gegenteil für das Produkt behaglich heiterer, noch sehr kräftiger Willkür, die nichts nach den Anforderungen des Gesamtbedürfnisses, sondern nur nach denjenigen der persönlichen Stimmung fragt. Denke man sich einen greisen Schiller, welcher einen solchen späten Abschluß zu leisten unternommen hätte; stelle man sich die gründlichen Untersuchungen, die gewissenhafte Rechenschaft, die er angestellt, die Konzepte und Briefe vor, die er auch mit zitternder Hand noch geschrieben hätte, um seine eigenen Anforderungen mit denen der Allgemeinheit zu identifizieren und der Notwendigkeit gerecht zu werden, so wird man den Gegensatz zu Goethes Verfahren haben.

Diesem war es nicht um eine Volksdichtung zu tun, denn wer darauf ausgeht, das Unverstehliche aufzurichten und sich darauf zu-

gute tut, der dichtet nicht darstellend, sondern verhüllend — eine Poetik, die nur etwa einer Nation von Geheimniskrämern adäquat sein könnte. Nein, er wollte noch einmal, eh er unter den Rasen hinabginge, schauen den ganzen glänzenden klagenden Zug von Dämonen und Gestalten, den er in seiner Brust beherbergte, lediglich zu seinem eigenen Vergnügen, und er ließ ihn hinaus und führte ihn um sich selbst herum. Es ist keine Frage, der Greis spielte, aber er spielte nicht wie ein Kind, er spielte wie ein Halbgott, immer noch gewaltig genug. Aber die Frage vom rechten Faustende, vom deutschen Geistermannschicksal blieb unbeantwortet; denn das Human-Politische, Oppositionelle, Weltbauende, welches im zweiten Teile vorkommt, kann wegen der spielenden romantischen Form für den nationalen Gebrauch nicht als vorhanden gelten.

Anfertigung von neuen Faustdramen kann nicht helfen, da Goethe weder zu umgehen, noch als bloße Beziehung zu verdauen ist, heißen die Unternehmungslustigen wie sie wollen. Eine abschließende Fortsetzungstragödie, welche die erste zur Exposition hat und deren Ton und Klangfarbe virtuos fortführt, wird so lange auf sich warten lassen, bis die ökonomische Natur eine ebenbürtige Begabung hervorbringt, welche zugleich die nötige Stimmung in und außer sich vorfindet. Dagegen, wenn eine „Natur, welche zwischen Kritik und schaffende Kunst in die Schwebe geworfen ist," wie Vischer sich gutmütig bescheiden selbst bezeichnet, als „positive Kritik" einen Entwurf aus dem Ganzen und Vollen der Frage herausgreift, so dürfte eine solche gedichtete Kritik, frisch, unbefangen wie sie ist, ein ebenso neuer wie gewichtiger Ausweg sein. Denn indem der Leser dadurch angeregt, ja gezwungen wird, mitzuarbeiten und die Skizze beliebig weiter auszuführen in seinen Gedanken, ohne daß auf jemanden die Last eines Anspruches ruht, kommt er endlich aus dem Kreise hinaus ins Freie, und gelangt über der munteren Bewegung, die Lösung wenigstens theoretisch feststellend, in dieser Sache zur Ruhe. Sein „Faust" ist fertig, und nun nimmt er erst mit Behagen Goethes zweiten Teil zur Hand, da er ihm nicht mehr blind und ohnmächtig gegenübersteht. Dazu gehört freilich eine tüchtige Wegleitung, und daß Vischer diese mit glücklicher Hand gegeben, wird der Leser leicht finden, und das befürchtete Lachen dem Unverständigen überlassen.

Nicht in Allegorien, Masken und Geheimnissen, sondern in

reell naivem Handeln und Geschehen verläuft Vischers Entwurf. Er läßt den durch Gretchens Hinrichtung gebrochenen Faust allmählich sich wieder aufrichten an dem Streben der Reformatoren und Humanisten. Mephistopheles, der mehr als im Goetheschen zweiten Teil hier organisch verbunden bleibt, antreibt, handelt, wühlt und, das Böse wollend, das Gute hervorbringen helfen muß, lockt den Faust nach Rom, um dort, wie er sagt, das Übel an der Quelle anzugreifen. Dort spielt sich nun, um einen kurzen technischen Ausdruck zu gebrauchen, die humanistische Renaissance ab, in welche Faust sich geworfen, im Rom Leos X., das noch zweckmäßig mit der Atmosphäre der Borgia gemischt ist. Der Teufel steckt den Succubus Helena in die Maske eines prächtigen römischen Renaissanceweibes, welches Faustens in direkte Blutschuld stürzt, und darauf, wie er sie umarmen will, ein Totengerippe ist.

Dies soll nicht Allegorie, sondern wirkliche Inszenierung eines Sagenmotivs sein. Allegorisch wird es aber dennoch wirken, wenn es seinen tieferen Zweck behaupten soll; sonst würde es zu sehr Puppenspiel sein. Wir finden Faust wieder in Deutschland als einen armen Mann, der mit dem Spaten in der Hand seine Scholle gräbt. Er erwehrt sich kaum seines Lebens und seiner Freiheit, denn er soll zum Leibeigenen heruntergedrückt werden. Auf dieser untersten Stufe büßender Menschenwürde findet ihn der deutsche Bauernkrieg mit den ungeheuren Aussichten, die er unter glücklicheren Sternen gewinnen konnte; und an dieser Bewegung, indem er ein Führer der Bauern, ein Freiheitskämpfer wird, richtet er sich wieder auf, um paradox zu sprechen: die persönliche Schuld wird erleichtert; denn sie weitet sich zu einer politischen, größern, universelleren Schuld aus. Denn der Teufel findet jetzt alle Hände voll Arbeit; er mischt sich in den pittoresken dämonischen Masken, wie sie historisch sind, unter die Bauern und richtet Greuel auf Greuel an, deren Schuld auf den Führer wälzend. Faust aber, obwohl nur halb schuldig, da er nur verhängnisvollen Spielraum gab, nimmt die Schuld auf sich und entschließt sich, den freiwilligen Opfer- und Heldentod für das untergehende Volk und sich zur Sühne zu sterben. Mit diesem Entschluß schaut er auch den Sieg des Guten, das er gewollt in der Zukunft; zur völligen Gewißheit erscheint ihm Gretchens Geist vor der Schlacht, Verzeihung und reine Liebe bringend, und so ist der Augenblick gekommen, den er mit Goethes Worten:

Im Vorgefühl von solchem hohen Glück
Genieß' ich jetzt den höchsten Augenblick,

festhalten will. Er geht in das letzte Treffen und kommt mit dem stärksten Feind aus demselben. Es ist Mephistopheles. Dieser sucht ihn nochmals zu verlocken, verspricht ihm erst jetzt die höchsten ausschweifendsten Dinge. Doch Faust beharrt in seiner Versöhnung, in seinem beglückenden Entschluß, und der Feind stößt ihn nieder, da er den Augenblick für gekommen wähnt, wo der Vertrag erfüllt sei. Mit gespreizten Beinen, triumphierend stellt er sich auf dem stillen überschatteten Schlachtfeld über die Leiche und greift ihr an die Kehle. Da öffnet sich glanzvoll der Himmel, im Halbkreise sitzen die Märtyrer und Helden der Menschlichkeit, Freiheit und Wissenschaft, Christus mit dem verlornen Sohn in der Mitte. Wie im Goetheschen Prolog zum ersten Teil disputiert Mephistopheles mit den Himmlischen um die Seele, aber erfolglos, streckt wütend wie Shylock und ebenso geprellt den „Schein" empor und muß abziehen. Faust aber wird in das Element des ewig tätigen, aber harmonisch geregelten Weltlebens aufgenommen.

Nicht um zu tadeln oder besser zu machen, sondern nur um die Anregungskraft des Vischerschen Entwurfs zu beweisen, wollen wir hinzufügen, daß uns dieser Himmel zwar besser gefällt als der gotische Kirchenhimmel bei Goethe, daß er uns aber auch nicht ganz zusagt. Er ist uns für den Ernst und die stille Größe des Endes noch zu konventionell, nach Art der lebenden Bilder. Sodann mag Gott oder Christus unter den Auspizien der römischen Kirche theatralisch dargestellt werden, in Oberammergau z. B. in fromm naiver Volkshand sogar tragisch wirken; wir in protestantischen Landen, wo Faust recht eigentlich hingehört, haben einen hausbräuchlichen Widerwillen, den Schauspieler Herrn Pieske oder Herrn Schwemperle Christum tragieren zu sehen; und je philosophischer wir sind, je mehr uns Christus zur Idee wird, desto stärker macht sich uns der Glaube unserer protestantischen Kindheit, daß man von Gott kein Bildnis machen solle, geltend. Und nun erst noch das konkrete, jedem Göttlichen, Unendlichen gegenüber immer zu dünne Stimmorgan jedes Schauspielers! Fügen wir erst noch bei, daß wir Faust ganz allein und verlassen wünschen bis an sein Ende, ganz auf sich angewiesen dem Teufel gegenüber, ohne jede Stärkung und Aufmunterung aus dem Jenseits, also auch ohne Gretchens Erschei-

nung zu genießen, so würden wir Gretchen vielleicht nachher herbeiführen können etwa mit einem einzelnen Engel oder andern Abgesandten, der ein klares Streiflicht über das dunkle Feld wirft, und ruhig, aber fest auf der Erde stehend, an Fausts Leiche mit dem Teufel streitet. Das Osterlied könnte mit der allgemein werdenden Helle dennoch ertönen. Das sinnlich Theatralische aber würde auf diese Weise sich gewissermaßen ehrerbietig mäßigen vor der Gedankenwucht dieses Stoffs.

Der sich aufrichtende selige Faust würde nun einfach von Gretchens Geisterhänden empfangen, welche der Genius des nationalen Werks wäre, aus dem sich die Nation immer neu gebiert, und das aus Liebe für den Mann und mit ihm schuldig geworden und ihm in Untergang und Sühne vorangegangen ist, nachdem es seinen Hauptberuf, selbst geopfert, veruntreut hat. Gereinigt kommt es ihm an der Schwelle des Jenseits entgegen, und Goethes eher komisch wirkendes Wort: „Das ewig Weibliche zieht uns hinan" würde hier ungesprochen, aber einfach schön zur Geltung kommen, zugleich aber das Hauptmotiv des ersten Teils, der dort so herzzerreißend abbricht, abschließend anklingen.

Wie das Historische in einer solchen Arbeit nicht direkt, diplomatisch, sondern poetisch verallgemeinert und doch erkennbar und konkret zu behandeln sei, darüber hat Vischer gute Winke gegeben, auch zu anderweitiger Anwendung nutzbar.

Zu Friedrich Theodor Vischers achtzigstem Geburtstage

(30. Juni 1887)

Vor mehr als zwanzig Jahren kehrte ich eines Sonntag abends von einem Spaziergange in der Umgebung von Zürich nach der Stadt zurück an der Seite eines Mannes, der sich dem Ende seines sechsten Jahrzehnts nähern mochte, aber noch wohlgebaut und mit rüstigen Gliedmaßen dahinschritt. Er war keineswegs modern und doch mit schlichter Eleganz gekleidet, da er, die schlotterige Tagesmode verachtend, an dem als zweckmäßig erkannten Gewandschnitte „schönerer Jahre" unverbrüchlich festhielt, der an Schulter, Arm und Hüfte dem Körper sein Recht ließ. Der Hut

saß ihm gut und frei, fast etwas schieflich zu Haupte und schien zu sagen: Ein Mann geht unter mir!

Die Dämmerung war stark vorgeschritten, als unser Gespräch plötzlich unterbrochen wurde. Auf der anderen Straßenseite gab ein dichter dunkler Männerhaufen die schönste Prügelei zum besten, ganz in sich gekehrt, wie von der Welt abgewandt. Wir standen still und sahen bald, daß dieser Knäuel erboster Leute auf einen einzelnen loshauen mußte, der unerkennbar in der Mitte stak und erbärmlich um Hilfe schrie. Mein Begleiter horchte nur einen Augenblick hin, faßte seinen Stock fester und sprang mit einem Satze über die Straße weg. Während er unerschrocken eindrang und den Knäuel zerteilte, hörte ich seine helle Stimme rufen: „Ihr Himmelsakermenter, was ist das? Schämt ihr euch nicht, alle auf einen loszuschlagen?"

Das wird nun gut ausfallen! dachte ich, behutsam näher-tretend. Aber schon hatte die Masse sich gelockert, Stöcke und Fäuste ruhten, wogegen eifrige Reden sich kreuzten und dem Eindringling geräuschvollen Aufschluß gaben, jedoch ohne die Feindseligkeit wider denselben zu kehren. Offenbar hatte er den richtigen Fleck getroffen und hörte aufmerksam zu. Es stellte sich heraus, daß der Geprügelte durch bodenlos freches Benehmen die erst fröhlich angeheiterten Handwerksgesellen bis ins Unerträgliche gereizt, im kritischen Augenblick dann zum Messer gegriffen habe usw.

„Ah so!" sagte der Friedensstifter, „daß der Bursch feig ist, hat er freilich auch durch sein Geschrei bewiesen! Aber nun wollen wir ihn laufen lassen, nicht wahr? er wird sein Teil ja weghaben!"

Der Übelzugerichtete war bereits in der Dunkelheit verschwunden; die wackeren Zuschläger zogen auch ab, nicht ohne dem Manne, der wahrscheinlich Ärgeres verhütet, guten Abend zu wünschen. Ruhig, als ob nichts geschehen wäre, setzte er den Weg mit mir fort. Es war der Herr Professor Friedrich Theodor Vischer vom schweizerischen Polytechnikum und der Universität in Zürich.

Aus diesem und manch anderem Zuge, sozusagen Facetten des Edelsteines, der vorstehenden Namen trägt, erkannte ich, wie monistisch der Mann eingerichtet, gewachsen ist, wie Wahrnehmen, Fühlen, Denken und Handeln unmittelbar *eins* bei ihm sind. Und diese Einheit, in allem Wechsel der Zeit mit derselben Aufrich-

tigkeit und Wahrheitsliebe gerüstet, muß eine gesunde Lebensart sein; denn heute feiert Vischer den achtzigsten Geburtstag, und wie feiert er ihn!

Lang steht er schon auf der Höhe des Lebens unter der Halle seiner Werke; der goldene Abendschein liegt in dem Gebälke, doch die Sonne weilt über dem weiten Horizont und will nicht scheiden. Denn eben ertönte noch der schönste Gesang aus der Halle herüber, Lied auf Lied, und gleich wandelt er wieder stracken Ganges umher, das Richtmaß in der Hand, und prüft abermals das festgefügte Zimmerwerk, mißt und klopft hie und da an die Balken und möchte dies oder jenes wohl anders gemacht haben. Laß das Gebälke ruhig stehen, junger alter Herr! Wir müssen zwar bekennen, daß wir langehin uns mehr an den reich gewirkten Teppichen erbaut haben, die du so verschwenderisch dran und drüber gehängt hast; mit der Zeit aber wurden wir gesetzter und fangen erst jetzt an, hinter die Teppiche zu schauen und rückwärts zu lernen, bis wir das Gerüste in des Meisters Sinn verstehen. Und wenn es auch etwas zunftmäßig aussieht, so wird der Tag doch kommen, wo keiner es mehr anders wünschen wird! Und wenn über dem gewaltigen Giebeldache nichts mehr als der blaue Äther steht, so ist uns das eben recht, weil aus diesem gerade nach der heutigen Kosmogonie ja doch alles kommt und dahin zurückkehrt, heute oder morgen!

Aber hört! Jetzt singt er wieder, laut, wohltönend, er scheint vergnügt zu sein, bis ihn die Arbeit seiner Kraft ruft und er lehrend das junge Volk um sich sammelt. Nun steht ein Redner ersten Ranges vor ihnen, kein Spiegelredner, sondern einer des lebendigen Wortes.

Nach getaner Arbeit ist gut ruhen, denkt er, als er irgend etwas bemerkt, das ihn zornig erregt, ein Ungeschmack, eine Rohheit, eine Philisterei, da ihm das Kleine am Herzen liegt und das Große. Er wettert herrlich für die wehrlos gequälte Kreatur; denn als ein ganzer Mann erbarmt er sich ihrer, und wenn er ein alter Heiliger wäre, so würde ihn einst eine große Schar erlöster Tiere ins Himmelreich begleiten.

Die Ehre, Stärke und harmonische Freiheit des Vaterlandes sind seine lebenslängliche Leidenschaft, und er hat sie jederzeit redlich erlitten und durchgekämpft, ohne den Mannestrotz zu verlieren: wenn er am wenigsten hoffte, so war es am wenigsten geraten, ihm mit Mitleid zu kommen.

Jetzt sitzt er wieder vor der Halle gleich einem kritischen Landgrafen, abhörend, erwägend, urteilend, und gegen Unbilde auch die eigene Sache unverhohlen verfechtend, Irrtum bekennend und unverweilt richtigstellend. Und seine Sonne tut keinen Wank und scheint ihm golden ins Gesicht.

Unter solchen Umständen ist das Anwünschen, es möge noch lange so gehen, keine Kunst oder Heuchelei. Es scheint sich (unberufen!) von selbst zu verstehen. Und dennoch rufen wir heute: Heil dir, teuerster Mann! Bleibe noch manches geräumige Jahr der große Repetent deutscher Nation für alles Schöne und Gute, Rechte und Wahre!

Heinrich Leutholds Gedichte

(1878)

Dieses Büchlein ist das Reisepack, welches unser kranker Landsmann mitführte, als er vor Jahr und Tag nach langer Abwesenheit das Asyl einer Heimat aufsuchen mußte, die ihn kaum kannte. Es ist mithin nicht die verfrühte Ausgabe eines durch törichte Gönner verleiteten Lehrlings, sondern das Ergebnis eines stürmischen und schweren Lebensganges, was wir vor uns haben. Und auch dieses wenige mußte durch Freundeshand (Herr Dr. Jakob Bächtold hat sich mit Pietät und Eifer der Aufgabe unterzogen) geordnet und besorgt werden, nachdem der Dichter seit Jahren versäumt oder verschmäht hat, es selbst zu tun.

Wie vom Lebensglück sind die vorliegenden Lieder auch vom Stofflichen nicht beschwert; es ist ein echter und wirklicher Lyriker, welcher nach uralter Weise singt, fast nur von seinem Lieben und Zürnen, Irren und Träumen, Leiden und Genießen, und auch die ruhige Betrachtung, wo sie in Oden oder Sonetten zum Worte kommt, zeigt sich nur durch das Medium der echt lyrischen Persönlichkeit.

So wenig als schwer an Stoff, sind die Gedichte das, was man neu nennt. Bald in der Formenlust der alten Schlegelschen, bald in derjenigen der Platenschen Schule glauben wir bekannte Töne und Weisen zu vernehmen, bis wir merken, daß wir immerhin einen selbständigen Meister hören, der seinen Ton nach freier Wahl angeschlagen hat und auch einen andern hätte wählen

können. Gegenüber dem Suchen unserer Zeit nach Stoff und mannigfachem Effekt hat die Sammlung demnach einen etwas akademischen Charakter.

Und dennoch hat sie für uns etwas Nagelneues: das ist die durchgehende Schönheit und Vollendung der Gedichte, der seltene Mangel an Schwächen und blöden Stellen, die höchstens etwa in den Epigrammen da oder dort zum Vorschein kommen wollen. Wenn diese Konzentration auch zunächst das Verdienst des sichtenden Redaktors ist, wie das Buch vor uns liegt, so bürgt uns doch die Formenstrenge und der Wohllaut des Vorhandenen dafür, daß der Dichter selbst nicht minder kritisch verfahren wäre, wenn er sein Buch zusammengestellt hätte.

Das Neue, der Wert des Geschenkes, das uns Heinrich Leuthold aus der Einsamkeit seiner Krankenzelle macht, besteht also für uns Schweizer darin, daß wir eine lyrische Sammlung haben, wie wir in solcher Schönheit und Harmonie von Inhalt und Form bis jetzt noch keine besessen und welche zu den guten Büchern der deutschen Literatur wohl dauernd zählen wird. Und es ist, wie gesagt, ein Buch, welches gelebt und geworden und nicht gemacht ist, so viel Kunst und reinen Stil es auch aufweist.

Am Schlusse der Sammlung befindet sich eine Abteilung „Episches". Sie besteht aus dem Fragment eines „Hannibal": „Vor Capua" und einigen Gesängen eines Epos „Penthesileia". Diese Abteilung scheint unserer Bemerkung über das Zurückstehen des Stoffartigen zu widersprechen; allein es ist doch wieder vorzugsweise der lyrische Dichter, welcher hier an seiner Strophenbaufreude sich ergötzt. Namentlich das Phänomen des Zusammentreffens der Amazone mit dem Peliden ist von Heinrich von Kleist schon mit starken Zügen erschöpft worden; in der epischen Schilderung trojanischer Kämpfe aber mit Homer zu wetteifern, konnte nicht die Absicht des Dichters sein, der sonst so viel Geschmack zeigt. Es dürfte sich also mehr um einen Drang handeln, diese Gegenstände den sieggewohnten lyrischen Rhythmen des Urhebers zu unterwerfen, eine Art Spiel, welche sich besonders in dem Hannibalischen Fragment durch allzu glatte Schönheit und Klangfarbe rächt. Das sind aber keine gemeinen Fehler, sondern Probleme, die nicht jeder so löst wie Leuthold. Von der „Penthesileia" kennen wir übrigens nur die vorliegenden Fragmente, und in diesen findet sich eine Reihe so gewichtiger Schönheiten, daß man doch das Ganze zu haben wünscht; zumal hier der Stro-

phenbau, beim Vortrage in gehörigen Fluß gebracht, sich dem Epischen mehr nähert.

Möge dem kranken Sänger, wenn ihm seine leichte und doch so schwere poetische Habe, die er achtlos hat liegen lassen, nun in die Hand gegeben wird, ein Lichtblick froher Genugtuung den kommenden Jahreswechsel erhellen! Den Liebhabern sogenannter „guter Sachen" können wir unsers geringen Orts die Versicherung geben, daß hier ernstlich etwas Derartiges vorhanden ist. Sie finden verschiedene Anklänge und Gegensätze in dem Buche, aber auch von jedem den Ausgleich: dem Ausbruche glühender Lebenslust und Leidenschaft folgen Klage und Reue auf dem Fuße; Unmut und Spott lösen sich in Tönen weicher Wehmut, deren Wohllaut schon an sich eine Versöhnung ist. Kurz, das Buch hat nicht nur ein Schicksal, sondern es stellt ein Schicksal dar.

Ein nachhaltiger Rachekrieg

(1879)

Im Jahre 1874 erschien in einer neuen Ausgabe von G. Kellers „Leuten von Seldwyla" unter anderm eine Erzählung, betitelt „Das verlorene Lachen", welche ein zusammenfassendes Bild verschiedener heutiger Kulturzustände bieten sollte und namentlich auch einen Konflikt zwischen Mann und Frau, der seine Wurzeln mit in religiösen Differenzen hatte. Ort und Personal der Geschichte waren wie alle Erzählungen des genannten Werkes natürlich fingiert resp. frei erfunden. In einer der Personen waren verschiedene Charakterzüge, wie sie einem Teile der sog. Reformgeistlichkeit anhaften, vereinigt, und jedermann konnte das sehen und wissen, ebenso daß der Hauptzug der betreffenden Figur die damals auf eine gewisse Höhe gestiegene Intoleranz mancher freisinnigen Geistlichen zeichnen wollte, welche wöchentlich auf der Kanzel, in Vorträgen, Versammlungen und Schriften die sog. Indifferenten verfolgten, d. h. denjenigen Teil der Gesellschaft, welcher sich erlaubte, kirchlichen Bewegungen fern zu bleiben. Wenn jenes Schelten und Anschuldigen an öffentlicher Stelle so fortgehen sollte, so war allerdings mit der proklamierten Gewissens- und Religionsfreiheit in höherem Sinne wenig gewonnen,

besonders da den Worten erfahrungsgemäß die Taten folgen, sobald sie nur können.

Hierin lag der Anreiz jener Darstellung, wenn man durchaus nach einem solchen suchen will.

Und man suchte wirklich in wunderlicher Aufregung und fand die allermerkwürdigste treibende Ursache. Einige Jahre früher hatte der am St. Peter in Zürich predigende Pfarrer Heinrich Lang in der „Zürcher. Freitagszeitung" ein von der Regierung erlassenes Bettagsmandat als unpassend angegriffen, welches der Autor der „Leute von Seldwyla" in seiner damaligen Stellung als zürcherischer Staatsschreiber auftragsgemäß abgefaßt hatte, gleich einigen schon früher erschienenen Aktenstücken dieser Art. Sooft nämlich kein „leitender Staatsmann" in der Behörde saß, der die Lust verspürte, seinen Stil an der besagten Kundgebung zu versuchen, so wurde die Sache eben kurzweg der Staatskanzlei übertragen. Es fiel dem Staatsschreiber nicht im Traum ein, den kleinen Angriff Langs übelzunehmen. Man wußte von vornherein, daß die Mandate bei den Geistlichen, die sie von den Kanzeln zu verlesen gezwungen waren, sich keiner großen Beliebtheit erfreuten, und zwar aus einem natürlichen Grunde. Als vollends dem kritisierten Verfasser hinterbracht wurde, Heinrich Lang habe nicht gewußt, wer der Verfasser sei und bereue seine harmlose Übeltat, hatte der letztere den unerheblichen Handel bereits vergessen und auch vorher weder mit einem einzigen Wort, noch mit einem unfreundlichen Blicke Lang gegenüber sich geäußert, während sonst bekannt genug ist, daß der Betreffende leider nicht hinter dem Berge zu halten versteht.

Nicht so die aufgebrachte Kurie des Freisinns. Anstatt über die in der eingeklagten Novelle beschriebenen Unarten nachzudenken und die größere oder kleinere Wahrheit derselben zu prüfen, wurde zuerst festgestellt, daß sich alles auf Heinrich Lang und nur auf ihn beziehe, obgleich die Herren wohl wußten, daß in der Romanfigur eine ganze Richtung und eine ganze Kompagnie enthalten sei, wie das überhaupt jeder weiß, der sich eine kleine Aktensammlung angelegt hat. Dann wurde der angebliche Grund des Verfahrens gegen ihn aufgesucht, um drei Jahre zurückgegriffen und in dem vergessenen Mandathandel, in der Rachsucht verletzter Autoreitelkeit gefunden. Diese so traurig kleinliche Entdeckung entsprach so gut dem Bedürfnisse der Entdecker, daß sie unverweilt in Umlauf gesetzt und in weitesten Kreisen schwarz auf weiß

verbreitet wurde. Keller schwieg hiezu; denn man kann sich gegen alles verteidigen, nur nicht gegen solche Anschuldigungen, und überdies waren sie nicht geeignet, an der Sache etwas zu ändern.

Seither ist wieder ein halbes Dezennium verflossen; die Legende von dem rachsüchtigen Schreiber schien in der Schweiz und in Deutschland verstummt. Jetzt, im September 1879, taucht sie plötzlich wieder in Frankreich auf, in einer Korrespondenz des Pariser „Temps", und ist von da bereits in die Schweizer Presse gedrungen. In dieser neuen Redaktion erscheint das unglückliche Bettagsmandat schon als in einem überschwenglich salbungsvollen Stile, in einem von der Kanzel entlehnten Tone abgefaßt, welcher lächerlich mit der gewohnten Sprache und dem wohlbekannten Temperament der Demokraten kontrastiert habe, die damals in den Räten der Republik gesessen. Lang habe in einem Freundeskreise das Schriftstück mit einer solchen Flut geistreicher und lustiger Sarkasmen übergossen, daß der dabeisitzende, von seinem „Freunde Lang" also traktierte Staatsschreiber, in seiner schriftstellerischen Eigenliebe (!) zerquetscht, zerrieben, zerknittert (alles dies heißt froissé), von Stund' an beschlossen habe, sich zu rächen. In einer seiner „Zürchernovellen" sei dies dann geschehen usw.

So viel Worte hier stehen, so viel böse Unwahrheiten. Daß das Mandat nicht im gesalbten Kanzelton geschrieben war, kann man jetzt noch im Amtsblatt 1871 nachsehen. G. Keller hat im Gegenteil, und zwar schon vor 1869, die streng konfessionelle Sprache aus denjenigen Entwürfen verbannt, die ihm eben für fragliche Kundmachungen übertragen wurden; und da durch den Verlust der diesfälligen Gemeinplätze die Redaktion allerdings schwieriger wurde, so war das vielleicht mit ein Grund, daß die Regierung den Erlaß von Bettagsmandaten ganz aufgab und von andern Kantonen sogleich nachgeahmt ward. Keller war sodann nicht in dem Freundeskreise anwesend, er hörte die lustige Unterhaltung nicht mit an, sonst würde er sich für sein Erzeugnis wahrscheinlich gewehrt haben; er hörte aber auch nicht einmal davon sprechen. Endlich hat er nicht zu den engeren oder weiteren Freunden Heinrich Langs gehört, weil es die Verhältnisse einfach nicht mit sich brachten. Er hat demnach keine fünfzig Worte mit ihm unmittelbar gewechselt.

Nun bemerke man aber wohl: durch den erlogenen Kanzelton kommt der gute Mann als wirklicher und lächerlicher Heuchler zum Vorschein, durch das unscheinbar eingeschobene Wörtchen

„sein Freund Lang" als ein tückischer Verräter am Freunde, der, statt sich offen zu verteidigen, schweigt und auf blutige Rache sinnt! Das heißt man denn doch den Spieß umdrehen!

Aber genug! Vielleicht nimmt die ausführliche Darlegung eines bloßen Klatsches viel zu viel Raum ein. Bedenkt man aber, daß durch längeres Schweigen die erlogene Geschichte als unbestritten angesehen und zu einer stehenden Anekdote werden kann, so wird man die genommene Mühe nicht unbegreiflich finden. Es ist nicht das erstemal, daß ein Schriftsteller wegen allgemeiner Sittenschilderungen durch persönliche Auslegungen geplagt wird, und es wußte namentlich Gotthelf mit seinen Berner Bauern ein Lied davon zu singen. Der vorliegende raffinierte Fall ist schwerlich schon vorgekommen.

Goethes „Reineke Fuchs" von Kaulbach

(Gestochen von Rudolf Rahn und Adrian Schleich)

(1847)

Da an diesem schönen und bedeutenden Werke Herr R. Rahn von Zürich als Kupferstecher sich einen verdienstvollen Anteil erworben hat, so muß es uns, seinen Landsleuten, zum Vergnügen gereichen, dasselbe vor andern Früchten des deutschen gediegenen Kunstlebens und -fleißes zu beachten. Wir dürfen dies um so eher tun, als Herr Rahn als schweizerischer Kupferstecher nicht etwa eine vereinzelte Erscheinung ist, sondern zu einem ganzen Kreise berühmter Kupferstecher gehört, welche sämtlich Schweizer sind, so Amsler, Merz, Gonzenbach. Schade, daß diese tüchtigen Männer nach alter guter Schweizersitte ihre Kräfte einer ausländischen Macht leihen müssen; doch ist diese Macht diesmal die deutsche Kunst: wer wollte ihr nicht freudig dienen? Und so können wir stolz sein auf unsre verehrten Reisläufer mit Grabstichel und Polierstahl, welche zu München dem Genius Kaulbachs und Cornelius' den Weg in alle Welt bahnen; während wir jene Reisläufer mit Flinte und Patrontasche verleugnen müssen, welche beim König von Neapel oder gar am Vatikan Schildwache stehen und auch einen Genius, denjenigen der Zeit, nicht befreien, sondern unterdrücken helfen.

Was nun Kaulbachs Reineke betrifft, so ist dieser ein Produkt, wie es nur diesseits des Rheines entstehen konnte. Solche Allseitigkeit des Verdienstes: Wahrheit, Schönheit, Tiefe, Eleganz, Humor, Schärfe und Bestimmtheit in Ausdruck und Bedeutung, ist weder bei den Franzosen, noch bei irgendeiner andern Nation zu finden, wo immer einer dieser Vorzüge auf Unkosten der andern hervortritt. Kaulbach herrscht über alle Disziplinen seiner Kunst mit einer eigentlichen Allmacht, durch welche wieder seine Strenge zu einem anmutigen und leichten Gewande wird. Er hat mit seinem Reineke einen Vorwurf, den man ihm hin und wieder machte, glänzend widerlegt, denjenigen nämlich, daß er alles der kalten berechneten Schönheit aufopfere und den Inhalt darüber vernachlässige. Allerdings kann er — wenn wir etwa eine Vergleichung mit der Literatur anstellen und vielleicht Schnorr, Schwind usw. die romantische Schule, Cornelius in seinem überlegenen Allesumfassen eine Art von Goethe nennen wollen — der Platen der deutschen Malerei genannt werden. Man ist aber seit einiger Zeit zu der Einsicht gekommen, daß in Platen, trotz seiner kalt-schönen Form, Herz und Leben sehr warm geglüht haben. So auch bei Kaulbach. Er hat es in vorliegendem Werke nur mit Fuchs-, Bären-, Wolfspelzen und Löwenhäuten, mit Hunds-, Esels- und Affenköpfen zu tun gehabt; er mußte die reichen Mittel der Draperie entbehren und war fast gänzlich verlassen von den schönen Formen der menschlichen Gestalt, jenen Linien, welche sein eigentliches Lebenselement sind. Was hat er nichtsdestoweniger zustande gebracht! Geist und Leben durchdringen alle diese Tiergruppen und machen sie notwendig schön; das Auge weidet sich und wird vollkommen gesättiget von der Gelungenheit der verschiedenen Bilder. Der Gegenstand ist jedesmal nach allen Richtungen hin erschöpft und auf das angemessenste und ergötzlichste bekleidet. Erde und Luft sind belebt; aber die Phantasie ist gewaschen und zierlich gekämmt, wie es einer schönen Jungfrau geziemt. Auch noch in einer andern Beziehung hat Kaulbach sich und die Kunst gerechtfertigt, insofern man nämlich schon gesagt hat, es sei unzulässig, daß die bildende Kunst ein dichterisches Kunstwerk wiedergebe. Der „Reineke Fuchs" hat hier nicht eine Wiederholung, sondern eine Wiedergeburt erlebt. Es wird einem zumute, wie wenn man mit bleibendem Bewußtsein aus einer alten Welt in eine neue tritt von gänzlich verschiedenen Formen und Anschauungen. Wenn es einen bewußten

Geist des schalkhaften Gedichtes gäbe, so müßte er sich hier wie von einem Stern auf den andern versetzt fühlen, wo er das vielleicht Geahnte, aber für unmöglich Gehaltene erschaut. Die wunderbarsten Gefühle müßten ihn ergreifen; er wäre noch der alte und doch nicht mehr derselbe.

Herr Rahn hat, in Verbindung mit Herrn Schleich, alle diese Herrlichkeiten mit Hingebung und Verständnis in das wohltätige Kupfer gegraben. Wenn Amsler und Merz die geeigneten Leute sind, große umfassende Kompositionen in strenger und ernsthafter Manier zu stechen, so ist Rahn ganz dazu gemacht, mit der reichen Eleganz seiner Hand die kleineren, anmutig-poetischen Schöpfungen Kaulbachs zu vervielfältigen. Damit ist aber nicht gesagt, daß Charakter und Bestimmtheit im mindesten darunter leiden, und man sieht sich aufs neue veranlaßt, der Kunstgeschichte dafür zu danken, daß sie, indem sie uns große Maler gibt, zugleich für die ausdauernden und kindlich sich hingebenden Gemüter sorgt, welche die Geistesblüten jener der weiten Welt zum Genusse bringen.

Wie man den Cottaschen Verlag, zwar nicht immer sehr treffend, einen aristokratischen genannt hat, so ist der „Reineke Fuchs" allerdings ein aristokratischer Verlagsartikel im erträglichsten und besten Sinne des Wortes.

„Pflügende Ochsen". Bild von Rudolf Koller

(1869)

— — Es leistet diese Arbeit neuerdings den Beweis, daß unser Maler, längst im vollen und freien Besitze reifen Könnens, an einer weitern Entwicklung zu schaffen und seine Kunst und Art fortwährend neu zu prüfen nicht müde wird, ihre Grenzen mit männlicher Selbstbestimmung feststellend, dieselben bald scheinbar verengend, bald sie plötzlich erweiternd. Während aber ein solches Schauspiel auch für die Kunstbetrachtung interessant und instruktiv sein sollte, geschieht es im Gegenteil oft, daß das Urteil dem rastlos übenden Künstler nicht zu folgen vermag und der frühere Freund und Gönner bei überraschenden Wendungen verdrießlich den Kopf schüttelt und den Pachtschilling seines Lobes zu entrichten zögert.

Die Verschiedenheit und Wandelbarkeit des Urteils verkörperte sich unlängst in einem unfreiwilligen Übersetzungsfehler. Vor ungefähr einem Jahre brachte das Bundesblatt die Berichte der Herren Gleyre und Kinkel über die schweizerische Kunst an der Pariser Weltausstellung vom Jahr 1867. In der französischen Ausgabe des Bundesblattes sagt nämlich Herr Gleyre über die auf genannter Ausstellung gewesenen Kollerschen Bilder: „Ils sont naïfs d'impression, d'une facture très-habile et robuste, quoique un peu monotones. Mr. Koller ne sacrifie pas assez les parties secondaires de ses compositions, mais il sent avec une grande vivacité ce qu'il représente" usw. Die Stelle „Mr. Koller ne sacrifie pas assez les parties secondaires de ses compositions" übersetzte nun die deutsche Ausgabe des Bundesblattes mit „Koller opfert nicht zu sehr die sekundären Partien seiner Kompositionen", was so ziemlich das Gegenteil ausdrückt, aber, wie gesagt, unabsichtlich das oben berührte Verhältnis zwischen Beurteilern und Künstlern bezeichnet.

Nachdem Koller den akademisch gewordenen niederländischen Typus des Tierbildes über Bord geworfen und sich schon früh auf eigene Füße gestellt hatte, indem er in seine Rahmen, in voller Wechselwirkung zu seinen stets mit leuchtender Bravour gemalten Tieren, große Gebirgs- und Vegetationsmassen aufnahm, so daß der beliebte niedere Horizont der alten Weidebilder oft ganz verloren ging, indem er ferner Licht und Farbe fast ungebrochen in solcher Kraftwelt wirken ließ, dabei unablässig die Szenen wechselnd, — zog er sich plötzlich in die kleine Wüstenei bei seinem Besitztum am Zürichsee zurück und machte dort unter Schilf, Weiden, Sand und Gestrüpp die einläßlichsten Studien über ein künstlich bescheidenes, durchaus gedämpftes Kolorit. Er nahm falbe, fast farblose Tiere, zeichnete und modellierte sie feiner und geistreicher als je, ließ sie aber auf mattem Boden grasen, graugrüne Weiden im Hintergrund, unter einem merkwürdig verschleierten Himmel. Alles dies war so gründlich studiert und die Gedämpftheit und Bescheidenheit so raffiniert durchgeführt, daß die Leute ernstlich an ein bedenkliches Gehenlassen, an Respektwidrigkeit, ja an ein merkliches Sinken zu glauben anfingen, obgleich die so entstandenen Bilder, auch räumlich ins Kleine gezogen, gerade in ihrer Art zu den eigentümlichsten Arbeiten dieses Genres gehören. Diejenigen, welche früher über die rosenroten, in der Sonne durchsichtigen Nasenlöcher der prächtigen Kühe, über

das saftige Grün der Alpen und Bäume, die bunten Blumen im Grase, die azurblauen Bergwände entzückt waren, wußten sich jetzt nicht zu helfen.

Ehe aber die Verwunderung über solch wahrhaft asketisches Tun zu sich gekommen, gingen ein paar große Abendbilder aus des Künstlers Werkstatt hervor, die wieder etwas ganz anderes und doch nicht das Frühere waren. Die einfachsten Linien von der Welt, ein Stück buchtartiges Seeufer mit dunklen Baumschatten, nichts Buntes, als die leuchtende Abendröte und deren Widerschein im Wasser, aber auch dieser Glanz so bedacht und ruhig vorbereitet und hervorgebracht, daß von Buntheit doch wieder keine Rede war; dabei wieder ein neues Problem, der volle Reflex der am Wasser und in demselben friedlich zusammengedrängten Tiere, alles in die harmonische Abendruhe hinein- und so zusammengearbeitet, freilich auch mit ganz verändertem Verfahren bei Unter- und Übermalung.

Das gegenwärtige Bild nun ist wieder eine Überraschung; es erinnert an keine Übergänge und Studien, an keinen Manierwechsel, sondern ist ein gesunder Ruhepunkt auf frischer freier Höhe der Arbeit.

Ein Bauer pflügt mit seinem Knecht und vier schönen Ochsen an einem Novembermorgen im flachen Felde. Die Landschaft ist durchaus eben, bis auf den im fernen Hintergrunde hinziehenden zarten See- und Bergstreifen; aber so groß die dargestellte Gruppe ist, so ragen ihre Häupter doch nicht über den Horizont, vielmehr zieht derselbe als einfache Hauptlinie quer über sie weg. Dennoch behauptet die Gruppe der Tiere mit ihren Lenkern siegreich das Feld. Koller stellt die alte Doktrin von der Architektonik der Linien scheinbar vollkommen auf den Kopf und wirkt dennoch, weil er sein Gesetz in den Dingen zu verbergen weiß; dies ist zum Teil auch das Geheimnis, welches Herr Gleyre in dem eingangs zitierten Ausspruch zum Teil übersieht oder ignoriert. Vier große Ochsen und zwei Männer in einer Landschaft zu malen, deren Gerippe bloß aus einer quer über das Tuch gezogenen Linie besteht, ohne daß die Gestalten sich über diese Linie mit wenigstens Leibeshälfte erheben, welch ein schulwidriges Unterfangen! Es gehört freilich Farbe und Luft dazu, namentlich auch die trefflich gemalten Horizontwolken, neben der Kraft in der Färbung der Tiere.

Diese Tiere selbst nun, im Verein mit ihren Herren und Mei-

stern, umgeben von der stimmungsvollen Einfachheit des weiten Novemberfeldes, zeigen auf die ungesuchteste Weise ein Bild irdischer Arbeit und irdischen Lebens. Die Tiere sind sich alle gleich in ihrer Gutmütigkeit, Arbeitsamkeit, mit ihrem rührend geduldigen Wesen, doch etwas unruhig, da der Vormittag schon vorrückt; aber jedes bewegt sich während der Arbeit auf andere Weise; jedes schaut auf verschiedene Weise uns an, neugierig fragend, ohne dabei seine Pflicht zu versäumen. Es sind vier Haupt Vieh, die wirklich irgendeinem Bauern gehören, der jedes davon wegen seiner besondern Eigenschaften schätzt und jedem einen Namen gegeben hat. Dies ist der Vorzug und das innere Gesetz dieses Bildes, wie uns scheint, und deshalb braucht auch die Gruppe den Horizont nicht zu überragen. Auch die menschliche Staffage, zu welchem Begriffe der Mensch im echten Tierbild degradiert wird, ist vortrefflich aufgefaßt. Der alte Bauer, der den Pflug führt, sieht und hört nichts als seine Arbeit, seinen Grund und Boden, und ihm würde es nichts machen, bis in die Nacht zu pflügen, wenn nur der Acker soweit reichte. Der Knecht dagegen schlendert ungeduldig, gelangweilt neben den Ochsen und sehnt sich unverkennbar mit diesen nach Hause. Das Bild hat einen schönen Silberton und ist dabei kräftig in der Farbe.

Um zu fühlen, worin das Wesen dieser Komposition besteht, vergleiche man das bekannte Pflügerbild der Rosa Bonheur damit, welches durch den Stich vervielfältigt ist. Es ist auch jenes ein schönes und wirkungsvolles Bild, aber — doch eine ganz andere Sache; es ist mehr das, was Herr Gleyre meint.

Ludwig Vogel

(23. August 1879)

Soeben kommen wir von dem Leichenbegängnisse des Meisters Ludwig Vogel. Unter den grünen Bäumen seiner Wohnung hatte sich ein Teil der Künstlergesellschaft, sowie ein kleines Häuflein Bürger versammelt, um dem Sarg und den Leidtragenden bis in die alte Predigerkirche das Geleite zu geben. Herr Pfarrer Bion hielt die Abdankung und verflocht eine kurze Würdigung des Heimgegangenen in origineller Weise in das liturgische Gebet. Ein

Männerchor sang zwei schöne Lieder; ein Arbeiter an der im Bau begriffenen Orgel hämmerte während des ganzen Aktes. Die geringe Teilnahme der Bürger- oder Einwohnerschaft beruht wohl teils auf den veränderten Sitten und Gebräuchen, teils aber auch auf dem Worte: „Da kam ein neuer König auf in Ägypten, der wußte nichts von Josef!" In der Tat, wenn einer über neunzig Jahre alt wird, so hat er Zeit zu gehen, wenn ihn überhaupt jemand, der ihn noch gekannt hat, zu Grabe geleiten soll.

Indessen wird ein umfassender Rückblick und eine ausreichende Betrachtung von Ludwig Vogels Leben und Bedeutung nicht ausbleiben. Die beste Grundlage, Wegleitung und Auffrischung dazu wäre eine möglichst vollständige Ausstellung seiner Arbeiten, was die schöne Aufgabe der mit der Künstlergesellschaft hiezu vereinigten Familie sein möchte. Der Hingeschiedene hat die erstere vor mehr als siebenzig Jahren ja stiften helfen. Eine solche Ausstellung würde so reichhaltig sein, daß es sich bald herausstellen würde: mit den umgehenden Schlagworten punkto Ludwig Vogel sei da nicht auszukommen, wenn man ihm gerecht werden wolle.

Es sind nun gerade achtzig Jahre her, seit der Meister — wie er zu erzählen pflegte — als elfjähriger Knabe in den Kosakenlagern bei Örlikon die ersten malerischen Eindrücke empfing. Das ist eine lange Zeit und der Mann hat sie nicht verschlafen. Möge er nun um so gründlicher ausruhen!

Ein bescheidenes Kunstreischen

(1882)

Zu Anfang verwichenen Oktobers hieß es, daß Meister Stückelberg seine Werkstatt am Vierwaldstätter See nochmals für einen Winter schließen werde, um das letzte der vier großen Bilder in dem neuen Tellenkirchlein dem künftigen Sommer vorzubehalten. Da keiner weiß, ob er eine solche Jahreszeit wieder erlebt, und außerdem der See gerade im Oktober in seinem größten Reize zu schwimmen pflegt, so machten wir uns auf den Weg und mischten uns unter die Besucher, die bis zum Torschluß den fleißigen Künstler störten, wenn auch nur mit Klopfen an den Brettern des Verschlages.

Der andere Malermeister, auf den wir gerechnet hatten, die

liebe Sonne, befand sich freilich nicht zu Hause, und die Landschaft des Urner Sees war in dem tief niederhängenden Nebel und mit ihrem gespensterhaften Gestein so acherontisch düster, grau und kühl, daß wir uns selber fast wie Schatten erschienen und froh waren, statt des Blutes eines odysseeischen Schafbocks in der Wirtlichkeit zur „Tellsplatte" ein Glas guten roten Neuenburger Weines zu uns zu nehmen. Vorsichtig gossen wir den Trank in das Glas, warteten ein wenig, und als der Stern sich gebildet hatte, schluckten wir denselben und stiegen getrost den bröckelnden Steinpfad an das Ufer hinab, wo die Kapelle steht. Ein Trupp grauer Gestalten, gleich stygischen Luftgebilden, drängte sich und kratzte an der Türe. Wir hielten sie für in Plaids gehüllte touristische Nachzügler; als man sie aber um Stand und Namen befragte, fuhren sie seufzend um die Ecke herum und verschwanden im Gebüsch; denn es war schon eine Schar jener unseligen Dämonen, welche dazu verdammt sind, niemals mit Zungen genannt zu werden, weil sie keine menschliche Seele haben, und die daher unablässig die Welt durchwandern, um ihren Namen an alle Denkmäler zu schreiben, damit sie wenigstens gesehen werden. Es geht die Sage, sobald ein solcher Name von einer unschuldigen Jungfrau dreimal laut gelesen werde, so erhalte der betreffende Kieselak nachträglich eine Seele und sei erlöst. Wenn man die Photographien, die von den früheren Gemälden der Tellskapelle genommen worden sind, betrachtet und die Unmenge von Namen sieht, die bis in die Gesichter der Figuren hineingekratzt und -geschmiert wurden, so bangt man im voraus um das Schicksal des neuen Werkes.

Vorläufig aber erweckte die frische Farbenwelt des Innern, als wir eintraten, und die rüstige Gestalt eines werkfrohen Meisters unsere Munterkeit wieder. Die drei fertigen Bilder (bekanntlich der Rütlischwur, die Szene nach dem Apfelschuß und der Sprung aus dem Schiffe) überraschen in der Tat trotz aller guten Erwartung mit dem Eindruck eines entschiedenen Gelingens. Dies will viel sagen, wenn man den bei uns herrschenden Mangel an Übung und Gelegenheit zur Freskotechnik, das ewige Hic Rhodus, hic salta derselben in Betracht zieht, wo die Arbeit jedes Tages am Abend definitiv fertig sein muß und bei aller Vorsicht und Überlegung dieselbe Mischung nach Verschiedenheit der Temperatur rascher oder langsamer trocknet und damit aus dem Tone fällt. Die Bilder zeigen weder ein rotes Ziegelkolorit, so oft die

Frucht der Verlegenheit, noch jene in manierierten bunten Abschattungen schillernde Malerei, welche überhaupt jede Schwierigkeit umgeht; sondern wir erblicken eine mit redlicher Bemühung Natur und Geschmack zu Rate ziehende, kräftige und sympathische Farbengebung.

Diese erreicht den Gipfelpunkt ihres Gelingens in der Pfeilszene zu Altorf. Das figurenreiche Bild ist in allen Teilen samt der malerischen Architektur und dem landschaftlichen Hintergrund von gleichmäßig anziehendem, durchsichtigem und kraftvoll wirkendem Kolorit; keine tote Stelle, wo die Lokalfarbe entweder fehlt oder in kunstwidriger Weise bloßgelegt ist, stört die Harmonie. (Die zum Betrachten nötige Distanz ist, beiläufig gesagt, noch nicht vorhanden, da man sich einstweilen noch auf dem ziemlich hohen Gerüstboden befindet.) Das Sympathische dieses Eindrucks erleidet auf den beiden andern Darstellungen insofern einigen Abbruch, als sowohl das Grau von Gewitterluft und See im Tellensprung, als dasjenige des Nachthimmels und des Hintergrundes im Rütlischwur etwas zu kalt, zu sehr nur schwarzgrau ist. So totgrau die verdüsterte Natur zuweilen erscheint, so darf im Bilde die leise Milderung durch das blaue und das gelbe Element nicht fehlen, das auch dort nie fehlt. Wir begreifen den Umstand übrigens sehr wohl und schreiben ihn gerade der redlichen Absicht zu, bei der Stange zu bleiben und nicht bunt zu färben. Die alten Freskomaler hätten sich einfach dadurch geholfen, daß sie mit dunkelblauen und braunen Tinten dreinfuhren.

Indessen, da die betreffenden Stellen nicht unbedeutende Flächen bekleiden, wird man bei Dekorierung der Plafondgewölbe und übrigen Nebenräume doppelt darauf denken müssen, den Bildern Rechnung zu tragen durch die Wahl des vorherrschenden Tones. Alles dies unmaßgeblich gesagt, da wir die Vorstellung von der Gesamtwirkung, die der Meister gefaßt hat, nicht besitzen.

Die Komposition betreffend, so gründet sich die Szene zu Altorf in der Anordnung der Hauptgruppen auf das allbekannte Bild des Ludwig Vogel, wie uns scheint mit Recht. Wenn ein so eminent patriotischer Gegenstand in der Arbeit des Altmeisters so glücklich behandelt und so populär geworden ist, ohne daß er sich jemals der monumentalen, gewissermaßen offiziellen Ausführung erfreute, so darf der glücklichere Nachfolger, dem diese Aufgabe zufiel, dem Alten billig die Ehre erweisen, an sein Werk in ein paar großen Zügen zu erinnern, es pietätvoll hervorleuchten zu

lassen und zu sagen: ich weiß das nicht besser zu machen! Hat er doch des Eigenen, Selbständigen dabei die Fülle hinzuzubringen, so daß wir immerhin ein neues schönes Werk besitzen. So unterscheidet sich die Hauptfigur bei aller Ähnlichkeit der Situation wesentlich von dem Tell Ludwig Vogels. Dieser ist in seiner heroisch-pathetischen Haltung dem Vogt und der ganzen Gesellschaft überlegen; er sieht fast aus, als habe er seine eigene Geschichte und den Schiller gelesen; er ist idealisiert. Stückelbergs Tell dagegen ist ganz in der Leidenschaft befangen; er weiß nichts, als daß er in der Not ist und sich wehren muß. Auf dem Plattenbilde schwebt er nicht etwa als eleganter Turner mit triumphierender Gebärde in der Luft, sondern er liegt, von der Gewalt des Sprunges und der Wellen hingeworfen, auf dem Strande, und der Gesichtsausdruck zeigt nur die unmittelbare Aufregung des Augenblickes, freilich als Vorbote zugleich des nächsten Entschlusses.

Die Komposition des Rütlischwures dürfte, soweit uns das Vorhandene bekannt ist, an der Spitze aller den Gegenstand umfassenden Bildwerke stehen. Die etwelche rituelle Langweile, die sonst über den drei Männern zu schweben pflegt, wird durch die Gruppierung der hinzutretenden Volksgenossen der drei Länder aufgelöst, ohne daß man ein Theaterpersonal nach aufgezogenem Vorhang zu sehen glaubt. Die allgemeine Bewegung ist vortrefflich individualisiert und das hohe Pathos der Handlung von den wirklichen und natürlichen Regungen des Kummers, der Sorge, des Mutes und der Entschlossenheit erfüllt oder getragen. Hiebei ist die Kunst höchlich zu loben, mit welcher der Maler die bekannten schönen Porträtstudien verwendet, die er unter den Nachkommen der ersten Eidgenossen gesammelt hat. Da ist keine Rede von einer Anzahl mehr oder weniger unbelebter Modellköpfe; alles geht vollständig in der Aktion auf und verleiht doch derselben einen typischen Charakter. Rühmlich ist die naturwahre und wohlverstandene Behandlung des landschaftlichen Beiwerkes im Vordergrunde, der Steine, des Terrains und des Gesträuches usw., im Gegensatze zu dem konventionellen Schlendrian, mit dem sonst in historischen Fresken dergleichen bedacht wird. Sogar das mit dem Morgengrauen erlöschende Feuer am Boden ist gründlich studiert und leistet dadurch seinen Beitrag zur Wirkung des Ganzen.

Obgleich die Nebeldecke über dem See hängen blieb, verweil-

ten wir doch zwei Tage auf oder vielmehr in der „Tellsplatte", in welcher der Namenspatron derselben ohne Zweifel rasch einen Augenblick eingekehrt wäre, wenn sie zur Zeit seines glorreichen Sprunges schon existiert hätte.

Als wir nach Luzern zurückgekehrt waren, führte uns ein freundlicher Stern in die permanente Kunstausstellung dieser Stadt, welche sich an zugänglichem Orte in dem alten Rathause befindet und immer etwas Neues aufzuweisen scheint. Unverhofft standen wir wenigstens vor einem neuen Bilde Arnold Böcklins, des Basler Mitbürgers Ernst Stückelbergs, von dem wir eben kamen. Kein merkwürdigerer Gegensatz hätte unser warten können. Dort ein Kreis historischer Kompositionen, das Ergebnis ganzer Entwicklungsreihen und kombinierter Arbeit; hier eine schimmernde Seifenblase der Phantasie, die vor unsern Augen in das Element zu zerfließen droht, aus welchem sie sich gebildet hat. Es ist wieder eine von Böcklins Tritonenfamilien, die wir in ihrem Stilleben überraschen, ohne daß sie sich stören lassen. Aus den hochgehenden Meereswellen, unter den jagenden Sturmwolken hebt eine Klippe ihren Rücken gerade so viel hervor, daß die Leutchen darauf Platz finden. Der Triton sitzt aufrecht, dunkel und schattig, und läßt auf dem in die Luft gestreckten Bein das Junge reiten, das aus vollem Leibe lacht. Neben ihm liegt die Frau in völligem Müßigsein auf dem Rücken. Mit menschlichen Beinen begabt statt den Fischschwänzen, in modische Kleider gesteckt und nach Paris versetzt, würde die bildschöne Person bald im eigenen Wagen fahren; hier aber hat sie nichts zu tun, als eines der reizenden und geheimnisvollen Farbenepigramme Böcklins darzustellen. Denn wo der „schlohweiße" Menschenkörper in den Fisch übergeht, trifft ein durchbrechender Sonnenstrahl die Fischhaut, daß diese im schönsten Schmelze beglänzter Perlmutterfarben irisiert. Sowie dieser Sonnenblick hinter die Wolken tritt, wird das Märchen wieder im Wellenschaum vergehen, aus dem es gestiegen.

Es heißt, daß Böcklin nur einmal in seiner Jugend zahlreiche und sorgfältige Studien nach der Natur gemalt habe und seither sich mit Spazierengehen und Anschauen begnüge. In diesem Falle ist die Kraft, die man Phantasie nennt, zugleich die Schatzmeisterin, Ergänzerin und Neuhervorbringerin, und mit dem Gedicht des Gegenstandes ist auch schon das Licht- und Farbenproblem und die Logik der Ausführung gegeben. Auch von dem

berühmten Düsseldorfer Andreas Achenbach sagte man Ähnliches. So soll er schon als junger Mensch in einer Winterlandschaft die durchsichtig übereinanderliegenden Eisschichten eines wiederholt überfrorenen Flusses aus dem Gedächtnisse und alla prima so gemalt haben, wie andere es nur nach der Natur und mit gehörigen Untermalungen hätten hervorbringen können.

Das unverhoffte Anschauen von Gegensätzen war indessen mit dem Böcklinschen Bilde noch nicht zu Ende. Das Glück führte uns in das stille Landhaus des Herrn Robert Zünd, des Landschafters, der durch die ernste und selbständige Richtung seines Genius, sowie durch die voll erworbene Fähigkeit, ihr auch zu folgen, sich längst auszeichnet. In frühern Jahren malte Zünd vorzugsweise stilisierte Landschaften, meist mit biblischer Staffage. Diese Bilder bewegten sich keineswegs in bekannten Schablonen, sondern waren immer schön und eigentümlich gedacht, sowie breit, fest und wirkungsreich behandelt. Unversehens, für den ferner Stehenden wenigstens, geschah eine Art Umwandlung. Die Formate der Bilder wurden kleiner, die heroischen Gegenstände verwandelten sich in friedlich intime Dorfgelände aus der Umgebung von Luzern, so anspruchslos und bescheiden in der Komposition als möglich, allein mit so zarter Sicherheit und harmonischer Reinheit des Pinsels behandelt, daß sie fast nur an die feinsten und kostbarsten Niederländer erinnern konnten. Das Wort Komposition ist oben insofern noch an seinem Platz, als der bei aller Bescheidenheit wohlbedachten Wahl des Gegenstandes eine sorgfältige Anordnung der einzelnen Teile und der Beleuchtung zur Seite stand und somit das Werk als selbständiges Bild, als ein Neues begründete.

Weder von der frühern, noch von dieser letzteren Stilform fanden wir eine Probe in der Werkstatt des Herrn Zünd. Auf der Staffelei stand der Vollendung nahe das Innere eines prächtigen Hochwaldes von Laubhölzern, ein vollkommen geschlossenes Bild von vollster Wirkung und merkwürdiger Ausführung. Es war aber nichts anderes als die etwas vergrößerte Kopie einer bis zum letzten Strich nach der Natur gemalten Studie. Einige Änderungen, Weglassungen oder Zutaten, die der Künstler des lieben Herkommens wegen versucht, hatte er wieder beseitigt, um das gelungene Werk der Mamma Natur nicht zu verderben. Es ist ja hin und wieder vorgekommen und kommt noch vor, daß ein Maler ein solches Kunststück mit ausdauerndem Fleiße unter

freiem Himmel ausführt, wenn man auch nicht untersuchen darf, was er hinterdrein oder zwischendurch in der Stube verschönert oder verschlimmbessert. Wir wollten also schon den Zufall preisen, der hier wieder einmal durch das Medium eines preiswürdigen Meisters einen solchen Geniestreich gemacht und ein fertiges Bild geliefert habe; wie wunderten wir uns aber, als der Künstler nun eine ganze Schicht solcher Studienbilder, eines nach dem andern, hervorholte und aufstellte! Die verschiedenartigsten Motive entrollten sich, aber jedes war ein wirkliches, klares und rundes Motiv, einem feinen Gedankenbilde, einem Gedichte gleichend und doch draußen aus dem Boden gewachsen bis zum letzten Halm. Und kein einziges Touristenstück, keine Vedute oder Knalleffekt aus dem nahen Hochgebirge darunter, sondern lauter Gegenstände, welche das ungeübte Auge, der ungebildete Geschmack draußen im Freien weder sieht noch ahnt, die aber doch dort und nicht erfunden sind, Dinge, welche in allen Meistersammlungen für schöne und gute Dinge gelten. Wo ist nun hier die schaffende Kraft? Die Phantasie oder Vorstellungskraft des Künstlers hat hier nichts zu erfinden; aber ohne sie würden diese Perlen, die kein anderer gesehen hätte, nicht gefunden, freilich aber auch ohne das virtuose technische Geschick des Künstlers nicht festgehalten und zu Gesichte gebracht werden, und eben dieses technische Geschick gehört wiederum mit zum Geheimnisse jener doppelsinnigen Phantasie und ist mit ihr aufs innigste verwachsen. Wahrscheinlich ist die edle Übung dieser fein gewählten und vollendeten Naturstudien, die man am liebsten gleich mit einem Rahmen versähe, auch wieder eine Phase des Künstlers, und wir dürfen vielleicht nach derselben einer neuen, aus den bisherigen Phasen sich entwickelnden Richtung entgegensehen; vielleicht entsteht so die wahre ideale Reallandschaft oder die reale Idealllandschaft wieder einmal für eine kurze Zeit.

Von unserem verwegenen Ausfluge heimgekehrt, saßen wir ein Weilchen auf dem Trockenen punkto Malerfreuden, bis wir auf den billigen Einfall gerieten, dahin zu gehen, wo wir hätten anfangen sollen; und so suchten wir Rudolf Kollers sonnigen Wohnsitz auf, den die Wellen des Sees in ewig wechselnder Gestalt bespülen. Die Bedeutenden unter unsern Schweizerkünstlern leben meistens in einer Art freiwilliger Verbannung; entweder entsagen sie der Heimat und verbringen das Leben dort, wo Sitten und Reichtümer der Gesellschaft, sowie Einrichtungen und Be-

dürfnisse des Staates die Träger der Kunst zu Brot und Ehren gelangen lassen, oder sie entsagen, gewöhnlich in zuversichtlichen Jugendjahren, diesen Vorteilen und bleiben in der Heimat, wo ein warmes Vaterhaus, ein ererbter oder erworbener Sitz in schöner Lage, Freunde, Mitbürger und Lebensgewohnheiten sie festhalten. Gelingt es auch dem einen und andern, seine Werke und seinen Namen in weiteren Kreisen zur Geltung zu bringen und sich zu entwickeln, vermißt er auch weniger den großen Markt und die materielle Förderung, so ist es doch bei den besten dieser Heimsitzer nicht leicht auszurechnen, wieviel sie durch die künstlerische Einsamkeit, den Mangel einer zahlreichen ebenbürtigen Kunstgenossenschaft entbehren. Alle Liebhaber, Dilettanten, Schreibekritiker regen weder an, noch ist etwas von ihnen zu lernen; man kennt uns ja insgesamt daran, daß wir vor allem neu Entstehenden uns entweder mit alten Gemeinplätzen behelfen oder uns erst besinnen und suchen müssen, was wir etwa sagen können oder wollen, um nur etwas zu sagen. Der wirkliche Kunstgenosse dagegen weiß auf den ersten Blick, was er sieht, und beim Austausche der Urteile und Erfahrungen verständigt man sich mit wenigen Worten. Und nicht nur das tägliche Schauen alter und neuer Meisterwerke und der Wetteifer mit vielen tüchtigen Genossen erhalten die Kraft: auch der Ärger über widerstrebende Richtungen, der kritische Zorn über die hohlen Gebilde aufgeblasener Nichtkönner ist gesund und bewahrt die Künstlerseele vor dem Einschlafen, und auch diese Nutzbarkeit ist nur auf den Plätzen des großen Verkehres zu haben.

Was nun unsern Rudolf Koller betrifft, so gehört er zu der Partei derjenigen, die daheim bleiben und vereinzelt im Vaterlande leben, und es ist zu vermuten, daß nicht zum mindesten die bequeme und liebliche Behausung am See den Maler festgehalten habe. Wie dem auch sei, so hat dieser die Einsamkeit siegreich überwunden und bis auf diesen Augenblick so rastlos und mutvoll gearbeitet, wie wenn er mitten im auf- und anregenden Treiben eines Zentrums lebte. Auch jetzt fanden wir das Atelier wieder nach Verhältnissen eines Meisters ausgestattet, der sich durch keine Schwierigkeiten von seinen Zielen abziehen, sondern Konzeptionen und Ausführungen in unverminderter Kraft und Kühnheit sich folgen läßt. Eine Sendung für die gegenwärtige Wiener Ausstellung stand eben bereit: neben der durch Gewittersturm überraschten Heuernte, die von der letztjährigen Schweizer Ausstellung

her bekannt ist, in gleich großem Maßstabe ein seither entstandener Aufzug auf die Alp, ein Bild, das mit seiner prächtigen Naturfrische und Lichtfülle aufs neue das große Talent beurkundet, welches ein im konventionellen Schlendrian versunken gewesenes Genre original in die Höhe gebracht hat und aufrecht hält.

Es ist nicht die programmgemäße Erzählung eines vollständigen Aufzuges von Tieren und Leuten, der sich in einer formenüberfüllten Gebirgslandschaft hinanschlängelt; vielmehr sehen wir in echt malerischer Beschränkung eine einzelne Gruppe vor uns, die uns mitten in die Fahrt versetzt.

Der Zug hat schon die höhere Bergregion erreicht und sich in der Freiheit der „reinen Lüfte" gelockert. So treffen wir eben auf eine lustig vordringende Gruppe von ein paar Rindern und einem Rudel Schafe, worunter ein angehendes Stierli, das offenbar zum erstenmal auf die Alpe kommt. Ein junger Senn, an eine schöne falbe Kuh gelehnt, schaut sich um und lenkt so den Blick auf einige Hirten und Tiere, die in der Entfernung durch den silbernen Morgenduft heraufkommen. Trotz dieser mäßigen Zahl von Figuren fühlen und wissen wir, warum es sich handelt; wir befinden uns sozusagen selber mitten in dem Stück schöner Natur und wohliger Bewegung. Wir wissen, daß ein Teil des Zuges schon voraus ist, ein anderer noch kommen wird. Koller hat lange, bevor die jetzige Sensationsmalerei existierte, seine Vordergründe, wo die Größenverhältnisse der Bilder es bedingten, mit ungebrochen blühenden Farben auszustatten geliebt; er steht nun um so gerechtfertigter da, als er dabei niemals seine männliche Art und Besonnenheit und die Gesetze ehrlichen Fleißes überschritten hat. Auch auf gegenwärtigem Bilde stehen wir im frischesten Grün, das von der bunt aufgeblühten Alpenflora durchwirkt ist. Von diesem Boden heben sich die Figuren um so kräftiger ab, als das Firngebirge des Hintergrundes, mit der wallenden Wolke des Morgennebels verschmolzen, mehr geahnt als gesehen wird, und kaum hie und da schimmernd durchblickt. Dies gibt, verbunden mit dem kraftvollen Vorgrunde, der ganzen Darstellung ihre Weite, Leichtigkeit und Lichtfülle, sowie auch die heitere Ruhe in aller Bewegung. Das Bild ist übrigens nicht nach Wien abgegangen, da es noch im Atelier verkauft wurde.

Einen eigentümlichen Reiz gewährte das zweite Zimmer der Werkstatt durch seine dermalige Ausschmückung. Die eigentliche Landspitze des Zürichhorns, angrenzend an Herrn Kollers Be-

sitzung, ist ein Überrest des ursprünglichen Ufergeländes im idyllischen Zustande vor der Zeit der Landanlagen und Kaibauten, als Schilf und Weidicht mit den über das Wasser hängenden Fruchtbäumen abwechselten. Man hat jetzt keinen Begriff mehr von dem malerischen Anblick der Seeufer bis nahe an die Stadtmauern, und Goethe müßte weit hinauffahren, bis er singen könnte:

Morgenwind umflügelt
Die beschattete Bucht,
Und im See bespiegelt
Sich die reifende Frucht.

Bis jetzt Staatseigentum, blieb das fragliche Landstück auf Zusehen hin im alten Zustande, zumal es Ausmündungsstelle eines Wildbaches ist, der erst in letzter Zeit eingebaut wurde. Diesem Umstande ist es zu danken, daß ein kleiner Wald von Weiden sich vollständig auswachsen konnte und einen Park von stattlichen Bäumen mit vollen, runden Formen bildet, wie sie ein Poussin sich nicht besser wünschen könnte, mit Durchblicken in den westlichen Abendhimmel, auf den See und auf die im Morgenlichte schwimmenden Gebirgslinien. Niemand, der nicht näher hinzutrat und namentlich das Innere des aus der Entfernung so schlicht anzusehenden kleinen Gehölzes nicht kennt, vermutete einen so köstlichen Schatz darin zu finden. Aber erst durch eine Reihe rein landschaftlicher Bilder, die Rudolf Koller daraus geschöpft hat, ist der Wert recht zutage getreten, und zwar wörtlich in allen Tageszeiten; denn vom Morgengrauen bis zur Abenddämmerung hat er die schönen Bäume mit der atmosphärischen Erscheinung verbunden wiedergegeben, in durchgeführten Bildern dieselbe Einsamkeit, dasselbe geheimnisvolle Naturwalten in mannigfachem Wechsel dargestellt und so seine alte Vielseitigkeit neuerdings bewährt. Wir könnten uns nicht Sinnigeres denken als ein Zimmer oder einen Saal, der ausschließlich mit diesen anmutigen Baumbildern dekoriert wäre, wozu freilich ein etwas geschulter Geschmack und eine unverkümmerte Liebe zur alten grünen Waldeinsamkeit gehörte.

Das Wäldchen ist übrigens aus Anlaß der letzten Bachkorrektion schon bedeutend geschädigt worden und wird wohl bald ganz vom Erdboden verschwinden. Daher ist das Denkmal, das der Künstler dem vergänglichen Gewächse gestiftet hat, ebenso verdienstlich als rührend. Bäume wachsen immer wieder, aber immer

weniger in den Himmel; denn wenn es im „Faust" heißt: „Aber die Sonne duldet kein Weißes", so kann man jetzt sagen: „Aber der Bauherr duldet kein Grünes". Die gleiche Generation, die jetzt Bäume pflanzt, pflegt sie auch wieder umzuschlagen, auszureißen und sorgfältig klein zu machen, ehe sie abzieht, gleich wie die Mietsleute Stuben und Küche ausfegen, wenn sie eine Wohnung verlassen. Kein Mensch wird einst glauben, daß die Kollerschen Weidenbilder hier gewachsen und gemalt worden seien.

Emil Palleske,

welcher in den nächsten Tagen in Zürich eine seiner Vorlesungen zu halten gedenkt, ist als Verfasser des schönen Buches „Schillers Leben und Werke" den hiesigen Literaturfreunden wohl schon bekannt und wert genug geworden; ist ja die Zeit noch nicht so fern hinter uns, wo jenes Buch in rasch errungner Berühmtheit und Verbreitung mit Lewes Leben Goethes wetteiferte.

Zum erstenmal aber tritt uns Palleske nun in seiner Haupttätigkeit als kunstgeweihter und genialer Vorleser nahe, nachdem er längst in allen Städten des Nordens ein stets herzlich empfangner Gast geworden ist, und da erscheint es uns als eine willkommene Pflicht, ihm ein warmes Wort der Empfehlung vorangehen zu lassen. Der Entwicklungsgang dieser Künstlergestalt macht in der Tat einen eigentümlichen Eindruck. In seiner Jugend begabter und ernst aufstrebender Schauspieler eigenster Wahl, sich mit dramaturgischen Studien und Arbeiten durchbildend, Dichter einer mäßigen Zahl von Schauspielen, welche durch Wahl des Stoffes, Geist und Form gleich sehr sein ideales Streben beurkundeten, wie „Achilles", „Braut von Korinth", „Montmouth" und „Cromwell", und die an Bedeutung weit über vielen populär gewordnen Zugstücken neuerer Dramatiker stehen, als Verfasser des Schillerbuches glänzender und glücklicher Schriftsteller, wendet er sich immer wieder dem Rhapsodenberufe zu und beschränkt sich darauf, alle Begabung und Durchbildung mit hingebender Leidenschaft dem Vortrage klassischer Werke oder aufmunterungswerter Hervorbringungen der Mitlebenden zu widmen, alle Freude und Ehre nur darin suchend, seine Hörer für das Schöne und Edle zu gewinnen und zu erobern.

Es ist uns der Abend noch in lebendiger Erinnerung, als vor

Jahren Palleske im Saale des Englischen Hauses zu Berlin Shakespeares „Wintermärchen" vorlas und unter dem gewählten Auditorium eine Zahl älterer Herren sich befand, welche Tieck und Holtei noch hatten lesen hören und den jungen Mann sofort als ebenbürtigen Fortbildner der edlen Kunst begrüßten. „Das Wintermärchen" gehört zu jenen Stücken Shakespeares, welche von jenen, die durch die harmlosen und unschädlichen Bekundungen der Shakespearomanen immer so schrecklich geplagt und beunruhigt sind, wohl auch als altenglischer Zopf, ungenießbares Zeug usw. bezeichnet werden. Als nun aber Palleske seinen Vortrag begann, war es, wie wenn das Sonnenlicht ein altes gemaltes Kirchenfenster zu erhellen beginnt; von Szene zu Szene verbreitete sich der ursprüngliche Glanz und ließ das Werk auch dem letzten Beschauer oder vielmehr Hörer als ein wohlgemachtes und wohlgetanes erscheinen.

Manchem etwas plan angelegten Gemüt, dem das stille Hineinlesen in die alte Dichtung allerdings ungewohnt und schwierig vorgekommen war, wurde dieselbe nun doch aufgetan und zu einem neu erworbnen Gut.

Seither hat Emil Palleske sein friedlich leuchtendes Licht weit herum und bis tief nach Rußland hineingetragen und überall die durch die deutsche Sprache Verbundenen zu reinem Genusse um sich versammelt, unterstützt durch eine immer gleich frische und liebenswürdige Persönlichkeit.

Wie wir soeben aus der Ankündigung einer ersten Vorlesung auf dem Rüdensaale ersehen, wird dieselbe Fragmente aus verschiedenen Dichtern und Dichtungen umfassen, was ein rasches Orientieren in seiner Kunst und Art nur erleichtert. Wir hoffen aber, es werde ihm durch volle Teilnahme die Vorführung eines größeren Ganzen nahegelegt und überhaupt ein nicht zu kurzer Aufenthalt beliebt werden.

Vermischte Gedanken über die Schweiz

Handschriftlich im Nachlaß auf der Zentralbibliothek Zürich

Es möchte nicht ganz unpassend für uns junge Schweizer sein, wenn wir in einer Zeit, wo man angefangen hat, unsre Nationalität zu bestreiten, wo man uns geistig zwingen will, unser

Vaterland nicht als helvetisches, sondern als deutsches, als französisches, als italienisches zu lieben, wo jeder fade, lumpige Winkeljournalist des Auslandes sich herausnimmt, über die Schweiz einen Mist herauszuschwatzen, der von nichts als von der lichtscheuen Unwissenheit desselben zeugt, wo in jeder Kaffernzeitung die Schweiz und ihre inneren Einrichtungen verhöhnt werden, wenn wir in einer solchen Zeit bisweilen unsere Gedanken nach diesem Vaterlande richten und unsere Gefühle in dem großen Kampfe der Grundsätze, der gegenwärtig Europa bewegt, zu ordnen suchen. Dazu fordern uns auch die innern Zustände der Schweiz auf, und zu diesem Ende hin nehme ich mir die Freiheit, euch heute mit einigen unmaßgeblichen Ideen und Betrachtungen zu bewirten, mit der vorangehenden Bedingung jedoch, daß ich sie bloß als meine individuellen Ansichten gebe und jeden Andersgesinnten auffordere, seine Gegenmeinung in geeigneten Einsendungen ebenfalls zu äußern; dadurch wird unser Wochenblatt einiges Interesse gewinnen, und mancher, der sonst nicht viel zur Unterhaltung der Gesellschaft beiträgt, gezwungen werden, sein Scherflein beizulegen. Vor allem aus wenden wir unsere Blicke auf die neulichen Angriffe Deutschlands gegen unsere Nationalität. Ich hoffe, es wird keiner unter uns sein, der über diesen Punkt im geringsten verwirrt worden wäre, obgleich man in Deutschland von der unfehlbaren Richtigkeit dieser ungründlichen Behauptungen allgemein überzeugt zu sein scheint. Die Deutschen glauben uns dadurch hauptsächlich zum Schweigen zu bringen, das schweizerische Volk gehöre seiner Abstammung nach gar nicht zusammen, sondern die deutsche Schweiz gehöre eigentlich zu Deutschland, die französische zu Frankreich usf., kurz jeder Teil unseres Landes gehöre zu dem seiner Abstammung entsprechenden Teil der angrenzenden Staaten, und das ist vorsätzliche Nichtbeachtung unseres Nationalcharakters. Denn zugegeben, daß wir den nämlichen Völkerstämmen entsprossen sind wie unsere Nachbaren, so tut das durchaus nichts zur Sache. Der Geist der Generationen verändert sich unendlich, und wenn wir jener Ansicht und der Bibel folgen müßten, so wäre die ganze Menschheit nur eine Nation und müßte folglich nur einen einzigen Staat ausmachen. Die jetzige Bevölkerung Englands ist entstanden aus Britanniern, Römern, Angelsachsen, Normannen, Kelten usf., die alle einander wechselweise besiegt, verdrängt und unterdrückt haben, und doch ist die englische Nation jetzt eine ganze, unteil-

bare, originell in ihrem Charakter und weder den jetzigen Franzosen noch Deutschen noch irgendeinem Volke ähnlich. So ist's auch mit den Schweizern gegangen. Die Urkantone waren von jeher frei in ihren Bergen; man weiß von keinem Herrn, der sie gesetzlich jemals regiert hätte. Albrecht suchte sie mit Gewalt zu zwingen, und von da an schufen sie sich ihr eigenes Geschick, und an dieses knüpfte sich nach und nach, bis auf unsere Zeiten, die ganze gegenwärtige Schweiz, teils aus innerem Drange und Neigung, teils aus äußerlichem Bedürfnis an, und durch die Verfassungen, die sie sich selbst gaben, sind sie eben so verschieden worden von denen, mit denen sie gemeinschaftliche Abstammung hatten. Der Nationalcharakter der Schweizer besteht nicht in den ältesten Ahnen, noch in der Sage des Landes noch sonst in irgend etwas Materiellem, sondern er besteht in ihrer Liebe zur Freiheit, zur Unabhängigkeit, er besteht in ihrer außerordentlichen Anhänglichkeit an das kleine, aber schöne und teure Vaterland; er besteht in ihrem Heimweh, das sie in fremden, wenn auch den schönsten Ländern befällt. Wenn ein Ausländer die schweizerische Staatseinrichtung liebt, wenn er sich glücklicher fühlt bei uns als in einem monarchischen Staate, wenn er in unsere Sitten und Gebräuche freudig eingeht und überhaupt sich einbürgert, so ist er ein so guter Schweizer als einer, dessen Väter schon bei Sempach gekämpft haben. Und umgekehrt, wenn ein Schweizer mit Frankreich oder Deutschland zu sehr sympathisiert, wenn er sich behaglich und glücklich findet als Untertan irgendeines fremden Souveräns, wenn er fremde Gewohnheiten aus Neigung annimmt und heimatliche Sitten verachtet, so ist er kein Schweizer mehr; er ist ein Franzose, ein Östreicher oder wo ihn sein Herz hinzieht, und das kann man ihm nicht immer zur Sünde anrechnen; denn der Neigungen und Wünsche des Menschen sind so viele wie Sterne am Himmel. Während Schiller mit der ganzen Glut seines Herzens die feurigen Worte singt: „Der Mensch ist frei geschaffen, ist frei, und wär' er in Ketten geboren!", läßt der Herr Geheimrat von Goethe in nobler Behaglichkeit seinen Tasso sagen: „Der Mensch ist nicht geboren, frei zu sein, und für den Edlen gibt's kein größer Glück als einem Fürsten, den er liebt, zu dienen."

Wenn die zwei größten Schriftsteller unserer Zeit so verschiedene Worte sprachen, wie kann man es beschränkteren Sterblichen verdenken, wenn der eine da, der andere dort seine wahre Heimat

sucht. Aber was der Mensch einmal als wahr empfunden hat, an das soll er halten; was er als sein geistiges und materielles Glück erkannt hat, von dem soll er nicht lassen, bis er eine andere Überzeugung bekommt. Nun hat der Schweizer einmal gefunden, daß die Unabhängigkeit des gesamten Vaterlandes, die Freiheit des Gedankens und des Wortes, die völlige Gleichheit der Rechte und Nichtgeltung des Standes und anderer Äußerlichkeiten das Bedürfnis seiner Seele ist. Diesem allem aber müßte er durch die Anschließung an andere, ihm ehmals verwandte Stämme nach den jetzigen Staatsverhältnissen entsagen, oder er müßte sein Prinzip geltend zu machen und auszubreiten suchen, und das liegt nicht im Wesen eines wahren Schweizers. Denn das eben war von jeher die schönste Tugend unseres Bundes, daß er nicht, wie Frankreich, überall Proselyten zu machen sucht, sondern sich an sich selbst begnügt, und es waren die blühendsten Zeiten der Schweiz, sie war am geachtetsten, als sie in der Einfalt ihrer alten Sitten und in der Nichtachtung fremder Händel stark war. Der Schweizer spricht gern von seiner Freiheit; aber er sucht sie niemandem aufzubringen, und warum sollte er nicht mit Liebe davon sprechen? Spricht doch jeder gute Untertan ebenso gern von seinem König, und unser König ist einmal die Freiheit; wir haben keinen andern. Möchte es immer die wahre, die unzweifelhafte Freiheit sein; aber eben das war immer der Stoff zu den innern Zwistigkeiten unseres Landes, daß sie von dem einen Teile in dieser, von andern in jener Form gesucht und heftig bestritten wurde. Die einen glauben sie nur in der aristokratischen, die andern in der demokratischen Verfassung zu sehen, und letztere werden wieder, während sie die Wahrheit zu besitzen glauben, arg in der Irre herumgeführt von einer Kaste, die hoch über beiden Parteien stehen sollte; ich meine die Geistlichkeit. Es hat Republiken gegeben, wo die Aristokratie geeigneter war fürs Wohl des Volkes als die Demokratie; allein jene Aristokraten liebten ihr Volk, sie achteten es und erkannten ihren wahren Beruf. Von den unsrigen kann man es nicht sagen. Die jetzigen Überreste und Anhänger der Patrizier in den meisten Kantonen, vorzüglich in Zürich und Basel, sind selbstsüchtig, geldgierig, schmutzig, zopfig; sie lieben das Volk nicht, suchen nur aus Privatinteressen und Herrschsucht das Ruder zu halten, sind oft in der stupidesten Spießbürgerei versunken und ermangeln ganz jener feinern Bildung und höhern Kultur des Geistes, welche sonst die Aristokraten anderer Repu-

bliken so sehr auszeichnete; kurz, was ihre Haupteigenschaft sein sollte, sie sind nicht nobel. Hievon gibt es einige sehr ehrenwerte Ausnahmen [ ], aber deren sind so wenige, daß sie keine Wirkung unter der Masse machen. Obgleich ich keinen der jetztlebenden Souveränen kenne, dessen Untertan ich sein möchte, so hat es doch schon solche gegeben, deren Herrschaft ich lieber ertragen hätte als diejenige unserer Regierungen im 17. und 18. Jahrhundert, der Zeit der geistigen und körperlichen Unterdrückung, der totalen Seelenfinsternis im Volke, wo die herz- und geistlosen Regenten das Licht unter ein Scheffel stellten und darauf saßen, den steifen Zopf im Nacken, wo ihre Weiber und Töchter die Habe der sogenannten Bauern und Gewerbsleute in seidene und damastene Kleider verwandelten und frech darin herumbuhlten, wo die Pfaffen die besten Alchimisten waren, indem sie den Schweiß des Volkes in eitel Gold zu verwandeln wußten, das sie in schweren Ketten um die immer durstige Kehle hingen und in dicken Ringen an die habsüchtigen Finger steckten. Doch diese Zeit ist, Dank sei es dem, der die Nacht haßt und den Tag liebt, längst vorbei; sie hat wie ein drückender Alp auf dem Herzen des Volkes gelegen; aber es hat sich geregt und hat frischen Atem geholt und die Augen geöffnet dem ewigen Lichte, das ins Land leuchtete. Noch nicht überall kann es dies Licht vertragen, obgleich es kein neues ist; denn unsere Väter haben es schon gesehen; aber es wird sich wieder gewöhnen daran, wenn es das scheue Geschlecht der Nachtvögel vertreibt, die das Licht umflattern und auszulöschen trachten.

Die Zeit ist da, wo die geistigen Elemente unseres Landes im heftigsten Kampfe verwickelt sind. Beinahe feindselig stehen sie sich gegenüber, und unter ihren Vertretern sehen wir auf beiden Seiten tüchtige Männer, aber auch auf beiden Seiten viele bloße Maulhelden. Wir werden wahrscheinlich die Krise noch erleben; geben wir uns der schönen Hoffnung hin, daß jeder redliche Schweizer in ihr sein wahres Heil erfüllt sehen werde. Zu dieser Hoffnung ist aber nur der berechtigt, der auch an sich selbst nichts fehlen läßt, was dem Ganzen frommen kann, der unparteiisch und unbestechlich den Nutzen jeder Meinung still bei sich selbst erwägt, und hat sie sich als gut bewährt, sie annimmt, komme sie von einem Aristokraten oder Demokraten, passe sie in sein bisheriges System oder nicht. Nun können wir uns aber nicht leugnen, daß auch auf unserer liberalen und radikalen Seite nicht immer alles so war. Unsere Radikalen sind oft so schroff, so

verblendet, so intolerant als nur ein eingefleischter Aristokrat es sein kann. Die Freiheitsliebe ist nicht gar selten in eine gedankenlose Schreierei ausgeartet, die religiöse Gedankenfreiheit zum kalten Hohne und Wegleugnen jedes religiösen Prinzipes und zum frechen Spotte alles Heiligen geworden. Es sind zwar nur einige wenige, denen man dies nachsagen kann; aber traurigerweise sind diese gerade die talentvollsten Köpfe. Ebenso hat man einige Male zu wenig bedacht, daß nicht alles Neue gut, nicht alles Alte untauglich und schlecht geworden sei. Während man dem Geist immer mehr Nahrung gibt und die Köpfe erhellt, läßt man nicht selten das Herz erkalten. Man ist zu prosaisch geworden in vielen Sachen. Dazu gehört hauptsächlich die gänzliche Vernachlässigung der schönen Wissenschaften und Künste und die schroffe Abtrennung vom Ausland. Denn in dieser Hinsicht ist uns Deutschland weit voran, und es schadet unserer politischen Nationalität durchaus nichts, wenn wir das in Kunst und Literatur höherstehende Ausland zum Muster nehmen. Nur dadurch, daß wir jeden guten Gedanken in uns aufnehmen, komme er von wem er wolle, daß wir die Wahrheit an jeder Partei zu schätzen wissen, daß wir in unsern Gegnern nicht die Person, sondern nur die falschen Grundsätze hassen und selbst während dem hitzigsten Kampfe die Versöhnung im Herzen tragen, dadurch daß wir ohne allen Dünkel gerne anerkennen, daß auch der Bürger anderer Staaten glücklich sein könne, dadurch endlich, daß wir niemals den göttlichen Funken der Ewigkeit in unserer Brust ersticken und nie das heilige Vertrauen zu jenem verlieren, der die Sterne lenkt; nur dadurch können wir dem Sonnenaufgange der alleinigen Wahrheit ruhig und gefaßt entgegensehen; sie wird vielleicht blutrot aufgehen, diese Sonne; in düsterem Purpur werden vielleicht die Firnen und Eiskuppen unseres freien Vaterlandes glühen; aber der kristallhelle Tag wird dennoch anbrechen und sein glückliches reines Blau über unsere silbernen Berge ausbreiten.

Randglossen

„Zürcher Intelligenzblatt" vom 16., 18., 26., 27. März 1861.

I

Die Eidgenossen können der Wiedervereinigungsfrage von Baselland und -Stadt behaglich zusehen. Ob wir zwei sich weiter entwickelnde Kantonsindividualitäten mit ihren verschiedenen Vorzügen behalten, ob wir dieselben mit der Zeit in einen kräftigen Grenzkanton vereinigt sehen, welcher die Fähigkeiten einer reichen und gebildeten Stadt und eines tüchtigen, originellen Landvolkes in sich schließt, wir können, sozusagen, in beiden Fällen glückliche Gewinner sein. Nur die barsche und lärmende Antwort, welche in Liestal vor der Zeit auf den Basler Ratsbeschluß gegeben wurde, etwas verdächtig, und das Androhen von Maßregelungen wollte uns sogar eher an stadtbaslerische Manieren vor 1833 als an freien Landschäftlergeist erinnern. In der Tat hat auch ein Vögelchen davon gesungen, daß der begrabene Stadtzopf ein junges Schoß aus dem Boden getrieben und daß gewisse Pächter der „Zustände" auf der Landschaft selbiges Schoß bei Nacht und Nebel abgeschnitten und sich selbst ins Genick gehängt haben. Warum nun die Liestaler Blechmusik eine Freiheitshymne aufspielen mußte, als ob es sich um den Sieg am Morgarten handelte, wäre dennoch unklar, wenn nicht die „Neue Zürcher Zeitung" zugleich mit ins Messing geblasen hätte. Rufst du, mein Vaterland! blus es in Liestal, und: „Hie Sankt Felix und Regula!" rief die Besatzung von alten Römern im Elsasser; „die Weltgeschichte ist abgeschlossen, die Pulte sind besetzt, die Tinte ist verteilt, Punktum!"

Noch neulich, als das eidgenössische Militärdepartement auch seinen Beitrag glaubte leisten zu müssen zu der Fürsorge, daß das schweizerische Schützenfest nicht mit der Zeit, den fremden Schießen gegenüber, zu einer sächsischen Vogelwiese ausarte, da schlug die „Neue Zürcher Zeitung" eine ganz ähnliche Freiheitsschlacht und blies ins Messing, daß ihr Horn sich ganz gerade ausstreckte und beim Einatmen wieder aufrollte, wie das Hörnchen jenes starken Postillons. Wer etwas von einem Tyrannen in sich fühlte, der rief beim Anblick der Zürcherin mit Cäsar:

> Laßt wohlbeleibte Männer um mich sein,
> Mit glatten Köpfen, und die nachts gut schlafen.

Der Cassius dort hat einen hohlen Blick;
Er denkt zu viel: die Leute sind gefährlich.

Zwar meint Antonius:

O fürchtet den nicht, er ist nicht gefährlich,
Er ist ein edler Mann und wohlbegabt.

Doch Cäsar fährt fort:

Wär' er nur fetter! —
Ich kenne niemand, den ich eher miede,
Als diesen hagern Cassius. Er liest viel;
Er ist ein großer Prüfer und durchschaut
Das Tun der Menschen ganz; er liebt kein Spiel;
Noch nie las er, wie andre Römer wohl,
Den Jasserbrief, und achtlos steht sein Schoppen.

Als aber Cassius gar seine Toga zu Herrn Bülow von Affoltern schickte und sich ein kurzes Garibaldihemd daraus schneiden ließ, da wurde es uns noch schwüler. Denn als Garibaldi seinen Sitz im Parlamente verschmähte und sich auf den Felsen von Caprera setzte, von dort auf eigene Hand seine Proklamationen erlassend, da rief Cassius: Seht den königlichen Mann! Preis ihm, Heil ihm, er behält sich seine Freiheit vor, um die Freiheit seines Volkes zu erringen! Wir fürchteten schon, die rote, außerparlamentliche Diktatur auch bei uns wüten zu sehen. Aber sonderbar, ein konträres, vergessenes Wörtchen summte uns im Ohr; als die Leute der Helvetia zum Schutz schweizerischer Unabhängigkeit und Wahrung verbriefter Rechte Volksversammlungen ausschrieben, siehe da, da hatte Cassius geschrieben: Die wahre Volksversammlung der Schweizer ist die Bundesversammlung, wer wird sich außerhalb derselben versammeln wollen? Wer hat außer den Behörden Proklamationen zu erlassen und Depeschen zu versenden?

Das paßt nicht zusammen, sagten wir, da hapert etwas im Gehirn des Cassius. Als aber bald darauf Garibaldi und die Seinen Venetien wirklich anzugreifen begehrten und von Tag zu Tag der Krieg näher zu kommen drohte und die Neue Zürcherin auf einmal ausrief: Schaudern denn diese Menschen nicht vor sich selbst zurück? da sahen wir endlich, daß die verschnittene Toga, das Hemd der „Neuen Zürcher Zeitung", nicht ein Garibaldihemd ist, sondern lediglich das rote Zeigerhemd des politischen Stand-

schützentums, geschnitten aus einem alten Bettvorhang. Seht wie er gaukelt, muescht ha! muescht ha! jo, jo!

II

Kommt mit — in die neue Zeit! — singt Herr Lagueronniere. Kommt mit — in die neue Zeit! singt der Prinz Plonplon. Kommt mit — in die neue Zeit! flüstert der Kaiser Napoleon. Kommt mit — in die neue Zeit! sagt die „Neue Zürcher Zeitung" — o, eine Janauschek her, die mit den Flötentönen ihres „Komm her" dies „Kommt mit" uns würdig sänge. Tiridi singt die Nachtigall; Dieb, Dieb! der Spatz. Wir wollen sehen! — singt der Schweizer, der kein Zwick ist. Die „Neue Zürcher Zeitung" brachte jüngst Herrn Eschers ehrenwerte Rede, daß die Schweizer kein neutralitätswidriges Bündnis vorbereiten sollen — wohlan, was ist es, das sie heut verkündigt? Kommt mit — in die neue Zeit! Das heißt: Helft die Briefe von Anno 15 durchschießen, welche unser dermaliges Gebiet und unsere Neutralität verbürgen. Natürlich, man hat sich zu guter Zeit über diese Verträge mokiert und sie durchlöchert genannt, gleich wie etwa ein leichtblütiger Erbe einen Kaufbrief, aus welchem eine Servitut gestrichen wurde, gleich ganz wegwirft. Natürlich, wenn es über den Rhein hergeht und der „aufgeklärte Despotismus" sich divertiert, die Welt wieder einmal auf den Kopf zu stellen, so heißt es, kein neutralitätswidriges Bündnis vorbereiten, wenn man ruft: Kommt mit — in die neue Zeit! Welche neue Zeit? Wir haben geglaubt, wir Schweizer kennen nur eine Zeitrechnung, das heißt unsere eigene und neutrale!! So sagt Herr Escher — die Zeitung aber sagt: Kommt mit — in die neue Zeit, welche uns schon ein Stück Recht und Sicherheit geraubt hat und uns noch Gebiet und Blut abfordern und zuletzt zur Wahl zwingen wird, ob wir uns auf die oder jene Seite stellen wollen. Fürwahr, der Ruf der wackern Zeitung klingt nicht nach aufrichtiger und selbständiger Neutralität; wir sagten es ja neulich, die Frage werde sich schon allmählich zuspitzen. Gut ist's, wenn nicht alles reif wird unter der Sonne, was gesäet wird im Sturm.

Vor einigen Wochen noch verlangte die „Neue Zürcher Zeitung" von der italienischen Bewegungspartei, sie solle vor sich selbst zurückschaudern; denn der große Erzengel der Freiheit in Paris

schien ein Gesicht zu schneiden. Jetzt hat Prinz Plonplon gesprochen, und nun heißt es in hallendem Echo: Vorwärts, kommt mit!

Seit wann hat der Despotismus, auch wenn er aufgeklärt war, die Völker befreit und erhöht? Joseph II. war ein ehrlicher und edler Mann; aber was er, unter dem Zujauchzen seiner Zeit, schaffte, ist wie mit einem Schwamm weggewischt. Ehre sei Garibaldi, Glück möge der erste König von Italien als solcher haben; aber schon sein nächster Thronfolger kann ein Obskurant und Tyrann sein und den menschlichen Inhalt der jetzigen Bewegung vertilgen. Darum soll die Sache solide Volksarbeit, eigen gemachte, sein, und da schreit man nicht: Kommt mit! wenn ein brutaler Usurpator vorangeht und seinen Vetter zur Sammlung pfeifen läßt.

Wir glauben nicht, daß einstweilen ein tätiges Mitgehen unter diesem: Kommt mit! gemeint sei; noch weniger glauben wir, wie manche zu grobem Mißtrauen und Schwarzsehen Geneigte, daß die „Neue Zürcher Zeitung" speziell in französischem Interesse zu sprechen veranlaßt sei; aber das glauben wir, daß eine Schweizerzeitung zu jeder Stunde so geschrieben sein sollte, daß auch der Griesgrämigste nicht auf einen schlechten Argwohn gerät. Es sollte dies nicht schwer sein!

III

Man bewundert gegenwärtig die neuen Zeichnungen Kaulbachs, Goethes Frauengestalten darstellend. Eine derselben zeigt das gefallene Gretchen, niedergebeugt vor dem Marienbild; im Hintergrunde stehen die Weiber am Brunnen, welche diesen Braten tüchtig auskosten und genießen. Ein üppiges, junges Weibsbild mit nichts weniger als prüden Gebärden weist mit dem Finger auf die Unglückliche; eine andere Base reibt sich wollüstig die Hände, und ein trockenes, altes Weib schlägt sie mit innigster pathetischer Zufriedenheit zusammen. Denkt man sich unter dem betrübten Gretchen die gefallene Ostwestbahn, welche die offizielle Berna anfleht:

Ach neige,
Du Schmerzenreiche,
Dich gnädig meinem Ohr!

so wird man in der Trias am Brunnen sofort die in sich konzentrierte „Neue Zürcher Zeitung" erkennen, wie sie in ihrem Lebenselemente, dem Eisenbahnhader, schwimmt.

Hätte sie sich nur einigermaßen zu bändigen gewußt und sich begnügt, die Verlegenheit Berns zu konstatieren, mit dem Ernst und der Ruhe, mit welcher ein anständiger Mann gerade ein Unglück, das er vorausgesagt, konstatiert, so wäre vielleicht mancher nachdenklich geworden und stutzig in seinem Urteil. Allein wer zu viel sagt, der sagt nichts.

Es fällt uns nicht ein, gegen die gründliche Besprechung der Kalamität zu protestieren; auch haben wir die Manier, sich fortwährend durch dick und dünn zum Schicksalsmanne zu machen, an Herrn Stämpfli so wenig bewundert als an andern; sie zerstört die Grundlagen des republikanischen Lebens, welche in der gleichmäßigen und vertragsmäßigen Beteiligung aller Stimmen und Kräfte bestehen; sie erzieht das Volk nicht zur Freiheit, sondern führt zu Katastrophen und großen Störungen, wie schon zu Zeiten Stüßis und Waldmanns, und es zeugt nicht von einem pflichttreuen Studium der Geschichte, wenn, anstatt solche Erscheinungen zum warnenden Beispiel zu nehmen, begabte Staatsmänner durch sie eher zu ehrgeiziger Nachahmung verleitet werden.

Auch gedenken wir nicht die Mutzen zu rechtfertigen, welche, da sie das feine Spekulieren nicht verstehen, sich auf das grobe und ungeschickte verlegt und auf einer Laute haben spielen wollen, deren Saiten für ihre Tatzen zu zart sind. Es schadet ihnen nichts, wenn sie eine Lektion bekommen; die Eidgenossenschaft wird indes auch über dieser Geschichte nicht zugrunde gehen. Allein es kommt darauf an, von wem und wie die Lektion erteilt wird.

Als die erneuerte Bundesversammlung einen konservativen Nationalratspräsidenten produzierte, einen Mann, der soeben von einer ehrenvollen Gesandtschaft zurückgekehrt, und auch im Ständerat man so frei war, sich einmal mit den Urkantonen zu verständigen, da schrie die „Neue Zürcher Zeitung" vorzugsweise über Verrat des Liberalismus und machte das häßlichste Geräusch. Sonderbar, es waren dreizehn Jahre seit dem Sonderbundskrieg verflossen, überall hatte man sich mit der neuen Verfassung zufrieden erklärt; verschiedene Fusionen hatten schon stattgefunden, die früheren Parteien wurden teilweise als versöhnt, teilweise als verändert betrachtet; nach 1856 hatte man das gute Verhalten der konservativen Personen und Kantone im Preußenhandel gnä-

digst vermerkt und belobt — und nun sollten sie nicht einmal berechtigt sein, einen Präsidentenstuhl zu besetzen; ihre Söhne dürften sie für das Vaterland ins Feld führen; aber ihnen einen Bureauplatz einräumen, hieß das Vaterland an die Reaktion, an den Ultramontanismus verraten. Das war die Liberalität, die Urbanität und die Vaterlandsliebe der „Neuen Zürcher Zeitung".

Und heute nun, wo es wirklich ein plump reaktionäres Blatt gibt, geschrieben im Stile abgedankter bourbonischer Offiziere, dessen Mitarbeiter vergangenen Sommer vor dem Schweizerhof zu Luzern standen, wo Graf Chambord wohnte, und an die Fenster hinaufgafften, an einem abgeblühten Lilienstengel kauend, heute geht die „Neue Zürcher Zeitung", die Verehrerin des Bonapartismus, Arm in Arm mit der Bourbonistin, die sich Eidgenössische Zeitung nennt, nicht um einen konservativen Mann irgendwo zum Präsidenten zu machen, sondern um einen hervorragenden freisinnigen Staatsmann zu stürzen; heute taucht sie ihre Kleider in den Brunnen und eilt als Angeberin auf den Platz, um den Fall des Schicksalsmannes zu beschleunigen.

Aber nicht ohne feine Kunst. Sie trennt sorgfältig die Sache des eigentlichen Erfinders und Spekulanten des Unheiles, den man in Zürich sehr gut kennt, von dem Prozesse los; sie stellt sich, als ob sie ihn inniglich achte und bedaure, als ob sie ein unglückliches Opfer in ihm sähe, und indem sie ihren schützenden Arm vor ihn hält, wirbt sie einen Mitangeber und Skandalmacher in ihm. Was liegt ihr an ihm? Er ist ihr ein Nichts, dessen Fall sie im mindesten nichts kümmert. Ein solcher Rattenfänger wird gebraucht, verstoßen und wieder aufgenommen je nach Laune, und wenn es dient, so macht man sogar einen tragischen Helden aus ihm, und stellt ihn anklagend denjenigen gegenüber, die er kompromittiert und in die Patsche geführt hat. Das ist der Punkt, welcher uns das Benehmen der „Neuen Zürcher Zeitung" heller beleuchtet und dasselbe keinen reinen Eindruck auf uns machen läßt.

Wenn auf der andern Seite der Faiseur zum Sündenbocke gemacht wird, so können wir kein rechtes Mitleid mit ihm haben. Wer so mir nichts dir nichts in einen Staat hereingehüpft kommt, um da aus leerer Hand Millionen umwälzende Kunststücke zu machen, der muß es eben hinnehmen, wenn ihm die Getäuschten den leeren Beutel um die Ohren schlagen, wie er die Behäbigkeit hingenommen hätte, die aus dem Gelingen entsprun-

gen wäre. In dieser Welt des Gewinnes ist es einmal nicht anders.

Der, dessen Beutel gefüllt ist, schnürt ihn sorgfältig zu, deutet mit dem Finger auf den mit dem leeren Beutel und ruft: Ich danke dir, Gott! daß ich nicht bin wie dieser! Dieser aber hält sich an seinen Rattenfänger, den armen Teufel, und zerrt sich mit ihm herum, wie es von je der Brauch war.

Das Eisenbahnfieber kam über die Schweiz, wie ein ausgeschütteter Sack voll Nüsse. Man fiel darüber her, wie die Kinder; einige erwischten gute, andere taube Nüsse, und nun steht der schweizerische Zank um das Geld wieder einmal in voller Blüte. Wir verhehlen uns nicht, daß die Berner so geübte Geldzänker seien wie andere Menschenkinder; auch anerkennen wir, daß die Nordostbahn ihren Bestand wirklichem Verdienste, althergebrachter Geschäftstüchtigkeit und Solidität zu danken, daß sie deswegen auch das Recht hat, in ihren Organen ein Wort mitzusprechen, zu warnen und zu raten.

Aber um ihre Warnungen und ihren Rat richtig zu verstehen, muß man sich fragen: wie hätte sie geraten, wenn das Unternehmen der Ostwestbahn geglückt wäre, das heißt wenn es einstweilen die nötigen Mittel gefunden hätte, und wie wird sie noch raten, wenn die Nebenbuhlerin dennoch sich mit Not hindurchwinden und auf irgendeine Weise zu einem glimpflichen Bestehen gelangen, wenn überhaupt in einigen Jahren die jetzige Konstellation sich verschieben und verändern sollte?

Wenn in einer Familie Fehltritte begangen werden, so wird nur die Warnung derjenigen Glieder Wert haben, welche nicht das Fäßchen ihres Einzelinteresses ein für allemal zuspunden und damit dem Hause den Rücken kehren wollen.

Wenn die Eisenbahnfrage wirklich, wie prophezeit, je vor die Bundesversammlung gebracht werden sollte, so wird dort Rhodos sein, wo ihr tanzen könnt! Dort wehrt euch, von Mann zu Mann, Mann gegen Mann im offenen Saale; sistiert wieder einmal die Vorversammlungen und Majoritätenfabrik und führt Gründe gegen Gründe vor dem ganzen Volke; aber wenn ihr nicht nach innerster Überzeugung das Wohl des Ganzen im Auge habt, so rollt während der entscheidenden Diskussion die eidgenössische Fahne zusammen und stellt sie hinter die Türe.

Das Schweizervolk ist dagewesen, eh' es Eisenstraßen gab; es wird hoffentlich noch bestehen, wenn sie längst fertig gebaut und

dem Wegknecht übergeben sind; denn sie sind kein Zweck, sondern nur ein Mittel. Daß sie vorübergehend zu einem verhängnisvollen Zwecke werden konnten, daran ist die Unruhe und Gewinnsucht aller schuldig.

IV

Es ist ein ganz erfreuliches Zeichen, daß unsere Industriellen empfindlich sind gegen Spitznamen, wie sie etwa im Parteileben auftauchen, daß sie darüber ungehalten werden und zum Beispiel als „Baumwollene" keine schlechtern Patrioten auf ihre Weise sein wollen als andere Leute. Anderwärts ist man über dergleichen Empfindlichkeiten hinweg und kehrt scheulos seine rohen Instinkte hervor.

Allein trotz alledem klebt einmal von ihrer Pflanzstätte jenseits des Ozeans bis zur drehenden Spindel und zum Druckertisch am Schweizerwasser etwas spezifisch Verhängnisvolles an der Baumwolle, das auf die politischen und menschlichen Anschauungen derer, die mit ihr zu schaffen haben, einen unleugbaren Einfluß behauptet und mit dem innern Leben eines tiefer gefaßten Patriotismus, einer gründlichen Humanität oft genug in Widerspruch gerät.

Greifen wir eine einzige Bilderreihe aus dem Leben heraus, um einem solchen Widerspruch auf die Spur zu kommen.

Es ist ein schöner Sommerabend; wir gehen durch die Straßen eines aufblühenden, ländlichen Gewerbeortes; wir sehen wohlgefällig die Landhäuser der Fabrikanten, umgeben von schön gepflegten Gärten; wir sehen auch sonst eine Menge stattlicher Wohnungen. Hier wohnt ein Buchhalter, dort ein Geschäftsführer, dort ein wohlhabend gewordener Krämer oder Handwerker, dort wieder ein Arzt, ein Advokat, die alle durch den Aufschwung des Ortes, den er der Baumwolle zu verdanken hat, sich behaglich gestellt sehen. Hie und da bemerkt man wohlerhaltene Bauernhäuser im alten Stil mit buntem Holzwerk und hellen Fenstern; ihre Eigner bebauen noch das Feld, wie ehedem, unabhängig von der Industrie; aber auch sie befinden sich wohl, da ihr Feld mit seinen Früchten im Preise gestiegen ist und sie überdies die Wohltaten der erhöhten Kultur mitgenießen. Doch plötzlich hören wir einen muntern Marsch schlagen; neue messingene Trommeln glänzen uns entgegen, und hinter ihnen marschiert ein Zug von fünfzig oder sechzig Knaben einher im artigen Waffenrock, das blanke

Gewehr auf der Schulter, in frischer, reiner Wäsche, wohl gekämmt und gewaschen und mit gesunden, frohen Gesichtern. Es sind die Kinder der Freien, welche von behäbigen Männern auf die grünen Matten hinausgeführt und mit liebevoller Sorgfalt im frühen Waffenspiel geübt werden. Man sieht, daß man sich in einem Musterdorfe befindet, wo alles vorwärts schreitet, das sich darf sehen lassen.

Aber die kleine Kolonne zieht eben an einem unendlich langen und hohen Häuserkasten vorbei mit hundert Fenstern, und hinter jedem Fenster drängen sich einige Kinderköpfe, nicht so frisch und so wohl gekämmt wie die Vorüberziehenden, und sehen wehmütig oder boshaft lächelnd diesen nach. Wessen Kinder sind nun dies? Wollen wir sagen der Unfreien? Das geht nicht; denn ihre Väter, die auch in der Fabrik arbeiten, haben das Recht, zu den Wahlen zu gehen, so gut, wie die Väter der andern; ja sie werden vom Fabrikherrn sogar dazu aufgeboten; nur ist ihnen zu raten, daß sie so stimmen, wie ihnen empfohlen wird. Wollen wir nun die Baumwolle dafür verantwortlich machen, daß sie allen jenen Kindern Nahrung gibt und ihnen dazu nicht noch ein buntes Kleid anzieht, ein Gewehrchen in die Hand drückt und sie an die freie Luft hinausführt? Nein; denn die Baumwolle will verarbeitet sein, wenn das Brot kommen soll, und sie hat ja im Großen Rat wie ein Löwe dagegen gekämpft, daß von dreizehn täglichen Arbeitsstunden der Kinder nur eine hinweggenommen werde. Überdies gibt es noch Hunderttausende von Knaben, die nicht Fabrikkinder und doch nicht Kadetten sind.

Freilich, der denkende und menschenfreundliche Staat, mit seinem pflichttreuen Blick in die Zukunft, sieht fünfzig Jahre weiter und erblickt ein verkümmertes Geschlecht überall, wo rädertreibende Wasser laufen, welches ihm weder taugliche Verteidiger noch unabhängige, auch nur zum Schein unabhängige Bürger mehr liefert; er berechnet, wie lang der Tag ist für das unruhige Kinderherz, das sich krümmt und wendet, bis es sich allmählich ergibt, um in einem verfrühten Geschlechtsleben eine neue Generation hervorzubringen, an der schon bedeutend weniger zu zähmen ist; er berechnet, wie vielleicht gerade die dreizehnte Stunde, dreihundertmal jährlich wiederkehrend, die Stunde zu viel ist, welche die Lebensfrische retten könnte, und er bettelt bei der Baumwolle um diese einzige Stunde. Er weiß, daß kleine Republiken vor allem die volle Zahl und Kraft ihrer Bürger brauchen und keine

Kasten dulden können, die, bereits körperlich, gesundheitlich verschieden, ihr Grundprinzip aufheben, und er bettelt abermals um die dreizehnte Stunde bei der Baumwolle. Denn er sieht immer, wie ein Gespenst, die Zeit vor sich, wo es einst in unserm Dorfe wohl Kommandanten, Majors, Hauptleute und genug halbgeleckte Infanterieleutnants, aber nicht einen einzigen Soldaten mehr geben wird, der einen Tornister zu tragen oder einen Regentag hindurch zu marschieren vermag.

Allein die Baumwolle „niggelet" stetsfort mit dem Kopfe, den Kurszettel der Gegenwart in der Hand, indem sie sich auf die „persönliche Freiheit" beruft, während sie wohl weiß, daß der Staat in kirchlichen, pädagogischen, polizeilichen, sanitarischen Einrichtungen oft genug diese unbedingte persönliche Freiheit zu beschränken die Macht hat, und daß die Quelle, aus welcher diese Macht fließt, nicht versiegen kann. Sie wird niggelen mit dem Kopfe, bis der Staat einst sein Recht zusammenrafft und vielleicht nicht nur eine Stunde, sondern alle dreizehn Stunden für die Kinder wegstreicht. Alsdann würde Matthäi am letzten und der Weltuntergang da sein.

So ist es diese weiche weiße Flocke, welche die große Republik der neuen Welt auseinandersprengt, wenigstens in Frage stellt, und in der einzigen Republik der alten Welt eine neue Leibeigenschaft vorbereitet, welche um so schlimmer als die feudale, weil sie auf leibliche Abschwächung gegründet sein wird.

Wir wollen durchaus nichts in die Ökonomie der Baumwolle hineinreden; wir wollen sie nicht schelten, daß sie ist, wie sie ist; wir wollen sie nur begreifen. Sie hat, gleich der katholischen Kirche, ihren Schwerpunkt außerhalb; sie ist nicht nur ultramontan, sondern sogar transatlantisch; so wenig wir die katholischen Eidgenossen schlechte Schweizer nennen, so wenig tun wir es den „Baumwollenen"; aber bei beiden erlauben wir uns, wenn gewisse Fragen aufs Tapet kommen, sie in ihrem Gedankengang etwas zu kontrollieren.

Auch wir sind stolz darauf, daß schweizerische Fracht auf allen Meeren fährt, und daß die Schützenpreise von allen Punkten der Erde einlaufen; aber wir möchten auch gerne stolz auf die freie Hand sein, die man in einem so freien und durchsichtigen Gemeinwesen haben sollte, die Dinge sich nicht über den Kopf wachsen zu lassen, sondern sie nach Vernunft und Menschlichkeit zu bezwingen.

Zu Alfred Eschers Denkmalweihe

(22. Juni 1889)

Zwei Bürgermeister der alten Republik Zürich erregen und bewegen mit ihrem Gedächtnis den heutigen Tag. Die Zunftgesellschaften der Stadt feiern Kriegsruhm und tragischen Untergang Hans Waldmanns, und die dankbaren Mitbürger Eschers aus weiteren Kreisen enthüllen das Denkmal, das sie ihm errichtet haben.

Alfred Escher war der letzte Bürgermeister Zürichs. Sobald er es geworden, legte er auf dem Wege des Gesetzes den mehr als halbtausendjährigen Titel nieder und nahm denjenigen eines Regierungspräsidenten an, womit er in die schlichte Reihe mit jedem Gemeinde- oder Vereinspräsidenten trat.

Alfred Escher war ein Mann des Friedens, nicht um jeden Preis, aber stets ein Gegner dessen, was nach gefährlichem und törichtem Mutwillen aussah. In einer kritischen Stunde rief er: nicht durch gewaltsames Einmischen in fremde Händel, sondern durch ihr bloßes Beispiel, ihr geordnetes Bestehen soll unsere Republik, unsere Staatsform Propaganda machen!

Diese Gesinnung war auch der Kern seines Lebens, welches von der Jugendzeit bis zum Tode eine Offenbarung davon gewesen ist. Das glänzende Erz, das heute enthüllt wird, ist nur ein Zeugnis der hohen Mustergültigkeit, ja Einzigkeit seines Beispiels.

Bedürfte der Stein einer weiteren Inschrift als derjenigen seines Namens, so ließe sich eingraben:

„Dem Manne, der mit Geistestreue und eigenster Arbeit sich selbst Pflichten auf Pflichten schuf und, sie erfüllend, wirkend und führend seine Tage verbrachte, die Nächte opferte und das Augenlicht!"

Möge am heutigen Abend, wenn Waldmanns blutiger Schatten versöhnt vorübergeht, der letzte Bürgermeister ihm leuchtend zuwinken!

Ein Bettags-Mandat

(1862)

Mitbürger! Wir heißen auch heute die Pflicht willkommen, welche uns auferlegt, beim Herannahen des eidgenössischen Bettages ein getreuliches Wort an euch zu richten.

Als die Eidgenossen diesen Tag einsetzten, taten sie es wohl nicht in der Meinung, einen Gott anzurufen, der sie vor andern Völkern begünstigen und in Recht und Unrecht, in Weisheit und Torheit beschützen solle; und wenn sie auch, wo er es dennoch getan, in erkenntnisreicher Demut für die gewaltete Gnade dankten, so machten sie um so mehr diesen Tag zu ihrem Gewissenstag, an welchem sie das Einzelne und Vergängliche dem Unendlichen, und ihr Gewissen, das in allen weltlichen Verhandlungen so oft durch Rücksichten des nächsten Bedürfnisses, der scheinbaren Zweckmäßigkeit, der Parteiklugheit befangen und getäuscht wird, dem Ewigen und Unbestechlichen gegenüberstellen wollten.

Mitbürger! Wenn in ernster Feierstunde sich jeder von euch fragen wird: Welches ist mein innerer und sittlicher Wert als einzelner Mann, welches ist der Wert der Familie, welcher ich vorstehe? so stellt er sich diese Fragen, zum Unterschied von den übrigen Festtagen unserer Kirche, vorzugsweise mit Beziehung auf das Vaterland und fragt sich: Habe ich mich und mein Haus so geführt, daß ich imstande bin, dem Ganzen zum Nutzen und zur bescheidenen Zierde zu gereichen, und zwar nicht in den Augen der unwissenden Welt, sondern in den Augen des höchsten Richters? Und wenn sodann alle zusammen sich fragen: Wie stehen wir heute da als Volk vor den Völkern und wie haben wir das Gut verwaltet, das uns gegeben wurde? so dürfen wir nicht mit eitlem Selbstruhm vor den Herrn aller Völker treten, der alles Unzureichende durchschaut und das Glück von ehrlicher Mühewaltung, das Wesen vom Scheine zu unterscheiden versteht.

Zwar ist unserm Volke neulich Ehre geworden bei edlen und großen Völkern, welche das zu erringen trachten, was wir besitzen und unsere Absendlinge als Beispiele und Lehrer in den Hantierungen nationalen Lebens gepriesen haben; und erleuchtete Staatsgelehrte weisen schon allerwärts auf unsere Einrichtungen und Gebräuche als auf ein Vorbild hin. Aber wenn auch, wie einer unserer Redner am frohen Volksfeste es aussprach, der große Baumeister der Geschichte in unserem Bundesstaate nicht sowohl ein vollgültiges Muster, als einen Versuch im Kleinen, gleichsam ein kleines Baumodell aufgestellt hat, so kann derselbe Meister das Modell wieder zerschlagen, sobald es ihm nicht mehr gefällt, sobald es seinem großen Plane nicht entspricht. Und es würde ihm nicht mehr entsprechen von der Stunde an, da wir nicht mehr mit männlichem Ernste vorwärtsstreben, unerprobte Entschlüsse schon

für Taten halten und für jede müheloſe Kraftäußerung in Worten uns mit einem Freudenfeſte belohnen wollten.

Die Erfüllung unſeres öffentlichen Lebens äußert ſich vorzugsweiſe in der Erziehung unſerer Kinder zu einem menſchenwürdigen Daſein, zu den höchſten Zwecken unſeres Staates und in der Beſtellung und Vollziehung unſerer Geſetzgebung.

Unſere Kirche wird allmählich, aber ſicher in jener Reinigung von der Willkür menſchlichen Wähnens und Streitens und in jenem friſchen und liebevollen Anfaſſen der Welt fortſchreiten, welche ihr endlich wieder die allgemeine Macht über die Gemüter verleihen und ſie vor drohender Zerſplitterung bewahren werden. Die Angelegenheiten der Volks- wie der höheren Schule werden nicht aufhören, der Augapfel des Zürcheriſchen Volkes zu bleiben, und jener feſten Geſtaltung entgegenreifen, welche jedem Mitgliede unſeres Gemeinweſens ſeine Lebensſtellung klar, ſicher und erfreulich macht.

Betrachten wir aber das eilige und veränderliche Leben unſerer Geſetzgebung, wie es die Mehrzahl der eidgenöſſiſchen Stände bewegt und vorwärts oder rückwärts treibt, ſehen wir, wie der Wechſel der Bedürfniſſe und Anſchauungen, die raſch folgenden Übergänge der Zeitverhältniſſe und Zuſtände Geſetze entſtehen und verſchwinden laſſen, ehe ſie nur entfernt in das Bewußtſein des Volkes gedrungen ſind, erfahren wir, wie jedes kleine Bedürfnis Veranlaſſung gibt, ſelbſt an unſerer ſo ſchwer erkämpften Bundesverfaſſung und mit ihr an den Grundlagen des eidgenöſſiſchen Lebens zu rütteln: ſo finden wir den Maßſtab, den wir an unſere wirkliche Reife zu legen haben, und müſſen uns fragen: Sind wir ein Volk von Männern, welche zur Stunde ein Geſetz hervorzubringen vermögen, das, in ihre Herzen gegraben, für die Dauer von auch nur einem Jahrhundert berechnet iſt? Die Antwort wird uns ſagen, daß wir in unſerer Geſamtheit noch nicht die dazu unentbehrliche harmoniſche Durchbildung, Einſicht und Beſtändigkeit errungen haben, noch nicht diejenige gute Willensſtärke und Vertragstreue, welche ein vereinbartes, einfaches, feſt umſchriebenes Geſetz ohne Arg zu ertragen vermag und in Fleiſch und Blut übergehen läßt. Wir werden damit ein Ziel vor uns ſehen, das wir erſt noch zu erreichen haben; und die innere Kraft zu erwägen, welche uns zur Stunde noch dazu mangelt, wird eine nicht unwürdige Aufgabe des eidgenöſſiſchen Gewiſſenstages ſein.

Inzwiſchen dürfen wir nicht ermüden, den Ausbau unſerer

öffentlichen Einrichtungen nach Pflicht und Gewissen zu betreiben und allein von wahrer Nächstenliebe, sowie von der Achtung vor dem Rechte beseelt, das Wesen des Geistes, der durch die Zeit fährt, zu beobachten.

Was unsere kantonale Gesetzgebung betrifft, so dürfte es hier der Ort sein, eines kurzen, aber vielleicht folgennahen Gesetzes zu erwähnen, welches seit dem letzten Bettage geschaffen wurde. Der von euch erwählte Große Rat, liebe Mitbürger, hat mit einigen wenigen Paragraphen das seit Jahrtausenden geächtete Volk der Juden für unsern Kanton seiner alten Schranken entbunden, und wir haben keine Stimmen vernommen, die sich aus eurer Mitte dagegen erhoben hätten. Ihr habt euch dadurch selbst geehrt und ihr dürft mit diesem Gesetze, das ebensosehr von der Menschenliebe wie aus Gründen der äußern Politik endlich geboten war, am kommenden Bettage getrost vor den Gott der Liebe und der Versöhnung treten. An euch wird es sodann sein, das geschriebene Gesetz zu einer fruchtbringenden lebendigen Wahrheit zu machen, indem ihr den Entfremdeten und Verfolgten auch im gesellschaftlichen Verkehre freundlich entgegengehet und ihrem guten Willen, wo sie solchen bezeigen, behilflich seid, ein neues bürgerliches Leben zu beginnen. Was der verjährten Verfolgung und Verachtung nicht gelang, wird der Liebe gelingen; die Starrheit dieses Volkes in Sitten und Anschauungen wird sich lösen, seine Schwächen werden sich in nützliche Fähigkeiten, seine mannigfaltigen Begabungen in Tugenden verwandeln, und ihr werdet eines Tages das Land bereichert haben, anstatt es zu schädigen, wie blinder Verfolgungsgeist es wähnt.

Gemäß der Bitte jenes reinen und unvergänglichen Gebetes: „Gib uns heut unser tägliches Brot" haben noch alle Mandate das Land zum Dank für das Gegebene, für den Segen des Jahres, und zu Geduld und Vertrauen in Zeiten der Sorge und des Mangels aufgefordert. Es ist nicht an der Zeit, heute diese Bitte zu vergessen, und schon können wir mit der Bitte auch den Dank verbinden; denn die Ernten standen in goldenem Segen. Aber mehr noch als die schweren Gewitter, welche in eilender Folge über viele Täler zogen, mahnt ein finsterer Schatten menschlichen Unglückes, welcher ungesehen und unheimlich mitten durch unsern Wohlstand schreitet, den empfangenen Segen zu Rate zu halten und zu wachen, daß uns zum Wiedergeben etwas übrig bleibe. Denn noch nie ist der Tagesfrieden so häufig aufgeschreckt worden

durch den gewaltsamen Untergang von Verlassenen, durch Taten der Verzweiflung; noch nie haben die klaren Fluten unserer Seen und Ströme so oft die Opfer der Not in sich aufgenommen, wie in diesem schwülen, von Festgesängen und von den Donnerschlägen des Himmels widerhallenden Sommer.

Über das Weltmeer her dröhnt das wildeste Kriegsgetöse, dasjenige eines mörderischen Bruderkrieges, in unsere Ohren und berührt nicht nur allzunah' die tägliche Sorge von Tausenden unserer Mitbürger, sondern trifft auch mit eherner Mahnung unser vaterländisches Herz. Dort haben vor erst achtzig Jahren wahre Weise und Helden die größte und freieste Republik der Welt gegründet, eine Zuflucht der Bedrängten aller Länder. Die unbeschränkteste Freiheit, die beweglichste Begabung in Verkehr und Einrichtung, in Erfindung und Arbeit aller Art, ein unermeßliches Gebiet zu deren Betätigung, ohne einen freiheitfeindlichen und mächtigen Nachbar an irgendeinem Punkte der weiten Grenzen, sehen wir den großen blühenden Staatenbund jetzt in zwei Teile zerspalten, die sich wie zwei reißende Tiere zerfleischen. Und welches ist die unerhörte Gewalt, die solches bewirkt? Es ist die in Geiz verwandelte Bitte um das tägliche Brot, es ist der Streit um Gewinn und irdischen Vorteil, der unter dem Vorwande ökonomischer Notwendigkeit die ältesten und ersten Grundzüge christlicher Weltanschauung verleugnet und in Strömen Blutes erstickt.

Angesichts eines solchen Schicksales werden wir, liebe Mitbürger, am eidgenössischen Bettage mit der Bitte um das tägliche Brot die Bitte vereinigen: „Laß unser Vaterland niemals im Streite um das Brot, geschweige denn im Streite um Vorteil und Überfluß untergehen!"

Wenn ihr so das Wohl des Vaterlandes und die Erhaltung seiner Ehre und Freiheit vom Himmel erfleht, so gedenket auch der Völker, welche zur Stunde in heißem Fieberkampfe mit den Feinden ihrer Freiheit ringen, und gedenket der kranken Schwester über dem Meere, welche so viele eurer Brüder in ihren Reihen zählt!

Möge am 21. Herbstmonat unsere Landeskirche in ihren einfachen Räumen ein einfach frommes, hell gesinntes Volk vereinigen! Möge aber auch der nicht kirchlich gesinnte Bürger im Gebrauche seiner Gewissensfreiheit nicht in unruhiger Zerstreuung diesen Tag durchleben, sondern mit stiller Sammlung dem Vaterlande seine Achtung beweisen!

Nachwort

Theodor Storm hat in einem Brief an den Züricher Freund (14. August 1881) aus dem Groll über eine vermeintliche Herabsetzung der künstlerischen Geltung der Novelle durch Georg Ebers heraus der Absicht Ausdruck gegeben, den beiden Doppelbänden seiner Werke eine geharnischte Vorrede beizufügen. Keller riet ihm dringend von der Ausführung dieses Planes ab. Die Küchenrezepte gehörten nicht zu den Gastgerichten auf die Tafel. Er für seine Person habe halbwegs vor, dergleichen Aufsätze und Expektorationen extra zu verfassen und eines Tages für sich herauszugeben, sozusagen als Altersarbeit. Und schon ein Jahr früher (am 23. Mai 1880) schreibt er an Baechtold, er beabsichtige, einst einen Band noch zu schreibender kritischer und kontemplativer Aufsätze zusammenzustellen, wozu er ein Bedürfnis empfinde, und dann wolle er auch seine Gotthelfartikel wieder durchsehen und in einen zusammenschweißen, die er jetzt für sehr ungleich und zum Teil für unüberlegt und flüchtig halten müsse.

Keller hat diese Arbeit nicht mehr ausgeführt, und Baechtold sah sich deshalb veranlaßt, nach des Dichters Tode einen Band „Nachgelassene Schriften" herauszugeben, der im wesentlichen aus solchen „Aufsätzen und Expektorationen" kritischer und kontemplativer Natur besteht und dessen Inhalt, da er wesentliche Züge von Kellers menschlicher und künstlerischer Persönlichkeit enthüllt, auch einer Volksausgabe seiner Werke zugute kommen sollte.

Dem Wunsche der Verlagsbuchhandlung folgend, hat sich der Herausgeber im wesentlichen an die Auswahl gehalten, die Baechtold für den Nachlaßband getroffen hat, und er mußte deshalb auf den Abdruck der im Anhang dieses Baechtoldschen Bandes (S. 352 ff.) verzeichneten und — so weit sie politischen oder amtlichen Charakters sind — von Kriesi im vollen Umfange mitgeteilten Aufsätze ebenso verzichten wie auf die Wiedergabe der kunstkritischen Betrachtungen, die Brun im Neujahrsblatt der Stadtbibliothek Zürich für 1894 vereinigt und die P. Schaffner neuerdings um eine vermehrt hat („Die Schweiz", Juliheft 1916). Dieselbe Zurückhaltung hat gegenüber den labores juveniles beobachtet werden müssen, die Baechtold im Anhang zum ersten Band seiner Kellerbiographie veröffentlicht hat und von denen Ermatinger (I, 97 ff.) erzählt, sie gilt weiter den dramatischen Fragmenten und Entwürfen, die im zweiten Band von Baechtolds Werk zu finden sind, und endlich auch den zerstreuten kritischen Aufsätzen, z. B. der Besprechung von A. Ruges Gesammel-

ten Schriften 1.—7. Bd. in den Blättern für lit. Unterhaltung vom 30./31. Okt. 1848 u. a. — Die Literarischen Briefe aus der Schweiz (Baechtold I, 453) gehören nicht Keller, sondern W. Schulz (Lit. Echo vom 1. Nov. 1913). Ein Aufsatz über das goldene Grün bei Goethe und Schiller, den Ermatinger veröffentlicht hat (N. Zür. Ztg. vom 19. März 1916), wird im ersten Teil seinen Platz finden.

Über Baechtolds Auswahl geht der vorliegende Band nur insofern hinaus, als er die freundliche Charakteristik Palleskes aus dem Anhang zum dritten Band der Biographie übernimmt, daß in ihm der interessante Aufsatz aus der Münchener Zeit „Vermischte Gedanken über die Schweiz" aus Kriesis Sammlung abgedruckt wird, wozu die Verwaltung des Gottfried Keller-Nachlasses ausdrückliche Erlaubnis erteilt hat, und daß er, einem Gedanken Baechtolds folgend, aus den politischen Aufsätzen denjenigen wiedergibt, der die Überschrift „Randglossen" trägt, und in dem die Personalunion des Dichters und Politikers sich am klarsten widerspiegelt.

Daß schließlich die zwei kleinen Parabeln und ferner die übermütige Schnurre von der mißlungenen Vergiftung beigefügt sind, wird den Lesern gewiß willkommen sein.

Im einzelnen einige Bemerkungen.

S. 7. Verschiedene Freiheitskämpfer. Der zweite Beitrag Kellers zu Berthold Auerbachs deutschem Volkskalender, und zwar für 1863. Vgl. die Briefstellen Ermatinger II, 524 und III, 1. „Der Gegensatz zwischen dem einen leichtsinnig-frechen Liebespaar Peter Dümanet und Babette Zulauf und den tiefen und tüchtigen Nidwaldnern Aloisi und Klara ist wirkungsvoll und deckt mit aller Schärfe die Kluft zwischen Freiheitsdusel und Freiheitsmut auf" (Ermatinger I, 411). Da aber trotz köstlicher Einzelheiten die „Fülle umkleidender Fabulierkunst" mangelt, wirkt das Ganze gar zu absichtlich, und Keller hatte selbst das Bedürfnis nach erweiternder und künstlerisch vertiefender Umarbeitung, die wie so vieles bei ihm nicht ausgeführt worden ist. Über die geschichtlichen Verhältnisse, die den Hintergrund der Erzählung bilden, vgl. Dändliker, Schweizerische Geschichte (Sammlung Goeschen), S. 124 ff., wo weitere Literatur angegeben ist.

S. 29. Der Wahltag. Erstdruck in der Bülacher Wochenzeitung (1862), dann in Auerbachs Volkskalender (1865) wiederholt. Baechtold erzählt: Die ganze Szene hängt mit den Maiwahlen in den Züricher Großen Rat vom Jahr 1862 zusammen. Der Staatsschreiber Keller habe die im Eingang erwähnte Wahlproklamation der Regierung, in der das Volk gar nötlich angesungen wurde, damit es seiner Bürgerpflicht genüge, selbst verfaßt. Es heißt darin: „In der hohen Bedeutung des Rechtes, das diese Wahlen in Eure Hand legt, liegt eine Aufforderung an Euch, die Ausübung desselben nicht zu versäumen. Nur ein freies Volk besitzt das Recht, seine Gesetze sich

durch frei gewählte Stellvertreter, also mittelbar sich selbst, zu geben." Die Gestalt des Berghansli erinnert deutlich an den alten Bauer im Gedicht „Landwein" (Teil X, S. 17).

S. 42. Die mißlungene Vergiftung. Zuerst erschienen im „Bündener Kalender" des Buchdruckers Friedrich Wassali in Chur auf 1847. Wiederholt in der „Gegenwart", Bd. 53 (1898), S. 13 f., wonach unser Text. Daß Keller diese Schnurre und nicht die Skizze „Der Schneidergeselle, welcher den Herrn spielt" für den Kalender geliefert hat, erweist Ermatinger gegenüber Baechtold und P. Wüst (Mitteilungen der Lit.-hist. Gesellschaft Bonn, 9. Bd., 1914, S. 95) in der Festgabe zur Einweihung der Neubauten der Universität Zürich 1914. Philos. Fak. I, S. 184 ff. und in der Neuen Zürcher Zeitung vom 5. Dez. 1920, wo auch die Herkunft des von Keller ausgestalteten Motivs aus Clemens Brentanos Märchen vom Schulmeister Klopfstock und seinen fünf Söhnen wahrscheinlich gemacht ist.

S. 47. Therese. Ein Trauerspielfragment. Vgl. dau Preitz, Gottfried Kellers dramatische Bestrebungen, Marburg, 1909, S. 100 bis 118; Ermatinger I, 269 ff.; Steiner, Gottfried Keller. Sechs Vorträge, Basel, 1918, S. 145 ff.; Ermatinger, Gottfried Keller als Dramatiker. Rede im Zürcher Theaterverein. Neue Zürcher Zeitung, 4.—6. Februar 1919.

Die beiden Akte des Dramas sind 1849/50 in Heidelberg entstanden. Tatsächliche Vorkommnisse in der Ehe von Kellers Vetter Heinrich Scheuchzer haben die Konzeption veranlaßt. Literarische Einflüsse (Grillparzers Sappho) mögen für die Problemstellung, andere für die Ausgestaltung (Maria Magdalena von Hebbel) nicht ohne Bedeutung gewesen sein. In Berlin beschäftigt sich der Dichter anfänglich noch mit dem Werk. Dann bleibt es liegen, tritt 1865 wieder in den Kreis der Erwägung, um 10 Jahre später nochmals hervorgeholt zu werden: Er will auf seine dramatischen Velleitäten von ehemals zurückkommen, was ihm selber ein kurioses Experiment dünkt. „Die Konzeption des Dreißigers als Fünfziger auszuführen, nachdem die Lebenstrübe sich gesetzt hat." Anfang Januar 1880 kehrt des Dichters Interesse zum letztenmal zu dem alten Gedanken und Plan mit dem gleichen negativen Resultat wie früher zurück.

Der ursprüngliche Entwurf (Niederschrift vom 11. Aug. 1849) erfährt später eine Umwandlung: An Stelle des widerwärtigen strebe-rischen Missionars tritt ein edler junger Mann, ein Ingenieur. Eine große Frühlingsüberschwemmung wird der Träger der neuen Handlung. „In der Verwirrung der Rettungsarbeiten begegnen einander die ruhige heldenhafte Tatkraft Thereses und der Mut und die Umsichtigkeit des als Fachmann hinzugezogenen Richard. Der Eindruck des mutigen Mannes steigert sich in der lebensfrischen Witwe rasch zu wahrer leidenschaftlicher Liebe. Am Pfingstsonnabend, als Richard im höchsten Momente der Gefahr Sieger über die Wasser-

fluten geblieben, ist sie bereit, ihm Herz und Hand anzubieten, als Richard und Röschen ihr kurz zuvor ihre inzwischen heimlich erblühte Neigung eröffnen." (Preitz, a. a. O. 110.)

Drei Akte darf man als gedacht annehmen. Der erste ist nicht ausgeführt. Einige exponierende Szenen zwischen einem alten Dienerpaar und einer armen Frau, die einen Blick in die Häuslichkeit Theresens gestatten sollen, hat Baechtold in dem zweiten Band seiner Kellerbiographie (S. 500 ff.) abgedruckt. Sie gehören noch zum alten Entwurf. Dem neuen Plan sollte ein Szenenanfang von wenigen Versen dienen, der gleichfalls bei Baechtold (II, 502) zu lesen ist:

Erste Szene.

Eine Straße am Wasser. Im Hintergrunde zieht der hochgeschwollene Fluß vorüber, welcher jedoch zum größten Teil hinter Gebäuden verborgen ist. In der Mitte steht, hart am Flusse, ein hölzernes Häuschen. Das Wasser rauscht, Glocken läuten, Leute laufen schreiend und rufend über die Bühne.

Ein Haufe Schlächter tritt von der einen Seite, von der andern mehrere Müller und Zimmerleute, alle mit Stangen, Haken und Äxten.

Zimmermann (zu den Schlächtern).
Was macht das Wasser? Wächst es noch?

Ein Schlächter. Es ist
Seit einer Stunde nicht gestiegen, doch
Es tobt in gleicher Höhe hurtig fort
Und rüttelt jauchzend, donnernd an der Stadt,
Daß Türm' und Linden in den Lüften wanken.

Zimmermann. Wie steht es bei den Brücken? Halten sie?

Die beiden andern Akte sind im Sinne des zweiten Planes, wenn auch noch mit pietistischem Einschlag gestaltet und in einer ersten Niederschrift erhalten, die wir nach Baechtold abdrucken. Freilich scheint die kraftvolle Rolle, die der zweite Plan dem Ingenieur Richard zuwies, der durch seine Energie und überlegene Ruhe die Neigung der beiden Frauen gewinnt, in der erhaltenen Skizze der beiden letzten Akte nicht recht zur Geltung zu kommen.

Nachdem das Fragment in Zürich mehrfach aufgeführt worden war (Preitz, S. 115), hat im Herbst 1919 der Intendant des Meininger Landestheaters, Franz Ulbrich, einen neuen Versuch gewagt, ihm zur Wirkung auf der Bühne zu verhelfen. Aber auch diese Aufführung blieb ein interessantes Experiment, das den Besuchern, wenn sie es nicht schon gewußt hatten, die mangelnde dramatische Anlage Kellers deutlich offenbarte und das die Äußerung des Dichters gegenüber Ferdinand Freiligrath (30. April 57), er werde in seinen Dramen Hebbelsche Größe mit Birchpfeifferscher Fülle und Halmscher

Süßigkeit vereinen und es müßte doch mit dem Teufel zugehen, wenn er nicht der Shakespeare der Zukunft werden sollte, als bewußte Selbstironie erscheinen ließ.

S. 76. Die Selbstbiographie aus dem Jahre 1889 ist das letzte, was von Keller gedruckt wurde, sie erschien zuerst in der Chronik der Kirchgemeinde Neumünster. Herausgegeben von der Gemeinnützigen Gesellschaft von Neumünster 1889, S. 430 f.

S. 80. Den Aufsatz: Autobiographisches hat Paul Lindau mit zäher Beharrlichkeit dem Dichter abgepreßt (Die Gegenwart, hrg. von P. Lindau, X. Bd., Nr. 51; XI. Bd., Nr. 1. 1876/77). „Das ganze Institut dieser Selbstbiographien ist eine unangenehme Erfindung, und der Teufel weiß, wie man hineingerät" (Ermatinger III, 182).

„Mit der Autobiographie in der ‚Gegenwart' verhält es sich so, daß ich mich halb dafür pressen ließ und seit zwei Jahren zögerte oder ganz ausbleiben wollte. (Sie wissen, daß mindestens ein Dutzend ihr Sätzlein bereits gepfiffen haben.) Neuerdings gedrängt, habe ich einige Betrachtungen rein literarischen Charakters in Aussicht gestellt, was man dann zu der breitspurigen Ankündigung einer Autobiographie benutzt hat." (Ebenda S. 184.)

„Sie werden bemerkt haben, daß ich in der ‚Gegenwart' doch die autobiographische Schnurre habe losschießen müssen, die dafür um so miserabler ausgefallen ist, was dem drängenden Herrn Redaktor nur recht geschieht. Es ist ihm aber wahrscheinlich gleichgültig." (Ebenda S. 193.)

„Ich war, wie Sie gesehen haben werden, schon in der ‚Gegenwart' in der größten Verlegenheit, etwas über mich selbst zu sagen. Die Sache ist die: Ich bin trotz meines Alters noch nicht fertig, sondern ein Bruchstück, das in den nächsten Jahren vielleicht ergänzt wird, aber jetzt zu keinem richtigen Bilde dienen könnte. Es kommt das von den fünfzehn Jahren Amtsleben und von vorheriger, ungeschickter Zeitverschleuderung... Daß ich selbst eine Autobiographie in ausführlicherer Gestalt vorhabe, kommt hier nicht in Betracht, weil es mehr eine Geschichte meines Gemütes und der mit ihm verbunden gewesenen Menschen und auch zum Teil etwas politische Geschichte sein wird, wenn ich überhaupt dazu komme." (Ebenda S. 195.)

S. 90. Erinnerung an Xaver Schnyder von Wartensee. Der Aufsatz ist veranlaßt durch das Erscheinen von Schnyders Gedichten (Leipzig, 1869) und stand zuerst in der Neuen Zürcher Zeitung vom 23. und 25. Januar 1869. Schnyder (1786—1868) war Poet und Musiker, stammte aus Luzern und ist hauptsächlich in Frankfurt a. M. tätig gewesen. Er hat auch „Lebenserinnerungen" hinterlassen, in denen der in Kellers Aufsatz erwähnte Besuch bei Rückert geschildert ist und wo ebenso die Konzerte auf der Glas-

harmonika erwähnt werden, von deren einem Keller berichtet. — Der dritte Teilnehmer an der Reise nach Bünden war der spätere Schuldirektor G. Frölich aus Bern. Der im Anschluß an den betriebsamen Helden von Goethes Fastnachtsspiel als Pater Brey bezeichnete übereifrige Begründer einer schweizerischen Nationalliteratur ist der Professor Ludwig Eckardt, der in Bern um 1858 eine schweizerische Nationalbühne in Betrieb setzen wollte. Das Lied vom Mutz (abgedruckt bei Brunner, S. 431) verspottet ihn dafür aufs schärfste. Vgl. auch die Briefstellen Ermatinger II, 493. 494.

S. 97. Am Mythenstein.

Zuerst gedruckt im Morgenblatt für gebildete Leser, 55. Jhgg., 1861, Nr. 14 und 15.

Am 21. Oktober 1860 wohnte Keller, sich einer stürmischen Wahlkampagne auf kurze Zeit entreißend, der Enthüllungsfeier am Mythenstein bei und feierte in der geselligen Vereinigung in Brunnen das Verhalten der Urkantone, die das schönste aller Schillerdenkmäler geschaffen hätten, in markig schlichten Worten. Zunächst berichtete Keller in der Augsburger Allgemeinen Zeitung vom 29. Oktober 1860 über das Fest. Der Aufsatz lautet:

„Das Schillerfest auf dem Mythenstein.

Luzern, 22. Okt. Gestern fand auf dem Vierwaldstättersee die Enthüllungsfeier am einfachen, aber in seiner Art unübertrefflichen Schillerdenkmal statt. War die sinnige Schillerfeier auf dem Rütli im November [1859] in die weißen Schauer der winterlichen Gebirgswelt gehüllt, so glänzte am gestrigen Fest die Szenerie in der Farbenglut des schönsten wolkenreinsten Herbsttags. Um 2 Uhr stießen die großen Nauen der Länder vom Ufer zu Brunnen und fuhren nach dem Mythenstein hinüber, gefolgt von einer ganzen Flotte kleinerer und größerer Fahrzeuge, denen im Hintergrund die Dampfer sich anschlossen, auf deren Deck ein mächtiges Zuschauerpublikum von Luzern und andern Kantonen sich eingestellt hatte. Hr. Landammann Aufdermaur von Brunnen hielt, als Festadmiral in leichtem Boot umherfahrend, diese zahlreiche Schifferwelt in trefflicher Ordnung, so daß sie sich ebenso zweckmäßig als ohne allen Unfall bewegte. Der Mythenstein erhebt sich 80 Fuß hoch in der glücklichsten Form mitten aus den Wellen am Eingang des Flüelersees, der Wiege Tells und dem Rütli zugekehrt. Durch die Inschrift, bestehend aus kolossalen vergoldeten Metallbuchstaben, die auf die flache Steinseite im besten Verhältnis geheftet sind, verwandelt sich der Stein urplötzlich in ein Denkmal, das von bündigster Künstlerhand hingestellt erscheint.

Als sich die buntbewimpelte Flotte um den Stein zusammengedrängt, eröffnete Uri den dialogisch gedichteten Weihegesang des poetischen Klosterherrn von Einsiedeln, P. Gall Morel, komponiert von

Baumgartner in Zürich; Unterwalden nahm den Gesang auf, dann Schwyz, worauf sich alle drei im Chor vereinigten.

Die Chöre waren nur klein, aber ihre frischen Stimmen und die eigentümlichen Tonsätze widerhallten an den Felswänden wie in einem Dom. Landammann Styger von Schwyz bestieg hierauf eine kleine Rednerbühne zu Füßen des Denkmals und hielt die Begrüßungsrede, in welcher er auch eine freundliche und anmutige Zuschrift von Schillers Tochter vorlas, welche mit allgemeiner lautloser Teilnahme angehört wurde. Nur ein kaum erkennbares Galeriepublikum oben auf der himmelhohen Bergwand, das junge Hirtenvolk von Seelisberg, das neugierig den Kopf über den Abgrund hinausstreckte und nicht wußte, daß eben ein Brief von einer ehrwürdigen deutschen Dichterstochter verlesen wurde, sandte einige fröhliche Jauchzer aus der blauen Sonntagsluft herunter.

Die Verhüllung der Inschrift bestand aus einem großen Schiffssegel, das mit Wappen und Immergrün stattlich geschmückt war. Hr. Styger ließ es fallen, und nun erglänzte es zu aller Freude: „Dem Sänger Tells Fr. Schiller die Urkantone 1859." Nach dem Schwyzer Redner sprachen noch der Landschreiber Lusser, im Namen Uris, und im Namen von Unterwalden Landammann Wirz in leidenschaftlich bewegter gewandter Rede. Hier wie bei den späteren Tischreden im „Adler" zu Brunnen bildete der Inhalt lediglich die Freude über Schillers Divination, welche die Brüderschaft, Freiheitsliebe und das Gottvertrauen der drei Länder so treu gezeichnet habe. Schließlich wurde das liebliche Fest wieder zu einem Freundschaftsfest; mit Kraft und Ernst wurde an die Gefahren der Gegenwart erinnert und eine Neutralität verkündet, welche nicht von der Willkür eines Nachbars abhängen, sondern auf dem eigenen Willen gegründet sein solle. Die Schillerschen Sprüche: „Wir wollen trauen auf den höchsten Gott und uns nicht fürchten vor der Macht der Menschen!" ferner: „Denn über dir erkennst du keinen Herrn als nur den Höchsten in der Christenheit", und noch ähnliche, welche einen stürmisch erregten Beifall hervorriefen, bewiesen, wie es dies Volk der Urkantone noch immer will gehalten wissen.

Möge es seinen guten Mut und seinen einfachen Sinn in den kommenden Tagen den übrigen Eidgenossen, wo es daran fehlen sollte, mitteilen!"

Auch für das Morgenblatt sollte Keller einen Bericht liefern, der sich aber verzögerte und aus dem allmählich, ohne daß der Dichter es ursprünglich beabsichtigt hatte, eine weitgespannte Phantasie über die Möglichkeit eines schweizerischen Volksdramas geworden war. Keller kündet Cotta den Aufsatz Anfang März 1861 an:

„Das kleine Fest wurde durch die übrige Presse sogleich so vollständig beschrieben, daß es kein Interesse bot, für das ‚Morgenblatt' auch noch eine ähnliche Beschreibung zu liefern. Dagegen

wurde mir eine Gedankenreihe angeregt, welche ich dennoch niederzuschreiben wünschte und nun auch niedergeschrieben habe. Der Vorgang jener Enthüllung nimmt darin nur eine kleine Stelle ein, das übrige sind kulturgeschichtliche Bemerkungen. Auf ein schnelles Erscheinen dieses Aufsatzes kam es nun nicht mehr an, und ich bin daher so frei, Ihnen denselben für das ‚Morgenblatt' noch zu übersenden, es vollständig Ihrem Ermessen überlassend, ob Sie Gebrauch davon machen mögen oder nicht. Sollte es nicht mehr konvenieren oder das Schriftstück zu groß sein, so würde ich nur um die Gunst bitten, mir dasselbe gefälligst wieder zurückschicken zu wollen." (Ermatinger II, 519.)

Cotta antwortet mit begeisterter Zustimmung (der ganze Briefwechsel steht im „Greif", Oktoberheft 1913) und veröffentlicht den Aufsatz im Morgenblatt a. a. O.

Auf die Berührung, die zwischen Kellers nationalem Festspielplan und Richard Wagners Ideen besteht, die in der Schrift „Ein Theater in Zürich" (1858) niedergelegt sind, hat Baechtold hingewiesen.

S. 121. Die Weihnachtsfeier im Irrenhaus.

Zuerst erschienen Neue Züricher Zeitung vom 11. Jan. 1879.

Der Aufsatz ist offenbar aus dem Gedanken heraus entstanden, der durch unangenehmste Vorkommnisse im öffentlichen Leben des Kantons in ihrem Ansehen sehr zu Unrecht schwer geschädigten Anstalt Burghölzli eine öffentliche Genugtuung zu geben. Über diese Vorkommnisse, die aus einer Hetze gegen den Direktor der Anstalt Dr. Hitzig hervorgegangen waren, berichtet ausführlich Kriesi, Gottfried Keller als Politiker. Frauenfeld und Leipzig, 1918, S. 229 bis 231. Keller verfaßte 1879 für diesen Freundeskreis eine Sympathie- und Abschiedsadresse an Dr. Hitzig, der, des verleumderischen Treibens überdrüssig, trotz der ihm zuteil gewordenen glänzenden gerichtlichen Rechtfertigung einen Ruf nach Halle angenommen hatte. Sie erscheint bedeutungsvoll, weil in ihr gewisse Hauptideen von Kellers Altersroman Martin Salander deutlich ausgesprochen werden und ist von Kriesi im Anhang seines Buches (S. 296 ff.) mitgeteilt. — Der auf S. 123 des Artikels über die Weihnachtsfeier erwähnte schnöde Lokaldichter ist Gottfried Keller selbst.

S. 126. Niklaus Manuel.

Veranlaßt ist der Aufsatz, der in der Neuen Zürcher Zeitung vom 17. und 18. Februar 1879 gedruckt wurde, durch die Ausgabe der Werke Manuels von Jacob Baechtold. Frauenfeld, 1878. Über Manuel vgl. auch Baechtold in seiner Geschichte der deutschen Literatur in der Schweiz. Frauenfeld, 1892, S. 282—293, wo er weitaus die prächtigste schweizerische Dichter- und Künstlergestalt des ganzen Jahrhunderts genannt wird, die in ihrer Vielseitigkeit als Dichter, Maler, Architekt, Krieger und Staatsmann an die großen

Meister der italienischen Renaissance erinnere. Keller hat die Rezension wohl in erster Linie Baechtold zuliebe geschrieben, nachdem er diejenige unterlassen hatte, die dem Hans Salat desselben Gelehrten zugedacht gewesen war (Hans Salat, ein schweizer Chronist und Dichter aus der ersten Hälfte des 16. Jhdts., 1876). Die leise Polemik gegen den Abschnitt über die malerische Tätigkeit Manuels, der von dem früheren Pfarrer und späteren Kunsthistoriker an der Züricher Universität Salomon Vögelin herrührt, der auch persönlich Keller nicht sympathisch war, ist wohl zu erkennen und nicht minder der Groll des Dichters über die literarischen Hochstapler, er denkt an Prof. Ludwig Eckardt in Bern, die eine schweizerische Nationalliteratur begründen wollten.

S. 136. Jeremias Gotthelf.

Zuerst gedruckt in den Blättern für literarische Unterhaltung 1849, Nr. 302—305; 1851, Nr. 76—77; 1852, Nr. 47; 1855, Nr. 9. — Jetzt mit einigen Auslassungen und ein paar Beilagen neu herausgegeben von Eduard Korrodi in der Schweizerischen Bibliothek Nr. 4. Zürich, 1918. — Hier nach Baechtold.

Keller hat, wie aus der eingangs mitgeteilten Briefstelle an Jacob Baechtold (23. Mai 80) hervorgeht, die Absicht gehabt, die Gotthelfrezensionen, die sich über vier Jahrgänge erstrecken und „sehr ungleich, zum Teil unüberlegt und flüchtig sind", durchzusehen und in einen Aufsatz zusammenzuschweißen. Wie so viele andere, ist auch diese Absicht nicht ausgeführt worden. Die Bedeutung dieser Rezensionen für Keller selber wird jedem klar, wenn er sich zum Bewußtsein bringt, daß sie in den Jahren der Arbeit am grünen Heinrich geschrieben wurden. Darüber hinaus bilden sie den Ausdruck eines regen Verantwortlichkeitsgefühls des Verfassers gegenüber seinem Volke, und endlich beruht ihr Wert in ihnen selbst, weil sie aus rein menschlichem Empfinden und aus künstlerischer Gewissenhaftigkeit heraus geformt sind.

S. 185. Der Trank der Vergessenheit.

Erstdruck in der Berliner Constitutionellen Zeitung, Morgenblatt vom 19. Sept. 1851. — Der österreichische Dramatiker Johann Nepomuk Bachmayr (1819—1864), über den am besten Minor im Grillparzer-Jahrbuch X, 129—190 unterrichtet (dort auch Bd. XVIII seine Briefe an Keller 1850—52, hrg. von A. Schaer), war durch Hettners Vermittelung mit Keller bekannt geworden (Ermatinger II, 257 f.). Hettner hatte Bachmayrs Drama in den „Blättern für Literarische Unterhaltung" (Bd. 2 von 1851, S. 712 ff.) besprochen und es eine „Tragödie im höchsten Sinn" genannt. Einige einschränkende Bemerkungen der Rezension veranlaßten eine mündliche Auseinandersetzung zwischen dem Dichter und Keller, der darüber an Hettner berichtet (Ermatinger II, 259—63), wobei er sich in den

Hauptpunkten auf Bachmayrs Seite stellt. Über dessen eigentümliche Persönlichkeit vgl. weiter Ermatinger II, 265 f. — Hettners Aufsatz war wohl durch den leidenschaftlichen Angriff auf Bachmayrs Stück veranlaßt worden, zu dem Hebbel („Der Wanderer" vom 14. Mai 1851) sich hatte hinreißen lassen, auch Keller sollte eine Lanze für das angegriffene Stück einlegen. Ein größerer Aufsatz über das Drama, der ihm ungewollt unter den Fingern gewachsen war, schien ihm wegen des Umfangs für die Constitutionelle Zeitung ungeeignet, und so fertigt er schließlich seinen „flüchtig gemachten Auszug" an. Das ist unser Text.

S. 190. Die neuen kritischen Gänge von Fr. Th. Vischer.
Erstdruck: Beilage zur Augsb. Allg. Zeitung, 23.—25. Mai 1861.
S. 204. Zu Fr. Th. Vischers achtzigstem Geburtstage.
Erstdruck: Beilage zur Allg. Zeitung vom 30. Juni 1887.

Keller an Cotta, 7. März 61: „Ich habe Lust, die neuen ‚Kritischen Gänge' meines Freundes Hrn. Prof. Vischer zu besprechen, sobald das dritte Heft erschienen ist."

Die Freundschaft zwischen dem Züricher Meister und Vischer, dem feinsinnigen Ästhetiker und scharfen Kritiker (Ermatinger II, 218: Das kritische Auge des V-Vischers), ist ein wundervoller Beweis gegenseitigen Verstehens, Eindringens und Duldens zweier bedeutender Menschen. Zeichnet Keller dem Freunde liebevoll die Linien der Kritischen Gänge nach, so betreut ihn dieser mit gutem Rat (bei Gelegenheit der sieben Legenden), stellt sodann als der Erste das dichterische Lebenswerk des Zürichers in seiner Gesamtheit dar (Allg. Zeitung 1874) und läßt den Freund als den Barden Guffrud Kullur durch die Pfahldorfgeschichte in „Auch Einer" wandeln. Keller aber, der schon des 70. Geburtstages Vischers gedacht hatte (Ermatinger III, 211), folgt nur dem lebendigen und dankbaren Drange seines Herzens, wenn er dem Achtzigjährigen, dem großen Repetenten deutscher Nation für alles Schöne, Große und Gute, Rechte und Wahre, einen herzlichen Gruß nach der schwäbischen Hauptstadt sendet. (Vgl. H. Trog, Fr. Th. Vischer und G. Keller im Zürcher Taschenbuch N. F. 31, S. 249 ff.)

S. 207. Heinrich Leutholds Gedichte.
Erstdruck: Neue Zürcher Zeitung, 12. Dez. 1878.

Kellers Verhältnis zu seinem unglücklichen Landsmann wird erschöpfend dargestellt von Ermatinger in den Süddeutschen Monatsheften, VII. Jahrg. (1910), 9. Heft, S. 290—314. Da sind auch Kellers Briefe abgedruckt, in denen er sich über L. äußert, die dann im II. und III. Bd. der Biographie wiederholt sind. Auch der Briefwechsel zwischen Keller und Heyse ist aufschlußreich. — Ermatinger weist überzeugend nach, daß der Bereitwilligkeit Kellers, helfend in die Leutholdangelegenheit einzugreifen, eine gewisse verdrossene Ab-

neigung beigemischt ist, die nicht etwa auf persönliche Gründe zurückgeht, sondern durch grundsätzlich künstlerische Gesichtspunkte bedingt wird. Keller hätte sich selbst und seine ganze künstlerische Art verleugnen müssen, hätte er sich restlos für Leuthold einsetzen wollen. „Kellers Dichtung ist der Realismus einer individuellen Persönlichkeit, ein Deuten und Darstellen der Wirklichkeit nach individuellem Ideengehalte, also Idealismus (im Schillerschen Sinne) und Realismus zugleich. Für Leuthold dagegen war die Poesie eine Welt des schönen Scheines, so etwas wie der Sonntagsbratenrock für den Philister. Wenn Keller protestierte, so tat er es nicht aus kleinlichem Neid, sondern aus der Notwendigkeit des künstlerischen Gegensatzes heraus und er lehnte eine Kunst ab, die er, nach seiner Überzeugung, als zu wenig mit Leben gesättigt bezeichnen mußte." (Südd. Monatshefte a. a. O., S. 304 f.) — Unter solchen Umständen ist die Besprechung, die trotz des inneren Gegensatzes das Lebenswerk eines Unglücklichen und Todkranken empfehlen will, um so höher anzuschlagen. Selbstverständlich merkt der Leser bei genauerem Zusehen die Zwiespältigkeit des Ganzen. Es kann eben keiner über seinen Schatten springen. — Leutholds Gedichte liest man jetzt am besten in der Ausgabe von Bohnenblust (drei Bände), Frauenfeld und Leipzig, 1914; eine feine Würdigung des Lyrikers Leuthold, aus Anlaß der Ausgabe von Artur Schurig, Leipzig, 1910, steht in den Süddeutschen Monatsheften VII, 1910, Heft 10.

S. 209. Ein nachhaltiger Rachekrieg.

Erstdruck: Neue Zürcher Zeitung vom 30. Sept. 1879.

Im Bettagsmandat für das Jahr 1871 hat Keller folgende Stelle, in der er auf den Krieg von 1870 und auf die Störung der deutschen Siegesfeier in Zürich durch internierte französische Offiziere hinweist:

„Wieder ist der Herbst und mit ihm der Tag der vaterländischen Andacht genaht, und wir dürfen sagen, daß die furchtbaren Kämpfe, zum Teil dicht an unseren Grenzen, sich vollzogen haben, ohne daß die unserm Vaterland durch sie drohenden Gefahren verwirklicht worden sind. Während wir die anstrengenden Pflichten der Bewahrung unserer friedlichen Landesmarken übten, war es uns gleichzeitig vergönnt, an dem Wetteifer der mit uns von dem unerhörten Schauspiel erschütterten Welt teilzunehmen und das fremde Elend nach Kräften lindern zu helfen. Selbst der Übertritt einer Heeresmasse, so zahlreich, wie sie noch nie mit einem Schlage von außen her auf dem Boden unserer Heimat erschienen ist, hat nur dazu gedient, unsere öffentlichen Einrichtungen zu erproben und den werktätigen Sinn unseres Volkes wach zu halten und zu erhöhen. Wenn auch manches Opfer an Gesundheit und Leben dabei gebracht werden mußte, so können wir doch nicht dankbar genug aufblicken zum Herrn aller Völker, da er abermals uns so freundlich geschützt hat.

Dennoch ist die Lage auch unseres Vaterlandes nicht mehr ganz dieselbe, wie sie es vor diesem Kriege gewesen ist. Wiederum hat eine jener großen Nationen, von denen wir umgeben und mit denen jeweilig Teile unseres Volkes stammverwandt sind, ihre Einheit und damit eine kaum geahnte Machtfülle gefunden. Und während in unserm Norden eine glänzende Kaiserkrone wieder errichtet worden ist, wie zum Zeichen, daß Heil und Gelingen nur von einer Lenkerhand ausgehen können, ringt die darnieder geworfene Nation in unserm Westen an ihrem Wiederaufbau; aber auch hier im Unglücke handelt es sich nicht um ein Zusammenwirken freier Männer, sondern um den Namen des rettenden Führers, welcher gesucht wird. So scheint denn das republikanische Prinzip, welches unser bürgerliches Dasein von jeher bedingt hat, mehr zu vereinsamen als Unterstützung zu finden. Lächelnde, wenn auch unberufene Stimmen lassen sich hören: Was willst du kleines Volk noch zwischen diesen großen Völkerkörpern und Völkerschicksalen mit deiner Freiheit und Selbstbestimmung?

Wie zur Antwort auf solche Fragen haben in unserer Mitte Szenen der Gewalttat und Rechtsverletzung stattgefunden, welche den Urteilsspruch des Strafrichters erforderlich machten, das glückliche Gefühl bewahrten Friedens und gesicherter Ordnung weithin getrübt, unsern Ruf gefährdet haben. So einstimmig die betreffenden Vorgänge verurteilt wurden, mochten sie doch nicht ganz fremd sein einer gewissen Scheu und Furcht, welche dem Neuen und in seinen Folgen noch Ungekannten gegenüber manches Gemüt beschlich, und angesichts solcher Stimmungen schien die Frage nicht unberechtigt: Sollte unser Vaterland die neuentstandenen Machtverhältnisse wirklich nicht zu ertragen, ihnen nicht ins Auge zu schauen vermögen?"

Gegen diese Stelle und gegen die Gesinnung sowohl wie gegen die Sprache des ganzen Erlasses richtete sich ein Angriff des Züricher Reformgeistlichen Heinrich Lang, der in einer Zeitung veröffentlicht wurde. Er nennt den Ton des Mandats verzwickt, geschraubt, schwülstig, die Gedanken gingen wie auf Stelzen usw. Eine Entgegnung sucht unter dem Hinweis darauf, daß Keller der Verfasser sei, den Angriff abzuschlagen, worauf ein vorsichtiger Rückzug des Angreifers erfolgt.

Als dann 1874 die neue Ausgabe der Seldwyler mit dem „Verlorenen Lachen" erschien, behaupteten Lang und seine zahlreichen Freunde, die Novelle bedeute einen förmlichen Rachekrieg gegen ihn. Keller äußert sich darüber in einem Brief an F. Th. Vischer, 29. Juni 1875 (Ermatinger III, 138):

„Die Wirkung dieser Novelle in Zürich war einigermaßen drastisch und lehrreich. Während ein Alexander Schweizer und Biedermann [zwei freiheitlich gesinnte Professoren der Theologie] sich nichts anmerken lassen ... ist ein Lang wie des Teufels. Er machte in der

Predigt wiederholte Ausfälle, indem er wohlweislich die eigentliche Pointe ignoriert und nur den Unglauben denunziert und Goethesche Zitate aus Faust usw. entgegensetzt und ganz so predigt, wie es in der Geschichte vorgezeichnet ist, wie wenn er davon behext wäre, so daß ich eigentlich eitel darauf sein sollte. So treibt er's auch in theologischen Aufsätzen. Andere desgleichen. Auch schiebt der grobkluge Pfaff mir gesprächsweise falsche und verwerfliche Motive unter."

Dann schien Gras über die Sache zu wachsen, bis sie durch einen Artikel im „Temps" (Sept. 1879) wieder aufgerührt wurde, der Keller zur Abwehr durch unseren Aufsatz zwang. Der Artikel des Temps lautet in deutscher Übersetzung:

„Vor einigen Jahren plauderte in Zürich ein kleiner Kreis von Freunden über ein Bettagsmandat, das die kantonale Verwaltung erlassen hatte. Vom Erhabenen zum Lächerlichen ist nur ein Schritt, und das amtliche Schriftstück hatte ihn vielleicht getan, als es sich einen salbungsvollen und überschwenglichen Kanzelton aneignete und sich so eine Sprache erborgte, die in gar zu großem Gegensatz zur gewöhnlichen Ausdrucksweise und besonders zu der wohlbekannten Art der Demokraten stand, die damals im Rat der Republik saßen. Mehr bedurfte es nicht, um die sarkastische Laune des Herrn Lang aufzureizen, der damals Pfarrer zu St. Peter und einer der bekanntesten Führer der religiösen Reformbewegung war, die unter dem Namen eines freiheitlichen Christentums bekannt ist.

Unter den Zuhörern der von Geist und Witz sprühenden Kritik, die er an der regierungsrätlichen Prosa übte, befand sich auch der Verfasser des Mandats, Herr Gottfried Keller, damals Staatsschreiber der Republik. Herr G. Keller ist der Verfasser mehrerer Bände ausgezeichneter Züricher Novellen, die von jedem geschätzt werden, der im deutschen Schrifttum auf dem Laufenden ist, und deren eine „Romeo und Julie auf dem Dorfe" vor einigen Jahren in einer Übersetzung von einer französischen Zeitschrift veröffentlicht wurde.

Durch die satirischen Pfeile, die sein Freund Lang gegen sein Werk abgeschossen hatte, in seinem Autorenselbstgefühl verletzt, zögerte er nicht, sich zu rächen. In einer Züricher Novelle, die er nach einiger Zeit unter dem Titel „Das verlorene Lachen" veröffentlichte und die übrigens alles Lob verdient, erscheint, um eine klägliche Rolle darin zu spielen, ein Pfarrer, der der freiheitlichen Richtung angehört und der solche Züge trägt, daß es unmöglich ist zu verkennen, wie der Verfasser sich bemüht hat, eine Karikatur oder Verzerrung des Züricher Geistlichen zu zeichnen. Dieser, der unter dem Namen des Reformators Lang in der Schweiz bekannt gewesen war, ist vor zwei oder drei Jahren gestorben, nachdem er, schon schwer erkrankt, in Basel einen Vortrag gehalten hatte. Sein Tod hat eine allgemeine Trauer im ganzen Kanton Zürich veranlaßt, und ich würde

glauben, den Gefühlen unseres bedeutenden Romanschriftstellers Keller unrecht zu tun, wenn ich nicht annehmen wollte, daß er mehr als einmal bedauert hat, daß er sich zu einem solchen Ausbruch der Überempfindlichkeit gegenüber einem unschuldigen Scherz hat hinreißen lassen."

S. 212. Goethes „Reineke Fuchs" von Kaulbach.
Erstdruck: Neue Zürcher Zeitung vom 2. März 1847.
Baechtold berichtet, daß Kaulbach von dem kleinen Aufsatz gesagt habe, er enthalte das Beste, was über seine Illustrationen geschrieben worden sei.

S. 214. Pflügende Ochsen, Bild von Rudolf Koller.
Erstdruck: Neue Zürcher Zeitung vom 20. Januar 1869.
Das besprochene Bild ist Eigentum der Dresdener Galerie.

S. 217. Ludwig Vogel.
Erstdruck: Neue Zürcher Zeitung vom 25. Aug. 1879.

S. 218. Ein bescheidenes Kunstreischen.
Erstdruck: Neue Zürcher Zeitung vom 22. und 23. März 1882.
Kellers Reisebegleiter auf dem „verwogenen Ausflug" waren die Maler Rudolf Koller und Emil Rittmeyer.
Die sonst bekannten kunstkritischen Aufsätze Kellers sind im Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich auf 1894, S. 23ff. und im Juliheft der „Schweiz" (1916) abgedruckt, sie fehlen hier lediglich aus Raumgründen.

S. 228. Emil Palleske.
Erstdruck: Neue Zürcher Zeitung vom 30. Sept. 1875.
Der Vortragsmeister und Schillerbiograph Emil Palleske (1823 bis 1880), den er durch Scherenberg in Berlin kennen lernte, war Keller sympathisch, wenn er auch seinen Lockungen, sich mit ihm in Thüringen anzusiedeln, nicht folgte. Als Palleske 1875 nach Zürich kam, um Vorträge zu halten, widmete ihm Keller unsern Aufsatz. Palleske schrieb darauf: „Das ist denn freilich keine Reklame, sondern ein Zeugnis, das mir nicht in der Flut neuer Stunden und Tage verloren gehen wird. Das soll man in meinem Nekrolog einmal abdrucken, und mehr braucht nicht drin zu stehen, damit ich sanft darauf schlafe" (Ermatinger I, 225). Baechtold hat den Aufsatz im Anhang seines zweiten Bandes wieder abgedruckt (S. 485f.).

S. 229. Vermischte Gedanken über die Schweiz.
Mitgeteilt nach Kriesi, Gottfried Keller als Politiker. Frauenfeld und Leipzig, 1918, S. 243f. Vgl. auch Kriesi, S. 32ff., wonach das Folgende.
Der Aufsatz ist 1841 entstanden und stellt einen Beitrag zum Wochenblatt der Schweizergesellschaft in München dar. Kellers Ab-

sicht war, die Freunde zu intensiver politischer Arbeit und zu lebhafterem Gedankenaustausch anzuregen. Er stellt sich deshalb nicht auf einen strengen Parteistandpunkt, sondern versucht von höherer Warte aus die politischen Verhältnisse der Schweiz zu erörtern.

Die äußere Veranlassung bildet eine Zeitungspolemik in der Augsburger Allgemeinen und der Neuen Zürcherin über das Thema: Die Schweiz und ihr Verhältnis zu Deutschland. Kellers Darlegung gliedert sich in zwei Hälften: 1. Das Problem der schweizerischen Nationalität und 2. die innere Politik einer Republik im allgemeinen und der schweizerischen im besonderen. Es ist bemerkenswert, daß schon der junge Keller neben aller stolz behaupteten politischen Unabhängigkeit den Anschluß der Schweiz an die deutsche Geisteskultur fordert. Auch der Mann und der Greis sind für diese selben Ideen eingetreten.

S. 235. Randglossen.

Dem Rate Baechtolds folgend (Nachgel. Schr. 347) wählen wir aus den bei Kriesi a. a. O. abgedruckten politischen Aufsätzen die Artikelfolge aus, die die Überschrift „Randglossen" trägt und ursprünglich im Züricher Intelligenzblatt vom 16., 18., 26. und 27. März 1861 erschienen ist. — Vgl. dazu Kriesi, S. 146 ff., woraus das Folgende:

Kellers Stellungnahme zur Regierung ist vom Jahre 1860 ab oppositionell. Er „stilisiert" einen Aufruf zu einer Volksversammlung in Uster, in der ein oppositionelles Wahlprogramm beschlossen werden soll, tritt in Fühlung mit einer Studentenvereinigung „Helvetia", die das „herrschende System" scharf bekämpft, legt in einer Artikelserie im Berner Bund seine Gedanken über die Züricher Verhältnisse dar, nimmt Stellung gegen eine Rede, die Alfred Escher, der schweiz. Großratspräsident, zur Verteidigung der Neutralitätspolitik der Schweiz gehalten hatte, und behandelt endlich in den „Randglossen" sowohl einige Fragen der Tagespolitik als solche prinzipieller Natur. Letztere bedingen seine Stellungnahme gegen die bloß repräsentative Demokratie, die in Zürich das Heft in der Hand hatte. Die Angriffe gegen die Neue Zürcher Zeitung gelten im Grunde diesem herrschenden System. Der Cassius des ersten Aufsatzes ist der Redakteur Dr. Felber dieses Hauptblattes der franzosenfreundlichen Richtung in der Schweiz. Gegen die Franzosenfreundschaft richtet sich der zweite Aufsatz. Der dritte Artikel handelt von dem Eisenbahnstreit, in dem der Verfechter der West-Ostbahn, Bundesrat Stämpfli in Bern, mit Alfred Escher und dessen anders orientierter Eisenbahnpolitik hart zusammenstieß. Der Triumph der Neuen Zürcher Zeitung über den Zusammenbruch der Pläne und Unternehmungen Stämpflis ist Keller widerwärtig, noch widerwärtiger freilich erscheint ihm das Eisenbahnfieber an sich, das den

Volkskörper der Schweiz durchtobte, und alles, was mit ihm zusammenhängt.

Aus dieser ungesunden und volksverderberischen Gewinnsucht entstehen schließlich auch die tief bedauerlichen Verhältnisse in der schweizer Baumwollindustrie, die schamlose Ausnutzung besonders der Kinder. Gegen die rücksichtslose Ausbeutung der wehrlosen Jugend durch die Fabrikanten, die sich mit allen Mitteln gegen die Verminderung der 13stündigen Arbeitszeit zu wehren wußten, findet Keller im vierten Aufsatz scharfe Worte des Tadels, wie er ja auch schon vorher in seinem großen Roman die „hölliſche Atmosphäre" der Malerwerkstatt Habersaats gebührend gekennzeichnet hatte (vgl. Teil VI, S. 43 ff).

S. 245. Zu Alfred Eschers Denkmalsweihe.

Erstdruck: Neue Zürcher Zeitung vom 22. Juni 1889.

Alfred Escher (1819—82) war ein bedeutender Staatsmann und der Begründer der Gotthardbahn.

S. 245. Das Bettagsmandat für 1862.

Der Staatsschreiber hatte, „so oft kein leitender Staatsmann in der Behörde saß, der die Lust verspürte, seinen Stil an der besagten Kundgebung zu versuchen", die jährlichen Erlasse für den Dank-, Buß- und Bettag abzufassen. Kellers erster Entwurf für das Jahr 1862 fand nicht die Billigung des Regierungsrats und blieb ungedruckt. Vgl. Ermatinger I, 414 und Kriesi, Keller als Politiker, S. 160—62, wo im Anhang (S. 299 ff.) auch die übrigen Mandate und amtlichen Bekanntmachungen Kellers wiedergegeben sind.

Alphabetisches Verzeichnis der Dichtungen und Schriften

Die Ziffer vor dem Komma bezeichnet den Teil, die hinter dem Komma die Seite

Am Mythenstein 14,97.
Autobiographisches 14,80.

Baronin, Die arme 12,112.
Berlocken, Die 12,245.
Bettags-Mandat, Ein 14,245.

Das Fähnlein der sieben Aufrechten 11,235.
Das Sinngedicht 12.
Das Tanzlegendchen 4,85.
Das verlorene Lachen 3,228.
Der grüne Heinrich 5 bis 8.
Der Landvogt von Greifensee 11,131.
Der Narr auf Manegg 11,107.
Der schlimm-heilige Vitalis 4,53.
Der Schmied seines Glückes 3,58.
„Der Trank der Vergessenheit" 14,185.
Der Wahltag 14,29.
Die arme Baronin 12,112.
Die Berlocken 12,245.
Die drei gerechten Kammacher 2,198.
Die Geisterseher 12,155.
Die Jungfrau als Ritter 4,33.
Die Jungfrau und der Teufel 4,25.
Die Jungfrau und die Nonne 4,45.
Die Leuchtwürmchen und die Sterne 14,75.
Die Leute von Seldwyla 2 u. 3.
Die mißbrauchten Liebesbriefe 3,89.
Die mißlungene Vergiftung 14,42.
Die neuen kritischen Gänge von F. Th. Vischer 14,190.
Die Weihnachtsfeier im Irrenhaus 14,121.
Dietegen 3,165.
Don Correa 12,190.
Dorotheas Blumenkörbchen 4,76.

Ein bescheidenes Kunstreischen 14,218.
Ein Bettags-Mandat 14,245.
Ein nachhaltiger Rachekrieg 14,209.
Emil Palleske 14,228.
Erinnerung an Xaver Schnyder in Wartensee 14,90.
Escher, Alfred 14,245.
Eugenia 4,8.

Fähnlein, Das, der sieben Aufrechten 11,235.
Frau Regel Amrain und ihr Jüngster 2,147.

Gedichte, Gesammelte 9 und 10.
Geisterseher, Die 12,155.
Gesammelte Gedichte 9 und 10.
Goethes „Reineke Fuchs" von Kaulbach 14,212.
Gotthelf, Jeremias 14,136.
Grüne Heinrich, Der 5 bis 8.

Hadlaub 11,22.
Heinrich Leutholds Gedichte 14,207.

Jeremias Gotthelf 14,136.
Jungfrau, Die, als Ritter 4,33.
Jungfrau, Die, und der Teufel 4,25.

Jungfrau, Die, und die Nonne 4,45.
Jungfrau, Von einer törichten 12,34.

Kammacher, Die drei gerechten 2,198.
Kleider machen Leute 3,10.

Lachen, Das verlorene 3,228.
Landvogt von Greifensee, Der 11,131.
Legenden, Sieben 4.
Leuchtwürmchen, Die, und die Sterne 14,75.
Leute von Seldwyla, Die 2 u. 3.
Leutholds Gedichte 14,207.
Liebesbriefe, Die mißbrauchten 3,89.
Ludwig Vogel 14,217.

Manuel, Niklaus 14,126.
Martin Salander 13.
Mythenstein, Am 14,97.

Nachgelassene Schriften 14.
Narr auf Manegg, Der 11,107.
Niklaus Manuel 14,126.

Palleske, Emil 14,228.
Pankraz, der Schmoller 2,12.
Parabel 14,73.
„Pflügende Ochsen", Bild von Rudolf Koller 14,214.

Rachekrieg, Ein nachhaltiger 14,209.
Randglossen 14,235.
Regine 12,46.
Romeo und Julia auf dem Dorfe 2,68.

Salander, Martin 13.
Schmied, Der, seines Glückes 3,58.
Schnyder, Xaver, Erinnerung an 14,90.
Schweiz, Vermischte Gedanken über die 14,229.
Selbstbiographie 14,76.
Seldwyla, Die Leute von 2. u. 3.
Sieben Legenden 4.
Sinngedicht, Das 12.
Spiegel, das Kätzchen 2,245.

Tanzlegendchen, Das 4,85.
Therese 14,47.
„Trank, Der, der Vergessenheit" 14,185.

Ursula 11,305.

Vergiftung, Die mißlungene 14,42.
Vermischte Gedanken über die Schweiz 14,229.
Verschiedene Freiheitskämpfer 14,7.
Vischer (Die neuen kritischen Gänge) 14,190.
Vischer (Zum 80. Geburtstage) 14,204.
Vitalis, Der schlimm-heilige 4,53.
Vogel, Ludwig 14,217.
Vom Fichtenbaum, dem Teiche und den Wolken 14,74.
Von einer törichten Jungfrau 12,34.

Wahltag, Der 14,29.
Weihnachtsfeier, Die, im Irrenhaus 14,121.

Zu Alfred Eschers Denkmalweihe 14,245.
Zu Friedrich Theodor Vischers 80. Geburtstage 14,204.
Züricher Novellen 11.

Gesamt-Inhaltsübersicht

1. Teil: Vorwort. Gottfried Kellers Lebensgang. Tagebücher. Selbstzeugnisse zum „Grünen Heinrich". Bibliographie.
2. Teil: Die Leute von Seldwyla. I. (Pankraz, der Schmoller. — Romeo und Julia auf dem Dorfe. — Frau Regel Amrain und ihr Jüngster. — Die drei gerechten Kammacher. — Spiegel, das Kätzchen. Ein Märchen.)
3. Teil: Die Leute von Seldwyla. II. (Kleider machen Leute. — Der Schmied seines Glückes. — Die mißbrauchten Liebesbriefe. Dietegen. — Das verlorene Lachen.)
4. Teil: Sieben Legenden. (Eugenia. — Die Jungfrau und der Teufel. — Die Jungfrau als Ritter. — Die Jungfrau und die Nonne. — Der schlimm-heilige Vitalis. — Dorotheas Blumenkörbchen. — Das Tanzlegendchen.)
5. bis 8. Teil: Der grüne Heinrich.
9. Teil: Gesammelte Gedichte. I.
10. Teil: Gesammelte Gedichte. II.
11. Teil: Züricher Novellen. (Hadlaub. — Der Narr auf Manegg. — Der Landvogt von Greifensee. — Das Fähnlein der sieben Aufrechten. — Ursula.)
12. Teil: Das Sinngedicht.
13. Teil: Martin Salander.
14. Teil: Nachgelassene Schriften. 1. Dichtungen. (Verschiedene Freiheitskämpfer. — Der Wahltag. — Die mißlungene Vergiftung. — Therese. — Parabel. — Vom Fichtenbaum, dem Teiche und den Wolken. — Die Leuchtwürmchen und die Sterne.) 2. Vermischte Aufsätze. (Selbstbiographie. — Autobiographisches. Erinnerung an Xaver Schnyder. — Am Mythenstein. — Die Weihnachtsfeier im Irrenhaus. — Niklaus Manuel. — Jeremias Gotthelf. — „Der Trank der Vergessenheit." — Die neuen kritischen Gänge von F. Th. Vischer. — Zu Vischers 80. Geburtstage. — Heinrich Leutholds Gedichte. — Ein nachhaltiger Rachekrieg. — Goethes „Reineke Fuchs" von Kaulbach. — „Pflügende Ochsen", Bild von Rudolf Koller. — Ludwig Vogel. — Ein bescheidenes Kunstreischen. — Emil Palleske. — Vermischte Gedanken über die Schweiz. — Randglossen. — Zu Alfred Eschers Denkmalweihe. — Ein Bettags-Mandat.)

Druck und Einband von Hesse & Becker, Leipzig. 425

34449

PT
2374
.A1
1921
v.5

Keller, Gottfried

Sämtliche Werke.

DATE | ISSUED TO

34449

PT
2374
.A1
1921
v.5